

Brienz

Neubearbeitung des Heimatbuchs Brienz (1999), Ausgabe 2011

Impressum

Copyright 2011

Gemeinderat und Einwohnergemeinde Brienz

Alle Rechte vorbehalten

Autorenteam 2011:

Peter Michel, Ruedi Perren-Roesti, Rudolf Perren-Zurflüh, Peter Wälti

Satz und Druck:

Thomann Druck AG, 3855 Brienz

Einband: Schumacher AG, 3185 Schmitten

Brienz



Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Gemeindepräsidenten Zu diesem Buch			
Natur und Naturgewalten		Bewegte Vergangenheit	Wir Briener
<i>Max Gygax</i> Rund um Brienz – Grenzverlauf	11	<i>Rudolf Perren-Zurflüh</i> Spuren aus dunkler Vergangenheit	65
<i>Max Gygax</i> Natur zwischen Grund und Grat	13	<i>Daniel Gutscher</i> Jäger am Rothorn schon vor 5000 Jahren	69
<i>Max Gygax</i> Mit Wildbächen und Lawinen leben	19	<i>Marc Nussbaumer, André Rehazek</i> Archäologische Funde auf Chüemad	70
<i>Max Gygax</i> Aus einem Sumpfgebiet wird Kulturland	34	<i>Rudolf Perren-Zurflüh</i> Unter den Freiherren	73
<i>Rudolf Perren-Zurflüh</i> Die Jahrhundertstürme «Vivian» (1990) und «Lothar» (1999)	43	<i>Rudolf Perren</i> Der Böse Bund und die Kolbenbannerverschwörung	81
<i>Rudolf Perren-Zurflüh</i> Unwetter verändern Dorf und Gegend	50	<i>Rudolf Perren-Zurflüh</i> Die Zeit der Glaubensspaltung	84
		<i>Peter Michel</i> Strenges Sittengericht	91
		<i>Rudolf Perren-Zurflüh</i> Wie unsere Gegend die Helvetik (1798–1803) erlebte	103
			<i>Peter Michel</i> Brienerinnen und Briener vorgestern, gestern und heute
			113
			– Gemüt und Charakter unserer Vorfahren
			113
			– Krankheit – Armut – Fürsorge
			118
			– Bürger und Hintersassen
			123
			– Abgewandert – ausgewandert
			126
			– Kultur und Sport – vom Dorfverein zum Musicstar
			132
			<i>Max Gygax</i> Eine Briener Alp – die Planalp
			135
			<i>Peter Michel</i> Sbrinz – Sbrienz – Brienz?
			145
			<i>Max Gygax</i> Wie Brienz zum Schnitzlerdorf wurde
			147
			<i>Hans Rudolf Hösli</i> Geigenbau in Brienz
			156
			<i>Max Gygax</i> Verbreitete Plagen und Heilmittel
			159
			<i>Max Gygax</i> Briensermärt
			163
			<i>Ruedi Perren-Roesti</i> «Der Briener» – unsere Lokalzeitung seit 1896
			167

Reise zu den Vorfahren

Peter Wälti
Bevölkerungs- und Familiengeschichte 175

Peter Wälti
Familiennamen von Brienz vor 1780 186

Unser Dorf

Albert Streich
In der Dorfgassen 205

Max Gygax
Dorf im Wandel 206

Dr. Hans Gugger
Das Brienerhaus 211

Max Gygax
Unser Quai – ein Phönix aus der Asche 228

Rudolf Perren-Zurflüh
Von Wasser, Abwasser und Elektrizität 237

Ruedi Perren-Roesti
Feuerwehrmagazin und neue Sporthalle 246

Kirche und Schule

Rudolf Perren-Zurflüh
Unsere Kirche 253

Max Gygax
Von der Schule, von Schulhäusern
und Schulmeistern 258

Ruedi Perren-Roesti
Die Schule Brienz im ersten Jahrzehnt
des 21. Jahrhunderts 275

Verkehr und Tourismus

Max Gygax
Vom Verkehr – Geschichte und
Geschichten 281

Max Gygax
Vom Geissenstall zum Parkhotel
Giessbach 306

Peter Michel
Axalp – iisi Achsalp 325

Brienz in Mundart und Malerei

Dr. Hans Ruef
Mundart und Mundartdichtung 333

Max Gygax
Maler in Brienz – Briener Maler 342

Gegenwart und Zukunft

Peter Michel
Brienz in Zahlen
Statistische Angaben vom
November 2010 363

Ausblick in die Zukunft 366

Anhang

Masse und Gewichte * 369

Glossar, Worterklärungen * 371

Personenregister * 379

Orte, Örtlichkeiten, Gewässer * 386

Sachregister * 394

Quellen- und Literaturverzeichnis * 401

Bildernachweis 405

Dank 406

* Hinweis auf die Verzeichnisse (ab Seite 369):

Erklärungswürdige Begriffe und alle erwähnten Personen sind im Anhang aufgeführt und werden im Buchtext mit Schrägdruck hervorgehoben.

Masse und Gewichte sowie Sachbegriffe sind in weiteren Verzeichnissen einsehbar.

Im Buch erwähnte Orte, insbesondere die Briener Flurnamen, lassen sich dank zwei beigefügten Karten lokalisieren.

Beilagen

Landeskarte «Brienz» 1:25 000

Ortsplan mit Flurnamen 1:5000

Vorworte

Kurt Schild
Ausgabe 1999

Der Gemeinderat von Brienz hat eine Autorengruppe beauftragt, ein Heimatbuch Brienz zu schaffen, in dem versucht wird, Wesentliches und Eigenarten unserer Region, unseres Dorfes und seiner Bewohner einfühlsam, aber sachlich und auch selbstkritisch aufzuzeigen.

Dem Begriff Heimat muss dabei nicht etwas von selbstzufriedener Sesshaftigkeit oder kurzsichtiger Überheblichkeit anhaften, wie es in unserer Gesellschaft häufig der Fall ist. Im Gegenteil – diese Lektüre kann für viele eine Anregung sein für die Auseinandersetzung mit ihrer alten oder neuen Heimat und dadurch eine zeitgemässe Beziehung zu diesem Begriff schaffen.

Dieses Buch erinnert an Vergangenes, zeichnet nach, wie sich Heutiges entwickelt hat und wagt zuletzt einen Ausblick in die nahe Zukunft. In vielen Sachgebieten werden Themen behandelt, die bei Alten und Jungen auf Interesse stossen dürften. Dabei wird zugunsten von Charakteristischem auf Vollständigkeit verzichtet. Schwarzweisse und mehrfarbige Bilder, Kartenausschnitte und Grafiken unterstützen und bereichern die Texte.

Der Autorengruppe Max Gyax, Peter Michel und Rudolf Perren ist es hervorragend gelungen, einen Überblick über die Geschichte, die Institutionen und die Aufgaben der Gemeinde darzustellen.

Möge das vorliegende Buch, für dessen Zustandekommen allen Mitarbeitenden, von der Autorengruppe bis zum Drucker, herzlich gedankt sei, einen möglichst weiten und wohlwollenden Leserkreis finden und Ausdruck des Strebens der Brienzener sein, auch künftig mit Weitsicht und Geschick unserer Dorfgemeinschaft zu dienen.

Kurt Schild
Gemeindepräsident
Herbst 1999

Peter Flück, Gemeindepräsident
Herbst 2011

Liebe Brienznerinnen und Brienzner

Die erste Ausgabe des Heimatbuches BRIENZ von 1999 ist dank grosser Nachfrage seit einiger Zeit ausverkauft. Anstelle eines Neudrucks entschied sich der Gemeinderat für eine Neuauflage. Diese Lösung bietet Vorteile in vielerlei Hinsicht. Einerseits konnte die interessante und bewegende Dorfgeschichte in den bestehenden Kapiteln ergänzt und fortgeschrieben werden. Das Unwetter von 2005 und dessen Folgen mit den Wasserbauprojekten Trachtbach und Glyssibach und dem neuen Feuerwehrmagazin. Aber auch die grossen Projekte wie der Neubau der Mehrzweckhalle und die neue Quaigestaltung sind nun in die Neuauflage integriert und illustriert. Die wertvollen neuen Beiträge, wie die Bevölkerungs- und Familiengeschichte und die Familiennamen von Brienz vor 1780, befassen sich mit der Entwicklung und der Zusammensetzung der Einwohner und den ersten Erwähnungen der heutigen Burgergeschlechter von Brienz. Diese Informationen eröffnen bisher unbekannte Einblicke in unsere Vergangenheit. Mit der Aufarbeitung der Schule Brienz, der Axalp und der Burgergemeinde wird das neue Buch abgerundet. Auf besonderes Interesse wird die wertvolle Karte mit den Flurnamen stossen. So liegt nun die Geschichte unseres Dorfes hoch aktuell vor. Alle interessierten Leserinnen und Leser können sich mit der Vergangenheit, den Besonderheiten und Eigenarten unseres Dorfes und unserer Region auseinandersetzen. Das Buch erinnert an Vergangenes und zeichnet gleichzeitig auf, wie

sich unser Dorf entwickelt hat. Die verschiedenen Themen werden Jung und Alt ansprechen. Aus meiner Sicht ist es sehr wichtig, dass wir uns immer wieder mit der Geschichte befassen und daraus lernen.

Unser Dorf am See soll auch in Zukunft als Wohn-, Arbeits- und Ferienort attraktiv bleiben. Lebensraum mit zeitgemässen und schutz bietenden Infrastrukturen, mit zukunftsgerichteter Ortsplanung und bedarfsgerechten Verkehrerschliessungen, gute Anschlüsse an den öffentlichen Verkehr und der Ausbau der Nationalstrassen sind wichtige Voraussetzungen dazu. Wenn es den Behörden und der Bevölkerung gelingt, den bereits hohen Standard weiter zu entwickeln, so profitieren neben dem Tourismus auch die vielen ortsansässigen Handwerksbetriebe, welche auch ausserhalb der Region Brienz Aufträge ausführen. Besondere Beachtung schenken wir weiterhin unserer intakten Landschaft, dem See und ganz generell unserer Umwelt. Vor allem müssen wir offen sein, um den grossen Herausforderungen der Zukunft gerecht zu werden.

Ich danke und gratuliere vorab dem Autorenteam zum neuen Heimatbuch. Besten Dank an alle Beteiligte, die Hilfe und Unterstützung geleistet haben. Es ist mein Wunsch, dass das vorliegende Werk auch dazu beiträgt, allen Brienznerinnen und Brienznern aufzuzeigen, dass wir auch künftig mit Weitsicht und Geschick im Gesamtinteresse unserer Dorfgemeinschaft dienen.

Zu diesem Buch

Max Gygax (†)
Ausgabe 1999

Brienz wird urkundlich, wie wir seit dem 850-Jahr-Jubiläum wissen, im Jahr 1146 erstmals erwähnt. Es dürfte aber zu jener Zeit schon länger bestanden haben, denn die sonnige Lage auf den Schuttkegeln von Mühlebach und Trachtbach, die die Möglichkeit zu landwirtschaftlicher Nutzung boten, der durch den See und die Nähe wichtiger Pässe begünstigte Handelsverkehr und wohl auch die im einst fischreichen See sich anbietende Nahrungsquelle haben jedenfalls schon in sehr früher Zeit zur Besiedlung eingeladen.

Einen entscheidenden Aufschwung, wenn auch mit Unterbrechungen wegen Kriegen und Wirtschaftskrisen, erfuhr Brienz mit dem Einsetzen des Fremdenverkehrs. Die durch Rousseau, Haller u.a. entfachte Begeisterung für die Natur und das einfache Leben der Land- und Bergbevölkerung führte auch dem Berner Oberland bald Scharen von vermöglichen Reisenden zu, die befördert, beherbergt, geführt und unterhalten sein wollten. Mit all diesen Dienstleistungen war Geld zu verdienen. Davon profitierten Wirte und Fuhrleute, Schiffer und Schifferinnen, die giessbachsüchtige Besucher über den See ruderten. Ihren Teil vom touristischen Kuchen schnitten aber auch die Andenkenschnitzler ab, die nach Christian Fischers Idee Holzwaren herstellten, zuerst mit weniger, später mit gezielter Ausbildung, mit immer besserem Geschick und Geschmack.

Es setzte dann die Dampfschiffahrt ein, Gasthäuser und Hotels schossen aus dem Boden, Bahnen wurden gebaut über den Brünig, aufs Rothorn, nach Interlaken. Mit den verbesserten Verkehrsmöglichkeiten wuchs die Zahl der Touristen und die Nachfrage nach Dienstleistungen. Das führte zu steigendem Wohlstand und zum Aufblühen des Gewerbes, wobei aber eine umweltzerstörerische Industrialisierung zum Glück unterblieb. Die schneesichere Axalp entwickelte sich zu einem kleinen Wintersportzentrum, der Giessbach mit dem erneuerten Parkhotel zu einem alt-neuen Anziehungspunkt, ebenso wie die Nostalgie-Bahn aufs Rothorn und das einzigartige Freilichtmuseum Ballenberg.

Zu vielen dieser Entwicklungen und Ereignisse bietet das vorliegende Buch vertiefte Informationen. Unmöglich allerdings wäre eine umfassende Darstellung aller Brienz betreffenden Veranstaltungen und Einrichtungen, da das Buch Beschränkungen unterliegt, die vom vorgegebenen Umfang, dem Preis u.a. diktiert werden. Das führte dazu, dass die Autoren die gegenwärtigen Verhältnisse bewusst weniger eingehend beleuchtet haben, da anzunehmen ist, dass gerade die jüngeren Leser das politische, wirtschaftliche und kulturelle Geschehen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit miterlebt haben, während zeitlich schon recht lange zurückliegende Ereignisse weniger präsent sein dürften, auch wenn sie bis heute nachwirken. Trotz dieser Beschränkung – eine unterhaltsame und anregende Auseinandersetzung mit Vergangenheit und Gegenwart unseres Dorfes verspricht das vorliegende Heimatbuch allemal!

Die Arbeitsgruppe:
Max Gygax, Bern
Peter Michel, Grosshöchstetten
Rudolf Perren, Brienz

Die Mitautoren:
Dr. h.c. Hans Gugger, Ittigen
Hans Rudolf Hösli, Brienz
Dr. phil. Hans Ruef, Oberried

Ruedi Perren-Roesti

Zur überarbeiteten Neuauflage 2011

Vom «Brienzer Heimatbuch» zum Buch «Brienz»

Ein neuer Buchtitel und ergänzende Kapitel sollen das Brienzer Ortsbuch auf den neusten Stand bringen. Naturereignisse, der Sturm Lothar Ende Jahr 1999 und die Unwetter im August 2005, prägten das letzte Jahrzehnt und werden ausführlich dargestellt.

Wer Näheres über die Bevölkerungsgeschichte, die Lebensverhältnisse in vergangenen Zeiten und die Vergangenheit der Brienzer Bürgerfamilien erfahren will, wird im neuen Kapitel «Reise zu den Vorfahren» viel Interessantes vorfinden.

Ganz weit in die Vergangenheit zurückzublicken, kann auch spannend sein. So erläutert der Kantons-Archäologe die aktuellsten Erkenntnisse zu Funden am Brienzer Rothorn und oberhalb «Chüemad» (Axalp).

Mit dem Bau der Sporthalle beim Dorfschulhaus und dem Feuerwehrmagazin im Kienholz setzte Brienz weitsichtige Akzente in seiner Baugeschichte.

Wie es Ausgewanderten mit Brienzer Wurzeln in der Ferne ergangen ist und was den berühmten amerikanischen Flottenadmiral Bieri mit Brienz verbindet, verrät dieses Buch.

In einem eigenen Kapitel erhält auch die Axalp ihren besonderen Platz.

Brienz ist stolz auf sein Kulturschaffen und sein Vereinsleben: Mit Katharina Michel, dem Schweizer Musicstar 2009, mit Sport-, Musik-, Theater- und weiteren Vereinen wird das Bild der lebendigen Gemeinde abgerundet.

Im Anhang zum Buch befinden sich ausführliche alphabetische Register zu Personen, Sachbereichen sowie erklärungswürdigen Begriffen. Erwähnte Orte des Briener Gemeindegebiets und der näheren Region lassen sich dank zwei beigefügten Karten geografisch einordnen (Ortsplan mit Flurnamen, Massstab 1:5000 und Landeskarte 1:25 000, Blatt «Brienz»).

Die Arbeitsgruppe 2011:

Peter Michel (Grosshöchstetten)

Ruedi Perren-Roesti (Brienz)

Rudolf Perren-Zurflüh (Brienz)

Peter Wälti-Maurer (Münsingen)

Mitautoren:

Dr. Hans Gugger, (Ittigen, †)

Dr. Daniel Gutscher (Bern/Brienz)

Max Gygax, Autor Ausgabe 1999 (Bern, †)

Hans Rudolf Hösli (Brienz)

Dr. Hans Ruef (Oberried)



Natur und Naturgewalten



Vier Gefahrenherde, die der Brienzer Bevölkerung lange zu schaffen machten, sind deutlich zu erkennen: der Glyssibach, der Trachtbach, der Aarboden und die Rieseten.

Rund um Brienz – Grenzverlauf

Max Gyga

Das ist wörtlich zu nehmen! Es geht tatsächlich darum, unsere Gemeinde, dem Grenzverlauf folgend, zu umrunden. Im Gelände dürfte dies einem äusserst anspruchsvollen, mit grossen Schwierigkeiten gespickten Unternehmen gleichkommen, das vom gewöhnlichen Feld-, Wald- und Wiesenwanderer nicht zu bewältigen wäre, da wenige gut begehbare Partien immer wieder abgelöst werden von fast unpassierbaren Gebieten mit schroffen Gräten und heiklen Felswänden, die selbst gewiegte Alpinisten auf eine harte Probe stellen. Zu bedenken ist auch der Zeitaufwand, der gut und gerne vier und mehr Tage in Anspruch nähme.

Wir machen uns das Abenteuer etwas leichter, indem wir der Gemeindegrenze auf der Karte folgen und so wenigstens gedanklich bestehen, was die meisten physisch gar nicht nachvollziehen könnten. Dazu brauchen wir das Blatt 1209 «Brienz» der Landeskarte 1:25 000 und für je ein kleines Randgebiet im Norden und Süden die Anschlussblätter 1189 «Sörenberg» und 1229 «Grindelwald».

Unsere Umrundung beginnen wir am Seeufer (564 m) ungefähr 400 m vor der Strassenbrücke, die am Dorfeingang von Ebligen über den Mattengraben führt. Gleich geht es sehr steil durch das Dorniwäldli aufwärts über Pkt. 1095 ins Vorsessli, wo wir uns schon auf gleicher Höhe wie die Planalp befinden.

Die March teilt den oberen Teil dieser von Schafen genutzten Weide mitsamt den Hütten der



Über diese Felsen herunter verläuft die Gemeindegrenze (zwischen Urseren und Dirrengrind, Blick Richtung Westen).

Gemeinde Brienz zu. Darauf zieht sie sich etwa einen Büchschuss weit einen Graben hinauf, biegt unvermittelt nach links und quert auf einer Höhe von 1440 m den Naterwald. Dem Waldrand entlang steigen wir durch eine Runse Richtung Salibiell bis zum Weg, der von der Rotschalp her kommt. Der angenehme, hier ohne viel Auf und Ab verlaufende Pfad bringt uns durch stotzige ehemalige *Wildheumäder* bis unter die Ällgäulücke hoch über Ebligen. Mit der Lücke auf 1918 m, die hinunter zur Emme

und zum Kemmeribodenbad weist, erreichen wir zugleich den westlichsten Punkt der Gemeinde Brienz. Von nun an folgen wir der Wasserscheide des Brienergrats über Tannhorn und Briefenhorn zum Rothorn (2349 m), wobei vom Tannhorn an der Grat Brienerboden von luzernischem trennt.

Wäre bis zum Rothorn unsere Begehung zwar sehr anstrengend aber nicht unmöglich gewesen, dürfte der nächste Abschnitt auch

alpine technisch routinierte, gut ausgerüstete Bergsteiger vor grosse Probleme stellen! Wir steigen zuerst ab über den Südgrat des Rothorns bis zur Twärenegg und weiter bis halbwegs zum Dirrengrind. Über abschüssige Kalkfelsen, rutschige Schuttmassen zuerst, dann über ausgesetzte, fast senkrechte Plattenfluchten westlich des Simmelers taucht die Grenze in die Tiefe, um sich dann am Ostrand der Sitschenen bis an den Dorfrand von Glyszen hinunterzuziehen. Durch das Bryschwäldli und das Riiti gelangen wir hinter das Altersheim im Birgli und zur Schoren, queren den Lamm- bach und die Lauenen hinter den obersten Häusern im Kienholz bis zum Studenwald, von wo an die Grenze gegen Süden kehrt, bei Pkt. 731 den Ballenberg überschreitet und unter der Flue den *Aareboden* erreicht.

Bis zum Balmhof verläuft sie dann in der Aare mit kleinen Abweichungen im Cheer und im Eyelti. Bei Pkt. 575 wenden wir uns südwärts und folgen der Bezirksgrenze zum Oberhasli zuerst durch den Talboden, dann weglos empor durch Wald und Fels bis nach Chienzen über der Alp Hinterburg. Wir behalten unsere Richtung bei und gelangen über einen Vorgipfel auf die Oltschiburg, hinunter zum Sattel und gleich wieder hoch hinauf zum Axalphorn. Über das Grätli und die Äbeflue gehts zum Gärstehorn, wo die Grenze weit nach Osten ausholt, um über den Wildgärst und die Wart mit dem Schwarzhorn (2927 m) den höchsten Punkt zu erreichen. Über dessen Südwestgrat folgen wir der Wasserscheide Widderfeldgrätli – Ritzengrätli und Mittagswand zum Gassenhorn, wo die Gemeinden Brienz, Iseltwald und Grindelwald sich treffen.

Von dort fällt die March steil ab gegen das Schweiffi zum Bödeli, folgt dem Giessbach bis Lischboden und dem Fuss der Falkenflue zum obersten Teil des Botchenhalses. Auf einer schnurgeraden Linie wird nachher der Bauwald schön halbiert, der Hograt so umrundet, dass die Alp den Iseltwaldnern zufällt, und schliesslich zieht sich die March mit unregelmässigen Ausbuchtungen durch Wald und Fels hinunter zum See.

Dieser wird erreicht im Unterholz, ungefähr 500 m westlich der Schiffstation Giessbach. Ein Ruderboot brächte uns in einer knappen halben Stunde auf die andere Seeseite zum Ausgangspunkt unserer Grenzbegehung zurück, die uns grösstenteils durch eine wildschöne Berglandschaft und nur sehr beschränkt über gut gangbares Gelände geführt hat.

(Landeskarte «Brienz» 1:25 000 im Anhang des Buches.)



Brienzergrat: links Kanton Luzern, rechts Kanton Bern (Flugaufnahme: Brienzer Rothorn, Gipfel mit Hotel Rothorn Kulm, Blick Richtung Osten).

Natur zwischen Grund und Grat

Max Gyga

Das Gemeindegebiet von Brienz, wie übrigens auch seine unmittelbare Nachbarschaft, zeichnet sich aus durch eine vielfältige Pflanzen- und Tierwelt. Das ergibt sich ganz natürlich durch die verschiedenen Höhenstufen, reicht doch der Naturraum vom bloss 570 m über Meer liegenden *Aareboden* bis hinauf in fast 3000 m hohe Felsregionen mit völlig anderen Lebensbedingungen als im Tal.

Neben den vorwiegend nach Süden orientierten, trockenen Hängen des Brienzergates weist das Giessbach-Axalp-Gebiet mit den sich bis zum Schwarzhorn erstreckenden Alpen und Felsbastionen auch viele gegen Norden gerichtete Lagen auf. Das ergibt eine ausserordentlich abwechslungsreiche Gliederung des Gemeindegebiets mit fast vegetationslosen

Steinwüsten, Bergmatten und Alpweiden, mit Wäldern unterschiedlicher Prägung, Schluchten, mehr oder weniger überwachsenen Geröllfeldern, Wildbachgräben und sogar einigen Feuchtgebieten, neben landwirtschaftlich genutztem Boden. Diese mannigfaltigen Erscheinungen erfüllen hervorragend die unterschiedlichsten Ansprüche der einzelnen Pflanzen und Tiere an die ihnen zusagenden Lebensräume.

Reiche Tier- und Pflanzenwelt

So treffen wir denn hier, neben den botanisch unergiebigem, von der Landwirtschaft beanspruchten Flächen der tieferen Lagen, auf ungedüngte Magerwiesen mit einer grossen Artenfülle von Blumen, Gräsern und selten gewordenen Schmetterlingen. An trockenen Stellen, überwachsenen Schuttgebieten, wie etwa im Dorni,

aber auch in lockeren, sonnigen Wäldern gedeihen noch leider fast ausgerottete Orchideen, wie der Frauenschuh, während andererseits die auf der Sonnseite fehlende Hirschzunge feuchte, schattige Felsen auf der *Brienzerberg*seite bevorzugt und dort noch weit verbreitet ist. Auf Bergwiesen und in der Felsregion entfaltet sich die ganze farbenreiche Pracht der Alpenflora, die während der Dauer des Bergfrühlings den Blumenfreund immer wieder in Erstaunen versetzt. Nicht zu übersehen ist allerdings, dass auch bei uns die alpine Pflanzenwelt, nicht zuletzt infolge der immer besseren Erschliessung auch abgelegener Gebiete, Schäden und Einbussen erlitten hat, die Schutzmassnahmen nötig machen, um das Verschwinden besonders begehrter Blumen zu verhindern. Diesem Zweck diene z.B. das Edelweiss-Schutzgebiet Brienz-Brienzwiler.



Gelber Enzian, *Gentiana lutea*.



Alpenaster, *Aster alpinus*.



Flühlume, *Primula auricula*.



*Eine Seltenheit in unseren Bergwäldern:
der Auer- oder Urhahn.*

Auch eine beeindruckende Fauna findet sich zwischen Grund und Grat; angepasst wie die Pflanzen an einen naturgegebenen Lebensraum, der die verschiedenen Anforderungen an Nahrung, Unterschlupfmöglichkeiten, Brutplätze u.a. zu befriedigen vermag. In abgelegenen, von Ausflüglern und Waldarbeitern nur wenig gestörten Bergwäldern finden Rauhfusshühner noch Bedingungen, die ihnen zusagen. Wer die Standplätze kennt, kann mit Glück einen farbenprächtigen Auerhahn beobachten und ebenso den kleineren Spielhahn. Dieses Birkwild hält sich vorwiegend an der Baumgrenze auf, wo sich der Hahn mit dem leierförmigen Schwanz während der Balz gut beobachten und vor allem hören lässt.

Zu den Standvögeln in der Region gehört heute noch der Steinadler, der in den Jagdbannbezirken unter Gamsen und Murmeltieren ein ausreichendes Beuteangebot findet. Vorläufig noch Wunsch bleibt die Wiederansiedlung des Bart-

geiers, des früher gnadenlos verfolgten Lämmergeiers, der in der Gegend einst heimisch war.

Neben bekannten, überall vorkommenden Tierarten bilden Feuchtgebiete, wie etwa die Jägglistlunte, gern aufgesuchte Biotope für Amphibien und Wasservögel. In höheren Lagen treffen wir bei Regenwetter häufig auf den Alpensalamander. Weniger leicht zu entdecken sind, ausgenommen vielleicht die Ringelnatter, andere Schlangen wie etwa die Viper. Dieses Reptil, das einst an steinigten Sonnenhängen, unter anderem im Dorn ziemlich häufig vorkam, wurde früher von einem darauf spezialisierten Schlangenfänger eingefangen und zur Herstellung von Serum an die Universität Bern geliefert.

Luchs und Steinbock wieder heimisch

Aufwarten kann das Gemeindegebiet von Brienz schliesslich mit zwei Tierarten, dem Luchs und dem Steinbock, die hier ein Umfeld antreffen, das ihrer Lebensweise bestens entspricht.

Von dem in unserem Land ausgestorbenen Luchs wurden 1971 zwei aus der Tschechei stammende Exemplare jenseits des Brünigs im Melchtal ausgesetzt mit Bewilligung des Bundes und des Kantons Obwalden. Wenig später wurde ein weiteres Paar bei Alpnach in die Freiheit entlassen, und ähnliche Aktionen erfolgten, auch illegalerweise, in anderen Kantonen. Da der Luchs ein sehr grosses Revier beansprucht, wanderten Nachkommen der in Obwalden ausgesetzten Tiere in benachbarte Gebiete ab und wurden vereinzelt auch in den Bergwäldern ob Brienz festgestellt, nicht unbedingt zur Freude der Jäger, die eine Verringerung des Rehbestandes durch den Luchs befürchten.



Steinböcke am Rothorn.

Bereits vor dem Luchs war der Steinbock wieder heimisch geworden bei uns. Nachdem dieses leicht zu jagende, von viel abergläubischem Brimborium umwobene Tier um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in den Schweizeralpen verschwunden war, wurden Anstrengungen unternommen, es wieder einzubürgern. Zuchtversuche im Tierpark St. Gallen verliefen erfolgreich. Das ermunterte 1913 einige Naturfreunde zur Gründung des Alpenwildparks Interlaken am Fusse des Harders. Sie setzten sich zum Ziel, das imposante Wappentier auch im Berner Oberland wieder einzubürgern.

Die guten Zuchtergebnisse ermöglichten 1921 die Aussetzung von fünf Tieren aus dem eigenen Bestand, ergänzt durch zwei weitere aus St. Gallen. Die am Harder in die Freiheit entlassenen Steinböcke und -geissen wanderten bald einmal ab ans Augstmatthorn. Dank weiteren Auswilderungen und idealen Bedingungen an den sonnigen, mit Felsen durchsetzten Steilhängen, die das Steinwild hier vorfand, vergrösserte sich die Kolonie bis 1934 auf über hundert Tiere. Diese starke Vermehrung führte dann dazu, dass sich ein Teil der Herde gegen das Briener Rothorn verzog und dort ähnlich günstige Verhältnisse vorfand wie am Augstmatthorn. Jedenfalls entwickelte sich der Bestand

überaus gut und zählte zeitweise bis hundertvierzig Tiere, zur Freude der Berggänger und Ausflügler, die Steinböcke und -geissen aus nächster Nähe beobachten und ihre auch im schwierigsten Gelände unwahrscheinlich sichere Gangart bewundern können.

Die erfreuliche Entwicklung der Steinbockkolonie am Rothorn zeigte allerdings auch Schattenseiten. Dazu gehören die Schäden, die mit dem grossen Bestand zusammenhängen. Wohl finden die Tiere im Sommer genügend Futter an den über den Alpweiden liegenden, für das Vieh unzugänglichen Steilhängen und heute nicht mehr genutzten *Wildheumädern* (Hochgraswiese); problematisch wird die Nahrungssuche dann, wenn in der Höhe die Vegetation ruht, im Winter. Jetzt steigt das Steinwild in tiefere Lagen ab, oft bis in die obersten Vossassen, um sich dort im Frühling am ersten Grün gütlich zu tun. Noch bedeutender ist der Schaden, der dem Wald durch das Steinwild erwächst, vor allem in den Aufforstungen der Wildbachverbauungen. Dort sind die ohnehin unter besonders schweren Umständen aufwachsenden Neuanpflanzungen gefährdet. Nachteilig ist auch der Verbiss älterer Nadelbäume und der Schaden, der durch das Fegen mit dem mächtigen Gehörn an Tannen und Legföhren entsteht.

Es mag dem Tierfreund und Naturschützer unsympathisch sein; eine Begrenzung des Bestandes, sei es durch Wegfangen und Aussetzen an einem andern Ort, oder durch gezielte Abschüsse, lässt sich oft nicht umgehen und erfordert ganz einfach auch Verständnis für die Anliegen des Försters, der mit seiner Arbeit unten liegendes Kulturland und bewohnte Gebiete vor Lawinen und Wildbächen zu schützen

versucht. Dieses Verständnis darf umso mehr erwartet werden, weil der Steinbock mit über viertausend Exemplaren im Alpenraum wieder fest vertreten ist und heute nicht mehr zu den gefährdeten Arten gerechnet werden muss.

Der See

Ein völlig anderer Raum, neben den alpinen und voralpinen Gebieten, erschliesst sich uns mit dem See. Trotz seiner begrenzten Ausdehnung vermittelt er ein Gefühl von Weite, die aber überschaubar und ruhig bleibt. Damit steht er in scharfem Gegensatz zu den steil aufstrebenden Bergflanken, die ihn auf beiden Seiten einfassen und begleiten. Das Dorf mit seinen das Ufer säumenden, aber auch immer höher die Hänge hinaufkletternden Behausungen bildet sowohl Mitte wie Übergang zwischen den beiden so verschiedenen Räumen.

Der See ist weit mehr als nur ein Gewässer: Unwägbar, geheimnisvoll, mit handfesten Tatsachen nicht zu begründen, bestimmt und prägt die offene Seelandschaft zweifelsohne wesentlich den Charakter und die Gemütslage ihrer Anwohner. Von Reisenden und eingehenden Kennern von Brienz und Brienzern, wie z.B. dem oberländischen Forstmeister und späteren Regierungsrat *Karl Albrecht Kasthofer* (1777–1853) wurde immer wieder das froh- und freisinnige (hier nicht politisch gemeint!) Wesen der Brienzener hervorgehoben, ihre offene, aufgeschlossene und zugängliche Art.

Der Brienzensee ist ein Alpenrandsee, entstanden in einem trogförmigen Tal mit steilen Ufern, fast ohne flache Übergangszonen.



Blick über den westlichen Dorfteil, das Änderdorf.

Seine Fläche beträgt etwa 30 km², die grösste Tiefe 260 m. Im Gegensatz zu den bedeutend weniger tiefen Mittellandseen gefriert er nicht, weil die im Verhältnis zur Oberfläche sehr grosse Tiefe eine genügende Abkühlung verhindert. Das gilt mit einer einzigen Ausnahme aus jüngerer Zeit, an die sich ältere Briener vielleicht noch zu erinnern vermögen: Am Morgen des 21. März 1942 überzog eine dünne Eisschicht nach lang anhaltender Kälte den See, eine Eisschicht, die allerdings vor Mittag schon wieder geschmolzen war.

Auch mit einer botanischen Besonderheit kann der Brienersee aufwarten: An einer bestimmten Stelle steigt die sonst nur in alpinen Regionen heimische Alpenrose bis auf das Niveau des Sees herunter, was wohl einmalig ist in der Schweiz!

Erstaunlich ist der im See gespeicherte Wasservorrat; er beträgt rund drei Milliarden m³ und stellt damit ein einzigartiges Wasserreservoir

von noch guter Qualität dar, das unter Umständen auch einmal zur Trinkwasserversorgung in Anspruch genommen werden muss. Die Wassererneuerung dauert, so unglaublich das klingt, mehr als drei Jahre, was darauf zurückzuführen ist, dass einerseits die Lüttschine wenig dazu beiträgt, andererseits die Aare den See in Längsrichtung wie in einer riesigen unsichtbaren Röhre durchfließt, ohne dabei die Uferregionen links und rechts stark in diesen Durchfluss und damit in die Wasserrückführung einzubeziehen.

Die meisten Leute machen sich kaum Gedanken über unseren See; sie nehmen ihn hin als Selbstverständlichkeit, als einladenden Erholungsraum für Einheimische und Besucher und etwa noch als Lebensraum für Wasservögel und Fische. Tatsächlich stellen aber die mehr oder weniger gut zu beobachtenden Tiere und die immer seltener werdenden Wasserpflanzen nur einen kleinen Teil der von der Uferzone bis in die Seetiefe vorkommenden Arten dar.

Die beim Brienersee wenig ausgeprägte und damit unbedeutende flache Uferzone wurde zusätzlich noch durch Veränderungen aller Art geschmälert. Meliorationen, Entsumpfungen, Aufschüttungen, Ufermauern, Kiesentnahmen und Wasserstandsregulierungen haben nach und nach den grössten Teil der ursprünglichen Ufervegetation vernichtet. So sind die nie sehr ausgedehnten, aber einst doch vorhandenen gewichtigen Schilfbestände am oberen Seeufer verschwunden, womit viele Vögel und Fische ihres natürlichen Lebensraums beraubt wurden.

Wichtig als Nahrungsquelle und Versteck für viele Jungfische waren auch die verschiedenen, früher allgemein verbreiteten, untergetauchten Laichkräuter mit ihren unter der Wasseroberfläche wuchernden Dickichten; sie sind ebenfalls nicht mehr vorhanden...

Ebensowichtig wie die gut sichtbaren Wasserpflanzen ist das Plankton, dessen Vielfalt sich erst unter dem Mikroskop erschliesst. Man versteht darunter die winzigen Pflanzen und Tierchen, die frei im Wasser schweben, nur getrieben von Strömungen. Vom pflanzlichen Plankton ernährt sich das tierische, das wiederum als Nahrungsgrundlage für junge und ältere Fische dient und damit am Anfang einer Nahrungskette steht, die mit einem Felchenmenü in einer Briener Seewirtschaft ihren Abschluss finden könnte.

Von Fischen und vom Fischfang

Damit wären wir bereits bei den Fischen, von denen einige Arten für Berufs- und Sportfischer immer noch von Bedeutung sind. An erster Stelle sind hier die Felchen zu nennen, besser bekannt unter den Namen Albock, Balchen und



Feuchtgebiet Jägglisglunte.

Brienzig, einer Zwergfelchenart, die wahrscheinlich wegen des gegenüber früher besseren Nahrungsangebots über ihre ursprüngliche kümmerliche Form hinausgewachsen ist. Sie müssen früher in riesigen Mengen vorgekommen sein, wird doch von Fängen berichtet, wo in einem Zug tausende von Brienzigern ins Netz gegangen sein sollen. Geräuchert galten diese Kleinfelchen als Leckerbissen; sie wurden aber auch gesotten und den Schweinen verfüttert, wenn Massenfänge nicht anders verwertet werden konnten.

Felchen waren immer die Brotfische der wenigen noch am Brienzersee tätigen Berufsfischer; sie werden erbeutet mit Grund- und Schwebnetzen, wobei erstere wegen der steil abfallenden Ufer nur beschränkt eingesetzt werden können, im Gegensatz zu den in der Seeweite freitreibenden Schwebnetzen. Nachgestellt wird den Felchen aber auch von den Sportfischern, die mit der *Gambe* (System aus mehreren Haken und Schnüren) und viel Geduld an ausgewählten Plätzen zum Erfolg zu kommen hoffen. Die Erträge bewegen sich in einer recht grossen Bandbreite; für die Berufsfischer weist die Statistik einen Jahresfang von



Truschen sind nachtaktive Fische, die vom Laich über kleine Fische alles fressen.

10–20 Tonnen auf, während die Sportfischer immerhin 1–3 Tonnen herausziehen. Balchen versammelten sich früher in unwahrscheinlich dichten Schwärmen vor dem Giessbach und wurden massenhaft gefangen mit madenbestückten Angeln, oft zwei, drei Stück miteinander! Seeforellen und Saiblingen versucht der Sportfischer mit Löffeln und Wobblern beizukommen; auf gleiche Weise oder mit einem Köderfischchen wird auch der Hecht zum Anbiss verlockt. Dieser recht rar gewordene Raubfisch leidet besonders unter dem Verschwinden der Schilfbestände, wo er seinen Laich ablegen konnte.

Mit zum Rückgang beigetragen hat auch das ständige Abnehmen und teilweise sogar Verschwinden von Weissfischen, von denen sich Raubfische zur Hauptsache ernähren. So treffen wir heute den Hasel, der einst in Unmengen vorkam, nur noch selten an, Bläulige (Silberlinge), die in gewaltigen Schwärmen zu Tausenden und Abertausenden im ufernahen Oberflächenwasser vor dem Quai dahinzogen, verschwanden fast von einem Tag auf den andern, ungefähr zur Zeit, als die Kläranlage in Betrieb genommen wurde. Schon vorher waren aus ebenso unerklärlichen Gründen die grossen Alande ausgeblieben, die zwischen Glyssi- und Lambach zur Laichzeit im seichten Wasser gut zu beobachten waren und gerne auf rote Kirschen anbissen.

Zu Raritäten geworden sind auch die Egli, die einst unter jedem Ruderboot, um jeden Pfahl und unter jedem Quaibrücklein in Scharen standen und zusammen mit den Bläuligen die Fischerlaufbahn vieler Brienzer Seebuben einleiteten, die mit einfachster Ausrüstung die schuppige Beute zu überlisten suchten.



Bläshuhnne; die Eier sind fast hühnereigross.

Recht guten Fang verspricht auch heute noch die Fischerei auf Truschen, einen schuppenlosen, grünlich marmorierten Fisch, der in beträchtlicher Tiefe besonders vor der Aaremündung lebt. Die Zeiten sind allerdings vorbei, wo mit Setzschnüren, die oft über hundert mit Würmern beköderte Angeln aufwiesen, am Morgen dutzendweise Truschen eingeholt werden konnten, darunter solche von mehr als einem Kilo Gewicht! Die Trüsche galt und gilt bei Kennern als Delikatesse, und es ist durchaus nachvollziehbar, dass die *Gnädigen Herren* zu Bern für bestimmte Anlässe beim Landvogt in Interlaken jeweils ein Fass Brienzersee-truschen bestellten.

Ausgestorben ist leider der Aal, dem auf seiner Wanderung vom Meer her so viele Hindernisse den Weg versperren, dass er unseren See nicht mehr erreicht. Der letzte Aal, an den sich der Berichterstatter zu erinnern vermag, ging Mitte der Zwanzigerjahre dem damaligen Schützenwirt Egger an die Angel. Der schlangenähnliche Fisch, schon zu jener Zeit eine Seltenheit, wurde ein paar Tage lang in einem Zuber im Garten des Restaurants ausgestellt und lockte viele Zuschauer an.

Heid Sorg zum See!

Der Brienzersee gehörte lange zu den saubersten Gewässern unseres Landes, was er vor allem seinem geringen Angebot an Nährstoffen und dem damit im Zusammenhang stehenden hohen Sauerstoffgehalt zu verdanken hatte.

Wie der Rückgang und das Verschwinden einiger Fischarten und weitere Anzeichen zeigen, hat der einstige Glanz Flecken bekommen. Gegenüber früher hat die Algenentwicklung sehr stark zugenommen, was jedem Beobachter auffällt, der bei einigermaßen klarem Wasser einen Blick auf den Seegrund werfen kann, vielleicht bei der Schiffländte zu Tracht oder irgendwo vor dem Quai. Grüne Fadenalgen überziehen weithin die Steine, und den ehemals hellen, sauberen Sand-Schlamm Boden bedeckt ein Algenteppich, von dem sich gelegentlich grosse Fladen ablösen und dann an der Oberfläche treiben.

Schuld an dieser Erscheinung tragen die Nitrate und Phosphate, die von intensiv landwirtschaftlich genutzten Flächen und – trotz Kläranlagen – von Abwässern dem See zugeführt werden und dessen zunehmende Düngung bewirken. Damit steigt aber das Wachstum organischer Materie, deren Abbau und Zersetzung viel Sauerstoff verbraucht; das vorher bis fast auf den Seegrund damit angereicherte Wasser wird sauerstoffarm – der See beginnt zu kränkeln.

Diese fatale Entwicklung zu unterbrechen, den Lebensraum See in seiner natürlichen Vielfalt, mit seinen handgreiflichen materiellen wie ideellen Werten zu erhalten, gehört zu den wichtigsten Aufgaben einer Seegemeinde. Vergessen wir nicht: Es ist leichter und billiger, zu einem gesunden See Sorge zu tragen; aber sehr schwer und oft nicht mehr möglich, einen kranken See noch zu retten!



Brienzersee, Blick Richtung Westen.

Mit Wildbächen und Lawinen leben

Max Gygax



Brienzner Wildbäche von links nach rechts: Ofenbielen (1)- und Hellgraben (2), Mühlebach (3), der aufgeforstete Trachtbach (4), der mächtige Glyssibachgraben (5), der gut aufgeforstete und verbaute Schwanderbach (6) und der gewaltige Lammbachgraben (7).

Der Brienzgrat zwischen Augstmatthorn und Wylerhorn gilt als klassisches Lawinengebiet. Die extrem steil nach Süden abfallenden, in den oberen Partien unbewaldeten Bergflanken ermöglichen ein fast ungehemmtes Abrutschen des Schnees und damit das Entstehen mächtiger Staub- und Grundlawinen, die durch tief eingeschnittene Runsen und Gräben oft bis in den See niederfahren. Berühmt sind besonders die Lawinenzüge von Oberried, wo immer wieder die Staatsstrasse und die Eisenbahnlinie

für kürzere oder längere Zeit unterbrochen werden. Eine verheerende Lawine ging am 11. Januar 1954 auch bei Ebligen nieder; der Gasthof «Hirschen» wurde dabei zerstört und die Verkehrslinien von haushohen Schneemassen blockiert.

Gegen Brienz zu nimmt die Gefahr von Lawinengängen etwas ab; für das Dorf bilden sie keine Bedrohung. Betroffen sind vor allem die hochgelegenen Gebiete wie Rotschalp und der

Kessel zwischen Dirrengrind und Briefenhorn. So zerstörte eine gewaltige Lawine im Winter 1950/51 auf der Rotschalp 13 Hütten, nachdem schon ein paar Jahre vorher im Gwandwald und in der Stetzeni grosser Schaden entstanden war. Verhängnisvoll wirkte sich ein Lawinenniedergang am 30. Januar 1942 aus, wurde doch dabei im Dorni Peter Gander verschüttet und konnte nur noch tot geborgen werden. Lawinenabgänge im erwähnten Gebiet hinter dem Dirrengrind beschädigten oder zerstörten

mehrmals die Chüemadbrücke der Rothornbahn, bis die Geleise dann auf einen Erddamm mit neuer Linienführung verlegt wurden.

Die Lawinenschäden an Wäldern und Gebäuden riefen nach Schutzmassnahmen, um weiteres Unheil zu verhüten. So sicherten Spaltkeile die wieder aufgebauten Hütten auf der Rotschalp, und schon vom Tal aus sichtbar sind die umfangreichen Verbauungen am Tanngrinde, wo unzählige Aluminium-Schneebrücken in den Anrisszonen ein Abgleiten des Schnees verhindern sollen. Auf einer Fläche von 5 Hektaren stehen rund 400 solcher Bauelemente. Daneben wird auch versucht, durch Aufforstungen einen widerstandsfähigen Schutzwald heranzuziehen, der sich einmal Lawinnenniedergängen entgegenstemmen könnte.

Gefürchteter als die Lawinen waren im überbauten Dorfgebiet noch vor verhältnismässig kurzer Zeit die Wildbäche, die Brienz, das Kienholz und das benachbarte Schwanden mehrmals heimsuchten. Sie gehörten und gehören immer noch zu den schwierigsten Objekten von Wildbachverbauungen im ganzen Alpengebiet. Dies hängt zusammen mit der ungünstigen geologischen Beschaffenheit des Einzugsgebiets; vor allem aber auch mit der einstigen Raubwirtschaft an den Waldungen.

Rücksichtslose Kahlschläge zur Vergrösserung der Alpweiden rissen tiefe Wunden in den Wald, der über seine Regenerationsmöglichkeiten hinaus auch beansprucht wurde durch den Holzverbrauch für die lange praktizierte Herstellung von Milchzucker aus der Schotte. Enorme Mengen Holz erforderte auch der Bau von Hütten, Zäunen, Trögen, Wasserleitungen usw. Diese Übernutzung des Waldes hatte



Der «Brotbach» brachte neben Geröll auch Verdienst!

schwerwiegende Auswirkungen auf den Wasserhaushalt. Versuche haben gezeigt, dass eine Wassersäule von 1 dm Höhe im Waldboden innert zwei Minuten versickert, auf Weideboden erst nach zwei Stunden! Damit wird klar, warum Regen auf Weiden und natürlich erst recht auf Fels oberflächlich abläuft und sich bei starken Niederschlägen zu reissenden Bächen sammeln kann.

Bachtalen

Vom Wildbach bei der Bachtalen, wohin sich der Ofenbielen^{*(1)}- und der Hellgraben^{*(2)} entleeren, ging zwar kaum je Gefahr aus für Mensch und Vieh; die Eisenbahn verläuft hoch über dem gefährdeten Gelände auf einem Viadukt und wird von Wasser- und Schuttmassen nicht betroffen. Überschwemmt mit Schlamm und Geschiebe wurde einzig die Staatsstrasse, was arbeitslosen Brienzern eine willkommene Ge-

legenheitsarbeit verschaffte. Nicht von ungefähr wurde die Bachtalen früher fast anerkennend als «Brotbach» bezeichnet. Das ist schon lange Vergangenheit; Geschiebesammler und Verbauungen verhindern das Eindecken der Strasse mit Schutt, und sollte es ausnahmsweise doch dazu kommen, dann sorgen moderne Baumaschinen in kurzer Zeit für die Räumung.

Mühlebach^{*(3)}

Nähern wir uns Brienz von der Bachtalen her, so fällt uns, vor allem zur Zeit der Schneeschmelze, der Mühlebach auf, der aus einer Felsschlucht zuoberst in der Planalpfluh fast 100 m in die Tiefe stürzt. Führt er viel Wasser, bietet er einen grossartigen Anblick, der dem des Staubbachs – das sei ohne lokalpatriotische Überheblichkeit gesagt – mindestens ebenbürtig ist. Bei längerer Trockenheit versiegt der Mühlebach allerdings, um dann bei



Der Mühlebach im Sonntagskleid.

Hochgewittern, die sich über dem weiten, fast unbewaldeten Bergkessel entladen, der vom Dirrengrind, dem Rothorn und dem Briefenhorn umschlossen wird, zu einem wilden Wasser anzuschwellen, zu einem gefährlichen und früher unberechenbaren Gesellen, der den westlichen Dorfteil bei der Kirche mehrmals in Mitleidenschaft gezogen hat.

Letztmals war das der Fall am 1. August 1922. Nach einem klaren Sommermorgen, gefolgt von einem schwülen Nachmittag, zog gegen Abend ein heftiges Gewitter auf mit schwerem Platzregen und Hagel. Betroffen war vor allem die Planalp mit dem dahinterliegenden ausgedehnten Einzugsgebiet des Mühlebachs, wo in einigen Gräben noch alter Lawinenschnee lag. Schmelzwasser, zusammen mit dem starken Regen, liessen den Mühlebach sofort anschwellen. Das Hochwasser riss neben Holz auch

Massen von Geröll mit, zum Teil mächtige Gesteinsbrocken.

Das im Unterlauf gemauerte Bachbett vermochte den Schutt vorerst noch in den See zu leiten. Das änderte sich, als zwei Stunden später ein weiteres Gewitter noch mehr Niederschläge brachte und noch mehr Steine mitgerissen wurden. Nun wurde nämlich der Boden des befestigten Bachbetts zerstört, was zur Folge hatte, dass grosse Blöcke liegen blieben. Dahinter staute sich das Geschiebe bis auf die Höhe des Eisenbahnübergangs, und der Mühlebach trat über die Ufer. Ein Teil floss in den Einschnitt, in dem die Bahnlinie verläuft, und strömte durch den Dorftunnel bis nach Tracht. Beidseits des Baches wurden die Gärten zu einem grossen Teil verwüstet, die Bachschale weithin stark beschädigt. Die Brücke der Staatsstrasse beim See wurde weggespült, die Sägerei mit Schutt überführt. Nur mit Mühe gelang es der Feuerwehr, mit Sperren die angrenzenden Häuser zu schützen.

Das Gewitter wirkte sich übrigens auch auf die Bachtalen aus, wo Schlamm und Steine die Seestrasse auf eine Länge von 150 m eindeckten, so dass der Verkehr für die Fuhrwerke und die damals noch nicht sehr zahlreichen Autos erst zwei Tage später wieder aufgenommen werden konnte.

Nicht unerwähnt bleibe, dass der Mühlebach als einziger der Brienzer Wildbäche auch dem Betrieb gewerblicher Anlagen dienstbar gemacht wurde. Da der Bach aber im Sommer bei längerer Trockenheit versiegte, wurde er in Regenzeiten und während der Schneeschmelze in einem kleinen Staubecken zurückgehalten. Bis zum Bahnbau 1912, und teilweise noch später,

leiteten Holzkännel vom Stauseein aus das Wasser einer Schreinerei zu, wo es eine Turbine antrieb. Über Wasserräder verfügten ferner die Rybi, eine Mühle, eine Knochenstampfe, eine Drechslerei und zuunterst die damalige Sägerei.

Trachtbach^{*(4)}

Man traut dem heute so mager und harmlos daherrinnenden Trachtbächli kaum zu, den mächtigen Schuttkegel geschaffen zu haben, auf dem sich grösstenteils das Dorf erstreckt; er beginnt beim Rauenhag, fällt fächerförmig und gleichmässig zum See ab auf einer Fläche von etwa einem Quadratkilometer.

Der Trachtbach mit seinem überaus steilen, mit Felsen durchsetzten Einzugsgebiet gilt als gezähmt und hat den Schrecken verloren, den er einst mit seinen verheerenden Ausbrüchen



Blick von der Schwanderfluh in die Trachtbach-Aufforstung (Urseren und Baalen).

verbreitete. Dies dank den Verbauungen im Einzugsgebiet der Baalen, der unteren und oberen Urseren. An die Begründer und Förderer dieser für Brienz lebenswichtigen Schutzbauten erinnern im hochgelegenen Felsentor südwestlich des Dirrengrinds zwei Gedenktafeln. Die eine ist dem eidgenössischen Forstinspektor *Dr. F. Fankhauser* gewidmet, die andere Forstmeister *E. Dasen*. Zur Zähmung des Trachtbachs durch Aufforstungen beigetragen hat auch Forstmeister *Ad. Müller*; ihn ehrt eine weniger bekannte Gedenktafel in der unteren Urseren.

Sicherheit vor Murgängen und Wassergrössen verbürgen neben den Verbauungen der ehemaligen *Wildheumähdler* und Schutthalden in der oberen Urseren die nun mehr als hundertjährigen Aufforstungen mit Fichten und Lärchen im Einzugsgebiet des Ritzgrabens, des Baalengrinds und in den Baalengrinden.

Die damaligen Anpflanzungen entwickelten sich zu geschlossenen Beständen, die heute auch forstwirtschaftlich genutzt werden können. Vorteilhaft für die Gemeinde, auch in finanzieller Hinsicht, war die Abtretung der stark geschädigten Aufforstung in der oberen Urseren an den Staat anno 1974. Eine wichtige Massnahme zur Verhinderung von Schäden bei Hochwasser war schon 1871 im Anschluss an die Katastrophe von 1870 ergriffen worden, nämlich der Bau eines gross dimensionierten, befestigten Bachbetts, das sich 1200 m lang vom Austritt des Trachtbachs aus den Ritzgräben bis in den See hinunter zieht.

Das für Fr. 48 000.– erstellte Werk hat sich bewährt; es kann auch aussergewöhnliche Wasser- und Geschiebmassen problemlos in den See abführen. Einzig im Sommer 1894 richtete



Der Trachtbach kommt! Zeichnung von Ludwig Vogel (1788–1879)

nach einem heftigen Gewitter ein *Murgang* noch bedeutende Schäden an, indem die Strassenbrücke beim Gasthof Steinbock weggerissen wurde.

Vor der Erstellung der jetzigen Bachschale gab es mehrmals verheerende Ausbrüche des gefährlichen Wildbachs mit unwiederbringlichen Landverlusten und Opfern auch an Menschenleben. 1824 traten Trachtbach und Mühlebach gleichzeitig über die Ufer, und ihre Schlammströme flossen beim Haus «Uf dr Muur» in der Nähe der Kirche vereint in den See. Ein anderer Arm des Trachtbachs tobte durch das gewöhnliche Bett und richtete in der Wydi schwere Verwüstungen an. Der damalige Dorfpfarrer, *David Wyss*, verfasste für den «Schweizerboten» folgenden anschaulichen Bericht:

«Nachdem es seit dem 27. Oct. mit weniger Unterbrechung hier geregnet und auf den Alpen geschneyt hatte, war für uns Dienstag der 2. diess ein Tag und eine Nacht der Schrecken und des Jammers. Am 1. fiel Schnee die Menge bis zum See hinab. Abends fing der Wind an aus Südwest zu wehen, Schneelawinen fielen häufig in den Bergen, und es regnete über alle Höhen. Alle Gewässer wuchsen zu einer furchtbaren Höhe an, der Trachtbach drohte auszutreten, und man eilte dorthin, um von Brienz und Tracht Unglück abzuwehren. Am 3. Nachmittags erfolgte am Ufer desselben gegen den Berg zu ein Erdbeben, fiel in den Bach, und mit demselben stürzten nun Felsstücke von mehreren Klaffern, eine Menge kleinere und dichter Schlamm gegen uns zu. Alles floh. Ein sehr grosses Felsstück setzte sich unweit des Ausflusses in den See in dem Bette fest und warf den Schlamm- und Steinstrom über das rechte Ufer gegen den äussersten Teil des Dorfes, die Wydi genannt, umgab da einige Häuser ganz mit Schlamm, durchbrach zwei andere und stürzte wie ein wandernder Berg in den See.

Im untersten Haus von Wydi befand sich *Peter Flück*, ein allgemein geschätzter Mann von 32 Jahren, eben im Begriff, mit seiner braven Frau, drey Knaben und einer Weibsperson, die zufällig im Hause war, in ein Schiff zu fliehen. Der ältere Knabe wollte nicht mit und floh auf eine andere Seite, den mittleren nahm der Vater bey der Hand und jene Frau den jüngsten, fast zwei Jahre alten auf den Arm. Aber kaum waren sie auf dem Schiff, so ereilte sie der Schlammstrom, zertrümmerte das Schiff und versenkte sie alle. *Franz Grossmann*, ein bey solchen Vorfällen stets thätiger, kühner, zugleich aber sehr vorsichtiger und für andere besorgter Mann, floh eben von einer einbrechenden Scheuer gegen den See zu, sah das Unglück, bemerkte eine Person, die sich an einem Stück Holz aus den Fluthen emporzuarbeiten suchte, munterte sie durch das Versprechen seiner Hülfe auf, entkleidete sich, sprang in die wilden, trüben Wellen, schwamm auf sie zu, ergriff sie, brachte sie glücklich an's Land und erkannte in ihr seine Schwägerin, des unglücklichen Flücks Ehefrau. Noch einmal sprang er ins Wasser, um auch die Übrigen zu retten, konnte aber keines mehr erblicken... Indessen dauerte der Regen fort und folgten immer grössere und kleinere Erdbrüche dem ersten nach, und da nun die Gefahr immer mehr den grössten Theil des beynahe von 1000 Seelen bewohnten Dorfes bedrohte, floh bey einbrechender Dunkelheit der grösste Theil der Einwohner in das Pfarrhaus und die um die Kirche liegenden Häuser. Hätte jenes Felsstück den Strom links abgetrieben, so würde das Dörflein Tracht bis hart an die Dächer eingeschlammmt worden seyn, und die Einwohner wären wahrscheinlich in den schönen Zimmern des Wirthshauses, welche ihnen die allgemein bekannte, brave und gütige Wirthin als die beste Zufluchtsstätte angewiesen, nicht mehr sicher gewesen.

Die Vorgesetzten stellten während der Nacht dem Bache nach Wachen auf, welche neue Erdbrüche mit Nothschüssen anzeigen sollten. Um Mitternacht war eine Stunde alles still, und der Regen hörte auf. Einige Flüchtlinge fassten Muth und wollten wieder nach Hause zurückkehren, kaum aber waren sie dort, als sich am Trachtbach neues Getöse erhob, und die Nothschüsse stärker als nie erschallten; sie eilten daher schnell wieder an ihre Zufluchtsörter zurück, um dort den Anbruch des Tages zu erwarten. Aber auch um die Kirche herum hatten wir den furchtbar angeschwollenen Planalpbach in der Nähe, und wäre dieser ausgebrochen, so hätte selbst das fest in

Stein erbaute Pfarrhaus keine Sicherheit mehr gewährt, und die kalte Kirche wäre der einzige Zufluchtsort für die unglücklichen Leute gewesen. Bey anbrechendem Tag sah man, dass die Erdbrüche im Bette des Baches immer höher liegen blieben und die Schlammströme näher gegen das Dorf zuwiesen, und hätte nicht die gütige Vorsehung dem Regen Einhalt gethan, so wäre fast das ganze Dorf Brienz ein Raub der Verwüstung geworden. Doch jetzt schon ist sie schrecklicher, als keine Beschreibung sie schildern kann. Bey 40 *Jucharten* gutes Land sind verschüttet, und die theils zerstörten, theils mit Schlamm umringten Wohnungen in der Wydi bilden einen höchst traurigen Anblick. Ihre armen, grösstentheils sehr armen Bewohner haben nun bey Annäherung der strengen Jahreszeit ihr Hausgeräthe, Kleider und Lebensmittel verloren, und das Dorf ist unvermögend, ohne fremde Hülfe dem ausgetretenen Trachtbach seinen behörigen Lauf wieder anzuweisen, die verschütteten Güter so viel möglich wieder urbar zu machen und die zerstörten Häuser aufzubauen.

Allgemeine Theilnahme flösst die durch den wackeren Franz Grossmann mit Gottes Hilfe gerettete Witwe und tiefgebeugte Mutter ein. Sie, die in einem furchtbaren Augenblick alle die Ihrigen vor ihren Augen in den Wellen versinken sah, trägt mit frommer Gottergebenheit ihren schrecklichen Verlust. Die Armen haben an Haus und liegenden Gütern, wohl an die 2000 Fr. Werth, den grössten Theil ihrer Habe verloren, und das ganze Dorf nimmt Antheil an ihrem Unglück.»

Auch 1870 und 71 kam es am Trachtbach zu schlimmen Verheerungen. Gartenland, das sich von der Trachtbachmündung bis zur Grube hinzog, verschwand dabei im See, wohl als Folge von Unterspülung, was zur heutigen, weit landeinwärts reichenden Bucht führte.

In Mitleidenschaft gezogen wurde auch das damalige Schulhaus zu Tracht (später Druckerei Gossweiler); die Schuttmassen drangen in das Gebäude ein, und die Schulzimmer erlitten grosse Schäden.

Einen anschaulichen Bericht zu diesen Ereignissen liefert uns der damals 14-jährige *Hans Kienholz*, der spätere Vorsteher der Schnitzlerschule. Das Wohnhaus seiner Eltern stand seawärts der Spanischen Weinhalle, der Vorgängerin des Hotels de la Gare und heutigen Adlers, etwa in der Gegend des heutigen östlichen Tunnelportals. Kienholz berichtet:

«Im Spätherbst 1870 hatte es langanhaltend und zum Teil in frisch gefallenen Schnee geregnet. Dann erfolgten oberhalb des hinteren Ritzgrabens bedeutende Erd- und Felsrutschungen, die sich für einige Zeit im Graben stauten, um dann in der Schreckensnacht vom 31. Oktober auf den 1. November auf einmal loszubrechen.

Es war finster und trübe. Mein Bruder und ich schliefen auf der hinteren Seite des Hauses. Plötzlich erwachten wir ob einem furchtbaren Lärm. Es hörte sich zunächst an, als ob von einem Sturmwind die Fensterläden am jenseitigen Holzhaus, dem heutigen Hotel de la Gare, aufs heftigste auf- und zugeschlagen würden. Dazwischen hörten wir schreiende Menschenstimmen. Kaum waren wir recht wach, wurde heftig am Boden unserer Kammer geklopft, und Vater rief mit aufgeregter Stimme, wir sollten sofort aufstehen, es gehe furchtbar wüst, der Trachtbach sei übergefallen und verwüste das ganze Trachtgebiet.

Als wir hinunter kamen, war unsere Stube bereits dicht von Nachbarsleuten besetzt, die hier Schutz suchten, annehmend, unser Haus sei vorderhand nicht gefährdet, da es in Folge der Strassenkorrektur erhöht stand. Wir fanden nur noch auf der oberen Ofenplatte Platz. Das war nun ein Jammer und eine Angst. Einige weinten, andere beteten, wieder andere liefen erregt aus und ein, und wir Kinder duckten uns vor Schrecken in eine Ofenecke. Mein Vater brachte immer trostloseren Bericht herein. Obschon er sich bei der herrschenden Dunkelheit nicht genau orientieren konnte, sah er doch, dass der Bach arge Verheerungen anrichtete. Der Morgen enthüllte dann ein schreckliches Bild der Verwüstung.

Obschon unser Haus vollständig umflutet war und der Strasseneinschnitt hinter der Wohnung hoch mit

Schuttmassen angefüllt war, sahen wir, dass vorerst für uns wenig zu fürchten war. Desto wüster sah es weiter unten aus. Die Postpferdestallungen und grossen Wagenremisen lagen in Trümmern, die ganze Strasse war angefüllt mit Überresten dieser Bauten, die tief im Schlamm und Schutt steckten. Beim Tagesgrauen konnten die Postpferde mit knapper Not und grossen Anstrengungen aus dem Schlamm gerissen werden. Später wären sie umgekommen. Ferner sahen wir, dass alle Trachthäuser bis zum 1. Stock und oft drüber hinaus im Morast steckten.

Auch erfuhren wir, dass Leute nur mit Mühe und Lebensgefahr gerettet wurden. Schweine und Ziegen konnten nur durch Aufbrechen von Stubenböden befreit werden. Das alte und das damals neue Schulhaus stand auch mehrere Meter tief im *Murgang*. Der Zeichensaal und das Schulzimmer des Lehrers von *Bergen* lag bis zur Höhe der Bänke und Tische im Schlamm, ebenso der untere Gang und die Abtritte.

Die prächtigen Matten mit dem reichen Obstbaumbestand waren total verwüstet. Ein Wohnhaus mit Schreinerwerkstätte am Fuss der Gippihalde gelegen, ist in der Nacht samt der schlafenden Familie *Hiltbrand* plötzlich weggerissen worden. Während Vater und Kinder sonderbarerweise durch den Murgang seitwärts auf das Trockene geschoben wurden und unversehrt blieben, konnte die Mutter erst mehrere Tage später aus dem Schutt gegraben werden. Die Schlamm- und Schuttmassen erstreckten sich bis weit vor das Hotel Kreuz hinaus. Das Gastzimmer an der westlichen Ecke (Schneckenloch) war auch gänzlich aufgefüllt, ebenso zum Teil die Keller.

Als wir es nach einiger Zeit wagen durften, über das Steingeröll und trockenen Schlamm hinauf zu gehen, sahen wir, dass unser Trachtli für immer zerstört war, da der Bach gerade oberhalb dieses Landstücks ausgebrochen war.

Weil die Strasse als einziger Verkehrsweg vor unserem Haus bis vor das Kreuz für lange Zeit unpassierbar war, blieb keine andere Möglichkeit, als den Fussgängerverkehr durch den Schulausgang und Abtritt zum Kreuz hinunter zu leiten, zu welchem Zweck auf der ehemaligen schönen Trachtmatte Bretter über den Schutt gelegt wurden. Der Wagenverkehr war für längere Zeit eingestellt, und der Gütertransport konnte nur per Ruderboot oder Dampfschiff erfolgen.

Deutlich erinnere ich mich noch, wie eines Tages ein ganzer Trupp Unterwaldner erschien, um die Strasse und Häuser freischaufeln zu helfen. Wiewohl die verheerten Landstücke nach und nach wieder urbarisiert werden konnten, erhielt dieses Gebiet seither doch ein ganz anderes Aussehen.»

Der Turnplatz, später Viehschau- und heute Parkplatz, musste einige Jahre später mit grossen Kosten aus dem Schutt gegraben werden, daher die hohen Mauern auf zwei Seiten. Wir folgen weiter den Aufzeichnungen von *Kienholz*:

«Die zweite Katastrophe im Frühjahr 1871 war viel weniger verheerend, da der Bach näher dem See ausgebrochen ist und der Murgang daher weniger Land überfahren konnte. Immerhin fiel derselben das grosse Wohnhaus der Familien *Hans*, *Peter* und *Kaspar Huggler*, deren Schmiede- und Schlosserwerkstätten zum Opfer, sowie die Hälfte eines der Familie *Röter* gehörenden Hauses auf der Westseite des Baches.

Diesmal erfolgte der Ausbruch am Tag, und man konnte vom sicheren Port aus zusehen, wie die genannten Gebäude langsam erdrückt, verschlungen und in den See hinaus geschoben wurden. Die Bewohner haben sich rechtzeitig gegen den See hinunter retten können.

Auf der Westseite der Bachmündung befand sich ein grosser schöner Seegarten, der mehreren Familien gehörte. Derselbe versank während der *Übermuring* plötzlich fast senkrecht in den See, spurlos verschwindend, so dass hier eine Bucht entstand.

Weil der Schlammstrom durch die Strasse bis zum Bären floss und auch die Trachtbachbrücke weggerissen war, ist auch diesmal der Verkehr auf derselben längere Zeit unterbrochen gewesen, so dass dieser fast ausschliesslich per Schiff erfolgen musste.»

Die beiden eindrücklichen Berichte erinnern an die Bedrohung, der das Dorf früher ausgesetzt war, eine Bedrohung, die heute doch weitgehend gebannt ist durch bauliche und forstliche Massnahmen, die sich bewährt, aber auch gewaltige Kosten verursacht haben.

Glyssibach^{*(5)}

Wer vom Fluhberg aus Richtung Schwanden spaziert, bemerkt linkerhand an der Strasse in Schwanden einen Brunnen, verziert mit dem Gemeindewappen. Es zeigt, heraldisch stilisiert, drei Bäche: den Glyssibach, Schwanderbach und Lambbach. Alle drei galten lange als berüchtigte, unberechenbare Wildwasser, welche immer wieder die auf ihren Schuttkegeln liegenden Siedlungen heimgesucht und dort gewaltige Schäden verursacht hatten.

Die Angst vor weiteren Verheerungen ist heute gewichen, weil planmässige Schutzmassnahmen seit 1912 unkontrollierbare Ausbrüche ver-



Oberstes Einzugsgebiet des Glyssibachs mit Legföhren und alten Waldresten.



Hier beginnt der Glyssibach.

hindert haben, wie sie 16 Jahre früher beim Lammbach eingetreten sind.

Am Beispiel des Glyssibachs sei hier etwas näher aufgezeigt, wie ein Wildbach gezähmt wird; sinngemäss gilt das auch für andere Wildbäche.

Das schwer zugängliche Einzugsgebiet beginnt am Grat, der sich in ungefähr 2000 m Höhe von der Twärenegg gegen den Dirrengrind hinzieht. Gegen Süden fallen, nur gerade im obersten Viertel durch eine weniger stark geneigte Schuttterrasse unterbrochen, fast senkrechte Felswände, sehr steile Plattenfluchten und Wasserrunsen fast 1000 m tief ab. Unten fängt der Glyssibachgraben wie ein riesiger Trichter allen Regen auf, der sich auf diese nackte Bergflanke ergiesst, und auch allen vom Wasser mitgerissenen Schutt.

Starke Gewitter liessen den Glyssibach von jeher zu einem ungestümen Wildwasser anschwellen, das ungeheure Massen von Gesteine talwärts führte. Oft genug wurde das gemauerte Bett, das den Bach auf den letzten 300 m in den See leitet, im untersten Teil randvoll aufgefüllt, und es bedurfte dann harter Arbeit der Fluhbergler Wasserwehr, die Brücken von Eisenbahn und Staatsstrasse vor dem Verschüttetwerden zu schützen. Noch vor 100 Jahren getraute sich, abgesehen von einem Schweinemäster, kaum jemand, in der Nähe des Glyssibachs zu bauen; die Angst vor einem katastrophalen Ausbruch sass den Leuten seit Generationen zu tief in den Knochen.

Heute allerdings steht auf dem Schuttkegel des Glyssibachs zwischen Brienz und Schwanden Haus an Haus, ja, selbst das Altersheim wurde fast neben dem Bach gebaut. Diese Entwicklung ist das Ergebnis jahrzehntelanger, systematischer Arbeit im Einzugsgebiet des Glyssibachs, wo Lawinenanrisse gesichert, Schutthalde terrassiert und damit versucht wurde, die Erosion zu verhindern oder doch einzudämmen. Als das Werk kurz vor dem 1. Weltkrieg angefangen wurde, waren ungezählte Hindernisse zu überwinden, angefangen bei der Finanzierung bis zum Bau von Wegen und Unterkünften in einem hochgelegenen und äusserst schwierigen Gelände.

Die Männer, die während der grossen Weltwirtschaftskrise der Dreissigerjahre in der «Verbauwig», mehr schlecht als recht bezahlt, arbeiteten, lebten unter sehr primitiven, heute kaum mehr vorstellbaren Verhältnissen in dürftigen Hütten und mit einfachster Verpflegung. Der Verfasser erinnert sich noch an den legendären «Urseren-Tanggel», eine Omelette nur

aus Mehl, Wasser und Salz, gebacken in einer Eisenpfanne, ohne Fett! Trotzdem war die Anstellung als Verbauungsarbeiter mit einem Stundenlohn von 70 Rappen eine so gesuchte Beschäftigung bei der damals herrschenden Arbeitslosigkeit, dass die ledigen Arbeiter alle zehn Tage ausgewechselt wurden, während die Verheirateten den ganzen Sommer über bleiben durften. Damit sollte möglichst vielen ermöglicht werden, in der trostlosen Krisenzeit doch etwas zu verdienen. Unter härtesten Bedingungen legten diese Verbauungsarbeiter buchstäblich die Grundsteine zu dem kühnen Unternehmen, die Brienzer Wildbäche unter Kontrolle zu bringen und damit die Dorfbewohner vor katastrophalen Überschwemmungen zu bewahren.

1980 wurde in Hinsicht auf die stets drohende Gefahr die Stelle eines Verbauungsförsters für das «Staatsgebiet der Brienzer Wildbäche» geschaffen. Dieser mit allen Seiten der vielfältigen Aufgabe vertraute Fachmann ist während der Sommermonate auch im obersten Einzugsgebiet des Glyssibachs tätig mit einer berggewohnten Gruppe von Verbauungsarbeitern, meist Italienern. Sie errichten Sperren und Terrassen, um das Abrutschen von losem Geröll zu stoppen.



Alte Sperrmauer mit typischen Zerfallserscheinungen.



Mit Sperrmauern aus Drahtkörben wird der steile Schuttstrom zum Stillstand gebracht.



Ein ausgesetzter Arbeitsplatz.



Blick hinunter in einen verbauten und aufgeforsteten Teil des Glyssibachgrabens.

Wurden diese Sperren früher als Trockenmauern gebaut, was den Nachteil hatte, dass sie durch Schneedruck und Steinschlag immer wieder beschädigt oder sogar zerstört wurden, so hat sich heute ein bedeutend wirksameres Verfahren durchgesetzt: Drahtkörbe verschiedener Grössen werden sorgfältig mit Steinen gefüllt, verankert und unten, oben und seitlich miteinander verbunden.

Die so entstandenen kubischen Blöcke liegen, je nach dem gewünschten Zweck, in mehreren Lagen aufeinander und bilden Hindernisse für den fließenden Schutt, die stabiler sind und länger halten als Bruchsteinmauern. Um zu vermeiden, dass der rostfreie Draht der Körbe durch Steinschlag zerschnitten wird, werden die so errichteten Sperren mit Steinplatten und Schutt gut abgedeckt. Zwischen den einzelnen Drahthindernissen werden später die zum Stehen gebrachten Schuttpartien begrünt und mit geeigneten Gehölzen bepflanzt.

Aufforstungen in Lawinen- und Wildbachgebieten gehören zu den schwierigsten Aufgaben des Försters. Es gibt nämlich kaum eine Holzart, die von vornherein mit Aussicht auf Erfolg angepflanzt werden kann. Gestein, Bodenbe-

schaffenheit, Lage, Besonnung, Wasserhaushalt und wahrscheinlich noch andere, unbekanntere Einwirkungen beeinflussen Wachstum und Gedeihen. Nur lange Erfahrung und Beobachtung, ergänzt durch wissenschaftliche Untersuchungen und Erprobung im Labor und Gelände, führen zu einigermaßen befriedigenden Ergebnissen.

Von 1915 bis 1997 wurden allein im Verbauungsgebiet des Glyssibachs 1,4 Millionen Gehölze angepflanzt, wie die folgende Forststatistik ausweist, die auch Auskunft gibt über Art und jeweilige Anzahl der gesetzten Bäumchen.

Nadelholz		Laubholz	
Fichten	224 263 Stück	Bergahorn	62 656 Stück
Lärchen	3 510 Stück	Alpenerle	332 630 Stück
Arven	1 690 Stück	Weisserle	70 806 Stück
Bergföhre	94 385 Stück	Vogelbeere	14 447 Stück
Legföhre	371 079 Stück	Mehlbeere	13 331 Stück
		Weiden	186 880 Stück
übr. Nadelholz	4 215 Stück	übr. Laubholz	49 500 Stück

An- und aufgewachsen sind von diesen Setzlingen keine 10%! – Das beweist wohl am deutlichsten, welche harte Umweltbedingungen in

diesen von mangelndem Humus geprägten Höhenlagen herrschen. – Überaus eindrücklich wird dies dem Berggänger vor Augen geführt auf dem Weg vom Felsentor zum Schwanderort oder beim wildschönen Aufstieg durch den «Simmeler», der von Baalen aus 600 m höher in den eben erwähnten Weg einmündet.

Die geringe Überlebensquote der Gehölze von nur 10% kann übrigens noch nicht als Dauererfolg gelten; vor einigen Jahren gingen unerwartet eine Menge Legföhren zu Grunde, die vor 60 Jahren gesetzt worden waren und sich prächtig entwickelt hatten. Eine Pilzkrankheit, der schwarze Schneeschimmel, hatte in kurzer Zeit ganze Bestände erfasst und sie zum Verdorren und Absterben gebracht.

Bei der Begrünung des trockenen, nährstoffarmen Schuttbodens hilft auch die Wissenschaft mit. Beobachtungen und Experimente von Botanikern haben gezeigt, dass sich Wundklee im fast humusfreien Geröll als Pionierpflanze ausgezeichnet eignet, ebenso siedeln sich Alpenleinkraut, Gipskraut, Bergesparsette, Zypressenwolfsmilch u.a. gerne an nicht mehr rutschenden Stellen an.

Die Glyssibachverbauung ist ein überzeugendes Beispiel für die unerlässliche Zusammenarbeit von Forstleuten, Bauarbeitern und Botanikern; eine Zusammenarbeit, in die sich auch noch der Pilot einschaltet, denn die Materialtransporte zu den meist weglosen, weit abgelegenen Arbeitsplätzen unter dem Dürregrind erfolgen heute fast ausnahmslos mit dem Helikopter. Er versorgt die Stützpunkte Baalen, Urseren, Irtschellen, Gibelegg, Chäseren und auf Hofstettergebiet Stelli, während die Unterkunft Wurmegg auf einer Abzweigung vom Gummenalpsträsschen aus erreicht werden kann.

Die Arbeit in den Verbauungsgebieten spielt sich unter Ausschluss der Öffentlichkeit ab; die Dorfbewohner merken kaum etwas davon, und den wenigsten ist bewusst, dass sie die Sicherheit vor Überschwemmungskatastrophen und Murgängen nur dem unermüdlichen, zähen



Absterbende Legföhren mit Schneepilzbefall.

Ringeln der Verbauungsarbeiter mit den Naturgewalten hoch über dem Dorf verdanken. – Eine gewisse Bedrohung bleibt übrigens beim Glyssibach bestehen; das im Mittellauf nicht regulierte Bachbett erhöht seine Sohle ständig durch den Nachschub von Schutt, besonders aus dem sogenannten Chänelli. Damit kann die Gefahr eines seitlichen Ausbruchs Richtung Schwanden nie ganz ausgeschlossen werden.

Schwanderbach^{*(6)}

Das Einzugsgebiet des Schwanderbachs liegt an der jäh abfallenden Südostflanke des Rothorns und der Alp Gibelegg. Diese wurde in den Jahren 1904–1906 vom Staat angekauft, um sie wieder aufzuforsten. Unbestossene Weiden und ungenutzte *Wildheumäder* schaffen nämlich einigermassen gute Voraussetzungen für einen verlangsamten Wasserabfluss; sie ersetzen damit ein Stück weit den fehlenden Wald. Da die Hangerosion im erwähnten Gebiet zudem nur gering ist, fehlen tiefe aufgerissene Gräben, aus denen Erde und Steine weggeschwemmt werden könnten. Diese günstigen Voraussetzungen erleichtern die Anpflanzung der in Verbauungen bewährten Gehölze. Der Oberlauf des Schwanderbachs weist denn auch die ausgedehnteste und zusammenhängende Aufforstungsfläche auf, was den Wasserabfluss günstig beeinflusst. Eine Gefährdung durch den früher gefürchteten Wildbach ist heute fast nicht mehr vorstellbar.

Grosse Verwüstungen richtete der Schwanderbach 1797 an, als er gleichzeitig mit dem Glyssibach und Lammbach ausbrach. Wasser und Schlamm zerstörten 37 Gebäude und überführten viel Kulturland. Die Berner Regierung wollte den Schwandern ihre Güter für 12000 Kronen abkaufen, damit sie sich an einem neu-

en und sichereren Ort ansiedeln könnten. Der Handel scheiterte aber am Widerstand der Betroffenen, die ihr Dorf nicht aufgeben wollten; hingegen liessen sich einige bewegen, nach Oberschwanden umzuziehen. Wie wenig vor 200 Jahren der Zusammenhang zwischen Wald und Wildwassern im Bewusstsein der Leute verankert war, geht aus der Bemerkung von *Oberförster Kasthofer* hervor, der ein paar Jahre nach der Katastrophe von 1797 kritisierte:

«Die Leute von Schwanden sind nicht klüger geworden; nach wie vor verwüsten sie die schützenden Wälder im Gebirge oder lassen sie durch die Ziegen verwüsten, und nach wie vor denken sie wenig nach über die Natur und die Kräfte des Wassers...»

Auch im 19. Jahrhundert erlebte Schwanden noch mehrmals Ausbrüche der drei Dorfbäche, ohne dass diese bedeutenden Schaden anrichteten. Das veranlasste Bewohner von möglicherweise bedrohten Wohnstätten gleichwohl zum Umzug nach Glyssen, das noch 1870 auf der Siegfriedkarte nur als Flurname erscheint. Gemäss einer Auskunft des Grundbuchamtes Interlaken/Oberhasli wurden dann im Oktober 1890 einige Schwander Eigentümer von 11 Parzellen in Glyssen, und Pfandtitel von 1891 auf mehrere dieser Grundstücke lassen darauf schliessen, dass sie zu dieser Zeit wenigstens teilweise überbaut wurden. Die Besiedlung von Glyssen hat also nicht bereits nach der Katastrophe von 1797 stattgefunden, sondern erst hundert Jahre später.

Ein bedeutender Bergsturz am Schwanderbach ereignete sich am 14. April 1901. Aus den Brüchen rutschten Gesteinsmassen von ungefähr einer Million m³ in die Schlucht des Schwanderbachs ab und ergossen sich über

* siehe Abbildung «Brienzer Wildbäche», S. 19.



Rothorn und Dirregrind vom Aegerdi aus. Davor die gelungene Aufforstung des Schwanderbachs.

das Strässchen nach Oberschwanden. Der Schaden hielt sich in Grenzen; damit aber bei allfälligen weiteren Abstürzen das Dorf Schwanden nicht in Mitleidenschaft gezogen würde, erfolgte der Bau des massiven Ablenkdamms am nordöstlichen Dorfausgang, eines kostspieligen Bauwerks, das sich glücklicherweise noch nie zu bewähren hatte.

Für Ungewissheit und begründete Angst sorgte lange Zeit die sogenannte Aegerdi-Spalte. Um 1840 zeigte sich etwas nördlich von Pkt. 1260 (Landeskarte 1:25 000 Blatt 1209 Brienz) plötzlich eine Erdspalte von fast einem Kilometer Länge zwischen dem Lammbachgraben und dem Gebiet des Schwanderbachs. Diese Spalte wurde im Lauf der Jahre immer breiter, und es musste befürchtet werden, dass sich hier ein

riesiger Bergsturz anbahne, der den ganzen Bergrücken des Aegerdi erfassen könnte. Bekannte Geologen wie *Kissling* und *Prof. Heim* untersuchten die Spalte, die sich zeitweise bis zu einem Zentimeter im Tag verbreiterte, und schlugen vor, auf alle Fälle Vorbereitungen zu treffen, um Schwanden zu evakuieren. Merkwürdigerweise und ohne sichtbaren Anlass hörte aber kurz darauf die Bewegung des bewaldeten Hangs unterhalb der Spalte auf; diese verbreiterte sich nicht weiter. 1910 konnte Prof. Heim nur feststellen, dass der drohende Bergsturz sich stabilisiert hatte und keine akute Gefahr mehr bestand.

Das gleiche kann nicht behauptet werden von den Lawinen. So löste sich im Januar 1968 an der Twärenegg eine Lawine, die grossen Scha-

den anrichtete an Aufforstungen und Wald, wobei im Brunni, unterhalb des Aegerdis auch noch ein Stall zerstört wurde. Für Verbauungsarbeiten bildet die eine knappe Stunde über dem Aegerdi liegende Irtschellen einen wichtigen Stützpunkt, sowohl für Arbeiten im Gebiet des Schwander- wie des Lammbachs. – Kuriositätshalber sei noch vermerkt, dass bis 1975 ein vom Staat besoldeter Hirt hier ein paar Kühe sömmerte, um die Arbeiter mit Milch zu versorgen!

Lammbach^{*(7)}

Der Lammbachgraben, mehrere hundert Meter tief in die Bergflanke eingeschnitten, wird auf der rechten Seite begrenzt durch die Irtschellen, den Treichi- und Satzwald, links durch die Gummenalp und die Hofstetter Vorsess. Er gilt neben dem Illgraben im Wallis mit Recht als einer der mächtigsten Wildwassergräben unseres Landes. In die weichen, schiefrig-mergeligen Gesteinsschichten, die zudem stark zerklüftet sind, vermochte sich das Wasser im Verlauf von Jahrhunderten immer tiefer einzufressen. Dabei entstanden auf beiden Seiten des Grabens äusserst steile Schutthalden mit ständig nachrutschendem Material. Anhaltende Regenfälle, Gewitter und die Schneeschmelze transportierten es talwärts und bildeten schliesslich den riesigen Schuttkegel, der sanft gegen das obere Brienzerseeufer abfällt, die Lauenen, auf der die Dörfer Hofstetten, Schwanden und Kienholz ganz oder wenigstens zum Teil sich erstrecken.

Seit jeher war diese Gegend von Ausbrüchen und *Murgängen* des Lammbachs gefährdet. So wurde 1499 das damals bedeutende Kienholz, das von Bern und den Eidgenossen im Bundesbrief von 1353 zum gemeinsamen Tagungs-

ort betimmt wurde, durch einen verheerenden *Murgang* zerstört und fast zehn Meter hoch mit Schutt und Schlamm eingedeckt. Die Katastrophe ist in Einzelheiten nicht einwandfrei belegt; sie dürfte aber mit grosser Wahrscheinlichkeit stattgefunden haben.

Eine freilich unbewiesene Überlieferung meldet, einem Boten aus dem Hasli, der häufig das verschüttete Dorf habe passieren müssen, sei aufgefallen, dass sein Hund jedesmal an der gleichen Stelle stehen blieb und laut bellend die Erde aufkratzte. Schliesslich wurde dort nachgegraben, bis man auf ein Kellergewölbe stiess, in dem man einen Greis und einen Knaben ent-



Lammbachgraben mit Rothorn. In der Mitte Weg zur Irtschellen (links). Über dem Weg alte Verbauung und gut gedeihende Aufforstungen.

deckte, die dank Wein und Käse überlebt hatten. Der Greis soll kurz nach der Rettung gestorben sein, der Knabe blieb am Leben, und um das wundersame Ereignis zu verewigen, wurde sein bisheriger Name *Schneiter* geändert in *Kienholz*.

Doch nun zur Lammbachkatastrophe! Der Winter 1895/96 brachte mit milder Witterung grosse Niederschläge, die sich mit wenig Unterbrüchen bis in den Mai fortsetzten. Dadurch wurde das ohnehin instabile Gestein des Lammbachgrabens stark durchnässt, so dass sich am Rufisatz, einer Geländerippe, die von der Gummenalp in den Graben hinunterreicht, ein Erdschlipf von schätzungsweise 300 000 m³ löste und in den Graben rutschte. Das Bachbett wurde dabei auf eine Länge von 200 m fast 50 m hoch verschüttet, was den Abfluss des Wassers verhinderte. Das war am 26. Mai 1896. Die Bewohner von Oberschwanden stellten wohl fest, dass der Lammbach plötzlich kein Wasser mehr führte, machten sich aber keine Sorgen darüber, da sie annehmen durften, die niedergegangenen Schuttmassen würden, wie schon oft, nach und nach vom Bach abgetragen oder sich verfestigen.

Das traf jedoch dieses Mal nicht zu. Am 31. Mai morgens um halb vier wälzte sich ein mächtiger Strom von Schlamm, Erde, Steinen, Schnee und Holz aus dem Graben und über die Lauenen hinunter gegen das Kienholz, den östlichen Dorfteil von Brienz.

Was war geschehen? Hinter den in den Graben gerutschten Erdmassen hatte sich ein See gebildet, der den ungewollten Staudamm innert weniger Tage so zu durchnässen und zu lockern vermochte, dass er in Bewegung geriet.

Dabei wurde auch der im Graben zehn und mehr Meter hoch liegende alte Schutt erfasst und mitgeschoben. Beim Austritt aus dem Graben war die Mure nicht breiter als acht Meter und floss mit einer Geschwindigkeit von etwa 120 m pro Minute. Dieses Tempo verminderte sich, je mehr der Schuttstrom sich nach beiden Seiten verteilte und dabei Wasser verlor. Bald floss er so langsam, dass die Bauern das Gras mähen und wegschaffen konnten, bevor es zugedeckt wurde! Gegen neun Uhr erreichte der zähe Murgang die Staatsstrasse Brienz – Meiringen, die er drei Meter hoch zudeckte. Gegen Mittag staute er sich dann an der etwas weiter unten verlaufenden Bahnlinie, die hier auf einem Damm liegt. – Der Schaden dieses *Murgangs* war beträchtlich; drei Häuser steckten tief im Schlamm, ebenso Obstbäume bis fast an die Kronen, und über hundert Hektaren Gärten, Matt- und Wiesland waren verwüstet.

Die gleich nach dem Murgang angestellten Untersuchungen der Geologen *Kissling* und *von Steiger* erachteten einen weiteren, überraschenden und damit katastrophalen Bergsturz, der zu einer unberechenbaren Gefahr für die auf der Lauenen liegenden Dörfer hätte werden können, als unwahrscheinlich. Nicht auszuschliessen waren dagegen weitere Murgänge aus dem mit Hangerosionsschutt angefüllten Lammbachgraben.

Tatsächlich trafen diese bereits nach zweieinhalb Monaten ein. Vom 20.–23. August 1896 und am 2. September wälzten sich erneut Ströme von Schlamm und Steinen gegen das Kienholz und zwangen 48 Familien zur Räumung ihrer Wohnungen. Scheunen wurden zerstört, verschiedene Gebäude stark beschädigt.



7

6

5

4

3

14

11

16

17

18



1. Bahnhof Brienz
5. In Brüchen
6. Lammbach-Abstürze
7. Wylerhorn
8. Oberschwanden
9. Unterschwanden
10. Burgstollen
11. Fluhberg
12. Austritt Lammbach
13. Schutzmauern
14. Lauenen
15. Glyssibach
16. Schwanderbach
17. Lage Hofstetten
18. Ob Meiringen
19. Wirtshaus «Tell»
20. Bahnlinie verschüttet
21. Verlassene Häuser
22. Remise «Tell»
23. Haus im Schlamm
24. Ehem. «Bellevue»
25. Ballenberg
26. Zerstörtes Haus
27. Meiringenstrasse
28. Gelber Schild
29. Rieseten
30. Prov. Schiffländte



Der Murgang des Lammbachs. Der Graben links ist eine Seitennische des Schwanderbachs, wo 1901 fast eine Million Kubikmeter Schutt abstürzte.

Unter den Augen zahlreicher Neugieriger (Katastrophen-Tourismus gab es schon damals!) schob die langsam fließende *Mure* die Remise des Hotels «Tell» samt Tanzsaal und allem Inventar hinunter bis an den Bahndamm, ohne auch nur die Hängelampen zu beschädigen! Ein Augenzeuge der Ereignisse berichtet:

«Während mehrerer Tage, bis Mittwoch den 26. August früh, waren Bahn und Strasse unterbrochen, der Verkehr war nur per Schiff über den See möglich. Die zahlreichen, mit dem Dampfboot in Brienz angekommenen Reisenden wurden eingeladen, drei grosse Trajektschiffe zu besteigen, auf welchen sie mittelst eines Schleppdampfers ans obere Ende des Sees geführt wurden. Hier wartete am östlichen

Ende des Trümmerfeldes der Brünigzug, den man nach Überschreiten einiger Schlammströme erreichen musste. Wo früher die Bahn auf einem zwei Meter hohen Damm mitten durch Äcker fuhr, durchquert sie heute auf eine Länge von 350 m eine bis auf Geleiseniveau angehäufte Wüstenei von Steinen und Schlamm. Die Strasse wurde vollständig zerstört; durch Holzstege ist die Verbindung wieder notdürftig hergestellt.» Die Bereitschaft, den schwer betroffenen, meist sehr armen Leuten im Kienholz zu helfen, die nicht einmal ihre Kartoffeln hatten ernten können, war im ganzen Kanton gross. Lebensmittel und Geld wurden gespendet; vom Kegelklub bis zur Berner Liedertafel wollte niemand zurückstehen.

Nachgedacht wurde selbstverständlich auch, wie sich solche Katastrophen künftig verhindern liessen. Forstleute übten scharfe Kritik an den Brienzern, die ihre Schutzwälder leichtsinnig abgeholzt hätten. Gefordert wurden Aufforstungen in den bergsturzbedrohten Gebieten und an rutschgefährdeten Hängen; dem Unsinn, den Bergen immer mehr Kulturland und Weiden abzutrotzen, die dann doch nicht rentieren, müsse ein Riegel geschoben werden.

Kurz, die Rolle des Waldes, nicht nur als Schutz vor Lawinen, sondern auch zur Verhinderung der Erosion und als Wasserspeicher, wurde in Erinnerung gerufen. Die Geologen arbeiteten Gutachten aus, die dann zu grosszügigen Verbauungen und Aufforstungen führten. Neben dem Kanton beteiligte sich auch der Bund an den Kosten. In einer Botschaft vom 23. Februar 1897 an die Bundesversammlung wurde der Beitrag an die Verbauung des Lammbachs und des Schwanderbachs so begründet:

«...Ohne Verbauung des Lammbachs und des Schwanderbachs wird Kienholz und zum Teil Schwanden dem allmählichen Untergang preisgegeben. Brünigbahn und Brünigstrasse bleiben in hohem Masse gefährdet und die Kommunikation nach dem oberen Aaretal mit Grimsel- und Sustenstrang unsicher. Die Vornahme dieser Verbauung ist daher ein Gebot absoluter Notwendigkeit.»

Dieses Gebot gilt noch immer. Im Siedlungsgebiet Brienz, Schwanden, Hofstetten wohnen heute gut 4000 Einwohner, teilweise im unmittelbaren Bereich der erwähnten Wildbäche. Zum Schutze der Bevölkerung, der Verkehrswege und der Siedlungen mit allen lebensnotwendigen Einrichtungen müssen bauliche und forstliche Arbeiten in den Einzugsgebieten weitergeführt werden.

Nach der Lammbachkatastrophe von 1896 gab es allerdings auch andere Stimmen! Pessimisten forderten allen Ernstes, das Dorf Kienholz einfach zu räumen und aufzugeben. Das urbare Land und die Häuser, wurde vorgerechnet, seien kaum Fr. 200 000.– wert, wogegen die Verbauungen, die erst noch keine absolute Sicherheit böten, auf anderthalb Millionen zu stehen kämen. Ein Korrespondent äusserte sich kurz

und bündig: «Das Kienholz ist die Kosten und Mühen einer unendlich schwierigen Verbauung nicht wert.»

Der gute Mann sah zu schwarz; die Massnahmen der Verbauungsfachleute und der Förster haben Früchte getragen. Dort, wo vor hundert Jahren ein breiter Schuttstrom die «Lauenen» verheerte, erstreckt sich jetzt ein schönes

Wohnquartier, und kein Mensch fürchtet sich mehr vor einem Lammbachausbruch, im Gegenteil! Eher trifft zu, was ein witziger Schwander so formuliert hat: «D Brienser hein bald zwenig Wildbäch fir drunder z buwwen.»

(Dieses Kapitel wurde vor dem Unwetter 2005 verfasst. Vgl. dazu Kapitel «Unwetter verändern Dorf und Gegend» S. 50–63)



Die verschüttete Brünigbahnlinie im Kienholz. Museum für Kommunikation, Bern

Wie aus einem Sumpfgebiet Kulturland wurde

Max Gyga

Wer heute vom oberen Ende des Brienersees mit dem Auto oder mit der Bahn gegen Meiringen fährt, durchmisst eine ausgedehnte Ebene, in der sich neben einem Militärflugplatz schönes Wiesland und Äcker weithin erstrecken. In einem weitgehend ausbruchsicheren, mit Hochwasserdämmen geschützten Bett fliessen die milchigtrüben Gletscherwasser der Aare dem See zu, während Seitenkanäle die von Norden und Süden herabstürzenden Bergbäche auffangen und sie, wo es möglich ist, in die Aare, oder dort, wo der Hochwasserdamm dies nicht zulässt, direkt in den Brienersee ableiten.

Bis weit über die Mitte des 19. Jahrhunderts bot das untere Haslital freilich ein ganz anderes Bild! Eine versumpfte, mit Schilf und wertlosem Riedgras bestandene, immer wieder überschwemmte Ebene, die bei Hochwasser die ganze Gegend in einen einzigen See verwandelte, aus dem oft nur noch die Bäume und Scheunen herausragten, reichte vom Fuss des Kirchets bis zum Brienersee. Einen eindrücklichen Begriff von den damaligen trostlosen Verhältnissen im *Aareboden* vermitteln Ansichten zeitgenössischer Künstler, so unter anderen eine *Umrissradierung* von *J. L. Aberli*.

Das war nicht immer so; noch anfangs des 15. Jahrhunderts überzog gutes *Mattland* den Talgrund und lieferte auch genügend Winterfutter für das Vieh. In mehreren, heute verschwundenen Siedlungen wohnten Bauern, die mit Viehzucht und den Erzeugnissen der Milchwirtschaft ein rechtes Auskommen hatten. Das änderte erst, als zu wenig überdachte Handlun-



Aare, Eisenbahn und Nationalstrasse im entsumpften Aareboden.

gen eine Entwicklung einleiteten, unter der die Gegend über Hunderte von Jahren zu leiden hatte. Zwei Ursachen seien hier kurz beleuchtet.

Die Schwelle bei Unterseen

Schon vor 1450 errichteten die Mönche des Klosters Interlaken in der Aare bei Unterseen eine Schwelle. Diese diente zum Betrieb von Wasserrädern für gewerbliche Zwecke, aber auch zum Fischfang, indem sich die aus dem Thunersee aufsteigenden Alböcke, eine sehr geschätzte Felchenart und beliebte Fastenspeise, vor dem Hindernis stauten und dann leicht gefangen werden konnten. Für die Gottesmänner ging die Rechnung auf, berichten doch verschiedene Chronisten von Fischzügen, bei denen oft Tausende von Alböcken in die Netze gerieten. Weniger Freude an der Unterseen-

schwelle bekundeten Briener und Hasler; sie staute nämlich den Abfluss der Aare aus dem See. Das wirkte sich verhängnisvoll aus, weil dadurch der Seespiegel um fast zwei Meter stieg, was zur Folge hatte, dass der Aarelauf zwischen Meiringen und dem Brienersee mit seinem sowieso schon sehr geringen Gefälle noch mehr verlangsamt und gehemmt wurde.

Abgeholzte Bergwälder

Ebenso bedenklich wie die Unterseenschwelle war die von der Obrigkeit geduldete Raubwirtschaft in den Bergwäldern. Zwecks Verhüttung der in den Haslibergen vorkommenden Eisenerze errichteten die *Gnädigen Herren* von Bern Eisenschmelzen in Bürglen, Kaisten und im Mühlethal. Zum Betrieb der Öfen wurde den Pächtern erlaubt, jährlich mehr als tausend Klafter Holz zu schlagen. Das hatte verheeren-

de Folgen für den Wasserhaushalt. Der durch den abgeholzten Wald bedingte, ungehemmte Wasserabfluss riss Rasen und Erde mit sich, grub tiefe Runsen, welche seitlich und nach hinten erodierten und sich zu Wildbachgräben entwickelten, in denen bei Gewittern die reissenden Wasser Massen von Schlamm und Steinen talwärts wälzten. Dieses Geschiebe wurde dann in der Talebene abgelagert und füllte das Bett der Aare auf, weil die träge Strömung es nicht mehr wegzubringen vermochte. Durch die Ablagerungen erhöhte sich das Flussbett ständig, so dass die Aare schon bei geringen Hochwassern regelmässig über die Ufer trat. Das Wasser, das nicht mehr in das alte Bett zurückfliessen konnte, bildete stehende Tümpel und verwandelte die Ebene mit der Zeit in ein Sumpfgebiet, das keine erspriessliche landwirtschaftliche Nutzung mehr zulies. Damit wurde einigen der am meisten heimgesuchten Siedlungen schon bald die Existenzgrundlage entzogen; so musste beispielsweise das Dorf Bürglen in der Gegend des heutigen Hirsli aufgegeben werden.

Trotz dem Bau von Dämmen und Schwellen durch die Grundbesitzer und Bäueren, welche sich dabei fast ruinierten, konnten die in kurzen Abständen auftretenden Überschwemmungen nicht verhindert werden. Bei den Betroffenen, welche den Verheerungen machtlos ausgeliefert waren, machte sich das Gefühl breit, im Kampf gegen die Wassernot auf verlorenem Posten zu stehen und vom Staat im Stich gelassen zu werden.

Versprechungen und Verzögerungen

Ein Beispiel dafür liefert die Behandlung einer Bittschrift vom März 1826, in der die Regierung aufgefordert wird, den Brienzersee abzusenken

und den Lauf der Aare im Haslital zu begradien. Wohl wurden Fachleute mit der Ausarbeitung von Plänen betraut, aber im Grosse Rat sorgten Einwände und Ausflüchte über Geldmangel und dringlichere Aufgaben dafür, dass vorläufig nichts geschah.

Neue Hoffnung keimte auf, als 1831 das konservative *Patrizierregime* abgelöst wurde durch eine liberale Regierung, in der – wie man hoffte – nun wirklich Volksvertreter sass. Tatsächlich schien sich nun etwas zu bewegen; auf Betreiben oberländischer Grossräte wurde ein für die Ämter Interlaken und Oberhasli wichtiges Werk projektiert: Es ging um die Schiffbarmachung der Aare zwischen Thuner- und Brienzersee und, damit verbunden, um die schon lange geforderte Absenkung des Brienzersees, von der man sich auch eine Behebung der Versumpfung des Haslitals versprach.

1834 wurde die Regierung beauftragt, die Vorarbeiten für das Werk einzuleiten. Da der Auftrag aber mit Einschränkungen und Vorbehalten gespickt war, blieb es ein weiteres Mal bei blossen Absichtserklärungen. Die Ursachen der erneuten jahrelangen Verzögerungen waren vor allem finanzieller Art; eine Rolle als Bremser spielte wohl auch der seit 1837 im Regierungsrat sitzende *Rudolf Schneider*, der als «Vater der Juragewässerkorrektion» in die Geschichte einging und wahrscheinlich mehr Wert darauf legte, sein Lebenswerk zur Rettung des Seelandes zu verwirklichen, als die nicht unbeschränkten finanziellen Mittel zu verzetteln durch ein weiteres grosses Unternehmen.

Das Gesetz von 1854

So dauerte es denn nochmals 20 Jahre, bis im November 1854 endlich das «Gesetz über die

Tieferlegung des Brienzersees und die Austrocknung der versumpften Ländereien» zustande kam. Es war aber auch höchste Zeit zu handeln, denn daran, dass es sich bei den Überschwemmungen und der Versumpfung des *Aarebodens* um eine unvermeidliche, schicksalshafte Heimsuchung handle, glaubte niemand mehr. *Peter Ober*, der verdiente Förderer Interlakens als Kurort, schrieb 1858 in seinem Reiseführer «Interlaken und seine Umgebungen»:

«Sehr bald unterhalb Meiringen sieht man weit ausgedehnte Flächen, die mit einiger Anstrengung und Sorgfalt der Cultur zugänglich gemacht werden könnten, versumpft oder höchstens noch Pferdefutter hervorbringend. Die Tieferlegung des Brienzersees und eine Correction der Aare an einigen Stellen eines solchen Werkes hat man längst eingesehen, aber die betreffenden Gemeinden sind ohne nachhaltige Unterstützung von Seite des Staates nicht im Stande, es auszuführen. Man beschäftigt sich gegenwärtig mit vorbereitenden Arbeiten zu dieser Entsumpfung; hoffentlich werden dieselben mit derjenigen Energie betrieben, welche das nützliche Unternehmen verdient.»

Wie Ober in seiner Kritik antönt, hatten die Arbeiten bereits begonnen, die zur Ausräumung und Regulierung der Aare im Bödeli dienten und den Spiegel des Brienzersees um etwa einen Meter senkten. Und schliesslich genehmigte der Grosse Rat, vierzig Jahre nach der ersten Bittschrift, ein Dekret, das die Aufgaben der Haslitalentsumpfung so umschrieb:

- Korrektion der Aare vom Brienzersee bis zur Lamm;
- Entwässerung des Talbodens durch zweckmässige Kanäle;
- Verbauung und Aufforstung der Geschiebe führenden Wildbäche;
- rationelle Flureinteilung.

Beginn der Korrektionsarbeiten

Diesmal blieb es nicht bei einer wirkungslosen Absichtserklärung; das Werk galt als im öffentlichen Interesse liegend und wurde unverzüglich begonnen. Am 6. Mai 1864 schrieb der Regierungsrat des Kantons Bern an den *Statthalter* des Oberhaslis:

«Nach dem Gesetz über die Tieferlegung des Brienersees und die Austrocknung der anliegenden Ländereien vom 23. November 1854 wird die Korrektion der Hasleaare und die Entsumpfung des Haslethales vom Brienersee aufwärts bis nach Meiringen als zweiter Teil des Gesamtunternehmens bezeichnet. Um die Interessen der an dem Unternehmen beteiligten Grundeigentümer zu vertreten und den ausführenden Behörden in der Förderung und Leitung an die Hand zu gehen, soll ... eine Kommission eingesetzt werden.»

Diese Kommission bestand aus 33 Mitgliedern, die von den am Unternehmen betroffenen Gemeinden gewählt wurden nach folgendem

Verteilschlüssel, der auf 100 *Jucharten* einen Vertreter vorsah:

Meiringen	25
Brienz	6
Brienzwiler	1
Hofstetten	1

Für Brienz nahmen Einsitz in dieser sogenannten Entsumpfungskommission:

- *Michel Peter*, Gemeindepräsident
- *Kehrli Jakob*, Lehrer und Amtsrichter
- *Stähli Kaspar* im Oberdorf
- *Huggler Matthäus*, alt Präsident
- *Flück Jakob*, alt Präsident, am Nussbaum
- *Flück Johann*, Grossrat, am Fluhberg

Als Präsident der Kommission von Amtes wegen bestimmte der Regierungsrat den *Statthalter* des Bezirks Oberhasle, *Balthasar Otth*. Da eine Kommission von 33 Mitgliedern verhältnismässig wenig beweglich ist, ordnete die Regierung an, einen kleineren Ausschuss zu bilden,

der für rasche Entscheidungen in besonderen Fällen zuständig war und für die Ausführung der von der grossen Entsumpfungskommission gefassten Entschlüsse zu sorgen hatte.

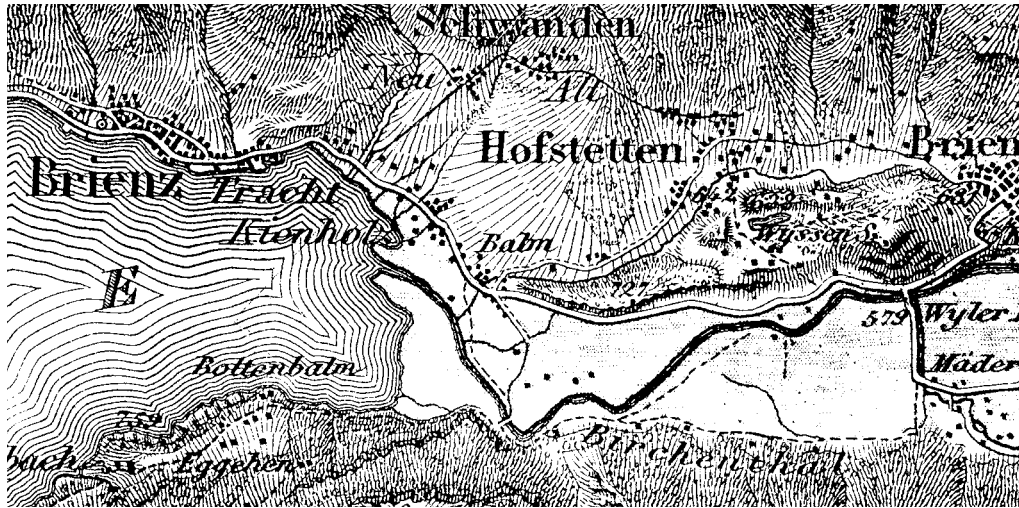
Dieses engere Gremium zählte vier Mitglieder; neben den Haslern *Arnold Brügger*, Notar, und *Kaspar Egger*, Wirt, waren darin vertreten Grossrat *Johannes Flück* von Brienz und alt Grossrat *Johannes Schild* aus Brienzwiler. Als Experten zur Prüfung und Verbesserung der verschiedenen vorgeschlagenen Projekte amteuten im Auftrag des Regierungsrates die bekannten Wasserbauingenieure *La Nicca*, *Bridel* und *Aebi*. Regierungsrat *Weber* betreute als Entsumpfungsdirektor das Unternehmen.

Fragen und Abklärungen

Nach den vorstehend aufgeführten organisatorischen Vorarbeiten setzte sich die Entsumpfungskommission mit den Experten in Verbindung zur Abklärung wichtiger Fragen über



«Plan Topographique vom Lauff der Aar im Ober-Hasli Thal bis zum Brienter See. Auffgenommen im Dezember 1764.»



Verlauf von Aare und Strasse auf Brienzerboden vor der Aarekorrektur 1866–1876. (Ausschnitt aus Dufourkarte 1864)

Stromrichtung, Gefälle, allfällige Profile des Aarekanals bei Hoch-, Mittel- und Niederwasser, Ufersicherungen, die Verwendung des Aushubs, die Verbauung der seitlichen Wildbäche, die nötig werdenden Entsumpfungskanäle,

die Reihenfolge der Arbeiten und als schwierigsten Punkt, die Kosten im Normalfall und bei nötigen Änderungen, die sich im Verlauf der Korrektionsarbeiten vielleicht als notwendig erweisen sollten. Grundlagen für die Beantwortung

dieser und weiterer Fragen sollte ein Gutachten der Experten liefern, die zusammen mit dem Ausschuss eine mehrtägige Begehung der betroffenen Gegend unternahmen. So wurde der vom Brienzersee bis zur Wilerbrücke provisorisch abgesteckte Aarekanal besichtigt, ferner die rechtsseitig in die Aare einmündenden Wildbäche bis zu ihren Quellen auf dem Hasliberg und Mägisalp in Augenschein genommen und schliesslich noch der obere Teil des zu entsumpfenden Gebiets von der Wilerbrücke bis zur Lamm.

Wenn die Kommission gehofft hatte, es werde nun zügig vorwärtsgenommen, so sah sie sich bald enttäuscht. Die Stellungnahme der Experten liess ungewöhnlich lange auf sich warten, und unterdessen verschlimmerte sich die Versumpfung des Aarebodens weiter. Im Spätherbst 1865 riss der Kommission die Geduld, und sie beauftragte ihren Sekretär, *Notar Brügger*, dem Entsumpfungsdirektor, *Regierungsrat Weber*,



einen ungeschminkten Brief zu schreiben, in dem die tiefe Besorgnis über die verzweifelte Lage und die unverständliche Untätigkeit der Experten zum Ausdruck komme. Der Brief sei hier auszugsweise zitiert, spiegelt er doch die Stimmung der ständig nur getrösteten Bevölkerung sehr klar:

Herr Direktor!

Gewiss eine der unangenehmsten Aufgaben ist, den Behörden immer wieder mit Reklamationen in den Ohren zu liegen, allein hier bricht die Not Eisen und das mag im vorliegenden Falle als Entschuldigung dienen.

Ihnen, Herr Direktor, wird noch in Erinnerung sein, dass vor einem Jahr in Ihrer Anwesenheit die Experten HH. *La Nicca* und *Bridel* die für die Aarekorrektur und Haslethalentsumpfung aufgenommenen Pläne mit der Lokalität Punkt für Punkt verglichen haben, um darüber ihr Befinden abzugeben. Ihre damals der Kommission unter verschiedenen Malen ausgesprochene Ansicht und entschiedene Haltung in dieser Angelegenheit berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Sie, wie die HH. Experten und die Kommission, waren vom besten Geiste beseelt und man hegte die Erwartung, es werde nächstens mit den Arbeiten begonnen und der Grosse Rat zur Aussprechung eines Dekrets über Abzahlung und für Erkennung des üblichen Beitrags an die Korrektionsarbeiten angegangen. Was niemand dachte, erfolgte, indem nun mindestens ein Jahr abgelaufen ist, ohne dass die Sache nur um einen Schritt dem Ziele näher gerückt wäre. Hier fragt man sich, wo das stocke, die Kommission wird interpelliert, kann aber die gewünschte Auskunft nicht geben, bloss ist gerüchweise zu uns gekommen, es fehle an dem Befinden der HH. Experten, dasselbe sei noch nicht eingegeben. Was in der Sache wahr ist, weiss man nicht, das aber ist richtig, wenn nicht bald geholfen wird, der ganze Talboden zu Grunde geht. ...Früher gingen Jahre vorüber, ohne dass man Einbrüche hatte, jetzt hat man deren alle Jahre und in letzter Zeit deren mehrere im gleichen Sommer. Man hätte vermuten sollen, die Technik werde Mittel finden, diese Übelstände zu heben, weil vorauszusehen war, ...dass die Geschiebemassen bedenkliche Umstände hervor rufen müssten. Die Aare, an zwei Orten ausgebro-

chen, liegt dieses Jahr fast den ganzen Sommer über die Talfläche hin und versandete viele hundert *Jucharten*. Gegenwärtig wird vom Aareschwellenbezirk eine Telle von Fr. 22.– vom Tausend erhoben und die Schwellen sind vom diesjährigen Hochwasser so hergenommen, dass in Aussicht steht, noch einmal so viel bezahlen zu müssen, wenn nur das Allernotwendigste gemacht werden soll. Ja, Herr Direktor, wir sind hier in einer traurigen Enge, denn es ist zu befürchten, dass in kurzen Jahren die Geschiebemassen sich so aufstauen, dass die Aare schon oberhalb des Bürglennollens in die Matten ausbrechen wird. Deswegen, Herr Direktor, kommt die Kommission zu Ihnen und hofft zuversichtlich, Sie möchten Ihren Einfluss geltend machen für dieses gemeinnützige Werk und energisch einschreiten, um die ohnehin schon finanziell zu stark gedrückte Bevölkerung nicht stehenden Fusses ihrem Ruin zu überlassen. Sie möchten ferner dem nächsten Grossen Rat das Dekret zur Sanktion vorlegen und Ihren hierseits nie in Zweifel gezogenen guten Willen einsetzen, die Herren Experten zur Abgabe ihres Befindens aufzufordern.

Mit Hochachtung!

Für die Aarekorrektions- u. Entsumpfungskommission
Der Präsident: *Oth*
Der Sekretär: *Brügger*

Es geht endlich vorwärts

Das Schreiben wirkte; schon im Januar 1866 lag der Entwurf zum gewünschten Dekret vor, das die Modalitäten der Aarekorrektur und der Entsumpfung regeln sollte, und nach der Annahme durch den Grossen Rat stand dem Beginn des Unternehmens nichts mehr im Wege.

Die Gemeinden Meiringen, Brienz, Brienzwiler und Hofstetten bewilligten die Aufnahme eines Darlehens von Fr. 800 000.– bei der Eidg. Kasse. Eingesetzt wurde auch eine aus neutralen Fachleuten ausserhalb der Amtsbezirke Interlaken und Oberhasli bestehende Schätzungskommission, die bei Landankäufen, Abtretun-

gen und Abtausch sowie beim Erwerb von Gebäuden und Festsetzung von Entschädigungen für zeitweise in Anspruch genommene Objekte als unparteiische Instanz zu entscheiden hatte.

Dieser Kommission wartete eine heikle und zeitraubende Aufgabe, galt es doch, nur für das erste Teilstück vom See aufwärts bis zum «Oberm Kehr» die häufig auseinandergelassenen Interessen von 88 Grundbesitzern zu berücksichtigen und auftretende Meinungsverschiedenheiten zu schlichten. Wie durch ein Wunder verwandelte sich nämlich schier über Nacht versumpftes, wenig einträgliches Land in solches von bedeutendem Wert und löste damit auch entsprechende Entschädigungsforderungen aus.

Die Schätzungskommission, die Grundsteuerschätzung und Kaufpreise der vergangenen Jahre mit den Forderungen verglich, stellte fest, dass diese plötzlich um mehr als die Hälfte höher lagen. Auf solche Begehrlichkeiten liessen sich weder die Schätzer noch die Entsumpfungskommission ein, da sonst Hunderttausende von Mehrkosten das Werk von Anfang an unzumutbar verteuert hätten.

Die angedrohte Enteignung mit ungewissen Kosten sorgte dann dafür, dass die Grundeigentümer doch einlenkten, umso mehr als die Kommission dem Regierungsrat vorschlug, es sollten die Expropriationsentschädigungen, um eine Verzögerung der Arbeiten zu vermeiden, direkt vom Obergericht festgelegt werden.

Ungeachtet dieser Schwierigkeiten begann das Werk planmässig und schritt gut voran. Gegen Ende des Jahres 1867 war das erste von

schliesslich acht Baulosen beendet, trotz eines Hochwassers, welches das Tal bis hinauf nach Hausen in einen einzigen See verwandelt hatte, der stellenweise bis an die Baumkronen reichte!

Die naturbedingten Erschwernisse verhinderten indessen das planmässige Fortschreiten der sich nun talaufwärts verlagernden Arbeiten nicht, ebensowenig verursachte der Ausbruch des *deutsch-französischen Krieges* von 1870/71 nennenswerte Verzögerungen. Verantwortlich dafür war in erster Linie der Ausschuss, der sich mit täglich neu auftauchenden Widrigkeiten zu befassen und sie möglichst schnell zu lösen hatte. Auseinandersetzungen ergaben sich mit den Bauunternehmern, den Landeigentümern und den kantonalen Behörden, gar nicht zu reden von den Sorgen, welche die Geldbeschaffung bereitete. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, seien hier einige der unzähligen kleineren und grösseren Aufgaben erwähnt, die den Ausschuss kaum je zur Ruhe kommen liessen:

Er hatte die Ausführung der angeordneten Arbeiten zu überwachen. Da ein Baulos in der Regel dem billigsten Anbieter zugesprochen wurde, lag für diesen die Versuchung nahe, bei der Ausführung unzulässig zu sparen. Tatsächlich kam es immer wieder zu Beanstandungen durch den Ausschuss, der in den meisten Fällen nach zähem Feilschen durchsetzte, dass mangelhafte Bauten, die nicht den vereinbarten Abmachungen entsprachen, auf Kosten der Unternehmer verbessert wurden.

Durch den neuen Aarelauf und die vielen Kanäle wurde Grundeigentümern im Talboden der Weg zu ihren Ländereien abgeschnitten oder stark erschwert. Das erheischte die Erstellung

von Flurwegen und Brücken, wobei abzuwägen war zwischen den Interessen der Landbesitzer und den entstehenden Kosten. Wieviele Augenscheine, Sitzungen, Besprechungen mit allen Beteiligten dazu nötig waren, geht aus unzähligen Protokollen hervor, da – menschlich verständlich – jeder zuerst auf seinen eigenen Vorteil bedacht und nur selten von vornherein zu Zugeständnissen an die Allgemeinheit bereit war. Als wichtiger Erschliessungsweg wurde übrigens damals die Strasse oben am See gebaut mit der eisernen Aarebrücke, an die sich ältere Briener noch erinnern. Zuständig für dieses Werk, das auch den *Brienerberg* leichter zugänglich machte, war die Gemeinde, die vom Aarekorrektionsunternehmen mit einem Beitrag unterstützt wurde.

Zu wehren hatte sich der Ausschuss auch gegen die missbräuchliche Verwendung der Kanäle und des neuen Aarelaufs. Kaum waren diese fertiggestellt, entdeckten Waldbesitzer und Holzhändler die bequemen und billigen Wasserwege und versuchten, darauf Holz seewärts zu flössen, was zu Schäden an den noch nicht genügend verfestigten Uferböschungen führte. Mit Recht wurde diese Flösserei verboten.

Beinahe zu einer Neuauflage früherer Streitigkeiten kam es auch mit den Betreibern der Unterseenschwelle, die den Abfluss des Brienersees regelte. Im Juli 1874 wurde die regierungsrätliche Entsumpfungskommission zum fünften Mal dringend ersucht, bei der Baudirektion dahin zu wirken, den Brienersee nicht so weit aufzustauen, dass die Anpflanzungen oben am See ersaufen und die Strömung der Aare noch eine Viertelstunde aufwärts verlangsamt wird.

Viel Aufwand und viel Ärger brachte auch das dem Unternehmen gehörende Land. Der Ertrag an Gras und Erlenholz, soweit es nicht gefrevelt wurde, musste jährlich öffentlich versteigert werden, oft in bis zu hundert kleinen Abschnitten, die gelegentlich kaum einen Franken abwarfen! Auch das war Aufgabe des Ausschusses; ebenso wie später nach Beendigung eines Bauloses die Verpachtung oder der Verkauf des nun nicht mehr benötigten Terrains.

Dem Unternehmen nicht eben förderlich waren die verschiedenen Hochwasser während der Bauzeit. Die angerichteten Schäden an schon fertig erstellten Anlagen hatten aber auch einen Vorteil; sie verrieten, wo noch Mängel zu beheben oder bessere Lösungen nötig waren. So erwiesen sich an einigen Orten die steinernen Flussböschungen als zu niedrig, was darauf zurückzuführen war, dass sich die Aare, wie an sich erwünscht, ihr Bett selber austiefte, dabei aber ein Abrutschen der Streichschwelen verursachte. Diese mussten mit grossem Aufwand erhöht werden, damit nicht das Vorland weggeschwemmt und die Hochwasserdämme unterspült würden.

Hauptsorge – die Finanzen

Die Hauptsorge des Unternehmens waren und blieben die Kosten. Nötige Mehrbauten, wie die Verlängerung der Aarekorrektur, die ursprünglich nur bis zur «Leelenen» unterhalb Meiringen vorgesehen war, schliesslich aber bis zur Lamm weitergeführt wurde, verteuerten das Werk ebenso wie der zusätzliche Reichenbachkanal, gerecht- und ungerechtfertigte Entschädigungsansprüche und viele nicht veranschlagte aber nötige Arbeiten. All dies erhöhte die Ausgaben und erforderte ständig neue Geldmittel.

Anfänglich sah die Kostenverteilung für die Korrektur der Aare, die Entsumpfung und die damit im Zusammenhang stehende Sanierung der seitlichen Wildbäche sowie die Flureinteilung und die Flurwege wie folgt aus:

Die Grundeigentümer übernehmen im Verhältnis zum Mehrwert ihres entsumpften Landes

- zwei Drittel der Kosten der Aarekorrektur;
- sämtliche Kosten der Entsumpfungskanäle;
- ein Drittel der Wildbachverbauungen und Aufforstungen der vom Rosenlauri und dem Hasliberg kommenden Gewässer;
- sämtliche Kosten für die neue Flureinteilung (Güterzusammenlegung) und die Flurwege.

Der Kanton übernimmt

- ein Drittel der Aarekorrektur, verbunden mit einem Drittel für Verbauung und Aufforstung der Wildbäche;
- ein weiteres Drittel der Verbauungs- und Aufforstungskosten;
- alle wegen der Aarekorrektur nötigen Verlegungen von Strassen und Brücken;
- die Kosten der technischen Oberleitung.

Dieser Finanzplan, der sich auf mutmassliche Kosten von Fr. 1 300 000.– bezog, erwies sich aus Gründen, wie sie hier z.T. dargelegt wurden, sofort als unrealistisch. Insbesondere klappte es mit den Einzahlungen der Grundeigentümer überhaupt nicht. Diese hätten abgestufte Beiträge entrichten sollen, wobei ihr Land je nach Lage und Beschaffenheit in drei Klassen eingeteilt worden wäre, für die pro Jucharte Fr. 20.– bis 40.– verlangt wurden.

Die undankbare Aufgabe der Einteilung und Schätzung der Grundstücke oblag dem Ausschuss, der mit zwei weiteren Schätzern ergänzt wurde, zu denen auch Amtsrichter *Michel* von Brienz gehörte. Fatal wirkte sich in dieser Beziehung der *deutsch-französische Krieg* aus, indem der Regierungsrat in Anbetracht «der bösen Zeit» für die Jahre 1870 und 1871 auf den Bezug der Beiträge der Landeigentümer verzichtete, bzw. sie für diese Zeit sistierte.

Als dann bis Ende 1872 plötzlich Fr. 110 000.– aufzubringen waren, gab es Schwierigkeiten und Unmut. Einerseits setzten sich die mit dem Einzug beauftragten lokalen Behörden bei den Schuldnern nicht durch, und andererseits leisteten einige einflussreiche Grundbesitzer passiven Widerstand; jedenfalls wurde die Summe von Fr. 110 000.– bei weitem nicht erreicht.

Neben dieser Manifestation schlechten Willens muss allerdings festgehalten werden, dass sich viele Schuldner grossen finanziellen Schwierigkeiten gegenüber sahen, die verständlich werden, wenn die Kosten des 1876 mehr oder weniger beendeten Werkes betrachtet werden.

Auf den 31. Dezember 1880, als die endgültige Schlussabrechnung vorlag, betrug die Totalkosten der Aarekorrektur und Entsumpfung rund drei Millionen Franken. – Nach Abzug der Beiträge und Subventionen von Kanton und Bund sowie der bis dahin geleisteten Zahlungen der Grundbesitzer verblieb für diese noch eine Restschuld von ungefähr Fr. 1 200 000.–, eine untragbare Last, machte sie doch pro *Jucharte* fast Fr. 380.– aus! Diese Kosten drohten das sonst so gelungene Werk zu entwerten, weil sie die nackte Existenz vieler Landeigentümer in Frage stellten.

Mit einem weiteren Staatsbeitrag und der Umwandlung der erwähnten Restschuld in eine feste Anlage mit billiger Verzinsung und einer vierzigjährigen Amortisationsfrist konnte aber schlussendlich eine Lösung der finanziellen Probleme gefunden werden, würdig dem erfolgreich in die Zukunft weisenden Werk.

Erfolgreiche Entsumpfung

Von grosser Wichtigkeit für die Grundbesitzer im untersten Teil der Aarebegradigung, d.h. vor allem auch für die Brienser, waren die verschiedenen Binnenkanäle. Diese leiteten die Nebengewässer direkt in den See, da sie nicht mehr der beidseitig mit Hochwasserdämmen eingefassten Aare zugeführt werden konnten.

Die ausgedehnte Ebene südlich der Aare wurde und wird entwässert von einem Hauptstrang, der unter der Bezeichnung «Kanal» auf der Landeskarte vermerkt ist. Er mündet im «Brunnen» in den See und gilt als ausgezeichnetes Forellenbach, was für seine gute Wasserqualität spricht.

Der Gurgelkanal sammelt die Quellen und Entsumpfungswasser zwischen Aare und Ballenberg vom Ägelsee im Talgut bis in die Lauimatten im Kienholz und führt sie parallel zur Aare beim heutigen Kieswerk in den See. In einem weiteren Kanal fliesst der von Hofstetten her kommende Fulbach, der bis ins Kienholz dem Nordwestrand des Ballenbergs folgt. Er lagerte früher sein Geschiebe direkt im alten Aarelauf ab. Da dies nach der Korrektur nicht mehr möglich war, blieben bei schweren Gewittern Geröll und Schlamm auf den Matten liegen, bis er in einer künstlichen Schale beim alten Aaregg in den See geleitet wurde.

Entsumpfung und Naturschutz

In einem Gutachten, das 1875 im Hinblick auf eine Bundessubvention verfasst wurde, stellten Sachverständige bereits fest:

«Werfen wir noch einen Blick ins Haslital, durch welches die Aare einst ... verheerend hinabwogte, so sehen wir nun diesen Wildstrom, in einem künstlichen Kanal eingeschlossen, sanft und gleichförmig dahinfließen; die Talfläche von ungefähr 15 Quadratkilometern ist von der Versumpfung und Zerstörung erlöst und infolge Verbesserung des Bodens und des Klimas eine überraschende Landesverschönerung erzielt und Vorteile errungen worden, welche nicht nur der erwähnten Talschaft, sondern der Gesamtschweiz zum Nutzen und zur Ehre gereichen.»

Gerade auch für die Briener besteht kein Zweifel, dass sich das Werk trotz fast erdrückender Kosten bewährt und mehr als gelohnt hat. Es verbesserte sich nicht nur der Gesundheitszustand der Bevölkerung, sondern vor allem blieben die Überschwemmungen aus, die Jahr für Jahr riesige Schäden verursacht hatten. Waren früher die Bewohner der Talebene vor den zerstörerischen Wassern an die höher gelegenen Hänge geflüchtet, setzte nun, nach vollendeter Aarekorrektur, eine umgekehrte Bewegung ein; es galt, das jetzt vor Überschwemmungen gesicherte Land zu urbanisieren, anzubauen und nach und nach fruchtbar und ertragreich zu machen.

Der mit Sand angereicherte Schwemmboden bot dazu günstige Voraussetzungen. Wichtig war auch, dass schon bald einige Landeigentümer beschlossen, sich im Talboden anzusiedeln, um ihre Grundstücke rationell bewirtschaften zu können. Vielerorts entstanden Scheunen und Ställe und besonders im Gemeindegebiet von Brienz eine Anzahl bäuer-



Ein letzter Zeuge des früheren Aarelaufes – die «Jägglisglunte».

licher Heimwesen mit Wohnungen, was nach und nach zu der landwirtschaftlichen Überbauung führte, wie wir sie heute im *Aarboden* zwischen Krummeney und See kennen. Damit verwandelte sich das der Aare abgerungene Land in verhältnismässig kurzer Zeit in Wiesen, Äcker, Getreidefelder und Gärten, kurz: in eine Kulturlandschaft.

Aufgefüllt, trockengelegt und wie der Militärflugplatz der landwirtschaftlichen Nutzung entzogen wurde fast 100 Jahre nach der Aarekorrektur eines der letzten verbliebenen Sumpfbiete, nämlich das Aaregg, die frühere Aareemündung, wo sich vor dem Seesträsschen zwischen dem «Labrador» und dem Fulbächlein ein grosses Schilfgebiet erstreckte. Heute stehen auf diesem Areal während der warmen

Jahreszeit Hunderte von Zelten und Wohnwagen, die einen wesentlichen Anteil an der touristischen Belegung und Vermarktung des Fremdenkurorts Brienz beanspruchen.

Erhalten geblieben ist glücklicherweise ein letzter Zeuge, der an die Zustände in der Aareebene vor der Korrektur erinnert. Etwa 500 m oberhalb der jetzigen Aareemündung erstreckt sich in südöstlicher Richtung zwischen Aare und Kanal ein schilf- und binsenbewachsenes Sumpfbiet, die sogenannte «Jägglisglunte». Sie zeigt ein ziemlich ursprüngliches Stück des alten Aarelaufes und bildet mit der von Büschen und Bäumen umstandenen Wasserfläche eine einzigartige Naturlandschaft in der meliorierten, einförmigen Ebene.

Für die Tier- und Pflanzenwelt stellt die «Jägglisglunte» ein wichtiges Refugium dar, auch wenn verschiedene um die Jahrhundertmitte beobachtete Arten heute leider verschwunden sind. Viele Vögel finden hier ein ungestörtes Brutrevier und Aufenthaltsgebiet für kürzere oder längere Zeit, so Fischreiher, Rohrdommel, Haubentaucher und verschiedene Entenarten.

Nicht sicher belegt war das von einzelnen Naturfreunden behauptete Vorkommen des Fischotters, der lange in der Schweiz als ausgestorben galt. Einen zusagenden Lebensraum bildet das Biotop auch für Ringelnattern, die besonders während der Paarungszeit gut beobachtet werden können. Von Bedeutung war früher auch der kleine Verbindungskanal zwischen der «Jägglisglunte» und dem See, das sogenannte «Enten- oder Hechtenbächli»; es bildete lange die wahrscheinlich einzige und letzte Laichstelle für Hechte im ganzen Brienzerseegebiet.

Der Berichterstatter erinnert sich jedenfalls noch lebhaft, wie er als Bub in den Zwanzigerjahren in diesem Bächli einen grossen Hecht erwischte, der sich in einer Brente versteckt hatte, die von einem Bauern zum «Gschwällen» ins Wasser gelegt worden war. Dass wir Buben und auch erwachsene Fischer in der Glunte auch Elritzen (Grundelli) fingen, sei nur nebenbei bemerkt.

Erwähnenswert ist auch die Flora in diesem alten Aarelauf und im Hechtenbächli. Es würde zu weit führen, alle festgestellten Pflanzenarten hier namentlich aufzuzählen; bemerkt sei immerhin, dass die Professoren *Ritz* und *Welten* um die Jahrhundertmitte über fünfzig verschiedene Wasser- und Sumpfpflanzen fanden, darunter die in der ganzen Region nur hier vorkom-

menden weissen und gelben Seerosen. Leider sind auch diese botanischen Kostbarkeiten verschwunden, aus Gründen, die noch nicht eindeutig feststehen.

Die «Jägglisglunte» steht heute unter Naturschutz, nachdem ihr mehrmals Gefahr drohte, aufgefüllt oder für andere Zwecke verwendet zu werden. So bestand 1951 die Absicht, hier das Aushubmaterial von umfangreichen Stollenbauten abzulagern. Die *Schwellengenossenschaft Aarboden* als Vertreterin verschiedener Grundeigentümer bot der Direktion der eidgenössischen Bauten das Terrain an, was aus ihrer Sicht verständlich war, da mit einer Auffüllung Kulturland von viereinhalb *Jucharten* hätte gewonnen werden können. Dem Vorhaben erwuchs aber aus der Bevölkerung lebhaftere Opposition, und dem Gemeinderat wurde eine Initiative unterbreitet mit dem Begehren, die «Jägglisglunte» unter Schutz zu stellen.

Verhandlungen der eingeschalteten kantonalen Forstdirektion führten vorerst zu keinem Ergebnis. Als dann aber ein paar Jahre später die Auffüllung dieses Überbleibels des alten Aarelaufs publiziert wurde, kam Bewegung in die Angelegenheit, und die Naturfreunde, die sich für das zu schützende Gebiet einsetzten, fanden nun auch kräftige Unterstützung beim Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee.

Schliesslich kam ein Vertrag zustande zwischen der Forstdirektion, der Schwellengenossenschaft und der Gemeinde Brienz, mit dem der untere Teil der «Jägglisglunte» im Halte von zwei *Jucharten* dem Staat verpachtet wurde. Am 2. August 1968 fasste der Regierungsrat den Beschluss:

«Um einen Teil des alten Aarelaufs zu bewahren und als Lebensraum der natürlichen Pflanzen- und Tierwelt zu erhalten, wird die untere «Jägglisglunte» als Naturschutzgebiet unter staatlichen Schutz gestellt.»

Im Zusammenhang mit dem Bau der linksufrigen Brienzerseestrasse N8 kam es zu einer autobahnbedingten Landumlegung, bei der die gesamte «Jägglisglunte» vom Staat erworben wurde. Damit konnte das Schutzgebiet von bisher 72 auf 200 Aren erweitert werden. Die Kosten für den Landkauf wurden durch staatliche Naturschutzmittel und einen Beitrag des Bundes gedeckt. In Staatseigentum gelangte bei dieser Gelegenheit auch der «Brunnen» mit einem sehr kalten Grundwasseraufstoss. Das Gebiet gilt als geologisches und hydrologisches Naturdenkmal.

Die Erhaltung der «Jägglisglunte» ist mit der Unterschutzstellung allein nicht gewährleistet. Die Belastung durch Nitrate aus den umliegenden landwirtschaftlich genutzten Flächen und die zunehmende Verlandung erfordern ständige Überprüfung und behutsame Pflege. Das lässt sich verantworten und darf auch etwas kosten, weil das Schutzgebiet uns Nachfahren vor Augen führt, wie das versumpfte Gelände zwischen Meiringen und dem Brienzersee einmal ausgesehen haben mag.

Nachtrag: Das seit 1880 erstellte Bauwerk zur Begradigung und Kanalisierung der Aare weist inzwischen verschiedene Mängel auf. Dadurch ist die Hochwassergefahr gestiegen. Insbesondere das Hochwasser von 2005 hat zu erheblichen Schäden geführt. Deshalb informiert der Kanton im Frühjahr 2011 über umfangreiche Sanierungspläne.

Die Jahrhundertstürme «Vivian» (1990) und «Lothar» (1999)

Rudolf Perren-Zurflüh

Sturm «Vivian» (1990)

Februar 1990. Nach milden, schneearmen Wintermonaten nahte von Nordwesten her ein Sturmtief, das unserer Gegend am 14./15. Februar ausgiebige Regenfälle brachte. Am *Änderberg* verschütteten mehrere Erdrutsche die Axalp- und die Giessbachstrasse. Wellenschlag hob und verschob an verschiedenen Stellen die Kronensteine der Quaimauer.

Auf diese Regenstürme folgten einige unzeitgemäss warme Frühlingstage. Aber schon nahte neues Unheil: Sturmtiefs, die vom Nordwestatlantik über Island und Skandinavien zogen, verlegten ihren Weg vom 23. an mehr und mehr nach Süden. Am 26. verwüsteten Orkane Norddeutschland und vom 27. früh an fegten Stürme auch über Süddeutschland und die Schweiz hinweg.

Vivian tobt!

Schon am Morgen des 27. Februar wälzten sich unter der schweren, tief hängenden Wolkendecke lange, weissgesäumte Wellenkämme den bleigrauen See herauf. Stossweise peitschten Regenruten gegen die Hauswände. Auf dem Gang ins Dorf brachten einen heftige Windstösse aus dem Tritt. In den Gassen lagen erste Ziegelscherben. Fensterläden hatten sich losgerüttelt und schlugen gegen Hauswände. Auf dem Quai rutschte und flog abgerissenes Astwerk um die Wette mit allerlei kollernder, scheppernder Sturmbeute: ein Blechkessel, eine Giesskanne, Körbe ... Meterhohe Wellen prallten mit dumpfem Donnern gegen die Quaimauern, schossen hoch und zerstoben zu

Wolken von Wasserstaub, die der Sturm bis weit in die Gassen hinauf jagte. Packend war es, dem wuchtigen Wechsel von Anrollen, Aufprall, Zurückgleiten und neuem Anlauf zuzusehen. Im Sturm- und Regenschatten des «Bären» stehend, spürte ich durch die dicken Gummisohlen hindurch den Boden bei jedem Wellenschlag erzittern. Werden die alten Quaimauern solchen Riesenkräften standhalten?

Um 16.45 Uhr fiel im Dorf der elektrische Strom aus. Strassen und Gassen hüllten sich in gespenstisches Dunkel, und wer auf Ölheizung angewiesen war, hüllte sich bald in warmes Zeug. Küchenkomfort schrumpfte bei Kerzenlicht und Spirituskocher auf Schutzhüttenbequemlichkeit zusammen. Nachts lauschte man dem Geheul des sich steigenden Sturms. Man verspürte das Zittern des Hauses, hörte das



Gewalt der Wellen am 27. Februar 1990.

Ächzen und Krachen im Gebälk, das Klappern und Rutschen der Ziegel auf dem Dach und ihr Zerschern am Boden – sofern man vor Schlimmerem verschont blieb.

Sein Zerstörungswerk

In den Morgenstunden des 28. Februar erlahmte der Orkan. Die Dämmerung liess Folgen seines Wirkens erkennen: Auf den Dächern werkten Hausbewohner und Helfer mit Ziegeln und Plachen. Strassen und Trottoirs waren mit Scherben aller Art, zerschlagenen Blumentöpfen und anderem «Strandgut» übersät. In Gärten und Hofstätten lagen entwurzelte Bäume auf zerbrochenen Staketenzäunen. Während unter dem Fluhberg Bautrupps die Hauptstrasse räumten, stauten sich Autos zu langen Kolonnen. Die Zentralbahn fuhr nicht. Cars verkehrten zwischen Meiringen und Interlaken.

Besonders schwer hatten die Dächer des Altersheims und zweier Häuser im Kienholz gelitten. Dort und anderswo ragten First und Dachsparren leer in den Regenhimmel. In der Wydi hatte der Sturm einen Dachflügel losgerissen und über die Strasse auf das Gasthaus «Steinbock» versetzt. Ein Blechdach des «Sternen» war gar über zwei Strassen und drei Häuser hinweg gesegelt und lag nun in der Schulhausstrasse. An der reformierten Kirche waren Schäden im Betrag von 23 000 Franken entstanden. Herumfliegende Trümmer hatten im Kienholz die Tanksäule einer Garage zusammengeschlagen. Nachdem der Orkan die seeseitigen Fenster der Buchhandlung Mäder eingedrückt hatte, platzten auf deren Strassenseite die Schaufenster. Auch im *Aarboden* hinterliess «Vivian» grosse Schäden an Wohnhäusern, landwirtschaftlichen Gebäuden und an Bäumen.



Unterspülter Parkplatz Lindellen.

Die Gebäudeversicherung des Kantons Bern musste in unserer Gemeinde schliesslich an die Reparaturen von 627 beschädigten oder zerstörten Gebäuden 3,9 Mio. Franken auszahlen.

Gross waren auch die Schäden in den Wäldern: Am *Änderberg* fielen breite Schneisen auf, in denen die Tannen wie Streichhölzer wirt durcheinander lagen. Über dem Hohgrat liessen einzelne in den Wolkenhimmel ragende, zerzauste Tannen ahnen, dass auch der Bauwald arg heimgesucht worden war. Was in den Brienzer Gemeindewäldern sonst in 30 Jahren von Menschenhand an Holz geschlagen wird, vermochte der Sturm in einer Nacht zu Fall zu bringen!

Besonders stark hatte der Uferweg vor dem Dorf, unser Quai, gelitten. Während 75 Jahren hatten seine Mauern den Unwettern im Grossen und Ganzen standgehalten; dem Ansturm

«Vivians» waren sie nicht mehr gewachsen. Unpassierbar war der Quai an seinem westlichen Zugang: Die Mauer vor der «Lindellen» war zerschlagen und hinterspült bis weit unter den dünnen Asphaltbelag des Parkplatzes. Beim «Löwen» hatten sich die Wellen bis an den Fuss der Hotelterrace eingefressen und dabei die Rohre der Kanalisations-Hauptleitung, die durch den Quai verläuft, weggerissen. Tiefe Einbrüche wies der Strandweg auch vor dem Änderdorf auf. Kabel, Leitungsdrähte und das Wurzelgewirr unterspülter Bäume lagen frei. Ruhebänke hatten den Boden unter den Füßen verloren und waren abgerutscht. Die Wellen hatten eine zwei Meter breite Schwelmauer (Wellenbrecher) und die lange Schweli beim «Bären» zerstört. Vom Schiffschopf bis zum «Sternen» und vor der Grueben waren streckenweise die Mauerkrone und das Eisengeländer weggerissen.



Zerstörter Quai vor dem Änderdorf.

Die in den See vorspringende Trachtbachmündung war auf ihrer Westseite von den Wellen frontal und mit voller Wucht getroffen worden; auf einer Länge von 80 m waren die Mauern zerschlagen, Teile des Quais abgerutscht, die Kanalisationsrohre lagen frei. Vor dem Kohlplatz lasteten entwurzelte Bäume auf Ruderbooten. Scheinbar weniger gelitten hatten die Quaimauern vor Tracht, aber Risse und Senkungen im Weg deuteten auch hier auf verborgene Schäden. Wie bei der Bärenschweli hatte auch bei der Schiffländte in Tracht Treibholz als Sturmbock gewirkt, und auf der vor wenigen Jahren instand gesetzten Plattform der Schiffländte hatten die Wellen die Pflasterung aufgerissen.

Zum grossen Glück hatte die Sturmnacht keine Menschenleben gefordert.



Beim Kohlplatz östlich der Trachtbachmündung.

Katastrophengebiet Brienz

Schon am 27. Februar wurden Gemeindegremien in Alarmbereitschaft versetzt. Am Nachmittag kamen die Baugruppe und die Forstequipe zum Einsatz, ab 17 Uhr wurden Teile der Wehrdienste aufgebote. Strassen waren von umgestürzten Bäumen, herabgerissenen Leitungsdrähten, Steinen und Ziegeln zu räumen. Der Verkehr musste geregelt werden. Beschädigte Dächer und eingedrückte Fenster waren provisorisch abzudichten. Ein Kaminbrand verlangte fachmännische Hilfe. Aus dem Altersheim mussten 22 Bewohner evakuiert werden. Nach Nachteinbruch erschwerte der Stromausfall die Hilfeleistungen.

Am 28. früh traf sich das Büro des Gemeinderats zu einer Begehung mit anschliessender Lagebeurteilung. Ergebnis: Die gemeindeeigenen Mittel reichten nicht aus, um die dringlichsten Reparatur- und Sicherungsarbeiten innert

nützlicher Frist zu bewältigen. Um 11 Uhr berieten Gemeinderat und Chefbeamte mit dem Regierungsstatthalter und einem Vertreter der kantonalen Zentralstelle für Katastrophenhilfe die zu treffenden Sofortmassnahmen: Brienz wurde zum Katastrophengebiet erklärt. Eine Katastrophen-Organisation mit Krisenstab ordnete in Zusammenarbeit mit dem Gemeinderat die vordringlichsten Massnahmen an: Räumung und Sicherung der Strassen, Sicherung des Quais vor weiteren Schäden, Aufgebote von Mannschaften, Beschaffung von Transportmitteln, Materialien usw.

4600 m³ Steinblöcke, vorwiegend aus dem Steinbruch Ballenberg, wurden als Wellenbrecher vor die zerstörten Quaimauern versetzt. Schon am 1. März waren die am stärksten gefährdeten Stellen fürs Erste geschützt, Staatsstrasse und Trottoirs bis ins Kienholz instand gestellt und gereinigt.

Dorf und Kienholz konnten wieder mit elektrischem Strom versorgt werden; am 3. März erhielten Engi und Giessbach, am 9. auch Axalp wieder Strom. Nach aufwendigem Räumen und provisorischem Instandstellen durch Forst-equipe und Luftschutz war die Axalpstrasse ab 6. März abends wieder offen. Noch vor Ostern war der Quai auf seiner ganzen Länge mit Felsblöcken oder Pfählen gesichert. Am 11. April konnte der Krisenstab, der während 6 Wochen in unzähligen Sitzungen und Begehungen die Notmassnahmen geplant und geleitet hatte, dem Gemeinderat seine Auflösung beantragen.

Die Folgen des Unwetters beschäftigten die Behörden aber noch während Jahren: Nach sorgfältiger Planung begann 1993 der Wiederaufbau des Quais. Bis zum Jubiläumsjahr 1996 entstand unter Ausnützung der winterlichen Seetiefstände eine neue, schöne Strandweganlage mit Bootshäfen und breiten Treppen zum See hinab (S. 56, 234 f.).

Enorm waren die Kosten, die der Sturm innert weniger Stunden verursacht hatte: Die Sofortmassnahmen (Sichern, Räumen usw.) verschlangen 850 000 Fr. Die Wiederherstellung des Quais (Planen, Projektieren, Ausführung) kostete schliesslich 12,2 Mio. Fr.

In den zerstörten Wäldern standen die Forstgruppe der Gemeinde, Unternehmer, jugoslawische Waldarbeiter und Zivilschutz in oft schwierigem Gelände vor schier unentwirrbaren Zuständen. Auf rund 140 ha Schadenfläche lagen 50 000 m³ Windfallholz, von denen 45 000 m³ gerüstet und abtransportiert wurden. 5 000 m³ blieben zugerüstet liegen. Bis 1993 dauerten die Räumungsarbeiten, die 6,250 Mio. kosteten. Bis 1992 beschäftigten

Lagerung, Verkauf und Abtransport des gerüsteten Holzes die Forstorgane. Neben kleineren Unfällen verlief einer leider tödlich. – In den Jahren 1992–96 entstanden 7000 m³ Folgeschäden (Käferholz). Die Wiederaufforstungsarbeiten wurden 2002 abgeschlossen. Holzverkauf und Subventionen brachten 8,8 Mio. Franken ein. In den nächsten Jahren aber wurden die

Holznutzung und damit der Verkaufsertrag reduziert, der Pflegeaufwand hingegen blieb gross.

Revierförster *Weber* verweist aber auch auf positive Folgen: Verjüngung der überalterten Wälder, Aufforstung mit standortgerechten Baumarten, Abschluss der Walderschliessung.



Brandwald im Giessbachtal.

Sturm «Lothar» (1999)

Knapp neun Jahre später überfiel uns wieder ein Jahrhundertsturm.

Hatte sich «Vivian» während mehrerer Tagen von Norden langsam auf unser Land zu bewegt, so tauchte «Lothar» am 26. Dezember 1999 überraschend innert Stunden von der *Biscaya* herauf, verursachte in Frankreich, in Süddeutschland, in der Schweiz und bis nach Österreich hinaus schwere Schäden. 110 Menschen kosteten der Sturm und später die Räumungsarbeiten das Leben.

Über die Schweiz fegte er von 10 bis 12.30 Uhr hinweg. Im Flachland wurden Spitzengeschwindigkeiten von 140 bis 160 km/h gemessen, hier in Brienz 181 und auf dem Jungfrauojoch gar 249 km/h! Innerhalb von 2½ Stunden verursachte «Lothar» in der Schweiz für 760 Mio. Franken Waldschäden und für 730 Mio. Schäden an Gebäuden und an Fahrhabe. Am schwersten betroffen war das Mittelland; die Süd- und Südostschweiz blieben verschont.

Hier in Brienz blies an jenem nachweihnachtlichen Sonntag vorerst der Föhn. Gegen Mittag aber wälzte sich die Sturmfront von Westen her den See herauf. Bald fegten heftige Windstösse über die Dächer, wirbelten durch die Gassen, rissen mit, was nicht niet- und nagelfest war. Meterhohe Wellen prallten wuchtig gegen die Quaimauern, wälzten sich die Ländten hoch, beschädigten und versenkten Boote. Im Dorf und im Kienholz räumte «Lothar» Ziegel von den Dächern, riss gar ganze Dächer los. Zerrissene Leitungsdrähte hatten Stromausfall zur Folge. Im Tierpark auf dem Fluhberg zerstörten stürzende Bäume das eben neu erstellte Rothirschgehege und beschädigten die Volière.



«Lothars» Zerstörungswerk an Dächern...



... forderte erste Schutzmassnahmen und grosse Räumungsarbeiten.



Fuhbergwald: Bäume knickten wie Streichhölzer.

Gestürzte Bäume sperrten auch die Axalp- und andere Strassen. Auf dem Campingplatz Seebucht warf der Sturm Wohnwagen um; einer wurde gar über die steile Böschung hinauf auf das Bahngeleise gehoben. Auf Axalp setzte «Lothar» die Skilifte für einige Tage ausser Betrieb.

In den Waldungen hinterliess «Lothar» 10 000 m³ Windfallholz. Grosse Flächenschäden, wie «Vivian» sie 1990 hinterlassen hatte, verursachte «Lothar» neun Jahre später nicht, er fällte «nur» wenige oder einzelne Bäume in allen Wäldern.

Auch auf seinem weiteren Weg ins Haslital hinterliess der Orkan schwere Schäden.



Zerstörungen im Tierpark.

Nach dem Sturm bot sich am Nachmittag ein erster Überblick über sein Zerstörungswerk. Im Dorf mussten noch vor dem frühen Einbruch der Nacht die nötigsten Instandstellungs- und Schutzmassnahmen getätigt werden. In den folgenden Tagen und Wochen räumten Bauequipen der Gemeinde die Strassen und Plätze. Auf beschädigten und zerstörten Dächern werkten Zimmerleute und Dachdecker. Stromleitungen wurden geflickt. An Gebäuden und in Gärten waren Sturmschäden so weit möglich zu beheben, gefälltete Bäume mussten weggeräumt werden.

Angesichts der grossen Waldschäden erteilte der Gemeinderat Revierförster *Hanspeter Weber* Kompetenz, deren Aufarbeitung zu organisieren und zu leiten: Fach- und Hilfskräfte waren einzustellen, Lagerplätze und Zufahrtswege mussten angelegt werden. In schwer zugänglichem oder gefährlichem Gebiet wurden Helikopter für Transporte eingesetzt. Bei den Räumungsarbeiten in steilem Gelände beschädigte Steinschlag die Druckleitung zum Kraftwerk Giessbach.

Der grosse Anfall von Holz weitherum erschwerte dessen Verkauf und drückte den Preis. Nach der Holzerei räumten Zivilschutz, Militär und viele freiwillige Helfer in den Monaten April bis

Juni und im September die Schadenplätze. Anschliessend besorgte die Forstequipe die nötig gewordenen Pflanzungen: In Fichtenwäldern (Axalp und Bauwald) mit Fichten, in Mischwäldern mit Buchen, Ahorn und Linden. Die beschädigten Waldstrassen wurden wieder instand gestellt.

Die Räumungs- und Instandstellungsarbeiten auf unserem Gemeindegebiet verschlangen Riesensummen: Der Gebäudeversicherung Bern wurden 767 Schadenfälle gemeldet, die eine Gesamtschadenssumme von 3,129 Mio. Franken zur Folge hatten. In den Wäldern verschlang die Verarbeitung von 10 000 m³ Fallholz 1,2 Mio.; Wiederherstellung und Bau von Strassen beanspruchten 150 000 Fr.; die Wiederbewaldung kostete 75 000 Fr.; Gesamtschadenssumme im Forstwesen: 1,425 Mio.

Der Erlös aus dem Holzverkauf im Betrage von 700 000 Fr. und 780 000 Fr. Subventionen ermöglichten einen Beitrag an geschädigte Waldbesitzer von 55 000 Fr.

Den beiden Jahrhundertstürmen kann aber auch Positives abgewonnen werden: Altes und Baufälliges wurde nach dem Orkan durch Neues, Dauerhaftes ersetzt. Dem Bau- und Reparaturgewerbe brachten die Stürme Arbeit und Verdienst. Nach «Lothar» wurde das Rothirschegehe im Fluhberg gleichzeitig repariert und erweitert. Der nach «Vivian» wieder aufgebaute und verschönerte Quai hielt «Lothars» Wellenschlag stand.



So wütete «Lothar» auf dem Campingplatz Seebucht.

Gross war beide Male die Hilfsbereitschaft: Nachbarn leisteten erste Hilfe. Freiwillige Helfer unterstützten die harte Arbeit der Baugruppe, der Forstequipe, der Wehrdienste und der Zivilschutzleute. Die Hilfe vieler auswärtiger Freiwilliger, Vereine, Schulklassen, Zivilschutzdetachements und des Militärs unterstützte und verkürzte die Räumungs- und Instandstellungsarbeiten wesentlich. Gedacht sei auch der grossen finanziellen Unterstützung von Bund, Kanton und der vielen Spender. – Wir Briener haben viel zu danken.

Hinweis auf die Verzeichnisse (ab Seite 369):

Erklärungswürdige Begriffe und alle erwähnten Personen sind im Anhang aufgeführt und werden im Buchtext mit Schrägdruck hervorgehoben. Masse und Gewichte sowie Sachbegriffe sind in weiteren Verzeichnissen einsehbar. Im Buch erwähnte Orte, insbesondere die Briener Flurnamen, lassen sich dank zwei beigelegten Karten lokalisieren.

Unwetter verändern Dorf und Gegend

Rudolf Perren-Zurflüh

Das Unwetter im August 2005

Hatten bis 1896 immer wieder schwere Unwetter unsere Gegend verwüstet, so waren wir seither von grösseren Wildwasserschäden verschont geblieben. Aufforstungen, Verbauungen und die gemauerten Bachschalen, mit Hilfe von Bund und Kanton erstellt, hatten unser Dorf während hundert Jahren vor schweren Ausbrüchen bewahrt. Wir fühlten uns sicher. – Zuerst die Stürme «Vivian» und «Lothar», dann das Unwetter und die Ausbrüche des Tracht- und Glyssibachs im August 2005 überraschten und belehrten uns.

Damals herrschte wechselhaftes, meist regnerisches Wetter. Die Bäche führten viel Wasser, der Seespiegel stieg. Vom 20. August an goss es fast dauernd wie aus Kübeln. Am 21./22. August verursachte das Unwetter schwere Schäden im Simmen- und Kandertal. In Thun und Bern trat die Aare über die Ufer.

In der Nacht von Montag auf Dienstag, den 23. August kurz nach 4 Uhr verschütteten unterhalb Brienz die Bachtalen und der Hirscherengraben die Staatsstrasse. Auch die andern Bäche sind stark angeschwollen, wälzen tosend Schutt talwärts. Sie lagern ihre schwere Fracht, des hohen Wasserstandes wegen, im See nahe ihrer Mündung ab. Im *Aarboden* dringt steigendes Grundwasser in Keller. Später quillt die Aare in ihr Vorland zwischen den Dämmen über. Im Kienholz droht der sonst harmlose Fulbach überzufließen und reisst ein Brücklein weg. Ab 16 Uhr fliesst die Aare stellenweise über ihre Dämme, überflutet und

sperrt die Zufahrtsstrassen aus dem Hasli und droht die Bahnlinie zu unterspülen. Dann brechen ihre Dämme zwischen Meiringen und Unterbach, später auch bei Brienzwiler. Dort werden Wiesen und Äcker im Talboden überschwemmt.

Wehrdienstkommandant *Roland Casagrande*, schon um 3.40 Uhr früh durch Anrufer alarmiert, bietet seine Offiziere auf. Sie besichtigen die zu dieser Zeit noch in ihren Mauerbetten tosenden Bäche. Zu zweit gehen sie dann im Aarboden von Haus zu Haus die Anwohner anzuweisen, mit ihrem Vieh zum Auszug bereit zu sein. 900 Sandsäcke werden vorsorglich abgefüllt. Gemeinderatspräsident *Peter Flück* berät mit dem Wehrdienstkader Lage und Massnahmen. Die Bäche werden überwacht.

Ab 13 Uhr wird der Pikettzug an gefährdeten Stellen eingesetzt. Der Motorspritzenzug wird um 18.50 Uhr aufgeboden, um überflutete Keller leer zu pumpen. Die drei Motorspritzen reichen bald nicht mehr aus, um überall zu helfen. Revierförster *Hanspeter Weber* rekonosziert die Lage oben im Rutschgebiet des Trachtbachs, wo sich vorläufig noch nichts verändert hat. Im See vor den Bachmündungen häuft sich der Schutt bis zurück in die Bachschalen. Um 22.50 beginnt der Trachtbach von der Mündung an aufwärts überzulaufen. Die dortigen Anwohner werden evakuiert und in der Dorf-Turnhalle untergebracht, die vorsorglich bereits als Notunterkunft hergerichtet worden ist. Auch die Schale des Glyssibachs füllt sich immer höher mit Geröll.



Der Glyssibach überflutet den Dorfteil unter dem Fluhberg und das Birgli.

Viele Anwohner verfolgen das bedrohliche Geschehen im Schutz ihrer Regenschirme. Ein Bagger versucht beim Gemeindehaus den Durchfluss zu sichern. Dies gelingt aber nur unvollständig. Deshalb beginnt auch hier die Evakuierung der Anwohner.

Gemeinderatspräsident *Flück* und Wehrdienstkommandant *Casagrande* beschliessen, das für ausserordentliche Lagen vorgesehene Gemeindeführungsorgan (GFO) aufzubieten. Dem GFO gehören an als Stabschef Gemeindepräsident *Peter von Bergen*, sein Stellvertreter *Hans Linder*, Gemeinderat *Peter Ernst*, Informationschef *Andreas Staeger*, Gemeindeschreiber *Thomas Dräyer*, Wehrdienstkommandant *Roland Casagrande*, Wehrdienstvizekommandant Alpenregion *Peter Steiner* und die Sekretärin öffentliche Sicherheit *Therese Fischer*.

Der See ist am Aaregg über die Ufer getreten. Um 23 Uhr werden dortige Anwohner mit Traktoren bei überfluteter Strasse in Sicherheit gebracht. Auch der Quai steht unter Wasser.

Um 23.22 Uhr heulen die Sirenen: Alarm für die Gesamtfeuerwehr. Um 23.45 Uhr bricht der Glyssibach aus und überflutet das angrenzende Quartier. In letzter Minute können zwei Baumaschinen und das Feuerwehrgerät im nahen Magazin gerettet werden; eine Baumaschine wird verschüttet. Ab Mitternacht alarmieren Vizekommandant Peter Messerli und seine Leute auch die Anwohner oben am Glyssibach von Haus zu Haus und fordert sie zum Auszug auf. Kurze Zeit später bricht die Stromversorgung zusammen. In fast allen Dorfteilen herrscht finstere Nacht.



Überschwemmter Aareboden (oben links), vom Glyssibach überflutetes Birgli- und Fluhbergquartier.



Vershobenes und zerstörtes Haus am Glyssibach.

Mittwoch, den 24. August: Um 1.30 Uhr wird erstaunt festgestellt, dass im verwüsteten Bett des Glyssibachs fast kein Wasser mehr fliesst. Doch später ertönt plötzlich wieder ein Tosen und Grollen, und ein hoher Stoss Geschiebe wälzt sich über Bachbett und bebaute Umgebung, drückt die hinter dem Gemeindehaus parkierten Autos an dessen Hinterwand hoch und ergiesst sich hinab zum See.

Auch der Trachtbach, nun schon zurückgestaut bis hinauf zur Dindlenbrücke, überflutet und verwüstet anstossende Dorfbezirke. Die Wehrdienstleute, durch die beiden Bäche getrennt, versuchen mit all ihren Mitteln Schutt und Wasser einzudämmen und abzuleiten und das Schadengebiet zu begrenzen.

Während der ganzen Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch werden gefährdete Dorfteile evakuiert. Die betroffenen Anwohner suchen und finden Unterschlupf bei Verwandten und Freunden, in beiden Turnhallen, in der Zivilschutzanlage Kienholz, im Saal des Hotels Kreuz. Notstromaggregate werden beschafft und versorgen die Notunterkünfte mit Licht. Freiwillige Helfer besorgen erste Verpflegung.

Auch das Altersheim muss nachts um 3 Uhr evakuiert werden. Seine Bewohner finden im Schulhaus Hofstetten Notunterkunft, können aber schon am Mittwoch wieder in ihr Heim zurückkehren – allerdings nur für einen Tag!

Da im dreigeteilten Dorf die Verkehrswege durch die beiden reissenden Bäche gesperrt sind und die Verbindung erschwert ist, arbeiten seit Mittwoch früh je ein Kommandoposten im Schulhaus Dorf und in der Zivilschutzanlage Kienholz.



Schutt des Glyssibachs türmt Autos am Gemeindehaus auf.

Eingeschlossen und fast nur über den See erreichbar ist das Gebiet zwischen den ausgebrochenen Bächen.

Um 05.45 Uhr versuchen die Führungsorgane einen ersten Überblick zu gewinnen: Vom Lambach bis östlich des Trachtbachs ist Wohngebiet verschüttet. Die gefährdeten Quartiere sind evakuiert. Die Wasserversorgung funktioniert nur noch in den unteren Dorfteilen; Trinkwasser muss abgekocht werden. Im Aarboden steht das Wasser halbmeterhoch; die Strassen- und Bahnverbindungen von und nach Brienz sind unterbrochen.

Der anbrechende Mittwoch lässt die Unwetterfolgen erkennen. Der Regen hat nachgelassen, aber die Bäche tosen und spritzen noch immer über Schutt und Steine. Lange Tannenstämme im Trachtbach und riesige Felsblöcke im Glyssibach zeugen von gewaltigen Wasserkräften.

Im Umfeld der beiden Bäche sind Wiesen und Gärten überflutet, stehen Häuser im Schutt oder sind (auf der Ostseite des Glyssibachs) durch das Bachgeschiebe vollständig zerstört. Die Wehrdienste, Freiwillige und Baumaschinen sind vom Birgli bis zum Hotel Bären im Einsatz. Nun wird auch der Zivilschutz aufgeboten. Helfer aus Nachbargemeinden stellen sich ein und werden eingesetzt. Patrouillen überwachen die evakuierten Dorfteile.

Gegen 9 Uhr ist die Lage an beiden Bächen so weit unter Kontrolle, dass mit der Strassenräumung begonnen werden kann. Bis die Strassen frei sind, müssen Baumaschinen von einem Dorfteil in den andern via Interlaken um den See herum verschoben werden. Acht 20-Tonnen-Baumaschinen und fünf 10-t-Bagger sind schliesslich beschafft und eingesetzt. Zum Glück sind Mühlebach und Lambach nicht ausgebrochen.

Gemeinderatspräsident *Flück* und die Wehrdienstkommandanten *Casagrande* und *Meserli* überblicken und fotografieren bei einem Helikopterflug das Schadengebiet:

Am Glyssibach sind Teile des Baalenhangs ins Bachbett abgerutscht. Bei Unterschwanen ist der Bach ausgebrochen. Bachbett, Schwanderstrasse und angrenzendes Gebiet sind hoch verschüttet. Allein am Glyssibach sind 11 Häuser zerstört und 24 beschädigt.

Wohngebiet im Birgli und am Fluhberg, die Strassen, das Bahngelände und das Strandbad sind mit Schutt überflutet. Die Fussgängerbrücke unten am See und die befahrbare Brücke oben am Schwandergässli sind weggerissen.

Der Trachtbach weist Rutschungen im Ritzwald und einen begrenzten Ausbruch am Rauenhag auf. Bei beiden Strassenbrücken gestaut, fliesst

sein Schuttwasser durch die Dorfteile Tracht, Wydi, Gärbi und Schiffschopf, vom Bahnhof bis zum Hotel Bären. Der See erstreckt sich weit in den Aarboden hinein und überflutet Bahnhofplatz und Quai.

Um 10 Uhr bestimmt der Führungsstab die Prioritäten für das weitere Vorgehen:

1. Hauptstrasse öffnen.
2. Bachbette räumen.
3. Nebenstrassen erschliessen.
4. Privatland und Häuser freilegen.

Der private Motorverkehr im Dorf wird zugunsten der räumenden Lastwagen stark eingeschränkt.

Das Unwetter hat zwei Tote gefordert: Um 11 Uhr werden die Schwestern *Sigrist* aus den Trümmern ihres zerstörten Hauses im Birgli geborgen, die eine verletzt, die andere tot. Ihre Mutter wird erst am Donnerstag tot aufgefunden.

Mutter und Tochter werden Dienstag, den 6. September, unter grosser Anteilnahme zu Grabe getragen.

Die Räumungsarbeiten sind ununterbrochen im Gange. In den Notunterkünften verpflegen und betreuen freiwillige Helfer und Helferinnen und ein Betreuungsteam mit *Frau Dr. Barbara Hochstrasser* und den Pfarrersleuten *Steege* und *Siffert* die Evakuierten. Informationschef *Andreas Staeger* benachrichtigt Bevölkerung und Presse fortlaufend mit Bulletins über die Lage und allfällige neue Verhaltensvorschriften.

Donnerstag, 25. August: In beiden Schadengebieten wird geräumt, gesprengt und repariert. Da der Wetterbericht wieder Regen ankündigt, werden die Anwohner am Glyssibach aus ihren bisherigen Notunterkünften nach Oberried in die dortige Zivilschutzanlage verbracht, und dort versorgt und betreut. Auch die Bewohner des Altersheims müssen nochmals evakuiert werden, diesmal auf den Hasliberg in die Reha-Klinik.

Bundespräsident *Samuel Schmid* und Regierungsrätin *Dora Andres* besichtigen die Schadengebiete und anerkennen die gute Arbeit unserer Behörden und ihrer Helfer.

Im Gemeindeführungsorgan muss Stabschef *Peter von Bergen* aus gesundheitlichen Gründen durch *Kurt Schild* abgelöst werden. Der Stab wird ergänzt durch *Werner Flück* (Ressort freiwillige Helfer), *Willy Fuchs* (Betreuung und Beratung), *Hansruedi Müller* (Polizei), *Werner Grünig* (Stabschef-Stellvertreter) und *Peter Zumbrunn* (Koordination Räumung).



Vom Trachtbach verwüstete Quartiere Gärbi, Wydi und Tracht.

In den nächsten Tagen stabilisierte sich die Lage zusehends. Die Anrissgebiete beider Bäche wurden weiterhin Tag und Nacht überwacht. Ab Freitag, den 26. August stand Militär zur Verfügung und wurde bei der Räumung und zur Überwachung eingesetzt. Soldaten und andere Helfer räumten den See von Schwemmholz. Evakuierte konnten nach und nach in die bewohnbaren Häuser zurückkehren. Trinkwasserleitung, Postzustellung und Schulunterricht setzten wieder ein. Die nach Oberried Evakuierten konnten nach drei langen Tagen am Sonntag heimkehren.

Die Glückskette erklärte Sonntag, den 31. August zum Sammeltag für Brienz. Radio und Fernsehen unterstützten die Aktion mit Reportagen aus dem Schadengebiet.

Die Unwetterfolgen beschäftigten Führungsorgane und Behörden noch während vielen Wochen und Monaten: Die Räumungsarbeiten kamen dank der Hilfe von Militär, Zivilschützern, Feuerwehren und zeitweise bis zu 300 freiwilligen Helfern gut voran, konnten aber bis Winteranbruch nicht vollständig abgeschlossen werden. Strassen und Wege, Wiesen und Gärten waren bis Ende September geräumt; das Dorf gewann sein früheres Gesicht grösstenteils zurück. Am Glyssibach erinnerten Schuttmassen und die Grundmauern zerstörter Häuser noch lange an die Unglücksnacht.

Für gute Benachrichtigung der Bewohner wurde weiterhin mit Bulletins und Mitteilungen in der Lokalzeitung gesorgt. An mehreren Informationsanlässen orientierten Behördenvertreter aus Gemeinde und Kanton, Geologen, Fürsorge-, Versicherungs- und andere Fachleute die Dorfbevölkerung.



Trachtbach-Geschiebe dringt weit ins Dorf hinein.

Den durch das Unwetter Geschädigten bot Betreuer *Willy Fuchs* Hilfe in Versicherungs- und Entschädigungsfragen und bei der schwierigen Suche nach Bauland.

Das Unwetter hat in wenigen Stunden viel Unheil verursacht. Zwei Tote sind zu beklagen. Am Glyssibach verloren Anwohner Hab und Gut, andere erlitten Schäden an Gebäuden und Land. Insgesamt wurden in unserer Gemeinde 245 Gebäude beschädigt. Die Schadenssumme beträgt 26,5 Millionen Franken.

Aber wir haben auch diesmal viel Hilfe erfahren: Bund und Kanton halfen mit Beratern, Militär und Hilfsmaterial und beteiligten sich an den Kosten. 36 Feuerwehren schickten Hilfsdetachemente. Zivilschützer, Soldaten, Schulklassen und freiwillige Helfer leisteten Tausende von Tagewerken. Glückskette und Spender ermöglichten einen Fonds, aus dem Geschädigte unterstützt werden konnten. – Wir danken!

Umfassender berichten über dieses Geschehen und seine Folgen Andreas Staeger und Mitautoren im Buch «DIE VERÄNDERUNG, Unwetter 2005», Brienz 2006.



Region Brienz im August 2005 – ein Katastrophengebiet.

Neu belebter Quai

Schon kurz nachdem der von «Vivian» zerstörte Strandweg wieder aufgebaut und mit Sitztreppen zum See und dem neu gestalteten Hafen beim Hotel Bären belebt worden war, diskutierte man da und dort über eine weitere Ausgestaltung der Anlage. War von den Spenden für die Wiederherstellung des Quais nicht noch Geld übrig?

Eine Spezialkommission arbeitete im Auftrag des Gemeinderates an der Neugestaltung. Der sehr moderne Vorschlag mit Betonmauern, künstlerisch gestalteten Wegbegleitern und einem Bühnenschiff auf dem Kohlplatz war in der Bevölkerung umstritten. Mit einer Initiative wurde eine Abstimmung zum Projekt und die Ausarbeitung einer Überbauungsordnung verlangt. Diese Initiative wurde im März 2002 mit grossem Mehr angenommen. Der Gemeinderat setzte eine neue Planungsgruppe ein.

Deren Mitglieder besichtigten Quaianlagen in der Ostschweiz, planten weiter und unterbreiteten im September 2004 der Gemeindeversammlung *konsultativ* ein Vorprojekt, das Zustimmung fand.

In enger Zusammenarbeit eines Planungsteams der Firma Moeri & Partner, Bern, mit dem Gemeinderat nahmen die Ideen langsam Gestalt an. Wir Brienzer erhielten bei mehreren Orientierungsanlässen Einblick ins entstehende Projekt. Wir wurden zur Mitarbeit ermuntert; Anregungen und Kritik wurden entgegengenommen und verarbeitet.

Das schwere Unwetter im August 2005 verzögerte diese Arbeiten. Aber im Juli 2008 stellte der Gemeinderat das Neugestaltungsprojekt



Wasserspiele auf dem Quai beim Bärenplatz.

Quai dem Stimmvolk in einer ausführlichen Abstimmungsbotschaft vor. Der Strandweg mit seinen Plätzen und den geplanten Neuerungen war mit Text, Plänen und Zeichnungen anschaulich dargestellt. Vorgesehene Verbesserungen im Bereich Strandweg Glyssibach–Strandbad–Lambach wurden erklärt.

Ein Wegleit- und Informationssystem sollte den Quai Fremden und Einheimischen erschliessen. An die Gesamtkosten von 5,7 Millionen Franken würde die Gemeinde dank Subventionen, Spendengeldern und weiteren Beiträgen noch 515 000 Fr. zu leisten haben.

An der Urnenabstimmung am 28. September 2008 gewann diese Vorlage die mehrheitliche Zustimmung der Brienzer. Damit konnte unser Quai weiter ausgestaltet werden.

Geplant oder bereits ausgeführt sind folgende Arbeiten: Der Ländteplatz ist Empfangsraum unseres Strandwegs. Er ist von der Hauptstrasse, vom Bahnhof und von der Schiffländte her zugänglich. Seine Parkplätze sind von der Fussgängerzone klar abgegrenzt. Seeseits führt eine breite Treppe vom Platz zum erweiterten Bootshafen hinunter. Die neue, rechteckige Ummauerung des Hafens wird vom Quai und von der vorderen Anlegestelle der Schiffländte aus begehbar sein. Ein Neubau könnte später den Kiosk mit Billetverkauf der BLS, ein kleines Restaurant mit schützendem Vordach und die Toiletten vereinigen.

Auf dem Kohlplatz erinnert an unsern Dichter *Albert Streich* (1897–1960) das von *Arnold Hugger* (1894–1988) geschaffene, von den Brienzer Frauen 1969 gestiftete Denkmal «Vreneli». Eine Boottrampe und Treppen ermöglichen den Zugang zum See.

Auf diesem Platz sollen Musikanlässe, Theateraufführungen und Dorffeste stattfinden können. Er soll mit mobilen Bühneneinrichtungen und einer Teeküche im dortigen Gemeindemagazin ausgestattet werden. Seine definitive Ausgestaltung muss mit dem bevorstehenden Ausbau der Trachtbachmündung koordiniert werden.

Der Bärenplatz erhielt schon nach dem Sturm «Vivian» mit dem umgestalteten Hafen ein neues Gesicht. Blumenrabatte längs der Hauptstrasse und Bäume beleben ihn. Vom geplanten Kinderspielplatz auf der Ostseite steht bereits ein Kletterhäuschen, und auf der dortigen Treppe zum See sind Wasserspiele installiert.

Fischerbrunnenplatz: Der zu Ehren *Christian Fischers* (1789–1848), des Begründers der Briener Holzschnitzerei 1923 von *Hans Huggler-Wyss* geschaffene Brunnen wurde auf den Quai verschoben und kommt damit besser zur Geltung. Rabatten mit Bäumen trennen die Parkplätze von der Fussgängerzone. Eine Reihe neu gepflanzter Bäume wird Schatten spenden. Der See ist von diesem Platz aus nicht zugänglich, aber die Dorflände der BLS-Schiffe ist nahe.

Am frisch geteerten Rössliplatz besteht entlang der Strasse ein Grünstreifen mit vier jungen Bäumen. Am östlichen Rand des Platzes umfasst ein neuer Bau mit Flachdach ein Magazin

für den Quaiwärter, eine auch Behinderten zugängliche Toilette und einen überdachten Wartenraum. Den Bootsplatz schützt die begehbare Mauer vor Wellenschlag.

Neu gestaltet wird der westliche Zugang zum Quai, die Lindellen. Der 1992 nach dem Sturm «Vivian» dort angelegte kleine Bootshafen wird zugeschüttet und dadurch die Fussgängerzone erweitert. Westwärts wird eine begehbare Schwelmauer einen neuen, etwas grösseren Bootshafen schützen. Die nahe Kirche auf dem *Burgstollen*, das altherwürdige Pfarrhaus, das Geburtshaus des Dichters *Heinrich Federer* (1866–1928) und der neue Hafen zeichnen den Westeingang unseres Strandwegs aus. Die Erneuerungsarbeiten sind seit Herbst 2008 im Gange.

Informationstafeln und Wegweiser werden die Besucher leiten und auf besondere Orte und Sehenswürdigkeiten auf dem Quai und im Dorf hinweisen. Mit dem Rundgang «Auf dem Holzweg» werden die vielfältigen Beziehungen unseres Dorfes und seiner Bevölkerung zum Holz aufgezeigt. Ausgewählte Werke unserer Kunstschaffenden bereichern künftig vermehrt die Anlage. Kinderspielplätze, Brunnen, Wasserspiele, gepflegte Grünanlagen und die vielen Zugänge zum See gestalten den Quai zum Erlebnisbereich. Bänke und andere Sitzgelegenheiten und die Terrassen und Seegärten der Gaststätten laden schon jetzt zum Ausruhen und Verweilen ein.

Das demnächst hundertjährige Bauwerk mit seinem schönen Ausblick auf See und Berge erfährt eine Bereicherung und Verjüngung.



Quai mit Fischerbrunnen, Blick westwärts zur Kirche.

Neue Wildbachverbauungen

Den durch die ausserordentlich massiven Nierschläge im August 2005 angeschwollenen Wildbächen und den *Murgängen* waren die bestehenden Verbauungen nicht mehr gewachsen. Werden solche Wetterlagen wegen der Klimaerwärmung künftig häufiger auftreten? Wie kann unsere Gegend vor solch extremen Ausbrüchen der Wildbäche geschützt werden? – Vor solchen Fragen standen wir nach der Unglücksnacht vom 22./23. August 2005.

Schon bei der Bewältigung des Schadenereignisses (siehe S. 50–54) hatten die Behörden von Gemeinde, Kanton und Bund eng zusammengearbeitet. Nun beauftragte das kantonale Tiefbauamt ein Spezialistenteam der Firmen NDR Consulting Zimmermann, Thun, und Niederer + Pozzi, Uznach, mit einer «*lokalen lösungsorientierten Ereignisanalyse*» (LLE). In intensiver Zusammenarbeit mit den Gemeinden Brienz und Schwanden, mit kantonalen und eidgenössischen Fachstellen wurde untersucht und aufgezeichnet, was sich in den verhängnisvollen Stunden und Tagen im Gebiet der Wildbäche abgespielt hatte. Das Ergebnis dieser LLE diente den Ingenieuren und Behörden als Grundlage für die Planung neuer Hochwasserschutzmassnahmen.

Die Planungsarbeiten für die Schutzprojekte am Tracht- und Glyssibach begannen schon im August kurz nach der Unglücksnacht. Es wirkten mit der *Geomorphologe Markus Zimmermann*, die Ingenieure *Ruedi Mätzener* und *Peter Wyss*, Ingenieur *Andrea Pozzi*, weitere Fachleute und Vertreter von Bund, Kanton und beider Gemeinden. Die geplanten Schutzbauten wurden von der Hochschule für Technik Rapperswil an Geländemodellen im Massstab 1:50

überprüft. Verbesserungen konnten so noch berücksichtigt werden. Schon im Herbst 2007 wurden die ausgearbeiteten Projekte den beteiligten *Schwellenkorporationen* von Brienz, Schwanden und Hofstetten zur Genehmigung vorgelegt.

Die Bauherrschaft obliegt der *Schwellengenossenschaft* Brienz, Präsident: *Andrea Andreoli*.

Das enge und steile Grabengebiet beider Bäche musste vorerst mit Strassen erschlossen und für Lastwagen und Baumaschinen zugänglich gemacht werden.

Verbauungsarbeiten am Trachtbach

Im Frühjahr 2008 begannen die Arbeiten am Trachtbach unter der Oberleitung von Ingenieur *Andrea Pozzi*. Die Realisierung soll in 3 Etappen erfolgen:

1. Erschliessung durch Strasse, Schutz- und Sicherungsbauten im Ritz und am Oberlauf.
2. Korridor von der *Lehrerbrücke* bis und mit Hauptstrasse.
3. Ausmündung von der Hauptstrasse bis zum See.

Ein massiver Schutzdamm aus Steinblöcken war bereits nach der Katastrophe am Rauenhag erstellt worden. Nun entstand im Ritzgraben eine grosse Sperrmauer. Sie und starke (Draht-) Ringnetze, in Abständen quer in die Gräben gespannt, sollen Geschiebe auffangen und die Wucht der Strömung mindern. Unten am Rauenhag verhindern der 40 m lange *Elefantenzaun* längs dem rechten Bachbord und Mauerdämme einen Ausbruch. Sie schützen das Dorfgebiet an der Alpgasse und oberhalb des Schulhauses.

Die *Lehrerbrücke* wurde bachaufwärts verschoben und das Durchflussprofil dabei erhöht. Damit kam die 1. Etappe schon im Herbst 2009 zu ihrem Abschluss.

Frühjahr 2010: Von der Lehrerbrücke abwärts bis zur Hauptstrasse wird am Bachkorridor und an Schutzmauern im Siedlungsgebiet gearbeitet. Beim Bachübergang in der Dindlen wird anstelle der Brücke eine *Furt* erstellt. Die Trachtbach-Brücke der Kantonsstrasse kann bei Stau- gefahr seewärts verschoben und ihr Durchlass dadurch vergrössert werden. Nun wird die Hauptstrasse links des Bachs seewärts erweitert, damit der Verkehr gegebenenfalls über die verschobene Brücke und den rechtsseitigen Parkplatz umgeleitet werden kann.

Verbauungsmassnahmen am Glyssibach

Mit der Leitung der umfangreichen und sehr unterschiedlichen Arbeiten am Glyssibach konnten die Ingenieure *Mätzener* und *Wyss* im Frühjahr 2009 beginnen. Geplant ist, dieses Projekt in zwei Etappen, unterteilt in sieben Baulose bis 2013 zu verwirklichen.

Im Undersitsch wird ein mächtiger Damm bei *Murgängen* das Bachgeschiebe wieder zurück in den Glyssibach leiten. Damm, Überleitrinne und Ausleitbauwerk sind im Bau. Die oberhalb der bisherigen Bachschale erstellte Dosierstrecke hat sich bei schweren Regenfällen bereits mehrfach bewährt. Hangsicherungen und Drahtnetze schützten während der Bauphase Arbeitsplätze und Anlagen vor Rutschungen und Steinschlag.

Das Siedlungsgebiet wird mit starken Schutzmauern links und rechts des Baches gesichert. Dies und die Verbreiterung des Bachgerinnes

bedingt Verlegungen der Strasse nach Schwanden und Glyssen, wovon auch erdverlegte Werkleitungen (Wasser- und Stromleitungen) betroffen sind.

Bei der bisherigen Eisenbahnbrücke nahe der Bachmündung in den See konnte sich Geschiebe bei extremen Hochwassern stauen. Sie musste ersetzt werden. Seit Frühjahr 2009 wurde bergseits neben der alten Brücke der neue Brückentrog erstellt und dessen Einbau vorbereitet. Am 30. Oktober mitternachts wurde nach minutiöser Planung die alte Brücke abgebrochen und der 340 Tonnen schwere Brückentrog um 9 m seewwärts zum Bahndamm verschoben. Nach dem Einbau der Geleise, der Fahrleitungsmontage und abschliessenden Arbeiten konnte der Bahnbetrieb am 2. November früh wieder aufgenommen werden. Weitere Arbeiten an den Widerlagern der Brücke, die Erweiterung und Sicherung der Bachmündung durch neue Flügelmauern und die Erstellung des Raubettgerinnes kommen planmässig voran.

Dass die neuen Schutzbauten nicht nur rein technische Zweckbauten, sondern auch ein Kulturgut sein werden, darum bemüht sich Landschaftsarchitekt *Daniel Moeri* bei deren Planung und Ausführung: Mauern werden gegliedert, mit Natursteinen verkleidet, mit Baumnissen belebt. Längs der Bachschale bleibt begrünter Lebensraum für Tiere und Pflanzen.

Die neuen Wildbachverbauungen sind ein grossartiges, beispielhaftes Werk, das wir unsern Behörden aller Stufen, den Ingenieuren, Technikern, Baufachleuten und Bauarbeitern zu verdanken haben.

Für das Projekt Trachtbach rechnet man mit Kosten von 14 Mio., für die Schutzbauten am Glyssibach sind 35 Mio. Franken budgetiert, total somit 49 Mio. Franken.



Das Ausleitbauwerk Undersitsch wurde 2010 fertig gestellt.



Gebäude der Gemeindeverwaltung beim Glyssibach am 25. August 2005.



Blick vom See zum Glyssibach.



Einmündung der Schwanderstrasse in die Hauptstrasse.





Bachbett des Glyssibachs im Gebiet Undersitsch.



Bachbett des Trachtbachs beim Restaurant Steinbock.





Hochwasserschutz Glyssibach: Bauarbeiten.

Bewegte Vergangenheit



Reiterschild mit Wappen des Ritters Arnold von Brienz, aus Seedorf Uri, heute im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich. Ältester Wappenschild der Schweiz.

Spuren aus dunkler Vergangenheit

Rudolf Perren-Zurflüh

1996 feierten wir «850 Jahre Brienz». So alt ist die Urkunde, in welcher der Ortsname «Briens» erstmals auftaucht. «Briens» heisst es dort, nicht «Brienz». Wir sprechen den Dorfnamen hier also immer noch so aus, wie er 1146 gelautet hat.

Schaut man noch weiter zurück, werden schriftliche Nachrichten aus unserer Gegend immer spärlicher. Wo Geschriebenes fehlt, können Gerätschaften, Waffen, Schmuck oder gar Siedlungsreste aus vorgeschichtlichen Zeiten Licht ins Dunkel der Vergangenheit bringen. Auch unsere frühen Vorfahren haben bestimmt solche Spuren hinterlassen, aber hier hat man bisher nur wenig gefunden. Erdrutsche haben zugedeckt, die fünf Wildbäche, auf deren Schuttkegeln unser Dorf steht, haben immer wieder begraben oder weggeschwemmt, was allenfalls wertvolle Aufschlüsse bieten könnte.

Am ehesten wären Funde wohl noch ausserhalb der Bach- und Rutschgebiete möglich: Am *Änderberg*, unter Balmen, in Höhlen und an andern geschützten Orten. Funde sind unbedingt dem Archäologischen Dienst in Bern zu melden, damit Grabungen und Bestandesaufnahmen fachmännisch ausgeführt werden können. Auch Gewässer-, Flur- und Ortsnamen können über die frühe Besiedlung unserer Gegend, über Sprache und Brauchtum damaliger Brienser Auskunft geben. Sprachforscher wissen Herkunft und Entwicklung von Namen und andern Wörtern um Jahrtausende zurück zu verfolgen. Sie suchen nach deren ursprünglicher Bedeutung, und sie erkennen, ob ein Flurname z.B. alemannischen, römischen, keltischen oder gar vorindogermanischen Ursprungs ist.

Wann erste Siedler sich in unserer Gegend niedergelassen haben, ist ungewiss. In der letzten Eiszeit füllte der Aaregletscher unser Tal zeitweise bis auf eine Höhe von mehr als 1500 Metern über Meer. Er hat Findlinge beim Kurhaus Axalp und unter dem *Schyberg*, aber auch auf

Planalp hinterlassen. Als er sich vor etwa 10 000 Jahren aus unserer Gegend zurückzog, lösten sich an den Talhängen Erdrutsche. Der See folgte dem Gletscher auf dessen Rückzug bis nahe an den Fuss des Kirchet, dem Felsriegel zwischen Meiringen und Innertkirchen. Unsere Gegend war wohl lange Zeit nicht besonders einladend, und zudem lag sie abseits vom Durchgangs- und Siedlungsgebiet des Mittelandes.

Altsteinzeitliche Menschen, *Neandertaler*, haben in Höhlen in der Stockhornkette oberhalb Boltigen, Oberwil und Erlenbach Spuren hinterlassen. Die Fundstellen liegen auf 1845, 1230 und 1810 m Höhe. Sind solche Höhlenbärenjäger auf ihren Jagdstreifzügen wohl auch in unsere Gegend gelangt? An Höhlen und Unterständen hätte es in entsprechenden Höhenlagen nicht gefehlt. Bisher hat man hier aber keine altsteinzeitlichen Spuren gefunden. – Sicher nicht in unsere Gegend gekommen sind die Rentierjäger, die gegen Ende der letzten Eiszeit, etwa vor 14 000 bis 10 000 Jahren von Westen kommend, den Jura und die Nordschweiz durchstreiften. – Im 8. und 7. Jahrtausend v. Chr. scheinen mittelsteinzeitliche Jäger und Fischer in den Jura, ins Mittelland und sogar bis ins Simmental vorgedrungen zu sein. Auch von ihnen fehlen im übrigen Oberland bisher Spuren.

In der Jungsteinzeit (ca. 3000–1800 v. Chr.) war unser Land stark bewaldet. Damalige Menschen siedelten gerne an offenen See- und

Flussufern. Sie trieben neben Jagd und Fischfang bereits Ackerbau, hielten Hund, Rind, Schaf, Ziege und Schwein als Haustiere. Sie kannten Töpferei und Weberei. Nicht im Wasser, sondern am Ufer errichteten sie ihre Pfahlbauhütten. Reste solcher Siedlungen wurden an den Seen im Mittelland und auch bei Thun gefunden, nicht aber an unserem See. Dass jedoch jungsteinzeitliche Menschen auch durch unsere Gegend gezogen sind, oder dass sie sich kürzere oder längere Zeit da niedergelassen haben, kann auf Grund folgender Funde angenommen werden: In Meiringen wurde in einem «Pflanzblätz» ein Steinbeil gefunden. Als *neolithisch* gelten auch die Steinkistengräber mit Skeletten in Hockerstellung, auf die man beim Bau der Brienerseebahn 1913 bis 1915 in der Ursibalm, Gemeinde Niederried, gestossen ist. Oben im Dorf Ringgenberg entdeckte man gar jungsteinzeitliche Siedlungsreste. Speerspitzen aus Feuerstein wurden in Matten, in Brienz auf Chüemad am Fusse des Tschingels und am Rothorn (s. S. 69) gefunden.

Bronzezeit (um 1800–750 v. Chr.): Ein grosser Fortschritt war die Entdeckung, dass Erze geschmolzen und zu Metallwerkzeugen gegossen und gehämmert werden können. Diese Erfindung gelang wahrscheinlich in Kleinasien. Vor etwa 4000 Jahren, noch in der Jungsteinzeit, sollen erste Kupfergegenstände aus dem Mittelmeerraum in unser Land gelangt sein, und um 1800 v. Chr. wurden Erzeugnisse aus Bronze, einer Legierung von Kupfer und Zinn, mehr und mehr verbreitet. Da in unsern Gegenden

kaum ausreichende Mengen von Erzen gewonnen werden konnten, müssen Rohmaterial und Fertigprodukte durch Tauschhandel eingeführt worden sein. Dass aber geschickte Handwerker auch hierzulande bronzene Werkzeuge, Waffen und Schmuck zu giessen und zu formen verstanden, beweisen Gussformen aus Sandstein und Lehm. Geräte aus Stein, Knochen, Horn und Holz blieben bei der vorwiegend Ackerbau und Viehzucht treibenden Bevölkerung weiterhin im Gebrauch.

Wie in der Jungsteinzeit waren auch in der Bronzezeit See- und Flussufer bevorzugte Siedlungsräume. Aber auch Anhöhen wurden besiedelt und oftmals mit Wällen, Mauern und Holzwerk gesichert. Nächstliegendes Beispiel einer solchen befestigten Höhensiedlung ist die Bürg bei Spiez, wo man Geräte aus Feuerstein, anderem Gestein und Knochen aus der späten Jungsteinzeit, darüber Dolchmesser und Hausgeräte aus Bronze sowie verzierte Tonscherben gefunden hat. – Ihre Toten begruben die damaligen Menschen in Hockerstellung oder ausgestreckt in Flach- oder Hügelgräbern. Später wurden Tote auch kremiert; die Knochenreste bestattete man zusammen mit Beigaben in Urnen.

In unserer Gegend sind bisher nur vereinzelt bronzezeitliche Relikte entdeckt worden: Auf der Axalp fand *Adolf Schild-Simon* 1930 eine Bronzedolchklinge, die einst mit 4 Nieten in einem Griff aus vergänglichem Material befestigt war. Vom Südhang des Grindelgrates über Rosenloui, 2130 m ü.M., stammt eine Bronzeaxt. Waren es herumstreifende Jäger oder Schafhirten, die ihr Gerät dort oben verloren haben? Beim Hausenstein unweit Meiringen lag unter Geröll ebenfalls ein Bronzedolch.



Bronzedolch, gefunden auf Axalp.

1930 fanden Bauarbeiter an der Grimsel ein bronzenes *Votivbeilchen*, wahrscheinlich die Weihegabe eines Passwanderers, der sich damit in der unwirtlichen Gegend den Schutz höherer Mächte erwirken wollte, und 1969 stiessen Kristallsucher in einer Felsspalte nahe der Grimselpasshöhe auf ein weiteres Bronzebeil. Diese Funde beweisen, dass der Pass damals schon begangen war. In der Städlen, nahe Niederried, fand man in einem Frauengrab Armringe aus farbigem Glas, Fingerringe aus Silber und Bronze und Fibeln (Gewandnadeln). Verschiedene Einzelfunde auf dem Bödéli lassen vermuten, dass sich dort bronzezeitliche Siedler niedergelassen haben. – Am Thunersee, wahrscheinlich auf dem Bödéli, vielleicht gar im Raume Ringgenberg/Niederried haben Bronzeleute gewohnt. Über Dauer und Dichte

der Besiedlung, gesellschaftliche Struktur und damaliges Geschehen sagen die bisherigen Funde wenig oder nichts aus. Dass Bronzeleute auch unsere Gegend aufsuchten, ist belegt, aber eindeutige Beweise für eine dauernde Besiedlung der oberen Seegegend und des Haslitalen fehlen noch. Aus vorkeltischer Zeit stammen zahlreiche Gewässernamen, u.a. Aare, Simme und Saane, deren ursprünglichen Sinn die Sprachforscher mit «in Bewegung setzen», «rinnen», «fliessen» deuten, sowie Kander und Lüttschine mit der Bedeutung «weiss», «leuchtend», «hell».

Eisenzeit (750–58 v.Chr. – erste Jahrzehnte nach Christus: Um die Mitte des 8. Jahrhunderts v.Chr. begann Eisen die Bronze im Raum zwischen Alpen und Jura zu verdrängen. Eisenerz war, im Gegensatz zu Kupfer und Zinn, auch in unserem Land zu finden.

Infolge einer Klimaänderung stiegen in der älteren Eisenzeit (*Hallstatt-Kultur*, 750–450 v.Chr.) die Seespiegel. Ufersiedlungen wurden aufgegeben; die immer noch mehrheitlich bäuerliche Bevölkerung wohnte wohl in Einzelgehöften. Hügelgräber mit reichen Beigaben und befestigte Fürstensitze lassen vermuten, dass Häuptlingsfamilien sich Reichtum und Herrschaftsrechte erworben hatten. Aus Griechenland und Italien eingeführte Waren beweisen regen Handel. Im Oberland fehlen bisher Funde aus der älteren Eisenzeit. Hat die Klimaverschlechterung die wohl ohnehin nicht zahlreiche Bevölkerung vertrieben?

Keltische Kultur prägt die jüngere Eisenzeit (*La-Tène-Kultur*, ab etwa 450 v.Chr.) in unserem Lande. Bisher nahm man an, die Kelten oder Gallier seien, vor den nachdrängenden Germa-

nen weichend, aus Süddeutschland in unser Land eingewandert. Nun vertreten Forscher die Ansicht, das Keltentum sei «an Ort und aus der bestehenden Bevölkerung» nach und nach erwachsen, möglicherweise im Zusammenhang mit der Ausbreitung einer neuen Religion. – Griechische Schriftsteller und der römische Feldherr *Gajus Julius Cäsar* geben erstmals schriftlichen Bericht über die Celtoi oder Gallier. Sie seien von hohem Wuchs, mit blondem, strähinigem Haar. Die Frauen stünden den Männern weder in Leibesgrösse noch Stärke nach. Sie seien sehr kriegerisch, aufbrausend und wild, aber von einfacher Gemütsart und ohne Bosheit. – Reich verzierte Gewandfibeln, Gürtelschnallen, Schwertscheiden, kunstvoller Bronze- und Goldschmuck, Ornamente mit stark stilisierten Tierelementen beweisen Schönheitssinn und Kunstfertigkeit. Kelten waren gute Ackerbauer, Viehzüchter und geschickte Schmiede; sie prägten Münzen, kannten die Töpferscheibe und die eiserne Pflugschar.

Zu den Kelten zählten verschiedene Völkerschaften und Stämme, die sich aber nie zu einem festen keltischen Staat zusammenschlossen. Im schweizerischen Mittelland wohnten gegen das Ende der jüngeren Eisenzeit Helvetier. Grabfunde beweisen, dass das Aaretal von Thun an abwärts recht dicht besiedelt war. In unserer Gegend zeugt bisher einzig das erwähnte Frauengrab bei Niederried von jener Zeit. Zwei Armringe und ein Schmuckgehänge aus Glas, drei Fingerringe aus Silber und Bronze und zwei Bronzefibeln hatte man der Verstorbenen ins Grab mitgegeben. Keltische Wurzeln haben in unserer Gegend u.a. die Orts- und Flurnamen Brienz (von *brig- = erhöht), Axalp (von *aksa = Weide), Interlaken (früher auch Inderlappen), von *enter lopas = zwi-

schen den Seen), aber auch Frutt (Sturzbach, Einschnitt), Gummi und Gummen (Mulde).

Römerzeit (58 v.Chr. – erste Jahrzehnte n.Chr. – 460 n.Chr.): Bedrängt durch die Germanen aus dem Norden, beschlossen die Helvetier, nach Gallien, an die untere Garonne, auszuwandern. Der römische Feldherr und spätere Kaiser Gajus Julius Cäsar schlug sie 58 v.Chr. bei Bibracte, in der Nähe von Autun (Burgund) und zwang sie, in die eben verlassene Heimat zurückzukehren und die vor dem Auszug verbrannten Wohnstätten wieder aufzubauen. Römische Soldaten und Beamte kamen aber erst zur Zeit um Christi Geburt in unser Land. Sie – und später auch ausgesiedelte Legionäre – bildeten eine dünne Oberschicht in der weiterhin keltischen Bevölkerung.

Eine rund 250-jährige Friedenszeit unter römischer Herrschaft brachte unserem Land Sicherheit, eine blühende Wirtschaft und regen Handel. Das Mittelland und wichtige Alpenpässe wurden mit guten Strassen erschlossen. Städte mit Tempeln, Theatern und Arenen, Villen (Landsitze) mit Bad, Heizung, Mosaiken und Wandmalereien entstanden. Die Einheimischen übernahmen lateinische Sprache und Kultur; keltische Überlieferung und römische Zivilisation vermischten sich zu galloromanischem Wesen.

Unsere Gegend blieb wohl länger keltisch, bevor lateinische Sprache und Brauchtum auch unser Tal erreichten. Die lange Friedenszeit kam aber sicher auch ihr zugute. Münzfunde auf dem Bödeli, in Niederried, am Hasliberg, auf dem Kirchet und in Innertkirchen stammen aus römischer Zeit. In Unterseen stiess man auf römische Gräberfelder mit Beigaben. Spuren

römischer Weganlagen fand man in der Rugenau (Interlaken). In der unterirdischen Kirche von Meiringen liegt vor dem romanischen Hochaltar eine behauene Steinplatte, von der man vermutet, sie stamme aus einem römischen Bauwerk. – Galloromanischen Ursprungs sind Flurnamen wie Funtenen (Quelle, Brunnen), Gorgen, Gurgen (Quelle, Wasserstrudel), Urserli, Urseren (von Ursus, Bär), Gampelli (Campus, Feld), Planalp, Rotschalp, Chäseren, Alpiglen, Alpogli (kleine Alp), Tschingel (Gürtel, Felsband), Tracht (ziehen, schleppen) und Kirchet (Kehren). Aus dem Wortschatz der Sennen haben u.a. Käse, Turner (Drehgalgen, an dem das Chäscheschi hängt), Vollen (grosser Trichter), *Gasteren* (Schlafstätte der Sennen) und Figler (Schweinekoben) lateinische Wurzeln. Zusammen mit den hier in höheren Lagen recht häufigen Flurnamen romanischen Ursprungs lassen sie schliessen, dass unsere Alpweiden schon in galloromanischer Zeit bestossen wurden.

Um 260 n.Chr. durchbrachen die Alemannen erstmals den römischen Grenzwall in Süddeutschland und drangen über den Rhein in Helvetien ein. Städte und Villen plündernd und zerstörend zogen sie durchs Mittelland und über die von den Römern erschlossenen Alpenpässe, kehrten aber wieder in ihre Heimat zurück, nachdem sie bei Mailand von den Römern geschlagen worden waren. Die Römer gaben Süddeutschland auf, verlegten ihre dortigen Truppen hinter den Rhein und befestigten das linke Rheinufer mit Kastellen. Um die Mitte des 4. Jahrhunderts folgten weitere Alemanneneinfälle. Die galloromanische Bevölkerung, durch Raubzüge reduziert, baute zerstörte Städte und Dörfer kleiner und enger wieder auf und suchte sie mit Ringmauern vor neuen Alemanneneinfällen zu schützen.

Wie hat wohl unsere Gegend den Alemannen-zug um 260 und die unruhigen zwei Jahrhunderte danach erlebt? Weder Urkunden noch Funde berichten aus dieser Zeit. Sind Plünderer bis an den oberen Brienersee gelangt? Wohl kaum. Aber zumindest indirekt werden damalige Briener vom Zusammenbruch römischer Kultur mitbetroffen worden sein.

Alemannische Siedler kommen: 401 n. Chr. fielen *Goten* unter *Alarich* in Oberitalien ein. Die römischen Legionen in Helvetien wurden zu deren Abwehr benötigt. Mit den Soldaten zogen auch die römischen Beamten ab. Die Rheingrenze stand den Alemannen offen. Aber erst um die Mitte des Jahrhunderts drangen sie erneut über den Grenzfluss. Sie siedelten sich sippenweise zuerst in der Nord- und Ostschweiz an. Es scheint, dass dort bald galloromanische Helvetier, z.T. in befestigten Orten, und alemannische Zuzüger nebeneinander lebten. Im Verlaufe des 6. und 7. Jahrhunderts liessen sich Alemannen im Nordjura und im Mittelland bis in die Gegend um Bern nieder, und wahrscheinlich um 700 erreichten erste deutschsprechende Ansiedler das Nordufer unseres Sees.

Galloromanisch und alemannisch Sprechende werden auch hier wohl noch längere Zeit nebeneinander gelebt haben. In welcher Weise? Sagen berichten, erste Anwohner hätten nicht im Tale, sondern auf umliegenden Bergterrassen gelebt. Ob sich dies auf die Alemannen beziehen lässt? Wäre nicht eher möglich, dass sich die Neusiedler die günstigsten, zugänglichsten Siedlungsräume aussuchten, solche, die schon Kelten oder Galloromanen bewohnt hatten? Sind Ortsansässige vor den Eindringlingen auf die ihnen bekannten Höhenterrassen

wie Planalp und Teiffental ausgewichen? – Seit gut zwei Jahrhunderten hatten sich Alemannen und Galloromanen im Mittelland kennen gelernt und vermutlich auch schon vermischt. Wenn es hier anfänglich auch zu Auseinandersetzungen zwischen Ansässigen und Zuzüger gekommen sein mag, wird man sich wohl im Verlaufe einiger Generationen zusammengefunden haben. Man lernte voneinander. Die wachsende alemannisch sprechende Bevölkerung übernahm von den Ansässigen die Alpwirtschaft und damit verbundene Bräuche, Ausdrücke und Flurnamen; die wahrscheinlich nicht zahlreiche Urbevölkerung übernahm mit der Zeit Brauchtum und Sprache der dominierenden Zuzüger und ging in diesen auf (s. S. 67).

Hielten die ersten alemannischen Siedler noch an ihrem alten Götter- und Geisterglauben fest, oder hatten sie sich schon früher zur christlichen Lehre bekehren lassen? Den Toten Waffen und anderes ins Grab mitzugeben, war ein heidnischer Brauch, der mit der Christianisierung erlosch. Gräber mit Beigaben auf dem Bödéli stammen also noch aus heidnischer Zeit. Andererseits stiess man in Leissigen unter der heutigen Kirche auf das Gemäuer einer Taufkapelle aus dem 5./6. und auf Fundamente einer Kirche aus dem 7./8. Jahrhundert. – Wann stand wohl auf unserem *Burgstollen* ein erstes Gotteshaus? Auch aus jener Zeit ist man hier bisher nur auf vereinzelte Funde gestossen: In Oberried konnte ein Grab mit Skelett ins 7./8. Jahrhundert datiert werden. In Wilderswil, hinter der Ruine Unspunnen, stiess man 1895 auf Gräber mit Skeletten und Beigaben: eine Gürtelschnalle, Zierknöpfe und Armringe aus Bronze, fünf Skramasaxe (Kurzschwerter), drei Eisenmesser und Halsschmuck. Auf dem Moosbühl bei Matten fand man drei Skramasaxe,

Eisenmesser und Teile von Gürtelschnallen. Aus einem Seitenkanal der Aare bei Interlaken stammt eine eiserne Lanzen spitze. In Unterseen stiess man an der oberen Gasse auf Gräber aus der Zeit um 890. Wann wurde wohl der Inschriftstein mit Runenzeichen im Tänneli am alten Axalpweg beschriftet? Unbestimmt ist auch das Alter des Skelettgrabes, auf das man in Brienz 1932 beim Bau der Feldstrasse nahe deren Kreuzung mit der Alpgasse stiess? Die meisten unserer Orts- und Flurnamen sind deutschen Ursprungs, was natürlich nicht heisst, dass sie alle aus der Alemannenzeit stammen. Als alt werden viele auf -ingen und -igen endende Ortsnamen angesehen. Die Alemannen benannten Siedlungen mit dem Namen des Anführers oder Gründers der dort wohnenden Sippe. So könnte Ebligen «bei den Leuten des Obilo» bedeutet haben, Meiringen «bei denen des Meiers», eines grundherrlichen Beamten, Bönigen «bei der Sippe des Bôno». Alt seien in der Regel auch Namen wie Hausen und Husen. Die Namen mit -wil und -wiler sollen später entstanden sein, als der ursprüngliche Siedlungsraum erweitert wurde. Orts- und Flurbezeichnungen wie Schwand, Schwanden, *Schwendi*, Rüti und Brand verraten, wo unsere Vorfahren dem Wald *schwendend*, *reutend* und mit Feuer Land abgerungen haben. Au und Ey bezeichnen Land am Wasser, Sumpfgebiet. Aus der althochdeutschen Sprache der Alemannen haben sich unsere von Tal zu Tal verschiedenen Mundarten entwickelt.

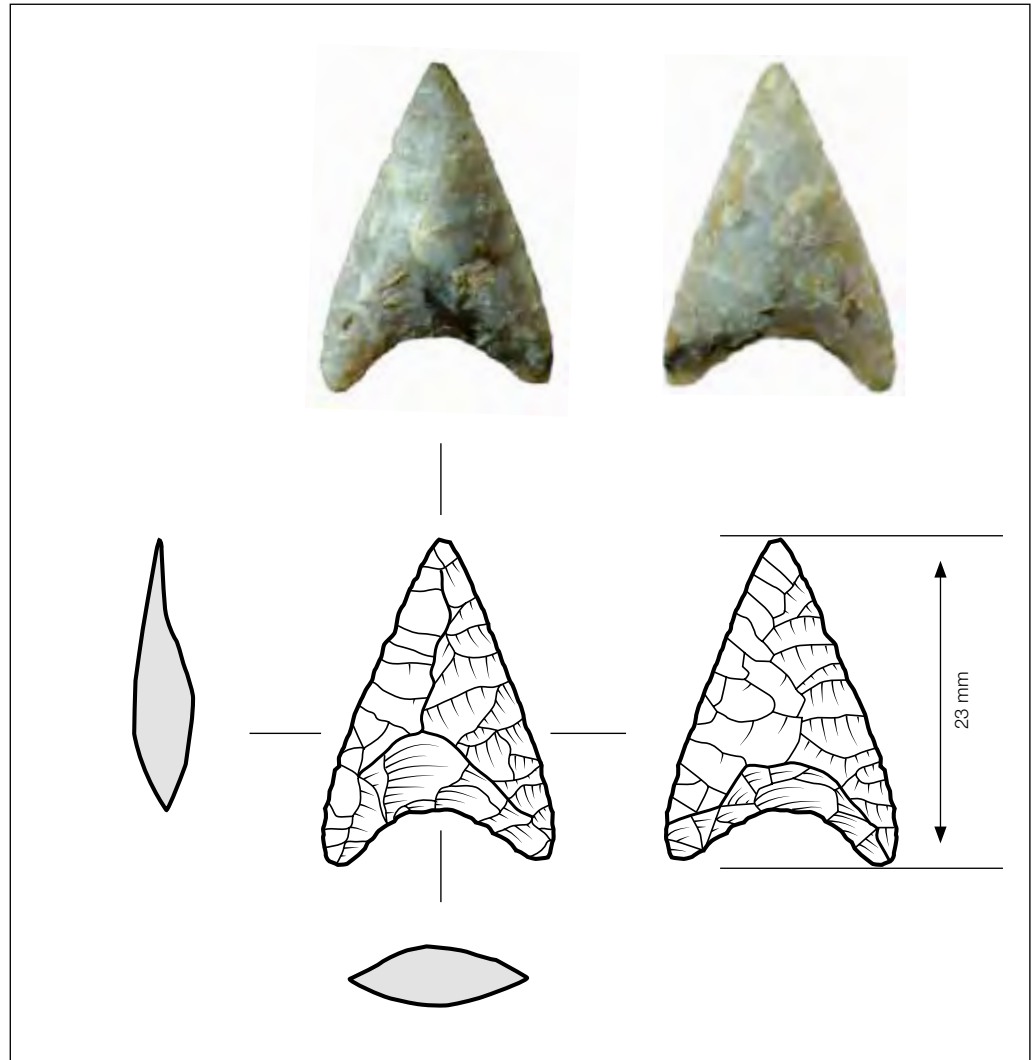
Suche nach Spuren aus dunkler Vergangenheit: Funde und Namen bieten nur begrenzten Einblick in damaliges Zeitgeschehen am oberen Brienersee. Viele Fragen bleiben vorläufig unbeantwortet, manche werden es wohl für immer bleiben.

Jäger am Rothorn schon vor 5000 Jahren

Daniel Gutscher

Die Menschen des *Neolithikums* sind uns vor allem als «Pfahlbauer» an den Seeufern bekannt. Spätestens aber seit den sensationellen Funden der Gletscherleiche des Ötzi in Oberitalien und der Funde vom Schnidejoch in der Lenk wissen wir, dass Jäger bereits in der Zeit zwischen 5000 und 2000 vor Christus in die einsamen Hochalpentäler aufgebrochen sind. In diese Gruppe wichtiger Zufallsfunde gesellt sich seit 2009 eine 23 x 18 Millimeter grosse Pfeilspitze, welche deutsche Wanderer zwischen dem Oberen Stafel/Schonegg und Rothorn-Kulm fanden und vorbildlich auf der Briener Gemeindekanzlei deponierten, welche den Archäologischen Dienst des Kantons Bern beizog.

Das aus einem fremdländischen, graugrünen, leicht durchscheinenden Stein gefertigte Stück dürfte als Pfeil von einem Bogen aus verschossen worden sein. Das Geschoss muss sein Ziel verfehlt haben und ging verloren. Treffergeschosse wurden immer mehrfach verwendet, fehlgeleitete eingesammelt. Sicher hat auch unser Schütze seinen verschossenen Pfeil im hohen Gras des Steilhanges gesucht: zu kostbar war die von weither importierte steinerne Spitze. Wir sehen den verärgerten Schützen vor unserem innern Auge, doch: Sein Leid ist unsere Freude. Dank dem verlorenen Stück kann sich die Gemeinde Brienz – neben der Lenk – am ältesten Jagdbeleg im Berner Oberland erfreuen.



Die neolithische Pfeilspitze vom Briener Rothorn.

Archäologische Funde auf Chüemad

Marc Nussbaumer, André Rehazek

Archäologische Funde erklären ein spätmittelalterliches alpines Pferchsystem (13.–15. Jahrhundert)

Auslöser der Aktivitäten des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern auf der Axalp war der Beschluss der *Bergschaft Axalp*, eine der beiden «uralten» Melk-Hütten von der Alp Litschentelli ins Schweizerische Freilichtmuseum auf dem Ballenberg zu transferieren.

Im Jahre 2001 wurden die beiden Bauten untersucht und konnten durch die *Dendrochronologie* in die Jahre 1501 bzw. 1519 datiert werden. Sie sind die bislang ältesten bekannten Melkhäuschen im Berner Oberland (Abb. 3). Dabei wurden in der Umgebung nicht nur weitere Hüttenstandorte vermessen, sondern eine komplette Vorgängersiedlung wiederentdeckt. Oberhalb der Flur «Chüemad» fiel den Archäologen vor Ort im Gelände und noch deutlicher bei der Auswertung von Flugbildern (Abb. 1) ein ausgedehntes System von Trockenmauern und Ruinen von Hütten auf. Die Überreste gehören zu einem sog. Pferchsystem; «Pferch» bedeutet Einfriedung, eingezäunte Fläche (Abb. 2). In jedem der insgesamt elf erkennbaren Pferche konnten nachts Tiere zusammen getrieben werden und waren so überschaubar und vor Wölfen und Bären geschützt. Randlich war an jedem Pferch eine aus Trockenmauerwerk gefügte Hütte platziert. Ihr Grundmass von rund 3 x 3 Metern reichte gerade für die Platzierung des Käskessis am *Turner* über der Feuerstelle und das Lager des Hirten. Es ist wohl kein Zu-



Abb. 1: Luftaufnahme des Pferchsystems auf «Chüemad» auf der Briener Axalp.

fall, dass der Ort in der mündlichen lokalen Überlieferung noch heute «Bärengehege» heisst. Nach ersten Inventarisationsaufnahmen wurde 2003 eine Testgrabung durchgeführt. Ihr Ziel war es, Alter und Erhaltungszustand der Siedlungsreste zu ermitteln. Die Untersuchungen beschränkten sich auf die Fläche von Gebäude 1 und fünf *Sondagen* in Zone 1. Dabei konnten

zwei *C-14-Datierungen* aus Gebäude 1 vorgenommen werden (siehe folgende Seite). Sie bestätigen zusammen mit ganz wenigen Scherben von Keramikgefässen, dass das Pferchsystem in der Flur «Chüemad» überwiegend in dem Zeitraum zwischen dem 13. und dem 15. Jahrhundert benutzt wurde.

Die archäologischen Befunde auf «Chüemad» belegen damit erstmalig für den Kanton Bern die ins frühe Hochmittelalter zurückreichende Pferchwirtschaft, welche ursprünglich zur Sömerung der Schafe und Ziegen betrieben wurde. Vom 13. Jahrhundert an, im Zuge der Umstellung von der rein privaten Ernährungsvorsorge auf eine exportorientierte Milchwirtschaft und Käseherstellung, gewann dann allerdings die Rinderzucht allmählich an Bedeutung. Als Absatzgebiet für den Briener Käse kommen vor allem die Märkte von Interlaken und Bern in Betracht.

Die *Sondagen* und die kleine Flächengrabung erbrachten eine grosse Zahl an Tierknochen –

willkommene Zeugen der Ernährung und Tierhaltung der damaligen Hirten. Im folgenden Beitrag, den das Naturhistorische Museum Bern für den Archäologischen Dienst des Kantons Bern verfasste, wurde untersucht, was die knöchernen Tierreste zur Stützung der ersten Erkenntnisse beitragen können.

Die Tierknochen

Gesamthaft gelangten 229 Tierknochen zur Untersuchung, davon konnten ca. 80% auf die Tierart bestimmt werden. Die Knochen zeigen mehrheitlich Wurzelspuren, teilweise waren sie vor der Reinigung sogar noch mit Wurzeln behaftet, was auf eine oberflächennahe Ablagerung schliessen lässt. Aus einigen ausgeblie-

nen und ausgelaugten Knochen können wir folgern, dass diese wohl längere Zeit an der Oberfläche gelegen haben.

Hausrind

Mit einem Fundanteil von annähernd 70% dominieren Überreste von Rindern alle anderen Tierarten bei weitem. Es konnten mindestens drei neugeborene Kälber nachgewiesen werden. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass es sich hier um Totgeburten oder um Tiere, die nur ein paar Tage oder Wochen alt wurden, handelt. Im weiteren scheinen die aufgefundenen Skelettelemente von ausgewachsenen Tieren zu stammen. Zerlegungsspuren fehlen vollständig.

Hausschwein

Vom Hausschwein stammen insgesamt 17 Knochen, unter ihnen allein 15 Rippen. Zerlegungsspuren sind nur an einer Rippe vorhanden; somit ist der direkte Nachweis des Verzehr erbracht. Hinzu kommen die indirekten Nachweise, die vor allem durch die Dominanz der «Rippli» gegeben sind.

Ziege und Schaf

Von den beiden kleinen Hauswiederkäuern, die anhand ihrer Knochen nur schwer auseinander zu halten sind, ist auf der Axalp nur die Ziege sicher belegt. Die wenigen gefundenen Knochen lassen kaum eine Altersangabe für die Tiere zu. Es scheint sich mehrheitlich um ausgewachsene Tiere gehandelt zu haben. Bearbeitungsspuren, die auf eine Zerlegung zum Verzehr schliessen lassen, sind nicht vorhanden. Die Knochen stammen nicht von guten, Fleisch tragenden Stücken.



Abb. 2: Plan der Alp «Chüemad» auf der Briener Axalp mit Angabe der Pferche (hellgraue Zonen) und der elf nachweisbaren Hüttengrundrisse.

Wildtiere

Gämse, Fuchs und Maulwurf sind anhand je eines Knochens nachgewiesen. Die Jagd war zwar schon im Mittelalter ein Privileg der Oberschicht, was jedoch die Hirten in der Einsamkeit der Hochalpen nicht daran hindern konnte, gelegentlich zum «Eigengebrauch» eine Gämse zu jagen.

Interpretation der Befunde

Die Knochen aus der Fundstelle «Chüemad» lassen sich vermutlich mindestens drei Gruppen von Knochenfunden zuweisen, die aus ganz verschiedenen Gründen und Umständen auf der Axalp abgelagert worden sind.

Es kann sich erstens um Mutterkühe handeln, die hochträchtig den beschwerlichen Alpauftrieb bewältigen mussten und dann bei einer Fehlgeburt ihr Kalb verloren. Das Kalb könnte auch innerhalb weniger Tage infolge Krankheit oder Unfall gestorben sein.

Zweitens fallen die Knochen jener Tiere an, die zu irgendeinem Zeitpunkt auf der Alp lebten, auf natürliche Weise verendeten und nach ihrem Tod in den Boden gelangten.

Und dann rechnen wir alle Tiere, die zur Fleischgewinnung geschlachtet und verzehrt wurden, einer dritten Gruppe zu. Bei den aufgefundenen Tierknochen stellt sich dabei die Frage, ob sie von Tieren stammen, die auf der Alp gehalten und geschlachtet wurden oder Reste von mitgebrachtem Proviant darstellen. Zu dieser Gruppe sind die Schweinerippen zu zählen. Da andere Schweineknochen fehlen, dürfen wir schliessen, dass damals auf der Alp selber noch keine Schweine gehalten wurden. Die Schweinehaltung setzte auf unseren Alpen erst

mit der Einführung der *Labkäserei* im Spätmittelalter, d.h. kaum vor dem 15. Jahrhundert ein. Erst die grossen Mengen an Schotte legten den Hirten die Haltung einiger Schweine nahe, denen sie als Futter diene.

Zusammenfassung

Im vorliegenden Bericht werden einige Ergebnisse der archäologischen und archäozoologischen Untersuchungen der verlassenen Flur und Siedlung Brienz-Axalp «Chüemad» vorgestellt. Die Spuren datieren in den Zeitraum vom 13. bis ins 15. Jahrhundert. Unter den geborgenen Tierknochen sind vor allem Rind, Schwein und Ziege (ev. Schaf) nachgewiesen. Die Untersuchungen lassen den Schluss zu, dass auf «Chüemad» Rinder und Ziegen gemeinsam auf der Alpweide gehalten wurden und mitgebrachtes Schweinefleisch als Proviant für die Äpler diene. Ziel war die Milchgewinnung zur Käseherstellung. Wir gehen dabei von der mit einfachen Mitteln zu bewerkstellenden Produktion von *Sauermilch-Käse* aus, der im Wesentlichen auf dem einheimischen Markt abgesetzt wurde. Anders auf der Nachbaralp «Litschentelli» in der unmittelbaren Umgebung «Chüemad»: Die in einer gestaffelten Gruppe von ursprünglich mindestens fünf Hütten angeordneten Melkhütten sind eindruckliche Zeugen des radikalen Wandels in der Alpwirtschaft des 15. Jahrhunderts hin zur systematischen Rinderzucht und der damit einsetzenden exportorientierten Labkäsereiproduktion.

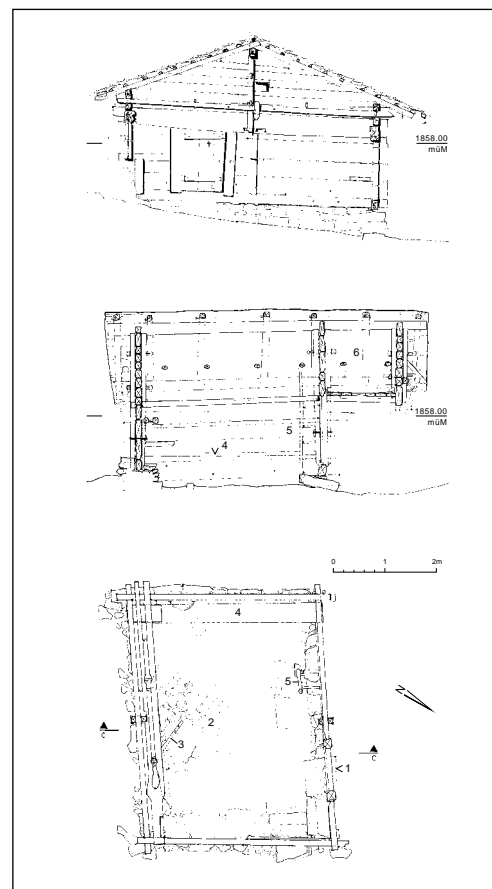


Abb. 3: Melkhütten auf der Axalp. Die untere Hütte befindet sich heute im Freilichtmuseum Ballenberg.

Unter den Freiherren

Rudolf Perren-Zurflüh

Drei Jahrhunderte lang gehörte unsere Gegend zu einer Freiherrschaft, die sich sonnseits des Tales vom Marchgraben westlich von Goldswil bis an die Hasli-March (Grenze) und schattseits von da über den *Änderberg* bis gegen Iseltwald erstreckte. Sie stiess um die Mitte des 12. Jahrhunderts am untern See-Ende an Gebiet des landhungrigen Klosters Interlaken.

Mächtige Nachbarn im Bördeli waren ferner die *Freiherren* von Oberhofen, später deren Nachfolger, die Herren von Eschenbach und Wädenswil, die Herren von Weissenburg, die Kyburger und die Habsburger. Nachbar im Osten war das damals noch reichsfreie Hasli, und über den Brünig bestanden rege Verbindungen zu Unterwalden.

Ungewiss ist, wie und wann unsere Gegend in den Besitz der Herren von *Opelingen* (Vorfahren der Freiherren von Brienz und Ringgenberg) geriet.

In jener Zeit sicherten sich Könige ihr Reich und die Gefolgschaft hoher Adelliger, indem sie ihnen Grundbesitz und Herrschaftsrechte zu *Lehen* gaben. Das Lehen blieb im Obereigentum des Königs, der vom Belehnten Hof- und Kriegsdienste verlangen konnte. Adelige besaßen somit oft neben den *Alloden* (Eigengüter), Grund und Rechten, die sie ererbt oder erworben hatten, auch Land und Rechte als Lehen ihrer Herren. In ihren Herrschaftsgebieten sorgten sie für Sicherheit und Recht und bezogen Dienstleistungen und Abgaben von ihren Untertanen.

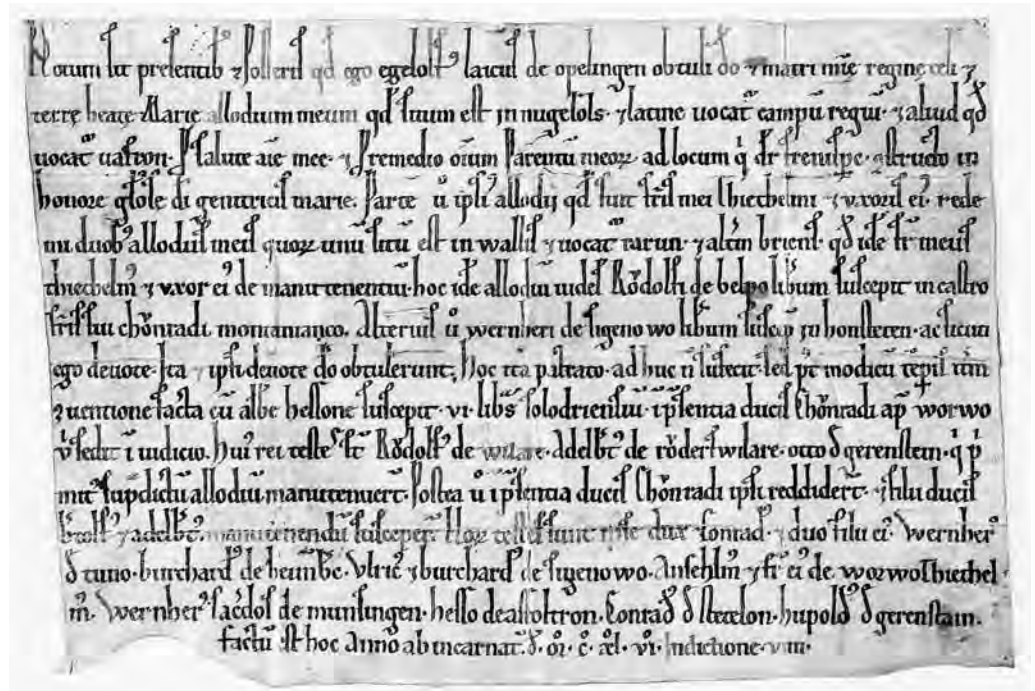
Unter der damaligen Bevölkerung gab es *freie Bauern*, die auf eigenem Boden wirtschafteten. Der Freiherr konnte sie zu Kriegsdiensten aufbieten. *Hörige* lebten und arbeiteten auf Eigentum oder Lehen des Freiherrn. Sie hatten diesem Bodenzinse und andere Abgaben zu entrichten; zudem waren sie zu Frondiensten verpflichtet.

Die Herren von Opelingen

In einer lateinisch abgefassten Urkunde aus dem Jahre 1146, die im Stadtarchiv Bern aufbewahrt wird, ist Brienz erstmals erwähnt: *Egelolf von Opelingen* schenkt Güter in Nugerol, Wavre und Champreyé (zwischen Bieler- und Neuenburgersee), die ihm und seinem Bruder *Diethelm* gehören, dem Kloster Frienisberg. Den Bruder entschädigt er für dessen Anteil mit seinen Eigengütern Raron und «Briens». – Die Schenkungsurkunde wurde in Worb ausgefertigt, wo Herzog *Konrad von Zähringen* zu Gericht sass (s. S. 67).

Das Geschlecht der *Opelingen* besass Güter in Uri und Unterwalden, im Oberhasli, am Brienzensee, im Wallis und im Seeland. Zwei Generationen später scheint der Besitz auf vier Enkel Diethelms aufgeteilt worden zu sein: *Kuno und Arnold von Brienz* teilten sich in Güter am Brienzensee, im Oberhasli und in Uri, *Rudolf und Heinrich von Raron* erhielten Gebiet im Wallis und, zumindest später, auch im Simmental.

Unsere Gegend muss schon vor 1146 Eigen dieser begüterten Familie gewesen sein. Wo lag der Stammsitz derer von Opelingen? Der



Urkunde von 1146, in der «Briens» erstmals erwähnt wird (5. Wort von rechts in der 5. Zeile).

Unterwaldner Historiker *Robert Durrer* (1867–1934), der die Geschichte der *Freiherren* von Brienz und Ringgenberg erforscht hat, vermutet, das Geschlecht nenne sich weder nach Ebligen noch nach Oppligen, sondern nach einem Ort Opplingen, heute Oppli genannt, bei Silenen in Uri.

Die Freiherren von Brienz

Unser Kirchhügel, der *Burgstollen*, trägt seinen Namen zu Recht. Noch anfangs des 19. Jahrhunderts waren westlich der Kirche Mauerreste der einstigen «Freiherrenburg» zu sehen. Viel mehr als ein fester Wohnturm hatte neben der Kirche kaum Platz. Die Sage berichtet von einem unterirdischen Fluchtweg von der Burg zum See hinunter. – Nach diesem festen Sitz benannten sich im 12. Jahrhundert die Freiherren *Arnold, Kuno und Walter von Brienz*. Ihre Vorahren haben vermutlich um 1140 anstelle eines hölzernen Kirchleins auf dem Burgstollen ein steinernes Gotteshaus erstellen lassen, dessen Längsmauern noch heute Teil unserer Kirche sind.

Arnold besass einen Hof in Brienz und zahlreiche Güter im Oberhasli und in Uri. Er nahm am Kreuzzug *Kaiser Barbarossas* 1189–93 ins Heilige Land teil und kehrte als Ritter zurück. 1197 gründete er das Lazariterkloster Seedorf in Uri, das noch heute besteht, und stattete es mit Grundbesitz in Uri und im Hasli aus. Sein Schild mit dem steigenden Löwen auf blauem oder grünem Grund wurde im von ihm gestifteten Kloster aufbewahrt, kam um 1884 in Privatbesitz und ist heute im Landesmuseum in Zürich ausgestellt. (Auf ihn bezog sich der Heraldiker *Peter Flück*, als er 1943/44 das neue Brienzwappen schuf, s. S. 63.)

Der Name *Walter von Brienz* erscheint in einer einzigen Urkunde: Er und seine Frau *Idda* verzichteten 1250 vor dem Ammann und der Gemeinde Hasli auf ihre Rechte an den Gütern, die Arnold dem Lazariterkloster Seedorf geschenkt hat. Die Freiherrschaft *Kunos* (†1240), des eigentlichen Herren von Brienz, umfasste zur Hauptsache das Gebiet der heutigen Kirchgemeinden Brienz und Ringgenberg sowie einige zerstreute Güter.

Das Oberland gehörte damals mit der Westschweiz zum Reichsland Burgund. 1190 erhoben sich die burgundischen Adelige gegen den Reichsstatthalter *Berchtold V. von Zähringen*. Dieser zog, nachdem er seine Gegner aus der Westschweiz bei Payerne besiegt hatte, im Frühjahr 1191 ins Oberland und schlug dessen Adel bei Grindelwald. Hat Freiherr Kuno am Aufstand teilgenommen, oder wusste er sich vom Streit fernzuhalten? Grindelwald wurde gebrandschatzt; unsere Gegend scheint verschont geblieben zu sein.

Um 1212 schenkte Kuno der Benediktinerabtei Engelberg den *Kirchensatz* von Brienz: Das Kloster erhielt damit das Recht, die Priesterstelle zu besetzen und das Kirchengut zu verwalten und zu nutzen. Sieben Jahre später bestätigten Kuno, sein Bruder *Rudolf von Raron* und dessen Sohn auf dem Kirchhof von Visp diese Schenkung vor Engelbergs *Abt Heinrich*. Heimgekehrt liess Kuno die Kirchengenossen von Brienz in der Kirche versammeln, um auch ihnen die neuen Obrigkeitsverhältnisse bekannt zu geben. Daraufhin betreute das Kloster Engelberg während mehr als 300 Jahren unser Gotteshaus und dessen Gemeinde.

Es scheint, dass die Herrschaft Brienz ursprünglich *Reichslehen* war, dass die Herren von Brienz ausser dem fernen Kaiser keinem Oberherrn unterstanden. 1231 suchte Kuno seinen Besitz zu sichern, indem er von König *Heinrich VII.* die *Reichsvogtei* über sein Gebiet erwarb. (Heinrich vertrat nördlich der Alpen seinen Vater, *Kaiser Friedrich II.*, der sein Reich von Sizilien und Süditalien aus regierte.)

Freiherr Kuno hatte im Augustinerkloster Interlaken einen land- und machthungrigen Nachbarn. Er liess wohl nicht von ungefähr in Ringgenwil – so nannte sich das Dorf vor dem Burgbau – eine ansehnliche Feste bauen und verlegte seine Residenz näher an die gefährdete Grenze. Die Burg wird 1240 erstmals urkundlich erwähnt. Kuno und seine Nachkommen nannten sich nun

Freiherren von Ringgenberg und Vögte von Brienz

1236 tritt Kuno sich mit der Augustinerpropstei um den Kirchensatz von Sigiswil. Ein Schiedsgericht entschied zu Gunsten des Gotteshauses. – Im September 1240 schenkten er und sein Sohn *Philipp* «auf offener Strasse» zu Goldswil für ihr Seelenheil und als Sühne für Bedrängungen dem Kloster das *Patronatsrecht* über die dortige Kirche. Zugleich verkauften sie dem Kloster Eigengüter in Goldswil und Ringgenberg für 50 Pfund und ein Pferd. Unter den Vertragszeugen wird ein *Uolricus de Swandon* (Schwanden) genannt. Erzwingen die Kyburger diesen Handel? Sie behaupteten, Kuno habe ihnen das *Goldswiler-Patronat* und Eigengüter seinerzeit verkauft und von ihnen als *Lehen* zurück erhalten. Sie bestätigten im März 1241 Schenkung und Verkauf.

Kuno musste versprechen, die Einwilligung seiner Gattin *Mechthild* und der andern Kinder *Rudolf und Adelheid* innert sechs Wochen beizubringen. – Von da an galten die *Herren von Ringgenberg* als *Vasallen* der *Kyburger*.

Gegen Ende 1240 starb Kuno. Nachfolger wurde sein Sohn *Philipp I.* (†1291), der zusammen mit seinem Bruder *Rudolf* die Freiherrschafft während eines halben Jahrhunderts regierte. *Philipp* und seine Geschwister scheinen später die Rechtmässigkeit des 1240er-Handels erneut angefochten zu haben, aber im Mai 1248 muss *Philipp* versprechen, *Interlaken* nicht mehr zu befehlen. Noch 1256 rügt *Graf Hartmann* der Jüngere von *Kyburg Rudolf von Ringgenberg* erneut, weil er sich mit dem Kloster um *Goldswil* gestritten habe. Im gleichen Jahr verzichtet Schwester *Adelheid* gegen 8 Pfund Pfennige auf ihre Ansprüche, und 1258 übergaben *Propst Burchard* von *Interlaken* und *Rudolf*, *Vogt* von *Brienz*, den Streit endlich einem Schiedsgericht zum Entscheid. Dieses spricht den *Kirchensatz* von *Goldswil* dem Kloster zu. Seit 1259 unterschreibt *Philipp* als *Ritter*. Hat er wohl an *Kriegszügen* teilgenommen?

Die Freiherren besaßen immer noch verstreute Grundstücke und Rechte ausserhalb ihrer Herrschaft am See. Nach der Jahrhundertmitte verkauften und verschenkten *Philipp* und *Rudolf* solchen abgelegenen Besitz in *Nidwalden*, in *Wyttlenbach*, *Niedergurzelen* und *Sigriswil*. Sie kauften dagegen um 1270 vom *Lazariterorden* die Güter im *Oberhasli*, die *Arnold von Brienz* dem Kloster *Seedorf* geschenkt hatte, für 20 Mark Silber zurück. Im *Hasli* waren in *ringgenbergischem* Besitz Güter und Rechte in *Bottigen* und *Wiler* schattseits (bei *Innertkirchen*), im *Gadmertal* und in dessen südlichem Seitental

an *Trift*, sowie unterhalb *Meiringen* in *Balm*, *Bürglen* und *Tschinglen*.

Zu *Philipps* Zeiten wechselten *Bättenalp* und *Hinterburg* ihre Besitzer: 1253 kaufte das Kloster *Interlaken* den *Freiherren* von *Eschenbach* eine Hälfte der *Alprechte* auf *Bättenalp* ab, und *Philipp* verkaufte dem Sohne des *Leutpriesters* von *Hasli* (*Meiringen*) den Hof in *Brienz*, der *Ritter Arnold* gehört hatte, zusammen mit der *Alp Hinterburg* für 72 *Bernpfund*.

1291 starb *Philipp*. Sein Bruder und Mitregent *Rudolf* war schon sechs Jahre zuvor verschieden.

Philipps Sohn und Nachfolger *Johann* (†1331) verstand es, seine Freiherrschafft durch stürmische Zeiten zu steuern. Mit ihm hat das Freiherrengeschlecht von *Ringgenberg* seinen Höhepunkt erreicht.

Seit 1240, als sein Grossvater *Kuno* dem Kloster Güter in *Ringgenberg* und *Goldswil* abgetreten hatte, herrschte in beiden Dörfern Unsicherheit über *Marchen* (*Grenzen*) zwischen *Gemeindeländ* und *Klosterbesitz*. Eine erste Amtshandlung *Johanns* war es, dort im Mai 1291 unter *Beizug* von *Zeugen* und *Geschworenen* beider Parteien *Allmend*, *Privatland* und *Klosterbesitz* auszuscheiden und zu *vermarchen*.

Weitere *Zwiste* mit dem Kloster *Interlaken* betrafen Rechte an der *Alp Iselten* von *ringgenbergischen* *Eigenleuten*, die in *Gsteiwiler* wohnten, sowie *Holzrechte* in den *Wäldern* jenseits des Sees zwischen *Iseltwald* und *Bönigen*. Im zweiten Handel sagten vierzig *Zeugen* – *freie Bauern*, *Vogtsleute* und *Hörige* des Klosters –

unter *Eid* aus, dass seit *Kunos* Zeiten die Herrschaft und die *Dorfleute* von *Ringgenberg* und *Niederried* in diesen *Wäldern* Holz geschlagen hätten. Doch in beiden Fällen entschieden *Schiedsgerichte* zu Gunsten des Klosters. – Unter den damaligen *Zeugen* begegnen uns heutige Namen: *P. ab Egglon* (*Abegglen*), *K. Risser*, *C. im Hofacker* (*Hobacher?*).

1305 und 1306 wird *Planalp* erstmals urkundlich erwähnt: Die *Freiherren von Thurn* aus dem *Wallis* siedelten dort *Untertanen* aus dem *Lötschental* an. Neun *Lötscher* kauften für 165 Pfund Kapital und 18 Pfund jährlichen Zins einen Teil der «*Wisa*» (*Wies*) genannten Hofstatt in *Brienz* und den dazugehörigen Teil von *Planalp*. Verkäufer waren *Ritter Conrad von Bach* und seine Brüder *Burchard* und *Ulrich* von *Hasli*. Der unterste *Alpstafel*, die *Husstatt* war damals wenigstens teilweise ganzjährig bewohnt. Es mag anfänglich zu *Reibereien* zwischen *Brienzern* und *Lötschern* gekommen sein. Letztere bestimmten jedenfalls, dass ein *Lötscher*, der sein Recht und seinen Anteil am Gute auf *Planalp* verkaufen wolle, diese zuerst einem Verwandten, dann einem andern *Planalp-Lötscher*, dann dem Verkäufer im *Hasli* oder einem *Talgenossen* aus dem *Wallis* anbieten solle. *Brienzern* kamen als Käufer erst zuletzt in Frage.

In den *Urkunden* aus der Zeit zwischen *Herbst 1303* und *Frühjahr 1308* fehlen *Name* und *Siegel* *Johanns von Ringgenberg*, dann erscheint er als *Ritter*. Wo ist er wohl zum *Ritter* geschlagen worden? Hat er an *König Albrechts* Zug nach *Böhmen* 1306 teilgenommen? Hat er auf dem Rückweg in seinem *Geleit* einen *Böhmen* mitgebracht? Aus *Böhmen*, auch *Beheim* genannt, könnte *Werner Beheim* stammen, der 1334 urkundlich erwähnt wird. Haben er und

seine Söhne vielleicht in der Gegend der Gasse gewohnt, die wir «Behämerren» (Behämngasse) nennen, und die vielleicht einst «bin Behämerren», «bei den Böhmern» geheissen hat?

Als Anfang Mai 1308 *König Albrecht I.* bei Windisch ermordet wurde, griff Habsburg aus Rache auf den Besitz oberländischer Adelliger. Bern erneuerte hierauf sein Bündnis von 1275 mit dem Reichsland Hasli und nahm *Johann von Ringgenberg* in sein Burgrecht auf. Dem Freiherrn kam der Schutz Berns vor den habgierigen Habsburgern, die nach dem Erwerb Unterseens seine Nachbarn geworden waren, gelegen.

Im Oktober 1310 zog der neuernannte König *Heinrich VII. von Luxemburg* von Bern aus nach Rom, wo er sich zum Kaiser krönen liess. Johann von Ringgenberg scheint mitgeritten zu sein. – Seinen Zug nach Rom hatte König Heinrich finanziert, indem er Reichsgut verpfändete. So verlor auch Hasli 1310 seine Reichsunmittelbarkeit (Es war nicht mehr als freies Reichsland direkt dem König unterstellt.), als dieser die Landschaft den *Freiherren von Weissenburg* als Pfand für 184 Mark versetzte.

Gefahr drohte der Freiherrschafft erneut zur Zeit des Morgartenkrieges zwischen Habsburg/Österreich und den Waldstätten, ihren Nachbarn im Westen und Osten. Johann erkannte die Gefahr: Er vermittelte vor Ausbruch des Krieges 1315 einen Waffenstillstand zwischen dem unter habsburgische Herrschaft geratenen Kloster Interlaken und Unterwalden. Die Unterwaldner versprachen, des Klosters Leute und Gut bis zum 25. Dezember nicht zu schädigen, wenn sie sich vom Streit fernhielten. Mitte November zogen aber Klosterleute mit dem

Heer des Grafen *Otto von Strassberg* über den Brünig gegen die Waldstätter. Nach dem Sieg am Morgarten rächten sich die Unterwaldner am Kloster, indem sie plündernd und brandschatzend bis nach Grindelwald, Iseltwald und Habkern ins Klostergebiet einfielen und grossen Schaden anrichteten. Die *Propstei* rächte sich ihrerseits mit einem Raubzug nach Lungern, und der Streit dauerte Jahre. Erst Ende September 1332 kam durch Vermittlung Berns ein Waffenstillstand und im September 1333 ein Friedensvertrag zustande. Der Schaden des Klosters wurde auf 1000 Mark Silber geschätzt. Die Propstei bezahlte ihren Gegnern um des Friedens willen 300 Pfund Entschädigung. Johann von Ringgenberg steht im Vertrag von 1333 mit seinen Söhnen *Johannes* und *Philipp* an der Spitze der Zeugen.

Ritter Johann nahm auch am Romzug König *Ludwigs von Bayern* 1327–31 teil. Der Chronist *Justinger* berichtet: «Des ersten einer von Ringgenberg waz under allem adel, fürsten, herren, rittern und knechten, so vor zyten mit einem römschen künge und keyser ze Rome warent uf der Tiferbrugge der beste und behub mit siner manlichen getat dem keyser sin sach.» – Ob sich der Bericht auf diesen oder den früheren Romzug Johanns bezieht, ist allerdings unsicher, doch scheinen Johann und seine Söhne Philipp und Johann (II.) sich die Achtung des zum Kaiser gekrönten Bayern errungen zu haben: 1335 übertrug dieser dem Ringgenberger und dessen Sohn Philipp (II.), seinem «lieben Diener», die *Reichslehen* von Wyssenau und Wengen und die *Zehnten* von Sigriswil.

Im gleichen Jahr ermächtigte der Kaiser beide Freiherren gar, alle in Burgund anfallenden Reichslehen einzuziehen, aber weder der Kai-

ser noch die Ringgenberger hatten die Macht, ihr Recht durchzusetzen.

Am 11. Juli 1334 übergaben die versammelten Dorfleute von Brienz «willeclich und wolbùdacht, mit unserz herren und vogtz willen, her Johans von Rincunberg und siner Sune, her Johans ritter und Philippen jungherren», dem *Johann Jossi*, einem unehelichen Sohn des Freiherrn, die *Othmarschwendi* (Schweibenalp) zu Nutzen und Eigen. Unter den Anwesenden werden genannt: «Wernher Behein (s. S. 75) und sine sune ..., *Uelli und Heini* von Teuffental (Teiffental), *Heini und Uelli Schilt* ...» Wie «willig und wohlbedacht» und zu welchem Preis die Übergabe erfolgte, steht nicht in der Urkunde.

Die *Freiherren von Weissenburg*, durch Schulden und Wucherzinse bedrängt, drückten das Hasli mit harten Steuern. Ermuntert durch Hilfsversprechen der Unterwaldner, erhoben sich die Hasler im Frühjahr 1332. Die versprochene Hilfe blieb aber aus, und die Aufständischen unterlagen bei Bönigen der Übermacht der durch *Gotteshausleute* verstärkten Weissenburger. Bern, mit dem Hasli verbürgrechtet, konnte damals seinen Bundesgenossen nicht beistehen, weil es selber in einen Krieg verwickelt war.

Im Frühjahr 1334 aber rückten die Berner aus, besiegten die Weissenburger in einem raschen Feldzug und lösten deren Pfandschaft mit 1600 Pfund ab. Von nun an war Hasli bernisches Gebiet. Die Talschaft konnte sich aber eine gewisse Selbständigkeit wahren: Bern bestätigte Hasli seine bisherigen Rechte, seine Landsgemeinde und die Wahl seines Landammanns aus eigenen Reihen.



Minnesänger Johann von Ringgenberg (Figur links) in der Manessischen Liederhandschrift, Heidelberg, 14. Jahrhundert.

Am Laupenkrieg Berns 1339 gegen Freiburg und den burgundischen Adel scheinen die *Freiherren von Ringgenberg* nicht teilgenommen zu haben, im Gegensatz zu Hasli, das der bedrängten Stadt zu Hilfe eilte.

Wieder geriet die Freiherrschaft zwischen zwei Fronten, als sich 1348 die *Gotteshausleute* in den Lüttschinentälern, auf dem Bödeli, im Habkerntal und auf Beatenberg gegen das Kloster erhoben. Unterwalden schürte das Feuer und versprach den Aufständischen Hilfe. Ursache der Rebellion waren die harten Steuern, die das verschuldete Kloster unerbittlich eintrieb. Zudem hatten die Mönche die Aare bei Unterseen gestaut, um dort besser fischen zu können. Dadurch stieg der Seespiegel. Die flachen Uferpartien im Bödeli und der Talboden oberhalb des Sees bis gegen Meiringen hinauf versumpften. Wertvolles Kulturland ging verloren. Hasli widerstand aber den Verlockungen Unterwaldens, und *Johann von Ringgenberg* hielt seine Untergebenen zurück. Das Kloster rief Bern zu Hilfe. Die Stadt sah ihren Einfluss im Oberland durch Unterwalden bedroht und wäre wohl auch ohne den Notschrei des Klosters eingeschritten. Der Chronist *Justinger* meldet, die Berner seien ausgezogen, hätten die Aufrührer auseinandergetrieben und Wilderswil verbrannt. Als Unterwaldner den Aufständischen zu Hilfe eilen wollten, seien sie bei Brienz zurückgeschlagen worden. – Im Februar 1349 mussten sich die Klosterleute Bern unterwerfen. Sie hatten eine Busse von 1860 Pfund zu entrichten und künftig Bern Heerfolge zu leisten.

1351 starb Johann von Ringgenberg. Er hatte nicht nur sein Herrschaftsgebiet zu erhalten gewusst und seinem Geschlecht Ansehen erworben, er war auch als Minnesänger hervor-

getreten: In der Manessischen Handschrift, der berühmtesten deutschen Liedersammlung des Mittelalters, ist «her *Johans von Ringgenberg*» in einem Bild und mit 18 Sprüchen vertreten. Der Berner Predigermönch *Ulrich Boner* widmete «dem erwirdegen (ehrwürdigen) man von Ringgenberg hern Johan» seine Fabelsammlung «Der Edelstein».

Unter seinem Sohne *Philipp II.* († ca. 1375) begann der Abstieg des *Freiherren*geschlechts. Die Kriegszüge Johanns, seine Schenkungen und sein standesgemässer Haushalt hatten das freiherrliche Vermögen zum Schwinden gebracht. Philipp musste kurz nach dem Tode seines Vaters die westliche Hälfte seiner Herrschaft samt der Burg zur Deckung seiner Schuld von 200 Pfund dem Kloster Interlaken verpfänden.

Aber nicht nur die *Propstei*, auch Berner und Thuner Bürger sicherten sich ringgenbergischen Besitz. *Jakob von Seftigen* erwarb 1351 das Dorf Wiler (bei Innertkirchen) und das Sattlergut im Hasli. Mörisried (Schried) kaufte *Ulrich von Signau*. 1359 ging das Dorf Hofstetten als *Mannlehen* an *Heinrich von Resti*, *Peter Grimenstein* und *Arnold Miescher*. *Peter Swap* und *Wernher Schilling* nahmen 1361 das Dorf Brienzwiler als *Mannlehen* für 550 Florentiner-gulden. *Ruof vom Bache* verkaufte die Planalp, den Einenwang und die Wies 1382 für 23 Gulden dem Kloster Interlaken. Zeugen: *Heinrich von Teuffental* (Teiffental) und *Clous im Schlattin* (Schlatti). 1368 fasste das Kloster Interlaken auch in Hofstetten Fuss, verkaufte aber 1374 dortige Zinsrechte – 35 *Mütt* Dinkel, 10 Fastnachtshühner, 20 Sommerhühner, 200 Eier oder 10 gute Alböcke (Felchen) – um 1000 Pfund an einen Bernburger weiter.

Im März 1353 schloss Bern mit den Waldstättern einen ewigen Bund. Die Waldstätte waren Bern im Laupenkrieg zu Hilfe geeilt. Das Bündnis sicherte zudem das engere Oberland vor den Unterwaldnern. Im Bundesbrief wurde das Kienholz als gemeinsamer Tagungsort bestimmt. War das Kienholz – wie die Sage behauptet – mit seiner *Sust* damals noch der bedeutendere und grössere Ort als das Kirchdorf Brienz?

1372 stritten sich Brienzwiler und die Dorfschaften von Meiringen, Isenbolgen, Husen und Stein um Alprechte am Wilervorsass. Schultheiss und Rat von Bern entschieden zu Gunsten der Hasler. Philipp als ursprünglicher Lehensherr scheint nicht mitgewirkt zu haben. Auch wenn seine Lehensträger eigenmächtig Ringgenberger *Mannlehen* veräusserten, wurde Philipp erst nachträglich oder überhaupt nicht um seine Einwilligung gebeten.

Im Oktober 1374 hält *Arnold Huninger*, Ammann zu Brienz, auf Weisung und in Anwesenheit *Junker Philipps* und von Gemeindevertretern aus Ringgenberg Gericht. Philipp bestätigt der Gemeinde Ringgenberg das Recht, auf Tschingelfeld zu alpen. Dabei dürfen sie und ihr Vieh in der ersten Nacht in der Wychelmatte ruhen, um am nächsten Vormittag die Alp zu erreichen. – Werden sie auf Tschingelfeld von Schnee überrascht, dürfen sie einen Tag und eine Nacht unter die Balm auf der Brau ausweichen. Hält der Schnee länger, so sollen sie mit ihrem Vieh in die Wychelmatte abfahren und dort drei Tage und Nächte bleiben dürfen. (Unter den Zeugen: *Ruof Huninger* in der Engi, *Uolrich Schilt*.)

Nicht sehr lange danach muss Philipp gestorben sein. Sein älterer Sohn *Petermann* († ca. 1390) erbt die zerrüttete, verarmte Herrschaft. Zur Hälfte an das von Bern beherrschte Kloster verpfändet, durch Belehnungen an Bernburger und durch Petermanns Burgrecht mit dem bernischen Thun hatte sie ihre Selbständigkeit faktisch an Bern verloren.

Wie weit das Ansehen der verarmten Freiherren gesunken war, zeigen Aussagen von Herrschaftsleuten aus *Kundschaftsrodeln*: *Petermann* bietet Untertanen, die ihn aufgesucht haben, Käse, Brot und Wein an, denn er vermöge dies, und er sei nicht so arm, wie man wähne. Ein Besucher entgegnet, er wisse das wohl; er, *Petermann*, habe noch für 1000 Pfund Stauden in seinen Waldungen. – Zwei Unterseener fahren nach Oberried und beginnen im Wychel zu holzen. Auf die Frage eines Brienzers, wer ihnen hier zu holzen erlaubt habe, antworten sie: Der von Ringgenberg. Da weist sie der Brienzler ab: Der «hett da nüt ze erloben, holtz, twing und ban wer ir» (... Befehls- und Strafgewalt gehörten ihnen, den Brienzern). – Diese scheinen sich überhaupt Vorrechte angeeignet zu haben. Als *Petermann* den Bann über seine Wälder erneuerte, tat er dies nur von der Planalpfluh an westwärts; die Wälder um Brienz scheinen frei geblieben zu sein. Kamen aber Flösse oder Boote mit Holz aus seinen Wäldern den See herab, fuhr *Petermann* mit seinen Knechten in einem Nachen, der unterhalb seiner Burg immer bereit lag, hinaus und beschlagnahmte den Raub. «... etzlichen (etzlichen) liesse er es wider, etzlichen ouch nit.»

Im Spätherbst 1380 erhoben sich *Herrschaftsleute* gegen ihren Herrn. Von übermässigem Holzschlag war schon früher die Rede. Nun

scheinen auch Abgaben und Steuern verweigert worden zu sein. Auch diesmal scheuerte Unterwalden das Feuer und nahm die Aufständischen in sein Schirm- und Landrecht auf. – *Petermann*, der sonst als milder Herrscher galt, zog nach erfolglosen Verhandlungen gegen Brienz, den Herd des Aufruhrs. Mit Feuer und Schwert habe er die Rebellen gezüchtigt. Auf seiner Strafexpedition scheint ihm Thun mit Hilfstruppen beigestanden zu sein. – Nun eilten die Unterwaldner den Aufrührern zu Hilfe. Gemeinsam überfielen und plünderten sie die Burg Ringgenberg. Den *Freiherrn* überraschten sie beim Fischen. Nachdem sie seine Burg in Brand gesetzt hatten, führten die Unterwaldner Petermann und einige seiner Knechte als Gefangene über den Brünig. – Jetzt griff aber Bern ein: Es klagte im April 1381 vor einer *Tagsatzung* zu Luzern gegen die Unterwaldner. Die Verhandlungen verliefen zäh. Nachdem ein Schiedsgericht nicht zum Ziel gelangt war, entschieden Gesandte von Luzern, Zürich, Uri und Schwyz Mitte 1381: Petermann von Ringgenberg und seine Mitgefangenen sind freizulassen. Was die Unterwaldner Petermann, seiner Frau und seinem Gesinde aus der Burg geraubt haben, sollen sie ihnen zurückgeben. Die *Herrschaftsleute* sind aus Unterwaldens Landrecht zu entlassen: Sie sind weiterhin ihrem Herrn zu Gehorsam und Abgaben verpflichtet. Der gegenseitige Schaden wird gleichgeschlagen und alle Feindschaft soll abgetan und in Freundschaft verwandelt sein. Der gedemütigte Freiherr Petermann kehrte aber nicht in seine verbrannte Burg zurück. Er nahm Wohnsitz in Thun.

Im Januar 1383 bestimmte Bern, dass die wehrfähigen Brienzwiler, für deren Aufgebot eigentlich wohl Petermann zuständig war, im

Kriegsfall mit den Haslern auszuziehen hätten. Damals bot Bern seine Verbündeten zum Schlussgang gegen die Kyburger und zur Belagerung von Burgdorf auf.

1386 nahm Bern Petermann ins Stadtrecht auf. Der Freiherr musste dagegen geloben, der Stadt mit Burg und Leuten gehorsam zu sein, alljährlich 2 gute Gulden Steuern zu entrichten und mit seinen Wehrfähigen dem Aufgebot Berns zu folgen ohne Kosten und Schaden für die Stadt.

Kurz vor oder nach Jahresende 1390/91 starb der letzte Ringgenberger Freiherr. Seine beiden noch jungen Töchter, *Beatrix und Ursula*, erbten die Herrschaft je zur Hälfte. Vormünder aus der Verwandtschaft, später die Erbtöchter mit ihren Ehemännern, übten die noch verbliebenen Herrschaftsrechte aus der Ferne aus. *Beatrix* von Ringgenberg heiratete Junker *Heintzmann von Bubenberg* und wurde die Mutter des Berner Schultheissen *Heinrich von Bubenberg*. Nachdem ihr erster Gatte 1407 gestorben war, heiratete sie *Rudolf von Baldegg*. Mit ihm zusammen verkaufte *Beatrix* ihren Teil der Herrschaft für 3250 rheinische Gulden und 100 Pfund im April 1411 dem Kloster Interlaken. – *Ursula* von Ringgenberg vermählte sich mit Jungherr *Heymo Rich von Freiburg*, nach dessen Tod mit dem Aarauer Bürger *Heinrich von Wilberg*. Als auch ihr zweiter Gatte gestorben war, verkaufte auch sie ihren Teil der Herrschaft Ringgenberg im März 1439 dem Interlakner Kloster für 4600 rheinische Gulden. Damit kam die Freiherrnschaft Ringgenberg/Brienz vollständig in den Besitz der Augustinerinnen, die vorher schon wesentliche Teile als *Lehen* oder zu Eigentum erworben hatten. Oberherren aber waren Schultheiss und Räte von Bern, die Schirmherren des Klosters.

Wie lebten unsere Vorfahren unter den Freiherren von Brienz und Ringgenberg?

Sonderlich hart scheint deren Herrschaft meist nicht gewesen zu sein. Zwar berichtet die Sage von einem gewalttätigen Freiherrn auf der Schadburg. Auch wurden Vogtleute der Ringgenberger, die auf Klostergebiet in Iseltwald wohnten, von *Philipp und Rudolf* um 1250 mit übermässigen Steuern geplagt, bis sie sich loskauften. Aber als Nachbarn der reichsfreien Hasler und Unterwaldner sowie der rebellierenden *Gotteshausleute* hätten unsere Vorfahren, die sich wenig später gegen das Kloster und Bern erhoben, ein despotisches Regime kaum so lange geduldet.

Mit Kriegsdiensten hatten die Freiherren ihre Untertanen wenig belastet; auf ihren Zügen mit den Kaisern folgte den Ringgenberger Rittern ein kleiner Tross. – Unter dem Regiment der beiden Töchter Petermanns und deren Vormünder werden sich die Untertanen weitere Ellbogenfreiheit verschafft haben. Ein Beispiel: «...als er (Petermann, nach der Gefangenschaft) gan Thun kam, do brechen si in die Hölzer hieniden und hüwen ab.» *Zehnten* und andere Abgaben werden sie auch nicht spontaner entrichtet haben.

Zu einer beachtlichen Verbesserung ihres Erbrechts entschlossen sich die Brienzler angesichts des um 1400 drohenden schwarzen Todes, der Pest. In dieser schrecklichen Seuche sahen unsere Vorfahren eine Strafe Gottes für Sünde und Unrecht. Die Kirchgenossen «ze Briens, ze Oberriet, ze Eblingen, im Kienholz, ze Tüffental (Teiffental), ze Hofstetten, ze Wiler am Brünig (Brienzwiler), ze Swanden, uffe Mörisriet (Schried) und ander erber lüten obnan und undnan» versammelten sich in ihrer Not in der

Kirche zu Brienz. Sie gelobten «mit uff erhabnen henden got und siner lieben muter Marien, und allen gottes heiligen», künftig sollten bei Erbteilungen die Verwandten mütterlicherseits nicht mehr benachteiligt, sondern den Verwandten des Vaters gleichgestellt sein, damit «si ihres grossen zornes gegen uns armen lüten vergesse und die grossen freisse (Gefahren, Schrecken) des todes an uns wende.» Dieser Beschluss wurde urkundlich festgehalten.

Neben Land- und Alpwirtschaft boten Handelsverkehr und Schifffahrt damaligen Brienzern Verdienst. Die *Sust* im Kienholz war ein wichtiger Umschlagplatz im Verkehr über den See und die Pässe Brünig, Grimsel und Gries. 1397 schlossen Bern, das Wallis und das Pomat, die italienische Talschaft jenseits des Gries, einen Vertrag über den Säumerdienst und die Sicherung des Verkehrs über die Pässe.

Vor mittelalterlichem Aberglauben und Hexenwahn waren auch unsere Vorfahren nicht gefeit: Leute in Brienzwiler hatten 1431 eine Haslerin wegen Hexerei verklagt. Zum Glück für die Frau wies der Rat in Bern unter Schultheiss *Rudolf Hofmeister* die Kläger ab und büsste sie wegen Verleumdung.

Die *Freiherren von Ringgenberg* in Graubünden scheinen von unsern Freiherren abzustammen. Bei Zignau im Vorderrheintal steht noch der Turm ihrer Burgruine Ringgenberg aus der Zeit um die Mitte des 13. Jahrhunderts.

Wie die Brienz/Ringgenberger führten auch sie eine Schnalle (Ringgen) im Wappen. Sie standen im Dienste des Abts von Disentis. In Urkunden erscheinen 1283 *Rudolf* als Zeuge und *Anton* und *Johannes* als Bürgen des Abts. *Christoph von Ringgenberg* versah 1424 gar für die Region Schams den Bundesbrief des Grauen Bundes mit seinem eigenen Siegel. Im 16. Jahrhundert scheint auch der Bündner Zweig derer von Ringgenberg ausgestorben zu sein.

Der Böse Bund und die Kolbenbannerverschwörung

Rudolf Perren-Zurflüh

Eine stürmische Zeit! Schwyz und Zürich stritten sich nach dem Tode des letzten *Grafen von Toggenburg* 1436 um dessen Gebiet zwischen Walen- und Zürichsee. Beide Parteien riefen die Eidgenossen zu Hilfe. Als sich diese nach vergeblichen Vermittlungsversuchen an die Seite von Schwyz stellten, rief Zürich 1442 deren Erzfeind Österreich zu Hilfe. Ein während sechs Jahren immer wieder aufflammender Krieg verwüstete weite Gebiete in der Ost- und Nordschweiz, bis die erschöpften Gegner 1450 endlich Frieden schlossen. Bern zögerte lange, versuchte zu vermitteln. Im Mai 1443 erklärte es Zürich und den Österreichern den Krieg. In mehreren Feldzügen kämpften Bernertruppen im Freiamt, im Fricktal und im Zürichbiet.

Als das Kloster Interlaken seine von den Freifrauen von Ringgenberg erkauften Herrschaftsrechte und Abgaben voll durchzusetzen versuchte, erwachten unter den *Herrschaftsleuten* Unmut und Widerstand. – Der Alte Zürichkrieg verursachte drückende Lasten: Bern bot mehrmals Truppen auf, für deren Ausrüstung und Sold der Mann und die Gemeinde selber aufzukommen hatten. Tote und Verletzte waren zu beklagen. Bern, tief verschuldet, zog ungewohnte Kriegssteuern ein. Erregung breitete sich über das ganze Oberland aus. Alter Drang nach Freiheit und Selbständigkeit erwachte neu.

Interlakens Untertanen rebellieren

1411 und 1439 hatte das Kloster Interlaken den Erbtöchtern der Freiherren von Ringgenberg ihre Herrschaft samt allen Rechten, Gütern, *Lehen*, Leuten, Zinsen und *Zehnten* für teures Geld abgekauft. Wie die *Propstei* nun die erworbenen Herrschaftsrechte ausüben und die Abgaben eintreiben wollte, stiess sie bei ihren neuen Untertanen auf Widerstand: Seit drei Jahrzehnten stand die Freiherrenburg in Ring-

genberg leer; die Erbtöchter *Beatrix und Ursula* waren im fernen Aargau verheiratet. Ihre Untertanen genossen die gelockerte Herrschaft. Dem nahen Kloster unterwarf man sich nicht gern: Seine Aareschwellen bei Unterseen liessen das Land an beiden Seeenden versumpfen, das Kloster riss gierig Land und Rechte an sich, und hinter ihm stand das mächtige Bern. Streit mit der neuen Herrschaft war absehbar.

Zwei Beispiele:

Im März 1430 stritten sich Propstei und Herrschaftsleute um Gebühren, Pflichten und Rechte. Bern griff ein. Es liess «Gewohnheitsrechte» der Untertanen weitgehend gelten: Den 3. *Pfenning* bei Landverkäufen haben nur Wegziehende und Auswärtige, nicht aber Einheimische zu entrichten. Tagwerke haben ihrer Herrschaft nur diejenigen zu leisten, die dies bisher tun mussten. Die Wälder gehören der Obrigkeit, aber die Herrschaftsleute dürfen weiterhin Bau- und Brennholz für den Eigenbedarf schlagen. Ihre Amtsleute wählen die Brienzer und Ringgenberger aus ihrer Mitte mit Handmehr; die Herrschaft hat nur das Bestätigungsrecht. Wer bisher Steuern entrichtet hat, soll dies weiterhin tun, es sei denn, er könne seine Steuerfreiheit urkundlich belegen.

1432 stritten sich Brienzer und Kloster, weil dieses von allen Grundstücken Steuern verlangte. Da die Brienzer Briefe vorlegen konnten, entschied *Schultheiss Hofmeister*, wer Güter mehr als 10 Jahre frei und ledig zu eigen besessen habe, brauche diese nicht zu versteuern.

Die Schiedsentscheide scheinen nur vorübergehend Ruhe gebracht zu haben, und es garte nicht nur in der Herrschaft Ringgenberg/Brienz. Als Bern des Alten Zürichkriegs wegen im April, im Juni und wieder im August 1444 auch im Klostergebiet Truppen aufbot und später noch zusätzliche Steuern erhob, schwoll der Unmut in den kriegsgeplagten Gemeinden an.

Zu Beginn des Jahres 1445 brach Aufruhr aus, vorerst besonders gegen die Propstei. Im Februar zogen *Gotteshausleute* vor das Kloster und verlangten die Herausgabe ihrer Freiheitsbriefe. Der Propst rief Bern zu Hilfe, und dieses schickte in aller Eile Truppen aus Thun, die den bedrängten Mönchen Luft verschafften. Anfang März stellten Schiedsboten aus Thun und den unbeteiligten Ämtern des Oberlandes fest, die Propstei habe alle ihre Urkunden, Zinsbücher und Rodel vorgelegt und versichere, keine andern Akten zu besitzen, die den Aufständischen dienlich sein könnten. Die Gotteshausleute klagten aber weiter, das Kloster, selber von allen Steuern befreit, habe als Herrschaft gegenüber seinen Untertanen versagt: Es habe diese gegen die Aufgebote, Steuern und Handelsbeschränkungen Berns nicht geschirmt. Am 22.–24. April entschied ein Schiedsgericht, nachdem es beide Parteien angehört hatte: 1. Die Gotteshausleute sind dem Kloster zu Recht untertan und zu Gehorsam verpflichtet. 2. Die von Bern erhobenen Kriegssteuern gelten als «Schenkung», nicht als bleibende Abgaben, und 3. Von Bern verfügte Zölle und Handelsbeschränkungen werden aufgehoben.

Der Spruch konnte die Kläger, die auf die Herausgabe von Freiheitsbriefen gehofft hatten, kaum voll zufrieden stellen. Unter den Brienzern und Ringgenbergern wuchs zudem das Misstrauen, als das Kloster Burg und Herrschaft Ringgenberg/Brienz – den Unruheherd – kaum einen Monat später, am 17. Juni 1445, den Bernern für 7800 rheinische Goldgulden verkaufte.

Gemeinsam handeln! – Der «Böse Bund»

Im Schiedsgericht, das im April die Klagen der *Gotteshausleute* anhörte und beurteilte, sassen auch Boten der Landschaften Saanen, Ober- und Niderrimental, Spiez, Aeschi, Frutigen und Oberhasli. Am 2. Mai, keine zehn Tage nach dem Schiedsspruch in Interlaken, schlossen Abgeordnete aus eben diesen Landschaften und von Beatenberg bis an die Haslimarch (Grenze zu Hasli) – aber ohne Frutigen und Hasli – in Aeschi einen Bund auf 21 Jahre mit dem Zweck, gemeinsam gegenüber ihren Herren und Oberrn aufzutreten. Hatten die unzufriedenen Gotteshausleute sich während den Schiedsverhandlungen mit den Boten aus dem westlichen Oberland verabredet?

Der Bund sah vor: Abgeordnete der beteiligten Landschaften besammeln sich alljährlich an einem Sonntag im Mai zur Beratung gemeinsamer Anliegen gegenüber ihren Obrigkeiten. Verletzt ein Bundesglied Gehorsamspflichten gegenüber seinen Oberrn, sollen die Verbündeten die rebellierende Gemeinde zur Ordnung weisen; wird aber ein Bundesglied von seiner Herrschaft ungebührlich behandelt, sollen die Bundesgenossen ihm beistehen. Die verbündeten Gemeinden verpflichten sich gegenseitig, ihren Herren nicht mehr Kriegsdienst zu leisten, als sie dazu rechtlich verpflichtet sind. Freiwillige Kriegsleistungen muss der Bund bewilligen.

Der Bund kontrolliert und koordiniert die Aufgebote der verbündeten Gemeinden. Bei einem Aufgebot durch Bern will man nicht direkt dorthin ziehen, sondern man besammelt sich in Thun, um da das weitere Vorgehen zu beraten. Gab es unter den Bundesgenossen Meinungsverschiedenheiten? Aus dem Bundesbrief ist ersichtlich, dass zuerst ein zeitlich unbeschränkter Bund vorgesehen war; die Begrenzung auf 21 Jahre wurde nachträglich eingetragen. Der Brief ist zudem unfertig geblieben; der übliche Schluss fehlt.

Als im Sommer 1445 Rheinfeldern belagert wurde, bot Bern wieder Truppen auf. Nun regte sich offener Widerstand: Bestärkt wohl durch ihren Bund, säumten die Oberländer zuerst, und als sie schliesslich doch ausrückten, benahmen sie sich im Felde undiszipliniert, raubten und plünderten zum Schrecken der dortigen Bevölkerung.

Am 9. Juni 1446 stellten die Kriegsparteien nach zähen Verhandlungen in Konstanz die Kämpfe ein, und 1450 schlossen sie Frieden. Der Alte Zürichkrieg war zu Ende. Während der bedrängenden Kriegszeit hatten Schultheiss und Rat zu Bern auf den Widerstand im Oberland behutsam reagiert. Dass aber Talschaften von Saanen bis zum Brienzensee sich zusammenschlossen, um gemeinsam zu handeln, das ging ihnen zu weit. Sie baten die Eidgenossen um Vermittlung. Ein Schiedsgericht befand am 28. August 1446 ganz im Sinne Berns, der «Böse Bund» sei rechtswidrig und ungültig. – Die Bundesgenossen fügten sich wohl oder übel dem Spruch. Einzig Saanen, das nicht Untertan, sondern Bundesgenosse Berns war, erneuerte sein Burgrecht mit Bern erst 1452 nach zähem Ringen.

Die Landschaft Hasli hatte sich bisher von den Unruhen ferngehalten. Im Frühjahr 1447 erhob sich nun auch dort Aufruhr unter der Führung des Landammanns *Peter Dietrich*, und bald zeigte sich auch in Brienz und auf dem Bödéli erneut Widerstand. Da reisten im Februar Schultheiss *Rudolf Hofmeister* und *Ratsherr Hetzel* nach Interlaken, Brienz und Meiringen, wo es ihnen gelang, die Unzufriedenen zu beruhigen. Die Rädelsführer hatten sich ausser Landes in Sicherheit gebracht; ihre Güter wurden eingezogen.

Hensli Schumacher und sein Kolbenbanner

Brienz hatte schon im Konflikt mit dem Kloster als Unruheherd gegolten. Von Brienz ging ab 1446 erneut ein Aufstandsversuch aus.

Dass die verhasste Klosterherrschaft weiterhin bestand, dass der Bund von Aeschi so schmählich aufgelöst und aufgegeben worden war, muss hier und anderswo Groll und Erbitterung geschürt haben. Auch der Brienzler *Hensli Schumacher*, Sohn eines aus der Vogtei Offenbach Zugewanderten, konnte sich mit den gegebenen Umständen nicht abfinden. Er war kein unbeschriebenes Blatt: Wegen Unbotmässigkeit gegenüber Vater und Behörden war er gefangen gesetzt, dann wegen seiner Jugend 1440 vorzeitig entlassen worden. Er musste damals *Urfehde* schwören: Falls er rückfällig würde, sollte er keine Gnade finden. Trotz seines Eids versuchte er nun, unter Unzufriedenen eine Verschwörung anzuzetteln. In Luzern liess er ein Banner herstellen, das auf weissem Grund einen schwarzen Kolben zeigte. Zu dieser Fahne sollten seine Gesellen schwören. Er scheint Gleichgesinnte gefunden zu haben; von Verbindungen nach Frutigen,

Spiez, Sigriswil, ins Obersimmental und nach Saanen wird berichtet. 1447 kam Bern der Verschwörung auf die Spur; mehrere Teilnehmer wurden verhaftet. Diese gestanden, sie hätten beabsichtigt, jegliche Herrschaft zu beseitigen und das ganze Oberland zu befreien. Von Brienz seien «am meisten dabey.» – Heimlich gingen die Umtriebe weiter. *Hensli Schumacher* warb eifrig für seine Sache und trieb Geld für die Fahne ein: «Schilt, ir sond (sollt) üch zu uns machen und helfen, die kolben baner uffen (äuffen), so tund ir recht. ... unsser ist ein grosse gesellschaft ...» Auf Planalp stahl er im Herbst 1450 «by nacht und by nebel» ein Schaf, dem er daheim das Fell abzog. Vermutlich wollte er mit dem geschundenen Tier vordemonstrieren: Seht, so behandeln uns unsere Oberen! – Der Diebstahl blieb nicht lange unentdeckt; Kadaver und Fell wurden gefunden.

Schumacher floh ins Entlebuch hinüber. Auf Verlangen Berns wurde er dort gefangen genommen. Bern hiess den Unterseener Schultheissen im Januar 1451 einunddreissig Zeugen einvernehmen, die zum Teil fast gleichlautend von Schumachers Umtrieben, vom Banner und vom geschundenen Schaf berichteten. Diese «*Kundschaft*» übermittelte Bern der Luzerner Regierung, worauf der Rebell nach einem Prozess zum Tode verurteilt und enthauptet wurde. – Als Luzern den Bernern die Rechnung für Prozess und Hinrichtung stellte, schrieben Schultheiss und Rat zurück, solches zu entschädigen sei unter Eidgenossen nicht üblich, und Luzern werde Bern «in desgliehen und noch mereren sachen» auch «unverdrossen willig finden.»

Der Versuch, das Oberland zu vereinigen und zu verselbständigen, war missglückt: Nie fanden sich alle Talschaften zu gemeinsamem, zielbewusstem Vorgehen. Zwielfichtige Gestalten wie Hensli Schumacher drangen beim Volk nicht durch und wurden erwischt oder vertrieben. Bern gelang es, die um sich greifende Unruhe durch Schiedsgerichte und geschicktes Verhandeln zu dämpfen.

Im Januar 1457 kaufte das Kloster Interlaken die «beruhigte» Herrschaft Ringgenberg/Brienz von Bern für 7800 Gulden zurück, zum selben Preis wie es 12 Jahre vorher den ehemaligen Unruheherd verkauft hatte.

Hinweis auf die Verzeichnisse (ab Seite 369):

Erklärungswürdige Begriffe und alle erwähnten Personen sind im Anhang aufgeführt und werden im Buchtext mit Schrägdruck hervorgehoben.

Masse und Gewichte sowie Sachbegriffe sind in weiteren Verzeichnissen einsehbar. Im Buch erwähnte Orte, insbesondere die Brienzer Flurnamen, lassen sich dank zwei beigefügten Karten lokalisieren.

Die Zeit der Glaubenspaltung

Rudolf Perren-Zurflüh

Christliche Welt im Wandel

Im Mittelalter verband die mächtige römisch-katholische Kirche ihre Gläubigen über alle Landesgrenzen hinweg. Sie bestimmte mit ihrer Glaubenslehre, mit Kirchenbräuchen, Buss- und Feiertagen, aber auch durch Unterricht, Armen- und Krankenfürsorge den Glauben, das Weltbild und den Alltag des Volkes. Was Papst und Konzilien als wahr erkannt und festgelegt hatten, galt auch für Wissenschaft und Gelehrte. Musik und bildende Kunst dienten ihr und ihrem Gottesdienst.

Im Zeitalter der Renaissance und der Entdeckungen (14.–16. Jahrhundert) erwachte eigenständiges, selbstbewusstes Denken. Auch an die bisher allmächtige Kirche und Teile ihrer Lehre wagte sich nun Kritik: *John Wiclif* (1320–1384) in England, *Jan Hus* (1369–1415) in Böhmen, *Girolamo Savonarola* (1452–1498) in Florenz und andere forderten Reformen. Hus und Savonarola büssten ihren mutigen Widerspruch mit dem Feuertod.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts begünstigte der Unwille unter Geistlichen und im Volk gegen kirchliche Missstände tiefgreifende Reformen; der Buchdruck ermöglichte die rasche Verbreitung von Schriften und Gedanken. *Martin Luther* (1483–1546), Professor der Philosophie und Theologie in Wittenberg, löste mit der Veröffentlichung seiner 95 Thesen (31. Oktober 1517) ungewollt die grosse Erneuerungsbewegung der Reformation und Gegenreformation aus.

Die Reformation in Bern

Schon 1518, ein Jahr nach Luthers Thesenanschlag, tauchten in Bern die ersten Lutherschriften auf. Bald fand die neue Lehre Anhänger unter Geistlichen, unter Stadtbürgern und auch in den Räten. *Berchtold Haller*, seit 1520 *Leutpriester* am Münster, mit *Zwingli* im Briefwechsel, begann wie dieser das Evangelium nach

der Bibel zu predigen. Der Zwist zwischen alt- und neugläubigen Geistlichen, unter der Hand verbreitete Druckschriften und *Niklaus Manuel*s (Maler und Berner Staatsmann 1484–1530) Fastnachtsspiele fachten die Glaubensdiskussion unter Stadtbürgern und Landvolk an. Wachsende Unruhe und Streit versuchte die Regierung einzudämmen, indem sie einerseits mit *Mandaten* bestimmte, was in Kirchen- und Glaubenssachen zu gelten habe. Andererseits erkundete sie durch Ämterbefragungen die Stimmung im Volk, liess die Untertanen mitbestimmen und sicherte sich so deren Rückhalt.

– Bern wurde sowohl vom reformierten Zürich als auch von den katholischen *VII Orten* umworben. Es vermied lange einen eindeutigen Glaubensentscheid und suchte zu vermitteln, um ein Auseinanderfallen der Eidgenossenschaft zu verhindern. Als aber die altgläubigen Orte auf eine Entscheidung drängten und drohten, sich direkt an die bernischen Untertanen zu wenden, gewannen die Neugesinnten in beiden Räten die Mehrheit. Nach der *Disputation* in Bern erliess die Regierung am 7. Februar 1528 ihr Reformationsmandat und setzte die Glaubenserneuerung zuerst behutsam, dann auch mit Gewalt durch.

Alte Kirche – neue Lehre

Brienz unterstand kirchlich seit 1212 dem Benediktinerkloster Engelberg (s. S. 74). Dieses verwaltete das Kirchengut, es bezog von den Kirchengenossen *Zehnten* und andere Abgaben, sorgte aber auch für den Unterhalt und die Ausstattung der Kirche. Seine Priester zele-

brierten im Gotteshaus auf dem *Burgstollen* die Messe, teilten das *Altarsakrament* aus, nahmen Reuigen die Beichte ab, taufte die Neugeborenen, segnete die Ehen ein, spendete Sterbenden die letzte Ölung. Armut und Hunger, Unwetter und Missernten, Seuchenzüge und früher Tod drohten damals immer wieder und galten als Strafe Gottes. Die Kirche bot den Bedrängten von ihrem Gnadenschatz Vergebung, Stärkung und Trost. Sie drohte den Sündern mit Fegfeuer und Verdammnis, den Gläubigen bot sie Heilsgewissheit und Geborgenheit.

Nun erklärten die Neuerer, das Heil könne nicht durch die Vermittlung der Kirche und gute Werke, sondern nur durch die Gnade Gottes errungen werden. Die Bibel, bisher in Latein und Laien kaum zugänglich, war nun durch Luthers deutsche Übersetzung für alle lesbar im Volk verbreitet. Sie sei alleinige Grundlage des Glaubens. Als unbiblich verwarfen sie die Autorität des Papstes, die Messe und fünf der sieben Sakramente, die Verehrung von Heiligen und Reliquien, die Lehre vom Fegfeuer, den Ablass und anderes, das dem Kirchenvolk bisher vertraut und hilfreich gewesen war. Wie haben unsere Vorfahren die neue Lehre angenommen?

Glaubensmandate und Volksbefragungen

Spätestens durch die Mandate und die Volksbefragungen der Obrigkeit wurden unsere Verfahren ins Ringen um den rechten Glauben einbezogen.

Als das Theologengezänk auch im Volk zu Verunsicherung, Zwist und gegenseitigen Schmähungen führte, erliess die Regierung am Namenstag der Heiligen *Vitus* und *Modest* (15. Juni 1523) ihr erstes Glaubensmandat. Es war an die Geistlichen und Amtsleute gerichtet, sollte den Streit entschärfen und befahl den Priestern, nur das heilige Evangelium nach dem alten und neuen Testament zu predigen und alles andere, sei es von *Luther* «oder anderen Doctoribus», beiseite zu lassen.

Im Oktober 1523 verlangt Bern von Engelberg, dass der bisherige Kilchherr von Brienz, der aus verdienster Ursache die *Pfründe* verloren habe, abgesetzt und sein Nachfolger in Ruhe gelassen werde. – Was war wohl die «verdiente Ursache» für den Entzug der Pfründe?

Im April 1524 befragte die Obrigkeit die Ämter, wie sie sich im Gespräch mit den Eidgenossen der «Lutherschen Lehr» wegen verhalten solle. Die in Interlaken versammelten Untertanen antworteten, dass «wir ouch fürhin als bishar begären, wie unser altvorder in dem christlichen glauben und wäsen gläbt haben, dass wir fürhin ouch darumb stärben wellen, und nit dem Luther noch sine jünger, oder ander ... volgen.» Sollten hier die Mutter Gottes und die Heiligen geschmäht, die Fasten gebrochen werden oder Geistliche sich verhehlichen, würden die Fehlbaren angezeigt.

Im gleichen Sinne antwortete Unterseen. Auch Hasli meldete, dass dort keine neuen Bräuche die alten löblichen Sitten ersetzten. Wenn Luther auch «guoter ler ustrukt» und alles mit der Bibel belegt, «so will uns doch bedunken, dass nit vil guoter frucht darus entsprungen sye, sunder vil unornung ...» Nach der

Volksbefragung bestätigte und ergänzte die Regierung ihr Mandat «*Viti et Modesti*» im April und im November: Bilder der Mutter Gottes und der Heiligen, Fastenvorschriften und Ehelosigkeit der Priester bleiben, Übertretungen und Schmähungen sollen bestraft werden.

Nun scheint es auch in unserer Gegend gegärt zu haben: Im Juni 1524 erhielt der *Statthalter* von Unterseen Befehl, einen «priester venglichen (gefangen) harab (nach Bern) zu fertigen», und ein halbes Jahr später sollte der *Propst* von Interlaken zwei Knaben, die Heiligenbilder zerschlagen hatten, durch «den schulmeister mit der ruoten strichen lassen.» – Im August 1525 klagte der Brienser Kilchherr *Marx* in Bern, «wie ein grosser abgang an siner pfruond beschäcken» und bittet um Hilfe. Bern setzte sich bei Engelberg für ihn ein, weil «er inen (den Brienzern) fast wert und anmuetig» sei.

Als die eidgenössische *Tagsatzung* auf Mitte Mai 1526 zu einem Glaubensgespräch nach Baden aufbot, befragte Bern seine Untertanen erneut, «wess ir üch hienach des glaubens halb halten, ... und besonders, ob ir die heiligen sacrament, wie von alter har die gebrucht sind, fürer wellind in bruch und übung lassen beliben und halten.» Die Herrschaft Ringgenberg wollte «by dem mandat beliben und altem bruch, (es wäre denn) mine herren wisen si denn darvon.» – Auch die Hasler wollten «beliben by irem alten bruch und gäben minen herren gewalt.» – Nach dieser Umfrage bestätigte der Rat in Bern seine früheren Erlasse und verlangte, dass ihnen «gestrax» und ohne Widerrede nachgekommen werde. Auf die Artikel dieses «Pfingstmontagsmandats» verlangte der Rat von seinen Untertanen den Treueid.

Die Wende naht

Im April 1527 errangen die Neugesinnten Berns in beiden Räten die Mehrheit. Nun galt es, auch das Landvolk für den neuen Glauben zu gewinnen. Die Regierung ging behutsam vor: In einer weiteren Volksbefragung hatten die Untertanen zu entscheiden, ob das erste, kürzere Glaubensmandat «*Viti et Modesti*» vom Juni 1523 oder das erst vor einem knappen Jahr beschworene Pfingstmontagsmandat gelten sollte. Boten hatten den Versammelten beide Mandate zu verlesen und ihnen mitzuteilen, dass die Obrigkeit das erste Mandat bevorzuge. Ob die Mehrzahl der Versammelten wohl zu beurteilen vermochte, worum es ging? – Ringgenberg/Brienz antwortete am 16. Mai: «Wir der aman (Ammann, Gemeindevorsteher) und ein ganzi gemeind hie zuo Briens, in der herschaft Ringgenberg ... hand einhelenklich geraten und ist och einhelig, dass mir an (ohne) alle widerred unsren glouben setzen und halten uf die wort gotz und das ewig ewangilium, und was man darus mag erfinden göttlichs und grechz.» – Die Gemeinde Hasli entschied sich für das erste Mandat. – Deutlich lautete die Antwort von Interlaken: Nichts solle gepredigt werden, als «das heilig, würdig, heilsam gotzwort luter, chlar und heiter on alle menschliche leer, pot und Zusatz», wie es durch altes und neues Testament festgelegt sei.

Ende Mai wies die Regierung ihre Amtsleute zu Stadt und Land an, das Mandat «*Viti et Modesti*», dem die Mehrheit der Ämter zugestimmt hatte, von der Kanzel verlesen und an den Kirchentüren anschlagen zu lassen.

Unterdessen hatten da und dort Geistliche sich verheiratet, und Priester ersuchten die Regierung in einer Bittschrift, ihnen die Ehe zu

gestatten. Um hierüber zu entscheiden, wurden die Gemeinden gegen Ende September 1527 schon wieder zusammengerufen. – Interlaken und Ringgenberg antworteten unbestimmt, das heilige Gotteswort solle ohne allen Menschentand an den Tag gebracht, und diesem solle mit Worten und Werken nachgelebt werden. «... über gnaden wysheit denn das selbig ouch bas verston kann und mag, denn (als) wir schlechten unwüssenden leyen.» – Unterseen beschied eindeutiger: Weil Ihr den Seelsorgern Eheweiber erlauben wollt und weil sie dies aus der Schrift begründet haben, folgen wir Eurem Rat. – Die Mehrheit der Hasler dagegen wollte ihren Seelsorgern die Ehe nicht gestatten, räumte jedoch ein: «Was aber bi üch und sunst den üwern das mer (Mehrheit) wird, mügend wir och wol erliden.» – Nachdem sich 18 Ämter gegen und nur 9 für die Priesterehe ausgesprochen hatten, entschied der Rat noch im Oktober, auf die Geistlichen sei weiterhin zu achten, dass sie sich nicht verhelichten noch Huren hielten. – In Gsteig, Goldswil und andernorts hatten diese aber bereits Frauen geheiratet oder zu sich genommen.

Dem Propst zu Interlaken wurde Ende Oktober noch befohlen, den Fehlbaren die *Pfründe* zu kündigen. Aber bereits Anfang November entschied die Obrigkeit, der Fall des verheirateten *Leutpriesters* von Gsteig sei «angestellt (verschoben) biss uff die disputatz.» Und als der Kilchherr zu Hasli «des amman *Halters* tochter dem Vatter an (ohne) wüssen zu der ee genommen», versuchte Bern, den erbosten Vater und dessen Verwandte in Unterwalden zu besänftigen und vertröstete sie ebenfalls auf einen Entscheid nach der *Disputation* in Bern.

Bern bekennt sich zum neuen Glauben

Am dreiwöchigen Glaubensgespräch im Januar 1528 in Bern nahmen mit *Zwingli*, *Bullinger*, *Vadian* und *Ökolampad* die stärksten neugesinnten Denker teil, während ebenbürtige Gegenspieler die Einladung Berns ausschlugen. Der Ausgang der *Disputation* zugunsten der neuen Lehre stand im Voraus fest.

Am 7. Februar 1528 erliessen Schultheiss und Räte zu Bern ihr *Reformationsmandat*: Von der Kanzel ist das reine Wort Gottes nach der Bibel zu verkünden. Die Bischöfe verlieren auf bernischem Gebiet ihre kirchlichen Rechte; die Geistlichen sind ihnen nicht mehr unterstellt. Messe, Heiligenbilder und Fastengebote werden abgeschafft. Den Priestern ist die Ehe gestattet. Die Regierung wird das Kirchenwesen neu regeln. Die Klöster, die Bern bereits 1527 bevogtet hatte, sollten aufgehoben werden. Sie durften keine *Novizen* mehr aufnehmen, doch wurde es Mönchen und Nonnen freigestellt, bis an ihr Lebensende in ihrem Kloster zu bleiben. Auf den 24. Februar liess die Regierung in den Ämtern «was von vierzechen jahren uf mannsbilder sind» versammeln. Nachdem Boten der Regierung kontrolliert hatten, ob die Versammlung vollzählig sei, verlasen und erklärten sie die Artikel des Reformationsmandats. Da die Stadt Bern diese Neuerung eingeführt habe, wünsche die Regierung, dass auch alle Untertanen die Reformation annähmen. Wer nun dem Mandat zustimme, solle bei den Boten stehen bleiben; wer es ablehne, solle nebenaus treten. – Sich von den Boten der Obrigkeit abzusetzen, brauchte wohl Überzeugung und Mut. In Interlaken stimmte die Mehrheit, wie in den meisten Ämtern, für die Reformation, Frutigen und Obersimmental wollten beim alten Glauben bleiben.

Brienz zwischen kirchlicher und weltlicher Obrigkeit

Von der katholischen kirchlichen Obrigkeit Engelberg und dem befreundeten Unterwalden einerseits, der reformierten weltlichen Obrigkeit Bern andererseits bedrängt, rangen unsere Vorfahren hart um den rechten Glauben. Viele hielten fest zur römischen Kirche, sie entsetzten sich über Reden und Taten der «Ketzer». Wer vom erneuerten Glauben erfüllt war, berief sich auf die Bibel und verwies auf Missstände im bisherigen Kirchenwesen. Von Zweifeln hin- und hergerissen, bangten manche um ihr Seelenheil. Wie der Glaubensstreit auch Familien auseinander riss, berichtet sogar eine Sage.

Der Berner *Disputation* vom Januar 1528 war der Briener Pfarrer *Marx* trotz obrigkeitlichem Aufgebot ferngeblieben. Die Regierung kündigte ihm die *Pfründe* und bestimmte Ende März an seiner Stelle Herrn *Jörg* von Interlaken als Prediger.

Im April scheinen Neugläubige Altar und Heiligenbilder aus der Kirche entfernt zu haben, aber noch im gleichen Monat mahnte Bern die Briener, endlich von der Messe zu lassen.

Als die Landsgemeinde von Hasli am 7. Juni mit 151 zu 111 Stimmen beschloss, beim alten Glauben zu bleiben, liessen auch die Briener Altgläubigen wieder einen Priester aus Unterwalden kommen, «der die götzen widerumb ufgricht und allda mess gehalten hat». Bern beschwerte sich in Unterwalden und schickte Boten ins Hasli und auch nach Brienz, wo «sondrig und gemeinlich vyl zwytracht» herrsche. Sie sollten von den Rückfälligen eine Entschuldigung fordern und Gehorsam verlangen.

Aber im Juli kam Abt *Barnabas Bürki* von Engelberg gar selber nach Brienz, um die Kirchengenossen im alten Glauben zu bestärken. Berns Obrigkeit sicherte hierauf den neugläubigen Brienzern seinen Schutz zu und schrieb dem Abt, sie bedaure, dass er gekommen sei, um die Messe zu lesen. Das könne sie nicht dulden. Wenn er aber Gottes Wort nach ihrer Auffassung verkünde, dürfe er bleiben. Auf dieses Angebot konnte der Abt nicht eintreten. Er musste schliesslich Berns Machtwort weichen. Die schöne Messkleidung der Brienzer *Leutpriester*, die er nach Engelberg mitnahm, wird dort im Kloster noch heute aufbewahrt. – Ende Juli schickte die Regierung wieder Herrn *Jörg* aus Interlaken nach Brienz, «ein versuchens mit ihm thun», und kurz darauf mahnte sie den hiesigen Ammann bei seinem Eid, die Ungehorsamen zurechtzuweisen und zu strafen.

Als Gerüchte umgingen, Unterwaldner und altgläubige Hasler hätten in Grindelwald Gleichgesinnte versammelt, als Unterwaldner selbst zwölf wieder einen Messpriester nach Brienz brachten, und als im Hasli auf den 2. August gar eine Landsgemeinde einberufen wurde, schickte die Regierung einen Boten ins Hasli und nach Brienz, schrieb nach Luzern und verhandelte mit Unterwalden, um Aufruhr und Einmischung von aussen zu verhindern – ohne sichtlichen Erfolg. Die Spannung trieb der gewaltsamen Lösung zu.

Der Aufstand

Das Ringen um den rechten Glauben erregte die Gemüter und weckte Widerstand. Zu offenem Aufruhr aber führte der Streit um das verhasste Kloster Interlaken, dessen Steuern als drückend empfunden wurden und dessen Aareschwellen fruchtbaren Talboden versumpf-

ten. Als die Klöster Ende Juli 1527 von Bern bevogtet und 1528 aufgehoben wurden, hofften unsere Vorfahren auf Befreiung von Herrschaft und Steuerlasten der *Propstei*. Der alte Traum, frei und selbständig wie die Nachbarn in Unterwalden und Hasli zu werden, erwachte neu. Aber ihre Zwietracht verhinderte Einigkeit und zielbewusstes Handeln.

Wie schon 1348 beim damaligen Aufstand gegen die klösterliche Herrschaft (S. 77), 1381 beim Aufruhr gegen ihren Ringgenberger *Freiherrn* (S. 78) und 1445–47 in den Unruhen, die zum «Bösen Bund» führten (S. 82), suchten und fanden die Aufständischen beim befreundeten Unterwalden Hilfe.

Bern, seit 1224 Schirmherr des Klosters Interlaken und seit 1275 mit Hasli verbündet, betrachtete das Oberland als seine Domäne. Es schritt jedesmal ein, wenn Unterwalden diesseits des Brünigs mitwirkte, und auch diesmal war der Übergriff Unterwaldens für Bern Anlass, sich im Oberland durchzusetzen.

Aber der Unwille gegen das Kloster gärte weiter. Als auch unter den Mönchen Zwietracht ausbrach, reiste der bedrängte *Propst Trachsel* mit einigen Chorherren nach Bern und übergab das Kloster am 13. März 1528 dem Rat. Noch im gleichen Monat nahm eine Delegation der Obrigkeit in Interlaken den Vermögensbestand auf und liess Siegel, Urkunden, Zinsbücher, Silbergeschirr und Kleinodien nach Bern bringen.

Die Erkenntnis, dass Bern sich als Rechtsnachfolgerin des Klosters betrachtete, dessen Herrschaft samt Abgaben beanspruchte und dessen Vermögen nach Bern entführte, dass die erhoffte Befreiung und Entlastung zu zerrinnen

drohte, steigerte die Erbitterung unserer Vorfahren. Sie verlangten in einer schriftlichen Beschwerde vom 1. April 1528 die Beseitigung verschiedener Übelstände und eine Verminderung der Abgaben. Als Bern die Beantwortung auf später verschob, erhob sich offener Aufruhr. Schmähreden gegen Bern wurden laut. Man lasse sich nicht mit Gewalt zum neuen Glauben zwingen. Der Brienzer *Ueli Schryber* postulierte, «die Oberlender ... möchten woll ein (eigener) ort der Eydgnoschaft werden.» Am 23. April überfielen *Gotteshausleute* und Brienzer das Kloster und begannen zu plündern.

Am folgenden Tag zogen tausend Mann aus in der Absicht, zusammen mit andern Unzufriedenen in Bern ihre Begehren durchzusetzen. Auch eine Schar Hasler war aufgebrochen, liess aber ihr Banner in Brienz zurück und gab später an, sie hätten vermitteln wollen. Vor Thun gelang es einer Ratsdelegation aus Bern und Vermittlern, die Aufrührer anzuhalten. Als Bern einen Rechtstag und Gnade anbot und als Zuzug aus den andern Talschaften ausblieb, trat die Schar den Rückweg an.

Im Mai übertrug die Regierung die Schlichtung des Streits einem Schiedsgericht. Dieses tagte in Interlaken und gewährte den Klosteruntertanen manche Erleichterung. So sicherte es den Brienzern ihre «friheiten, harkomenheit, guoten gewonheiten und gewerden» zu. Es erliess den Landbesitzern in Wyler, Hofstetten, Schwanden, Kienholz, Ober- und Niederried, deren Grundstücke Wildwasser verschüttet hatten, 100 Pfund der geschuldeten Jahreszinsen, und der Ammann von Brienz sollte anstelle der bisherigen Klosteralmosen vom Landvogt alljährlich 4 *Mütt* Dinkel und 2 *Zentner* Ziger für die Armen der Kirchgemeinde beziehen können.



Brienzer Messegwand, das Abt Barnabas Bürki 1528 ins Kloster Engelberg rettete.

Die Unzufriedenen liessen sich durch diese Zugeständnisse nicht beruhigen. Im August ermahnte die Regierung den Ammann von Brienz bei seinem Eid, die Ungehorsamen zu bestrafen und dafür zu sorgen, dass «brieff und sigel und ir zuosagen» eingehalten würden. Die Hasler sicherten der Regierung ihren Gehorsam zu, bedauerten die unter ihnen herrschende Zwietracht und baten die *gnädigen Herren*, «sy by altem bruch beliben ze lassen; noch ein kurtzi zyt die wal (zwischen altem und neuem Glauben zu) lassen.»

Aber Bern schickte neuerdings Boten, die den Gehorsamen Schutz versprachen und auf dem Rückweg auch in Brienz «der mess und unruwen halb» zum Rechten sehen sollten. Landvogt *Hübschi* in Interlaken wurde ermahnt, «gut sorg han, wo sich etwas erheben wellt, dass du uns berichtest by tag und nacht.»

Im September versammelten sich *Gotteshausleute* in Lauterbrunnen zu einer Landsgemeinde. Sie warfen dem *Propst Trachsel* vor, er habe das Kloster widerrechtlich an Bern übergeben. Grindelwalder meldeten, im Wasserturm zu Luzern lägen Urkunden, die bewiesen, dass sie freie *Gotteshausleute* wären «und me dan ir hern rechtens darzuo (am Kloster) hättin.» Am 27. September forderte eine weitere Landsgemeinde die Verwaltung des Klosters für sich und verlangte von der Regierung in Bern, sie solle ihre Rechte auf dieses vorlegen, damit man darüber verhandeln könne. Zwei Tage später zerstörte eine Schar Hasler und Brienzer die Aareschwellen der Mönche bei Unterseen.

Am 5. Oktober schrieb die Regierung an Hasli, Brienz, Ringgenberg und Interlaken und bot den Aufständischen auf den 26. Oktober erneut einen Rechtstag in Thun an, damit Schiedsrichter aus den bernischen Ämtern Recht sprechen

könnten. Die Aufständischen antworteten nicht. Sie versammelten sich am 22. Oktober auf der Höhenmatte in Interlaken und beschlossen, auf dem alten Glauben und ihren Freiheiten zu beharren. Recht wollten sie nur von den *VII katholischen Orten* annehmen.

Schon am 9. Oktober hatte die Regierung in Bern gerüchteweise von Unterhandlungen der Rebellen mit Unterwalden vernommen. In Sarnen stünden vier Geschütze bereit, und «were der win in (wäre der Wein eingebracht), so würden die änet dem Brünig ins land zien.» Später verlautete, Aufständische hätten die Feste Wyssenau besetzt und bewachten den Weg über Beatenberg. Nun schickte Bern *Niklaus Manuel* mit Mannschaft und vier Geschützen nach Oberhofen, liess das Schloss Thun besetzen und bot im Emmental und andernorts Truppen auf. Die Räte ernannten Schultheiss *Hans von Erlach* zum Kommandanten und mahnten

Zürich und die Nachbarorte, zum Zuzug gerüstet zu sein. Auf ein Vermittlungsangebot von Freiburg und Solothurn ging die Regierung nicht ein.

Am 28. Oktober brach eine Schar von 800 Unterwaldnern mit ihrem Banner auf, um den Aufständischen zu Hilfe zu eilen. Bannerträger war *Kaspar von Flüe*, ein Enkel des Einsiedlers im Ranft. Am 29. kamen sie in Brienz an, und am nächsten Tag besetzten sie Unterseen, das zur Regierung gehalten hatte.

Am 30. brach das bernische Schützenfähnchen unter *Hauptmann Bischof* in Thun zu Fuss und zu Schiff auf. Abends, nach der Landung beim Neuhaus, ordnete er seine Schar für den Angriff auf Unterseen.

Bei den Aufständischen scheint wenig Kampflust geherrscht zu haben. Schon die letzte Landsgemeinde vom 22. Oktober hatte beschlossen, «keinen gwalt z'bruchen.» Wenige Tage später erklärten die Rebellen sich gar bereit, den von der Regierung angebotenen Rechtstag in Thun zu beschicken. Und als Vermittler aus Basel, Luzern, Niedersimmental und Saanen eingriffen, liessen sich die etwa 1300 *Gotteshausleute*, Hasler und Unterwaldner zum Rückzug über die Aare ins Kloster bewegen.

Bischof konnte Unterseen mit seinen 300 Mann kampflös besetzen. Die Unterwaldner mögen sich angesichts solcher Unentschlossenheit gefragt haben, ob ein Krieg gegen den Bundesgenossen Bern mit unabsehbaren Folgen zu rechtfertigen sei. Sie zogen am 1. November früh, als Winterwetter einbrach, unter dem Vorwand ab, der Heimweg über den Brünig könnte ihnen durch Schnee versperrt werden.

Am gleichen Morgen verjagte Bischof mit einigen Gesellen die im Kloster verbliebenen Aufständischen in einem unblutigen Handstreich.

Das Strafgericht

Am 2. November traf auch die bernische Hauptmacht mit mehr als 5000 Mann auf dem Bödeli ein. Auf Weisung der Regierung wurden die Unterwaldner nicht verfolgt.

Nun begann die Suche nach den «Matzenmeistern», den Anführern und Aufwieglern. Soweit sie nicht nach Unterwalden oder ins Wallis entwichen waren, wurden sie gefangen genommen und «peinlich (unter Folter) befragt», so auch *Ammann Abegglen* und *Schilt* von Brienz. Eine starke Abteilung mit Büchenschützen und leichtem Geschütz erhielt Befehl, Brienz und Wiler am Brünig zu besetzen.

Auf den 4. November hatten sich alle Männer aus Hasli, Brienz/Ringgenberg und dem Klostergebiet in Interlaken auf der Höhenmatte einzufinden. Dort verkündete *Schultheiss von Erlach* den Versammelten unter Geschützdonner das Urteil der Regierung in 12 Artikeln: Im Hasli und im ehemaligen Klostergebiet gilt der neue Glaube. Rädelsführer sind an Bern auszuliefern.

Hasli und Interlaken haben Banner, Fähnlein und Landessiegel an Bern abzugeben. Landrechte und Freiheiten werden kraftlos erklärt, Bern bestimmt das Recht. Die Aufständischen haben die zerstörten Aareschwellen auf eigene Kosten wieder zu errichten. Als «überwunden und gewonnen lüt mit dem schwerdt» haben die Versammelten Bern Gehorsam zu schwören. Ohne Wissen und Willen der Obrigkeit dürfen sie keine Versammlungen mehr einberufen. Sie haben Bern die durch sie verursachten

Kosten zu bezahlen. Zum Beweis, dass «wir vyl me zu barmhertzikeit dann strenge geneigt syend», wollen die *gnädigen Herren* den von den Aufwieglern Verführten verzeihen. Die rechten Matzenmeister aber sollen nach ihren Missetaten bestraft werden.

Schon am 6. November entschied die Obrigkeit in Bern, das Lager im Oberland sei abzubrechen und die Truppe zu entlassen.

Aus Aussagen von Gefangenen im Hasli, in der Wyssenau und in Bern sowie von andern Zeugen ermittelte die Regierung die Haupttäter: *Bartholome Trachsel*, der Bruder des *Propsts*, zur Vierteilung verurteilt, wurde Ende November «uss gnaden» in Bern enthauptet. Der Lauterbrunner *Christian Kolb* wurde im Mai 1529 in Interlaken gevierteilt. Der angesehene Hasler *Hans im Sand* floh zuerst nach Unterwalden. Als er heimkehrte, wurde er im Mai 1530 gefasst und enthauptet. Seinen Kopf liess Bern nahe der Kantonsgrenze am Brünig auf eine Stange stecken. Unterwaldner ersetzten das Haupt durch einen Katzenkopf und brachten es in die Kirche von Sachseln.

Die Brienzer *Ammann Schilt* und *Abegglen* gaben bei der Befragung an, sie hätten versucht, Hasler und Unterwaldner vom Aufbruch abzuhalten. Als die Unterwaldner über den Brünig gekommen seien, hätten sie die Obrigkeit in Bern benachrichtigen wollen, seien aber in Oberhofen aufgehalten und verhaftet worden.

Ueli Schryber von Brienz floh zuerst nach Luzern, wo er drohte, er wolle mit einem Fähnlein von Gesinnungsgenossen «syner zyt ins land vallen», da sie hier noch viele Freunde hätten. Im Oktober 1530 ritt Schryber durch Payerne.

Vermutlich wollte er bei den dortigen bernischen Truppen dienen, wohl in der Hoffnung, begnadigt zu werden. Aber die Obrigkeit bedauerte, dass man ihn nicht festgenommen hatte und verbot ihm ihr Gebiet mit der Warnung, dass er ohne Gnade gerichtet würde, wenn er sich erwischen lasse. Nachdem er auch in Genf vergeblich verhandelt hatte, tauchte er in Kappel auf, und Zürich setzte sich bei Bern vergeblich für ihn ein. – Wo mag seine Irrfahrt geendet haben?

Nachdem der Aufstand gescheitert war und der Widerstand gebrochen schien, bemühte sich die Regierung, das Zutrauen der Untertanen zurückzugewinnen. Gefangene wurden auf Bürgschaft oder bedingungslos freigelassen. Einen Grossteil der beschlagnahmten Güter Landesflüchtiger erhielten die nahen Verwandten zurück. Hasli und Interlaken wurden Banner und Fähnlein bald wieder ausgehändigt, aber ein Ammann hatte sich künftig «*statthalter* unseres Vogts zu Inderlappen» zu nennen.

«Zu handhab des guoten und straf des bösen»

Nach dem Zusammenbruch des Aufstands und unter dem Eindruck des Strafgerichts auf der Höhenmatte nahmen auch Frutigen und Obersimmental den neuen Glauben an. Nun bemühten sich Schultheiss und Räte zu Bern, die neue Kirche aufzubauen und zu festigen. In einem «getruckten büchlin», das jeder Pfarrer für einen Batzen kaufen musste, wurden Nachtmahl, Taufe und Ehesachen geregelt. Anstelle der Messe trat der Predigtgottesdienst. Am Sonntag und an drei Wochentagen verkündete der Pfarrer das Gotteswort nach dem alten und neuen Testament.

Weil eine Obrigkeit von Gott zur Handhabung des Guten und zur Strafe des Bösen eingesetzt sei, erliess die Regierung «zur Ehre Gottes und zur Pflanzung von Ehrsamkeit und Züchtigung erstlich unserer selbst und hernach aller Unserer zu Stadt und Land» Sitten*mandate*, die der Pfarrer von der Kanzel zu verlesen hatte: über das Schwören und die Gotteslästerung, das Zu- und Übertrinken, das Spielen, über die Kleidung und das Waffentragen, über Wirtshaus-schulden und anderes mehr.

In jeder Kirchgemeinde wachte über Predigtbesuch und Sitten ein *Chor- oder Ehegericht*. Dessen «heimliche *eegäumer*» erspähten und rapportierten Vergehen gegen Sitte und Vorschrift. Einen Einblick in die Tätigkeit unseres Chorgerichts auf dem *Burgstollen* bietet dieses Buch auf den folgenden Seiten.

Hinweis auf die Verzeichnisse (ab Seite 369):

Erklärungswürdige Begriffe und alle erwähnten Personen sind im Anhang aufgeführt und werden im Buchtext mit Schrägdruck hervorgehoben.

Masse und Gewichte sowie Sachbegriffe sind in weiteren Verzeichnissen einsehbar. Im Buch erwähnte Orte, insbesondere die Brienzer Flurnamen, lassen sich dank zwei beigefügten Karten lokalisieren.

Strenges Sittengericht

Peter Michel

Eine neue Behörde – ihre Aufgaben, ihre Tätigkeit

Nach der Reformation übernahm die bernische Obrigkeit anstelle der katholischen Kirche die Aufgabe, das Volk zu einem christlichen, gottgefälligen Leben anzuleiten. Mit vielen religiös begründeten Mandaten suchte sie zu Stadt und Land eine «Reformation der Sitten» durchzuführen, um der aufkeimenden Lebenslust und Genussfreude des ausgehenden Mittelalters Schranken zu setzen. Sie sah sich als Statthalterin Gottes auf Erden, fühlte sich somit durchaus mitverantwortlich für die Sünden ihrer Untertanen und glaubte, später auch für diese Rechenschaft ablegen zu müssen.

Es lag nahe, für diese Erneuerungsaufgabe die Kirche heranzuziehen. Über die Pfarrer war die Obrigkeit ja in allen Städten und Dörfern ihres Gebietes vertreten. Man schuf und gab den Pfarrherren eine neue Behörde zur Seite: das *Chorgericht*. Jede Kirchgemeinde musste acht bis elf ehrenwerte, geachtete Männer bestimmen, die nun mit dem Pfarrer zusammen ein Sittengericht bildeten. Dieses hatte die Aufgabe, die Leute in der Kirchgemeinde «mehr und mehr zu wahrer Furcht Gottes und Ausübung christlichen Lebens und Wandels zu leiten.»

Im «Christenlich Mandat» von 1587 sind die Aufgaben der *Chorgerichte* genau umschrieben:

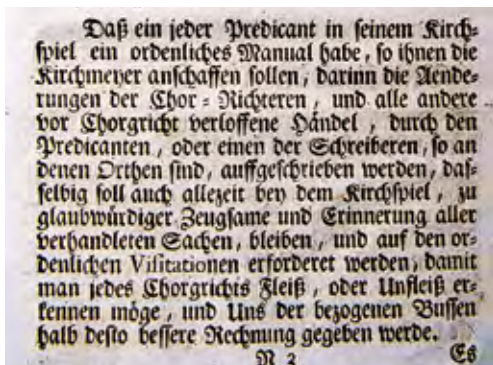
«Die Chorrichter söllend nit allein befälche (Befehl) haben, uff die eesachen (Ehesachen) zeachten, sondern in gmeyn ob allen unseren christlicher disciplin, gmeiner zucht und erbarkeyt satzungen mit höchstem flyss und ernst zehalten und die uberträtter derselbigen, es syend wyb oder manns personen, zebeschieden, zerechtfertigen (verurteilen) und nach lut der satzungen und mandaten zestraffen, als da sind gottslesterer, sagner (Segner), tüffelsschweerer, mutwillige versumer und verachter der predigen dess heiligen göttlichen worts und heiligen sacramenten, ungehorsamme der elteren (den Eltern gegenüber), hurer, eebrächer, kuppler, trunckne lüt, tänzer, öffentliche wucherer, spiler, unnütze muesiggänger, die so uppige kleider tragend, uff kilchwyhnen louffend, in mummyen und fassnacht butzen wyss (vermummt) umbloufend, fassnacht füwr machend, nachtlliche unfugen anrichtend oder spaat in zächen (beim Zechen) biss in die nacht verharrend, liederliche winckelwirt und was sonst derglychen mer ergerlicher lütten sind, die christenlicher zucht und erbarkeit zu wider handelnd».

Was für Leute in den nach der *Reformation* im ganzen Kanton eingesetzten Chorgerichten für die Einhaltung der Sittenordnung verantwortlich sein sollten, bestimmte die Obrigkeit in ihrem Mandat. Die Chorgerichte mussten mit «alten, erbaren und touglichen personen (selbstverständlich kamen da nur Männer in Frage), deren straf und warnungen by den andern ettwas gelten mögend», besetzt werden. – Man schaute in der weitläufigen Kirchgemeinde Brienz darauf, dass möglichst jedes Dorf im Chorgericht vertreten war. Der Landvogt führte die Chorrichter in ihr Amt ein und vereidigte sie jedes Jahr neu vor der versammelten Kirchgemeinde. – Ein Pfarrer schreibt im Protokoll:



Die «Chorgerichts-Satzung» wurde von Zeit zu Zeit angepasst, ergänzt und neu aufgelegt. Diejenige von 1743 umfasst mit dem Register 150 Druckseiten. Sie war gut durchdacht und zeigte dem Pfarrer und den Chorrichtern genau, wie sie sich in allen möglichen Situationen zu verhalten hatten.

«Nach der predig ist der gantzen manschaft der *Kilchhöri* stillzustehen befohlen worden, hernach wurde mir als *Scriba* des Chorgerichts befohlen, die pflichten der Chorrichteren wie des Chorweibels abzulesen, so ich gethan, die formul vorgesprochen, da alle Chorrichter nachgesprochen und den eyd mit aufgehobenen händen zu Gott andächtig prestirt. – Gott verleihe ihnen tapferkeit, muth, treüw und eiffer, für Gottes Ehr dazustehen und der eingerissenen Corruption nach best ihrem vermögen zu steuern.»



Im Archiv der Kirchgemeinde Brienz sind die Protokollaufzeichnungen, man nennt sie Manuale, aufbewahrt. Sie bieten demjenigen, der bereit ist, sich in die oft sehr persönlichen Handschriften der Protokollführer einzulesen, viele interessante Angaben über das Dorfleben in den vergangenen Jahrhunderten.

Das *Chorgericht* trat in der Regel etwa alle 14 Tage nach der Sonntagspredigt zusammen, wenn ein dringendes Geschäft es verlangte, hier und da auch an einem Werktag. Den Vorsitz hatte der *Obmann* der Gemeinde Brienz, der *Statthalter*. Der Pfarrer war bei den Verhandlungen in der Regel die treibende Kraft und diente als Schreiber und Protokollführer. Den obrigkeitlichen Vorschriften und den Pfarrherren, die im verlangten Chorgerichtsmanual (im Archiv der Kirchgemeinde Brienz stehen sechs dicke Bände) über alle Verhandlungen zuverlässig Buch führten, ist zu verdanken, dass wir ganz genau über alle Geschäfte, die ab 1587 im Chorgericht behandelt wurden, im Bild sind. – Der Chorweibel bot zu den Sitzungen auf und war für den Vollzug der Gerichtssprüche und das Eintreiben der gesprochenen Bussen verantwortlich.

Es war eine verantwortungsvolle, aber wohl nicht gerade leichte und angenehme Aufgabe, Chorrichter zu sein. Vielleicht hat man deshalb im 17. und 18. Jahrhundert immer mehr einfach

den Gemeindeobmann, heute würden wir sagen den Gemeindepräsidenten, ins Chorgericht delegiert.

Am 17. November 1710 wurden zum Beispiel nachfolgende Personen im Anschluss an den Gottesdienst von Landvogt *Steiger* vor der versammelten Predigtgemeinde als Chorrichter bestätigt und wieder vereidigt:

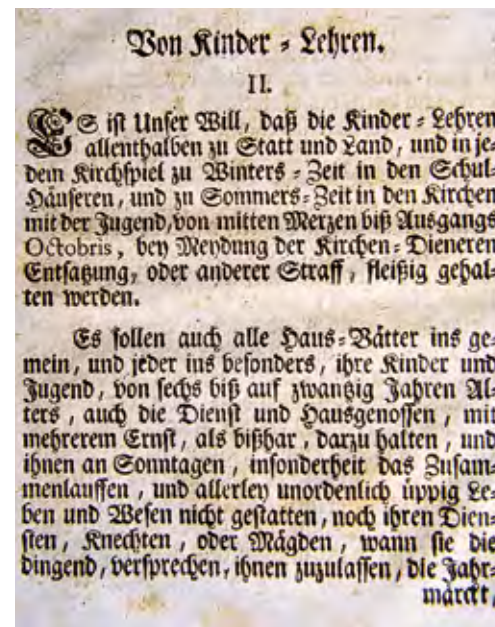
1. *Peter Michel*, Statthalter, Brienz
2. *Bendicht im Baumgarten*, Obmann zu Schwanden
3. *Ullrich Schilt*, Obmann zu Wyler
4. *Caspar Huggler*, zu Wyler
5. *Melcher zur Fluh*, Sekelmeister zu Brienz
6. *Melchior Mäder*, Obmann zu Hofstetten
7. *Melcher Huggler*, zu Brienz
8. *Melcher Schilt*, alt *Kirchmeyer* zu Brienz
9. *Melcher Brunner*, *Kirchmeyer* zu Brienz
10. *Heinrich Steiner*, Obmann zu Oberried
11. *Ullrich Flück*, der Weibel, zu Brienz

Sie mussten «vor der gemeynd in gegenwärtigkeyt dess predicanten und amtmanns den eyd thun, damit die gantze gmeynd hören und vernemen möge, was ihr ampt und gwalt zestrafen, ouch wie sy ihnen zu gehorsammen schuldig und pflichtig syend.»

Die Predigt war das wichtigste und beste Mittel, um die Vorschriften der Obrigkeit in Bezug auf die Sittenzucht bekanntzumachen, und deshalb wurde im 16. und 17. Jahrhundert ausser am Sonntag gleich auch am Montag, Mittwoch und Freitag gepredigt. Und der Besuch dieser Predigten wurde obligatorisch erklärt! Von jedem Haushalt musste mindestens ein Mitglied erscheinen. Was das für die Leute von Oberried und Brienzwiler bedeutet hat, kann man sich leicht vorstellen!

Eine wichtige Aufgabe der Chorrichter war es nun, den Predigt- und vor allem den Abendmahlsbesuch zu überwachen. Viele Eintragungen in den *Chorgerichtsmanualen* zeigen, dass immer wieder Leute vermahnt oder bestraft werden mussten, weil sie zu wenig fleissig oder überhaupt nicht in der Kirche erschienen.

Gleich nach der *Reformation* sah die Obrigkeit eine wichtige Aufgabe darin, die Leute in der Stadt Bern und «dero Lande» in der Kenntnis der Bibel zu fördern und sie zur Gottesfurcht und zu einem wahrhaft christlichen Lebenswandel anzuleiten. Zu diesem Zweck richtete sie die Kinderlehre ein. Kinder und Jugendliche bis zum 20. Altersjahr mussten sie besuchen. Sie fand jeden Sonntag um ein Uhr mittags



Hausväter waren nicht nur dafür verantwortlich, dass Kinder und Jugendliche von 6 bis 20 Jahren am Sonntag die Kinderlehre besuchten; sie mussten auch dafür sorgen, dass sie an Sonntagen nicht mit Altersgenossen «zusammenliefen.»

statt, im Winter im Schulhaus, im Sommer in der Kirche. Pfarrer und Lehrer lösten sich in der Leitung ab. Es wurden der Berner und der Heidelberger *Katechismus* erläutert. Immer wieder mussten Kinder und oft auch deren Eltern vor *Chorgericht* geladen werden, weil sie die Kinderlehre nicht oder nicht fleissig genug besuchten.

Lebenslanges Lernen wurde durch das sogenannte Examen der Alten sichergestellt. Hausmütter, Hausväter, aber auch ledige und verwitwete Personen wurden viermal im Jahr, je 14 Tage vor den Abendmahlsfeiern, sonntags nach der Kinderlehre in den wichtigsten Glaubensfragen unterrichtet und dann auch geprüft! – Diese Examination scheint nicht beliebt gewesen zu sein, denn immer wieder mussten viele Männer und Frauen wegen unfleissigen Besuchs vermahnt werden. So wurden am 17. Januar 1673 nach dem Gottesdienst 30 Männer und 6 Frauen in der Kirche zurückgehalten und scharf censuriert (bestraft), am 29. Dezember 1726 sogar 56 Personen.

Die Schule war eine ausgesprochene Kirchenschule. Die Kinder mussten vor allem den *Katechismus* auswendig lernen. Auch hier musste das Chorgericht unzählige Vermahnungen und Strafen wegen «unfleissigen Schulschikens» aussprechen.

Viel zu tun hatten die Chorrichter über Jahrhunderte hinweg mit Ehe- und Vaterschaftshändeln. Sie mussten in diesen Sachen allerdings nur Abklärungen treffen und Voruntersuchungen führen. Sie konnten selbst keine Eheauflösungen und Kindszuweisungen beschliessen. Oberste Instanz war da das Obere Chor- oder Ehegericht in Bern. Doch die Voruntersuchun-



Chorrichter: «La gseh, Hans, was hesch de du azbringe?»

Hans: «Ihr Herre, es isch nadisch e wüeschti Sach, mer wei so weni als müglich dervo rede.»

Weil sich in der Kirchgemeinde Brienz wohl die meisten Leute mehr oder weniger gut kannten, wird es mitunter peinlich und nicht sehr angenehm gewesen sein, vor den Chorrichtern, die ja auch aus der Kirchgemeinde stammten, aussagen zu müssen. Das oben stehende Bild hat Prof. Dr. Rudolf Gmür, Bern, freundlicherweise zur Verfügung gestellt.

gen und Abklärungen waren oft kompliziert, unangenehm und nahmen viel Zeit in Anspruch. – Eine Ehe konnte nach der *Reformation* grundsätzlich aufgelöst werden. Sie durfte aber niemals «ohne nothdringende Ursache, keineswegs aber aus unzulässigen Gründen» aufgehoben werden. Das Chorgericht versuchte oft über Jahre hinweg, streitige Eheleute miteinander zu versöhnen.

Ein klarer Scheidungsgrund waren der erwiesene Ehebruch und auch die «böslische und mutwillige Verlassung.» Auch wenn das Auge des

Gesetzes nicht nur bis nach Thun hinunter reichte, war es vor einigen hundert Jahren wohl leichter als heute, in gewissen Situationen einfach zu verschwinden, und von dieser Möglichkeit machten in eine Krise geratene Ehemänner immer wieder Gebrauch. Auch Unvermöglichkeit, Untüchtigkeit zu ehelicher Pflicht und unheilbare Krankheit konnten Scheidungsgründe sein.

Ehen durften geschlossen werden, wenn «der Knabe das sechzehende und das Mägdlein das vierzehende Jahr zurückgelegt» hatte.

Hingegen hatte der Vater oder der gesetzliche Vertreter eines Ehemülligen das sogenannte Zugsrecht, das Recht, eine vielleicht allzu schnell gegebene Eheversprechung «zu hindern und zu zernichten, ehe der Knab und das Mägdlein das vier und zwanzigste Jahr ihres Alters angetreten» hatten. So steht es in den Satzungen von 1787. Die Ordnung von 1529 hatte ein Mündigkeitsalter von 20 Jahren festgelegt. – Eheversprechungen, entweder schriftlich oder «in Gegenwart zweyer unverwerflicher Zeugen mündlich» abgegeben, waren rechtsgültig und verbindlich, und bei Vaterschaftsklagen wurde das schwangere Mädchen immer gleich gefragt, ob ein Eheversprechen vorliege. Eheversprechungen wurden natürlich nicht immer in Gegenwart der Eltern gemacht, sondern sehr oft an einem Märkt (Markt), nach Weingenuß in einer Wirtschaft, auf der Alp, in einem Stall, mit oder oft ohne Zeugen.

Ein heiratswilliges Paar musste sich «an dreyen auf einander folgenden Sonntagen, sowohl in beyder Verlobten Heimat, als an dem Ort ihres Aufenthalts» von der Kanzel herab verkünden lassen, ehe es vor den Traualtar treten durfte. – Eine interessante Einzelheit: 1725 wurde das Gebot der Obrigkeit von der Kanzel verlesen, wonach jeder Mann oder Jüngling vor der Eheschliessung einen vom Amtmann ausgestellten Schein mit der Bestätigung vorweisen müsse, dass er «eine zweylötige Flinte, Bajonett, so man an das Rohr stosset, Patronentäschen und Dägen, einen grauen Rock mit roten Aufschlägen, rote Hosen und rote Strümpfe» besitze!

Im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert waren Vaterschaftsklagen das Hauptthema der *Chorgerichtssitzungen*. Die Chorrichter mussten sich

lange Erzählungen anhören, Beklagte einvernehmen, Verhöre veranstalten und den Sekretär Berichte schreiben lassen. Besonders kompliziert wurden die Verhandlungen immer dann, wenn Kläger und Beklagte mit Beiständen und Fürsprechern antraten. – In den «Ehegerichts-Satzungen» war genau vorgeschrieben, was zu tun war:

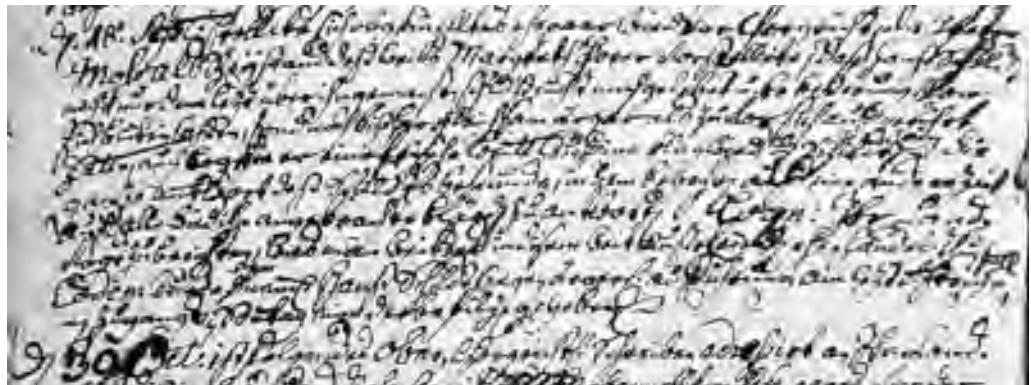
«Eine unverehelichte schwangere Weibsperson soll ihre Schwangerschaft, so bald ihr solche bekannt seyn mag, und zwar längstens im siebenten Monat, dem Richter oder dem Pfarrer oder einem Chorrichter des Orts, da sie wohnt, mit allen Umständen der Zeit und des Orts der Schwängerung und zugleich den Vater des Kindes anzeigen.»

Wenn der Angeklagte nichts von einer Vaterschaft wissen wollte oder diese in Frage stellte, musste das *genisstliche Examen* bestellt werden: Zwei ehrbare Männer, meistens waren es Chorrichter, wurden beauftragt, der Geburt beizuwohnen. Wenn diese nahte, musste die

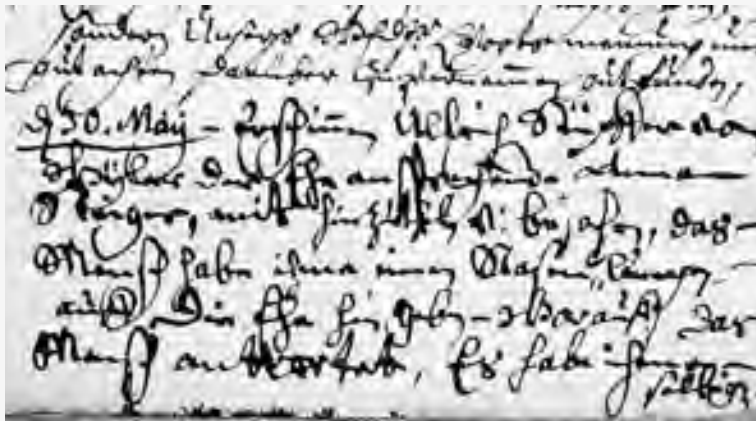
Schwangere «die bestellten Genisstmänner dessen berichten lassen, damit sie sich ohne Verzug bey ihr» einfanden. Wenn sie das Aufbieten der Genisstmänner versäumte, wurde die Paternitätsansprache (Vaterschaftsklage) vom Chorgericht nicht weiter behandelt, und das Kind blieb ihr mit allen Folgen.

Und nun weiter:

«In den Geburtsschmerzen sollen die zwey Genisstmänner sie ernstlich vermahnen, nach ihrem besten Wissen und Gewissen den wahren und einzigen Vater ihres zu gebährenden Kindes anzuzeigen. Nach der Genisst soll das Chorgericht des Orts, innert 14 Tagen Zeit, die genisstliche Aussage der Klägerin dem beklagten Vater an dem Ort seines Aufenthalts bekannt machen lassen. Ist der Beklagte der Anklage geständig, so wird die Sache an das Obere Ehegericht einberichtet und ihm das Kind Namens, Heimats und Erhaltung halben zugesprochen; doch soll die Mutter solches sechs Monat lang erhalten und besorgen, gegen sechs Kronen Ammenlohn, so der Vater, nebst allen andern dieser Sache halb ergangenen Kosten, bezahlen wird.»



«Den 18. Sept. stellte sich obgemelltes Ehepaar wieder vor Chorgericht, da Peter Moser als Beystand des Weibs Margreth Forer vorstellte, dass Hans Schildt nicht nur dem lezt über ihn gemachten Schluss nicht nachgelebet u. Er besserung vor Sich bliken lassen, sonder auch bisshar gleichsam ärger als zuvor sich aufgeführt hatte, auch begehre er eine frische weitläuffige klag wieder Schildt (...?) Die ganze Antwort dess Schildts bestunde in dem begehren auf eine andere Zeit auf alle wieder ihn angebrachte klägde zu antworten.»



Schriftmuster aus dem Chorgerichtsmanual (Originalgrösse):
 «Den 30. May (1723) – Erschienen Ullrich Stüpfer von
 Wyl der Eheansprechende Anna
 Steiger, mit hinzu (...?): bejahen, das
 Mensch habe ihme einen Nasenlumpen
 auf die Ehe hin geben – worauf das
 Mensch antwortet, Es habe ihm denselbigen ...»

Es ist nicht überall leicht, sich in die oft sehr persönlichen Schriften der Protokollführer, meistens waren es die Pfarrherren, einzulesen. Besonders schwierig ist es, wenn die verwendete meist selbst gemachte Tinte schlecht oder die (Gänse-)Feder nicht frisch geschnitten war.



«Sie wieder neürer verlassung Ihres Manns beschuldiget ist und worüber die anwesende Chorrichter geurtheilet, es sollen Zwey aus Ihrem mittel nach Marschenried sich verfügen, disen Ehestreit alda genau untersuchen und so es mögl. in güte beylegen, massen doch ja die beklagte aus grosser einfalt und ebenfahls wegen Ihres schlechten gehörs sich nimmer recht zu verantworten wisse in der Kirchen, und nach ghaltener untersuchung befand es sich, dass die Allgemeinen Klägeden, so dises streitige Ehepaar eines über das andere vorbrachte, meistens für gleich gehalten ja des Weibes Ihre noch für die stärkern und villeicht begründeteren angemerkt werden könnten, insbesondere der, dass der Flük als ein listiger und gschleinder Kerl seiner Trachsel allerl. Fallstrieke gelegt hatte, um Ihne zu verlassen...»

Dann kam noch die nach den Satzungen vorgeschriebene Hurerey-Strafe: eine fünftägige Gefangenschaft für den Beklagten und die ledige Mutter. Ob diese mit oder ohne Kind ins Gefängnis musste, steht nirgends geschrieben. Jedenfalls gab es in der Kefi (Gefängnis) an der Hauptstrasse sicher keine Abteilung für Frauen mit Kleinkindern. – Besondere Aufwendungen ergaben sich für das *Chorgericht*, wenn der Beklagte keinen festen Wohnsitz hatte, wandernder Handwerker, Angehöriger eines anderen Kantons oder gar Ausländer war.

Die Strafkompetenzen der Chorgerichte waren klar abgegrenzt. Sie durften Ermahnungen und Verweise (Censuren) aussprechen, Geldstrafen festlegen, die recht hoch und damit einschneidend sein konnten, auch sogenannte Schand-

strafen (sich entschuldigen vor versammelter Gemeinde) und dann Gefangenschaft bis zu drei Tagen. – Das Haus, in dem die Gefängnisstrafen abzusitzen waren, stand mitten im Dorf, an der Stelle, wo heute an der Hauptstrasse 107 der westliche Teil des Hauses Metzgerei Egli steht. *Hans Egli* hat das sogenannte Landjägerhaus von der Kirchgemeinde erworben, im September 1976 mit seinem daneben stehenden Haus abgebrochen und das heutige Geschäftshaus (Metzgerei und sechs Wohnungen) erbaut. – Die Kefi muss bis ins 19. Jahrhundert recht gut belegt gewesen sein, denn man entnimmt den Manualen, dass die Chorrichter immer wieder «Gefänknussstrafen» aussprechen. Meistens waren diese recht kurz: eine halbe Stunde, zwei Stunden, 12 Stunden usw. Und oft wurden die Delinquenten vor die Wahl

gestellt, ob sie bezahlen oder absitzen wollten (10 Schilling Busse oder 1 Stunde Gefängnis).

Die Leute aus der Kirchgemeinde, die vom Oberen Chorgericht in Bern zu längeren Strafen verurteilt worden waren (5 Tage, 14 Tage, drei Wochen), mussten in der Regel auch im Dorfgefängnis abbüssen. – Wer die Leute im Gefängnis betreute und wie sie betreut wurden, kann leider nicht mehr rekapituliert werden.

Immer wieder mussten sich die Chorrichter mit Spielern befassen. Es ging beim Kartenspiel und beim Kegeln offenbar immer um Geld. Die Spieler vergingen sich dabei in den Augen der Obrigkeit gegen das Gebot «Du sollst nicht begehren, was dein Nächster hat.» Das gleiche Gebot wurde beim Stehlen immer wieder über-

treten. Es wurde sozusagen alles gestohlen, was man wegtragen oder -führen konnte: Nahrungsmittel wie Brot, Milch, Käse, Ziger, Obst, Trauben, Rüben, Kabis, Erbsen, Fische, Honig, Nüsse, Branntwein, Wein, Salz, Haustiere vom Huhn bis zum Rind, Hosen, ein Gewand, Handschuhe, Tuch, Hüte, Schuhe, Schürzen, ein Alp-kessi, Milchgeschirr, Heu, Mist, Streue, ein Heuschroter, Schlitten, Kuhketten, Schindeln, Holz, Werg, Hanf, Garn und natürlich Geld. – Wenn man die Einvernahmen der ertrappten Schelme studiert, bekommt man das Gefühl, dass da und dort, besonders wenn es um Esswaren ging, Kinder im Auftrag ihrer Eltern sündigten. Offenbar gab es Jahre, in denen die Versorgung mit Lebensmitteln für ärmere Leute nicht einfach war.

Eltern, die in der Kindererziehung nicht mehr ein und aus wussten, Leute im Dorf, die von Kindern «bösen Bescheid» bekamen, wenn sie diese zurechtweisen wollten, suchten beim *Chorgericht* Hilfe. Viele Klagen, die diesbezüglich im Manual aufgezeichnet sind, könnten heute oder gestern gemacht worden sein. Aber hier war man vor einer Instanz, die noch etwas unternehmen konnte und recht wirksame und gefürchtete Strafkompetenzen hatte.

Beim Durchblättern der *Manuale* stossen wir auf viele kleine, an sich vielleicht unwichtige Vermerke, wie man sie in keinem Geschichtsbuch findet. Wir lernen Pfarrherren und Chorrichter kennen und Männer, Frauen und Kinder, die sich vor ihnen verantworten müssen. Wenn man sich richtig in diese Aufzeichnungen hineinliest und die Sorgen und Aengste der damaligen Bewohner unserer Kirchgemeinde kennen lernt, glaubt man sich plötzlich in die Zeit zurückversetzt, in der diese Protokollnotizen

gemacht worden sind. – Auf der ersten Seite des ersten Manuals steht:

«Acta oder Eegrichtrodel
der Kilchen zu Brienz angefangen
1587 jar durch *Joannes Liecht*
der selben Zyt vorstender der selbigen Kilchen.»

Und jetzt zu einzelnen Themen:

Besuch der Predigt und der Kinderlehre

Ludi Banwart von Wyler stand am 23. Juli 1587 vor Chorgericht, weil «sin dochter und sin hussfrouw so liederlich zkilchen kömind.» Banwart entschuldigte sich, «er heige äben noch ein Sontag übersächen», aber er werde Tochter und Hausfrau «fermanen, dass sie fürhin müsstind flissiger sin, sigint nun ein zittli krank gsin.» – *Uli Fischer* ist am 20. April 1628 «um 20 Schilling gstrafft worden sines liederlichen Predig gans halben.» – Am 31. Mai 1629 musste «*Anna Döni*, Hans Egglers wyb, in die kefi von wägen sines liederlichen Kilchen gans.»

Am 12. Juni 1701 stand *Christen Bürchli* von Schwanden vor den Richtern, «weil er erklagt worden, dass er am Sontag anstatt in die Kinderlehr zu gehen, Blatten geschossen habe.» Weil er fest versprach, sich zu bessern, wurde er nur «mit einer guten Vermahnung angesehen.» – Am 11. August 1715 musste *Hans Urbats Margreth* «wegen unfleissigen Kinderlehre gehens, ungeachtet es offers gewahrnet worden, durch den Schulmeister gezüchtigt werden.» – Am 29. Juni 1721 erschienen 28 Kinder mit ihren Eltern vor Chorgericht, weil sie im Besuch der Kinderlehren unfleissig waren. «Diese sind samtligh wegen ihres erzeugten unfleisses censuriert und sonderlich den anwesenden



Wer zu verschiedenen Malen nicht in der Predigt erschien, wurde in Liebe ermahnt, dem Gottesdienst fleissiger beizuwohnen. Wenn die Ermahnung nichts brachte, wurden Insolente vor Chorgericht citiert, bei der Obrigkeit verzeigt, gebüsst und bestraft, in manchen Fällen mit Gefängnis.

Eltern die grosse Verantwortung, die sie durch abhaltung ihrer Kinderen von den Kinderlehren auf sich zeüchen, zu gemüht geführt und sind für diss als das erste mahl darmit heimgelassen worden, mit bedreüwen, so sie sich nicht besseren, selbige mit gefangenschafft oder sonsten ohne schonen zu straffen.» – Am 27. November 1707 wurde *Maria Michel* wegen unfleissigen Besuchs der Schule und Kinderlehre in Gefangenschaft gesetzt.

Sonntagsheiligung

Auch über die Einhaltung des Gebotes der Sonntagsheiligung mussten Chorrichter und Pfarrer wachen und hatten da immer wieder

Übertretungen zu bestrafen. So wurde *Peter Schilt* von Ried am 30. August 1618 eine Busse von 20 Schilling auferlegt, weil er «am suntag gehöuwet und intreit», obschon er sich entschuldigte, «er heige gmeint, es wölle räggen.» – *Caspar Schilt*, der Pfister (Bäcker) von Wyler, wurde am 24. August 1623 bestraft, weil «er am suntag mehrteils bache», der Schiffmann *Hans Winter* am 22. Dezember 1639, «wyl er am sonntag wyn obsich geführt», und *Beat Heger* ist am 25. Mai 1646 «fürgehalten worden, wie das er sölle am Heiligen Pfingst Sontag vor der Predig ein schaff geschoren haben.»

Heimlicher/Ehegöummer

Da die in der Gemeinde gut bekannten Chorrichter und der Pfarrer nicht unbeobachtet überall herumgehen und Übertreter der Gebote aufspüren konnten, wurden zusätzlich ein paar Männer als Zuträger (Heimlicher, *Ehegöummer*) bestimmt. «Uff dem 7 dag May 1587» wurden «dry heimlich Ehegöummer erwelt, flyssig uffsächen zehalten. Die sälben sind *Peter am Acher* zu Wyler, *Balzi Schilt* zu Brienz, *Hans zum Stein* zu Riedt.» Die Leute im Dorf wussten also nicht, wer ein Heimlicher, ein Denunziant war und sie bei einem Chorrichter wegen irgendeines Fehlers anzeigte. Vielleicht war ja sogar der Nachbar so einer! *Heini Zwald* von Schwanden versuchte, Ehegöummer zu entlarven und kam deshalb am 19. Mai 1588 vor *Chorgericht*, wahrscheinlich von einem Ehegöummer angezeigt. «Ist im fürgehalten worden, wie dass er ouch etwan nächtlicher wyss umher gange, und alsbald etwan göimer entlarv, derhalben er in einem bössen argwon und zwiffel sige, damit er nun uss dem zwiffel kömme, sölle er sich znacht daheimen finden lassen.»

Wie einzelne Dorfbürger, auch wenn sie nicht gewählte Aufseher waren, das *Chorgericht* bei seiner Aufgabe unterstützten, zeigt folgende Geschichte: Man ahnte oder wusste offenbar, dass *Leni Kerli*, *Hans Bönigers* Frau, ein Verhältnis mit *Melcher Stäli* hatte. Da gab es nun zwei Männer, *Caspar Egler* und *Uli Schilt*, die Leni Kerlis Haus recht eigentlich bewachten, wenn Hans Böniger nicht zu Hause war. Caspar meldete dem Chorgericht am 8. Herbstmonat 1616: «Er heige das zum andermal gsen, das der Melcher Stäli zu des Bönigers frouwen, als der Böniger nit anheimsch gsin, sunder in der forsatz (Vorsäss) über nacht glägen, in dess Bönigers huss inhin gangen und die tür angentz beschlossen, zum anderen sige er aber einist kon, als der Böniger jensit dem see gsin, und geklopft, do sige die thür angentz uffgangen, er aber, der Melcher Stäli, sige inhin gangen, sy aber, des Bönigers frouw, sige gewar worden, dass etwan vorhanden sige, sy in aber nit mögen gsen von wägen der finsternen nacht, do heige sy gägen in, dem Caspar Egler, griffen und also unverschampter wyss wöllen erfahren, wer da zugägen sige, er aber sige hinder sich träten, dass sy in nit het mögen ergriffen. Über das hat der *Uli Schilt* züget, dass er einmal uff der wacht gsin, und als er bi des Hans Bönigers huss wöllen füröber gan, do sige der Melcher Stäli auch kon und sige zu der thür gangen und klopft, do sige im angentz uffgethon worden und die thür hinder ihnen wider zubeschlossen, aber das liecht, welches er zufor gsen, sige angentz ussglöschen worden – er aber sige sin strass zogen.»

Eine Woche später mussten Melcher Stäli und Leni Kerli vor dem Chorgericht erscheinen und sich verantworten. Melcher sagte, «er sige wol etwan dahin (in Leni Kerlis Haus) gangen, heige aber nit gwüst, ob ihr man daheim sige oder nit, sige auch da, als er vermeine, nüt bösses gschen und vergangen.» Leni Kerli aber ist «bekantlich gsin, ja, es sige leider gschen, sy heige sich mit ihm vergangen und höchlich gfält, ja auch umb gnad bätten und ihren eheman Hans Böniger, das er ihren verzichten und vergän wölle, welches er ihren zugseit und versprochen ja, mit dem vorbhalt, wen sy sich besseren wölle.» Trotzdem wurde sie mit Melcher Stäli zusammen dem Landvogt verzeigt und wegen Ehebruchs bestraft.

Es interessiert zu vernehmen, dass einem «Verleider» (Angeber) der dritte Teil der Busse, die ein von ihm Verleideter zahlen musste, ausgerichtet wurde! Auch die Chorrichter wurden für ihre Arbeit entschädigt: Jedes Jahr wurde vom Pfarrer oder vom *Statthalter* die Chorgerichtsbüchse geöffnet und der dritte Teil der eingegangenen Bussengelder unter die Richter verteilt.

Ehestreit

Viele Ehepaare kamen vor das Chorgericht, weil der eine oder der andere Ehepartner zu klagen hatte. So stellte das Chorgericht am 23. September 1616 fest, dass das Ehepaar *Melcher ab Planalp* und *Veronica Stüpfen*, «in grosser uneinigkeit läbend, ja er sy schlage, er geantwortet, es syge wol zum theil war, aber sy heige also ein böss mul, dass er nit für könne, ja wen er sy schon schlan wölle, so were sy sich gägen im, far im in bart, sy aber gseit, er heige ire kinder uss dem huss triben, das möge sy nit liden, er widerum gseit, wen er

gange gon wercken, so heisse sy die kinder nüt thun, sunder spare als nur uff ihn und wen er schon von der arbeit köme und hungerig sige, so koche sy im nüt, wen sy mit den kinden gässen heige.» Was hat da das *Chorgericht* gemacht? Es hat die beiden «von disem ungebührlichen läben abgemanet und zur besserung vermant, ja wo ein solches mehr von ihnen klagt wurde, werde man es dem Herren Landvogt anzeigen, dass er sy nach ihrem verdienen straffe.» – Noch böser ging es beim Ehepaar *Claus Murri* und *Barbli Sulzer* von Wyler zu. Am 19. Mai 1588 standen sie vor dem Chorgericht. «Im ist fürghalten worden, wie dass er möchte in grosser uneinigkeit mit siner frouwe läbe, si schlache, stosse, rouffe. Daruff er geantwortet, es möchte wol etwan so gangen sin, vermeint aber, wichtige ursachen ghan han, als er heige si gheissen, si sölli neuis mist uff den hanff thun, das heige si nit than, sunder uff den acher lassen füren. Daruff er erzürnt ein mistgabel zückt und Iren ein ryppe entzwei gschlagen. Item so hat er ouch klagt, wie dass er einmal von der arbeit khon, hungrig gsin und gärn gässen hätte, do sige er in znäben gaden gange, da fleisch gfunden, das Im am morgen übrig bliiben, das heige er gno und gässe. Doruff heige si im gfluchet, er sige ein sölicher fraass, dass ims diser oder iäner gsägnet, doruff heige er aber zu Iren griffen und Iren ein streich oder zween gäben. Uff sölichs sind si bedi zur besserung gwisen worden.»

Kindererziehung

Ida Lüthi kam mit der Erziehung ihrer Stiefkinder nicht zurecht und bat das Chorgericht am 21. April 1616 um Hilfe. Sie klagte über ihren Mann und dessen Kinder, wie diese «gägen ihren nit thüeind, was sy schuldig sigend, also wen sy ihnen etwas were, das sy von guten

Lüten vernommen, sy angentz zu ihren sägen, sy heige das in das hertz inhin erlogen. Ob schon ir vatter das ghöre, so säge er nüt und were das sinen kindern nit, sunder glimpfte ihnen dazu. Er sich zum theil wöllen versprechen, aber gar läüws, auch die zwen knaben nüt darwider können sägen, sunder ihre stiefmutter umb verzichung gebäten, und sy also widerum vereinbaret, mit angehenckter tröuwung (Drohung), wo sy dises mehr von im und sinen kinden klagen wurde, man ihn wider dahin schicken wölle, wo er harkon syge.» Offenbar war *Ida Lüthi* Mann, *Andres Wider*, ein Zugezogener.

Uli Schribers Schwägerin beklagte sich am 16. Februar 1617 über Uli, «wie er sy einmal so mit ruchen worten anfallen von wägen ihres kinds, das es namlich nit sines bruders sige, sunder unehelig. Er aber dessen nit bekantlich gsin, sunder gseit, er heige sins bruders kind ein streichli gän von wägen etlicher worten, sy aber das nit wöllen liden, sunder wüst darab gethan, er gseit, ich han rächt zu mines bruders kind das selbig zestraffen, oder aber wens nit mines bruders kind ist, so sag es, so will ichs nit straffen. Wessen er nit hat können löügnen.» Uli wurde vermahnt und musste 5 Schilling Busse bezahlen.

Den 18. März 1616 ist *Hans zum Stein* von Schwanden «fürghalten worden, wie das syne zwey knabli so böss, so unzogen sigend, dass sy den alten lüten schnöden bescheid gäben, sy schölmen heissen und dergleichen, worum er ihnen das nit were und sy darumb straffe. Er um gnad gebäten und sich also entschuldiget, er ghöre gar übel (welches auch ist), er wüsse nüt darum, aber wil er das ietz vom Chorgericht verston müsse, welle er allen möglichen flyss

ankeren, dass dises nit mehr gschen müsse, und hats also mit grossem dank angenommen.»

Margret Büler von Wyler, *Melcher Schilts* Frau, vernachlässigte ihre Kinder. Sie wurde am 28. Herbstmonat 1617 vor Chorgericht gefragt, «wie es köme, das sy vilmalen etwan am morgen hinweg gange und drincke, aber die kind dahein lasse, also das die kind etliche malen blut nackendig uff die gassen usshin kömind und schriend, wo ist min muter, also das sy die nachburen müssind anlegen und sy spisen. Auch über das, wen etwan metzger in dem wirtshuss sigend, sy angentz by ihnen und lasse also ihre kind sitzen. Sy um verzichung gbäten, sy wölle sy besseren, ist also uff ihr verheissen hin ein tag und ein nacht in gfangenschaft gleit worden.»

Müssiggänger/Herumschweifer

Müssiggänger sah man nicht gerne. Am 20. Oktober 1588 stand *Stefan Wimmiser* vor dem Chorgericht, ein junger, starker Bursche. Ihm wurde vorgehalten, «dass er gäng in unser *kilchhöri* umhar schlumpe, und man aber nit säche, dass er sich anstellen und werken wolle, sunder man erfare wol, dass er sich nächtlicher wyl mit unserer juget inlasse und die anführe, um brot zkarten und dspilen. Daruff er khein antwort khonnen geben, sunder sich schuldig erkhent, aber um gnad bätten, er wolle sich zbekere und einem meister dienen. So ist einhällig im Chorricht bschlossen worden, dass wo er sich inert 8 dagen nit zu einem meister schicke, man in gfänklich annämmen (gefangen nehmen) und unserem herre lantvogt zuschicken werde.» Man hört dann nichts mehr von ihm. Offenbar hat die Warnung gewirkt.



Das Haus, in dem im Verlauf der Jahre unzählige Delinquenten aus unserer Kirchgemeinde ihre Strafen abzusitzen hatten, steht nicht mehr. Es stand mitten im Dorf, an der Stelle der heutigen Metzgerei Egli. Hans Egli hat das «Landjägerhaus» von der Kirchgemeinde erworben, im Jahr 1976 mit seinem danebenstehenden Haus abgebrochen und das heutige Geschäftshaus mit der Metzgerei und sechs Wohnungen erbaut. – Aufbewahrt wurde eine feste Tür aus dem früheren Gefängnis.

Am 30. November 1617 stand *Jakob Bartli* nicht zum ersten Mal vor dem *Chorgericht*. Man eröffnete ihm, «wie klag von ihm käme seines umschweifens, das er keinem meister diene, ja etwan auch sich inlasse zespilen, und ouch wie er nächtlicher wil sige gsen worden, dass er ein leiteren treit und in ein huss heige wöllen stigen zu einer frouwen. Des meister halben hat er geantwortet, es sige war, er wölle aber einen suchen. Des spilens halben hat er glöügnet, für das mit der leiteren ist er bekantlich gsin, es sige da jung volck gsin, er und etlich knaben heigen auch inhin wöllen, man heige ihnen aber nit wöllen uffthun, do heige er ein leiteren gnon und wöllen gsen, wer da sige, sunst heige er nüt bösses im sinn ghan. Ist davon abgemanet worden von wägen des unglücks das daruss entspringen möchte und vermant, das er einem ehrlichen meister dienen sölle und zur warnung um 10 Schilling gstrafft worden.»

Argwohn/Verdacht

Am 12. Oktober 1589 mussten *Jakob Schilt*, *Hannes Gertz* und *Matheus Lämli* vor Chorgericht erscheinen, weil sie «nachts uf den Gassen umschweifind, unruf und fil gschrus anrichtind, welches sy zum theil gelouget, zum theil bekantlich sin müssen.» Es wurde ihnen gedroht, das nächste Mal werde man sie dem Landvogt überweisen.

Am 5. Januar 1590 sind «vor chorricht *Hans Doman* und *Anni Stäli*, noch lidige personen, erschienen, ist inen fürghalten worden, wie dass si dag und nacht einander nachgangind, waz si mit ein anderen zhandlen und zthun heigint, oder ob si einanderen die ehe verheissen. Sölichs si beide gar nit bkantlich. Uff sölichs hönd wir inen inbunden, dass wo si einander nit zur ehe gnomme, dass si einanderen müssig gangint, domit argwon und böse ergernuss fermiden blibe und sölle fürthin kheins sin wo das ander sige.»

Ulrich Schriber wurde auf den 28. August 1603 vor das Chorgericht zitiert «und imme fürghalten worden, dass er *Anna Müller*, *Jacob Müllers* Ehefrouw nachgange, und vil in ihrem huss im abwäsen ires Ehemans gsen und gfunden wurde. Daruff er geantworet, er thüge da nüt unerlichs. Er wurde aber nun zum anderen mal ernstig vermant, sich also ze halten, damit diser argwon vermiden werde.»

Eva Fischer musste vor dem Chorgericht erscheinen, weil «von im klagt werde, dass es mithin etwan nächtlicher wil mit den söümeren trinke, welches im übel anstande. Es dessen nit können absin und gseit, es heige gemeint, es schade nüt, wen es bezale, was es esse und trinke.»

Am 4. Juni 1615 standen *Caspar Balmer*, *Peter Schilt* und *Greti Muschi* vor den Chorrichtern. Sie wurden gefragt, «worum sy nächtlicherwis zesamen schlüffen. Sy geantwortet, sy sigend nur einmal znacht bi einanderen gsin und trunken, beten derwägen um verziehung und verheissen, sy wöllend sich dessen abthun und sich besseren.» Sie wurden mit der Drohung entlassen, «wo sy solches mehr thun würden, würde man sy dem herren Landvogt zuschicken.»

Dass die Heimlicher fleissig ihres Amtes walten und überall herumspionierten, sieht man am Eintrag über *Madlen Blum*. Sie musste den Chorrichtern am 11. August 1589 erklären, warum «si im abwesen ires eemanns insonders nächtlicher wyss buben zuzieche, denen essen und trinken gäbe, die uss und inlasse, si aber widersprochen, es sige nüt, jedoch dessin bkantlich gsin, die buben kömend wol zu irer junkfrouwen *Margret Achermann* und dorfind bi iren, si aber belade sich dessin nüt.»

Auf den 4. Mai 1589 wurde die Hebamme *Elsbet Schilt* vor die Chorrichter zitiert, «und ist Iren fürghalten worden, wie dass si filmalen uff in das Kienholtz gange und sich etwas fyrtäglicher dan sunst in bruch bekleide, villich von Ires fründes *Peter Enderlins* wägen im desto bass zegfallen, mit dem si den ouch gar vil gemeinsame heige, dass schier etwas anders ze argniperen. Daruff si bekantlich, si gange vilmalen in das Kienholtz zu irem fründt *Peter Änderli*, aber alles mit guten ehren, diewyl man aber das an Iren hasse, so kenne si wol des fürlicher sine müssig gan.»

Brotkontrolle

Immer wieder kontrollierten die Chorrichter das Brot, das verschiedene Bäcker in der Kirchgemeinde verkauften.

«Uff den 6ten dag ougsten 1592 ist vor *Chorgricht Caspar Schilt*, der pfister, erschinen und imme fürghalten worden, wie dass er hopfen in das brot thüge. Sölichs er gelougned. Ist darvon abzestan fermant worden, dann wo sölichs me im brot funden wurde, er dessin übel entgälten wurde.» – Am 16. Juni 1633 wurde *Peter Furer* «um 10 schilling gstrafft, das er sin brot, welches er verkouft, nit gnug bachten lasst, das noch inwendig teig ist, so man es zerhouwt.» – Am 18. Oktober büssten die Richter den Bäcker *Heger* um 2 Pfund, «das er also unuber mit dem brotbachen umgadt.» – Den 4. Dezember 1642 ist das Brot der verschiedenen Bäcker «gschouwet worden, und wyl etwas mangels darinn erfunden, ist *Christen Schlappach* und *Bat Heger* jeder umb ein Pfund gestrafft, *Joseph Custor* aber und *Peter an der Fuhren* jeder umb 10 schilling.» – Nur zwei Monate später, am 5. Februar 1643, wurde *Bat Heger* wieder gebüsst, «wyl er wider alle vermanung das brodt ein fiertili zu klein gmacht und dem Hrn Landvogt umb die buss zuerkent worden.» – Schon am 26. Februar des gleichen Jahres kam der unverbesserliche *Bat Heger* wieder zur Kasse: Der *Statthalter* und der *Seckelmeister* waren den Bäckereien nachgegangen, und wieder hatten sie festgestellt, «das *Bat Heger* umb etwas die minderen gmacht.» *Heger* musste jetzt bezahlen, was die beiden Inspektoren im Wirtshaus «vertan» hatten.



Die schon im 16. Jahrhundert im Chorgerichtsmanual immer wieder erwähnte wichtige Warenumsschlagstelle Tracht, wo verhandelt, gehandelt und im Wirtshaus zum Kreuz oft über den Durst getrunken wurde. Das Aquatinta-Blatt von Johann Jakob Wetzel mag um 1820 entstanden sein.

Tabakverbot

Die Obrigkeit hatte den Tabakkonsum in jeder Form in ihren von der Kanzel herab verlesenen *Mandaten* streng verboten. Es hiess darin: «Es solle das nicht nur unnötige und darbey ein gross Gelt auss dem Land zeuhende, sondern auch dem Menschen an seiner Leibs- und Gemüthsgesundheit schadende, gefährliche und unanständige Raucken und Kauen des Tabacks jedermännlichen, ohne Unterschied Mann- und Weibspersonen, jung und alten, es seye was Stands es wolle, als ein landschädliches Übel verbotten seyn.»

Eine deutliche Sprache! Trotzdem musste *Hans Thurner* am 21. November 1659 vor dem Chorgericht erscheinen. «Wyl er Tabak gesoffen, ist ihm ein Guldi zegäben uferlegt worden.» Gesoffen – Pfarrer und Chorrichter wussten wohl selber noch nicht so recht, wie der Tabak konsumiert wurde. – Fünf Wochen später, am 13. Januar 1660, stand *Melcher Mäder* vor Chorgericht, «wyl er in *Hans Michels*, des Wirschenken huss zu Wyler, getabacket, unangesehen das er fürgewendt, er habe es von krankheit wegen gethan.» Er bezahlte 1 Pfund.

– Und etwas später kamen die *Dealer*, wie wir solche Leute heute nennen würden, die entdeckt hatten, wie man leicht Geld verdienen konnte: Am 27. Januar 1665 wurde *Hans Ringysen* bestraft, «wyl er 1 Pfund Tabak ins land gebracht.» Im gleichen Jahr versuchte *Jacob Thurners* Frau in Brienz, von einer Rolle Tabak zu verkaufen. – Nun nahm das Tabakrauchen und -kauen überhand. Bis 1677 hat es im Manual 46 diesbezügliche Eintragungen! – Die erste Frau, die in Brienz öffentlich geraucht hat und dafür am 20. Oktober 1672 bestraft worden ist, war *Greti Frutiger*. *Anni Schilt*, *Stein Ullis* Tochter, wurde 1677 als erstes Mädchen an einem Sonntag beim Tabaken erwischt und «in die gfangenschafft erkennt.»

Ein paar Jahrzehnte später gab es im Seeland Tabakpflanzungen. Das Rauchen, Tabakkauen und -schnupfen wurde billiger, es wurde von den Tabakkonsumenten nicht mehr so «vil gelt unnutziglich verbruucht und ussem land verüsseret.» Deshalb gab die Regierung den aussichtslosen Kampf gegen die Tabakverbraucher halbwegs auf. 1709 wurden die bisherigen Verordnungen von den *Gnädigen Herren* dahin erläutert, «dass wir den nothdürftigen und gemässigten gebrauch des tabaks, sofehr solches nit öffentlich beschicht, zulassen, dagegen aber von einer jeden persohn, welche des tabaks im rauken oder schnupfen gebrauchten thäte, dessenthalb jährlichen ein Pfund bezogen werden solle.»

Verschiedenes

Vielleicht hat ein Heimlicher mit folgender Geschichte ein paar Schilling verdient:

«Uff den 28. Septemb. 1590 vor *chorgricht* erschin ein meitlin genampt das *Bäler Marien*.

Und ihm fürghalten worden, wie dass es an einem suntag in *Jacob Fischers* kheller gangen, und ein knab (*Pauli Schilts Peter*) nachen gangen, ein wil in dem kheller bin im verharret. Uff söliches es der sach bkantlich gsin, ja es sige wol in kheller gangen, da dschlaffen, es heige aber den knaben nit heissen nachen khommen. Uff das im zum bscheid worden, wo man sölichs me innis wärd», werde es vor dem Landvogt antreten müssen.

«Uff dem 18 Novembris 1599 ist *Caspar Flümman* mit seiner dochter vor Chorgricht gsin und im, dem Caspar, fürghalten worden, sin dochter khönne noch nicht rächt bäten, dass uns wunder name, ob er doch bäten könne. Daruff er mit der dochter anfangen bäten, aber aso zimlich abgangen. Daruff er vermant worden, sin dochter flissiger zur kinderlere und zum bätten zu halten.»

Am 7. Dezember 1666 standen *Ulli Porter* und seine Tochter vor Chorgricht.

«Den Ulli aber habend wir geheissen bätten, der es zwar gekont, aber syn bös meitlin hat nit ein einiges Vatterunser bätten können, ist lumpengsind.»

Den 31. Weinmonat 1619 musste *Gabriel Schmid* vor dem Chorgericht erklären, «was die ursach gsin, das er den knaben also übel gschlagen namlich mit einem schit und im dasselbige ob dem ruggen zerschlagen, auch über das ihn mit füssen gstossen, das er 8 tag blauw mosen ghan. Er geantworet, der knab heige sin Maxli mit steinen gworffen, heige derhalben gmeint, er heige gut rächt ghan. Ist aber erkänt worden, dass man das dem Herren Landvogt sölle anzeigen, das er ihn straffe und

ist ihm auch noch zur straff 20 Schilling uffgleit worden.»

«Den 14 tag Aprilis 1634 ist *Trini Wyss* vor Chorgricht erschienen, ihm fürghalten sin unverschampte, das es sinen schwager ungeschücht vor den lüten öffentlich küsset, davon ernstlich abgemanet und um 10 Schilling gstrafft.»

Am 20. und am 27. Oktober 1667 stand *Caspar Schneyters* Sohn vor den Richtern. Er musste sich für eine Dummheit verantworten, er war am Sonntag während der Predigt in ein fremdes Haus hineingegangen. Erkenntnis des Chorgerichts: «es solle nachgeschlagen werden, wie alt er seye, und nach befindung entweder mit gefangenschafft gestraft oder von dem weybel öffentlich mit ruten gehawen werden.»

Am 7. April 1715 musste ein Knabe von Ried bestraft werden, «wyl er dem *Hans Nufer* allorten ins hauss gebrochen und zum dritten mahl speiss genommen. So ist erkent worden, dass er durch den Schulmeister vor den Kindern zum Exempel mit der Rute solle gezüchtigt werden.»

Mutwillige, dumme Zerstörer gab es schon vor 200 Jahren. Den 16. März 1710 mussten sich ein paar junge Burschen von Brienz vor dem Chorgericht verantworten, weil sie «nächtlicher wys den dorfbrunnen zu Schwanden verderbt haben.» Der Pfarrer schrieb weiter: «ein Ehrbarkeit (Chorgericht) hat mich angesprochen, das ich die gsellen für mich citiere und nach meinem gutbefinden mit ihnen handeln solle.»

Am 13. Februar 1774 musste vor der Ehrbarkeit folgendes oberchorgerichtliche Schreiben verlesen werden: «Eure Angehörige Anna F., der Wir schon unterm 26sten October 1769 die Stadt verboten haben, ist Uns heute abermals als eine umherschweifende Dirne vorgestellt worden. Wir haben sie fort und in ihr Heimat gewiesen und ihr die Betretung der Hauptstadt und des Stadtbezirks auf immer und unter Bedrohung schmähhlicher Bestrafung verboten. Dessen Wir Euch andurch zu Eurem Behelf nachrichtlich verständigen wollen. Geben den 3. Hornungs 1774.»

Am 21. September 1710 sind «*Jacob zur Fluh* von Ried, *Melcher Fischer* von Brienz und *Hans Fuchs* von Brienz mit scharpfer Censur angesehen worden, wyl sie an einem Sontag an Arni mit den Papisten geschwungen.» An einem Sonntag durfte man so oder so nicht schwingen. Aber dann schon gar nicht mit Papisten (Katholiken)!

Es war offenbar Brauch, dass eine Braut, wenn sie zur Hochzeitsfeier die Kirche betrat, einen Brautkranz trug. Eine schwangere Braut aber durfte keinen Kranz mehr tragen! – Am 18. September 1712 wurden gleich drei junge Frauen gebüsst: *Anna Studer* von Wyler «wegen allzfrüher Kindbetti und weil sie den Krantz getragen ohnangesehen sie zuvor ist gewarnet worden», dann *Elsbeth Schmoker* von Schwanden, «puella (Mädchen) mit 4 ohren, wegen allzfrüher Kindbetti, dennoch sie im tüechli den Kirchgang gehalten», und endlich *Margreth Gfeller*, auch puella mit 4 Ohren, «wyl sie im krantz erschinnen und allzfrühe Kindbetti gehabt.» Alle drei wurden zu empfindlichen Bussen verurteilt. Margreth Gfeller und ihr Mann, «wyl sie etwas arm sind, wurde die wahl gelassen, den fähler

mit der gfangenschafft abzubussen, gaben aber lieber das gelt.»

Es interessiert, dass die Chorrichter in Brienz praktisch nie etwas gegen «uppige Kleider» (*Mandat* von 1587) unternehmen mussten. Bei ihren Kollegen in Langnau war das, wie man in den dortigen *Chorgerichtsmanualen* lesen kann, ganz anders. – Immerhin: In Brienz wurde am 15. November 1715 *Susanna Wilhelm* «umb 10 Schilling gestrafft, wyl es wider gethane Wahrnung ein unanständiges halsduch im Gottesdienst getragen.» *Melcher zur Fluh* von Ried und *Josef Kehrli* von Brienz trugen in der Kirche «unanständige Kappen.» Was ist ein unanständiges Halstuch? Wie sehen unanständige Kappen aus? Ging das unter «uppige Kleider»? *Bernhard Ruff*, «von der jugend auf in der armuth erzogen», kam plötzlich mit einem «taffetigen Halsduch» in die Kirche. Weil er die 10 Schilling Busse nicht erlegen wollte, wurde er in die Gefangenschaft gesetzt.

Hans Fischer war dem Chorgericht im November 1706 noch Bussgeld schuldig. Nun bot er durch den Weibel dem Chorgericht «gspötttweis» ein Zigerstöckli an. Die Chorrichter liessen aber nicht mit sich spassen und setzten ihn ins Gefängnis. «Ist erkent worden, dass er darin verbleiben solle, biss er abgeschafft habe.»

Schlussbemerkungen

Die Vor- und Familiennamen wurden von den ersten Protokollführern ohne Konsequenz mit kleinen oder grossen Anfangsbuchstaben geschrieben, wie es gerade kam. – Dass sich für viele Namen im Verlauf der Jahre eine andere, neue Schreibweise durchgesetzt hat, kann an einigen Beispielen besonders gut gezeigt werden: Der heute gebräuchliche Familienname

Thomann wird der Reihe nach auf etwa sechs verschiedene Arten geschrieben: Doman, Domen, Domman, Dommen, Thoman und schliesslich Thomann. Der Name *Cherli* verändert sich zu Kerli und dann zu Kehrli. – Weit aus am meisten treffen wir in den Manualen auf den Familiennamen *Schild* (bis genau 1813 immer Schilt geschrieben), dann kommen die Namen *Stähli*, *Michel* und *Flück*. – Man stösst in den Chorgerichtsmanualen nicht auf alle 26 Bürgergeschlechter. – Man findet fast keine Übernahmen oder noch heute gebräuchliche Zunamen. Das mag damit zusammenhängen, dass die Pfarrherren als Sekretäre des Chorgerichts immer von auswärts kamen.

Die Frage nun, was die gross angelegte Volkerziehung, der unablässige, sehr aufwendige Kampf der bernischen Obrigkeit gegen die Weltlust, das Spielen, das Tanzen, das Trinken, gegen die Geselligkeit unter jungen Leuten beider Geschlechter im 16., 17. und 18. Jahrhundert gebracht hat, kann wohl nicht eindeutig beantwortet werden. In mancher Hinsicht haben die in bester Absicht erlassenen Vorschriften sicher Frucht getragen: Man sieht aus den Chorgerichtsmanualen, dass man für viele Leute feste Leitplanken setzen musste. Aber man erkennt auch, dass die angestrebte Disziplinierung oder gar eine Umerziehung der Dorfgemeinschaft durch das Chorgericht kaum erfolgt ist.

Wie unsere Gegend die Helvetik (1798–1803) erlebte

Rudolf Perren-Zurflüh

Ab 1789 verhalf die Französische Revolution neuen Ideen zum Durchbruch: Freiheit der Gedanken, der Rede und des Glaubens, Gleichheit aller Bürger vor dem Recht, Volksherrschaft, Trennung der Staatsgewalt in gesetzgebende (Parlament), ausführende (Regierung) und richterliche Behörden.

Diese Ideen wurden auch hierzulande in aufgeschlossenen Kreisen diskutiert. In den schlecht verwalteten *Gemeinen Herrschaften*, bei der rechtlich und wirtschaftlich benachteiligten Landbevölkerung der Zunftstädte, unter sich «mindern Rechts» fühlenden Bürgern und Untertanen der *Patrizierorte* fanden sie Anklang. In Bittschriften, Verschwörungen und Aufständen versuchten Unzufriedene seit 1723 sich mehr Freiheit und Gleichheit zu verschaffen, aber die Obrigkeiten beharrten auf ihren Vorrechten und unterdrückten solche Bestrebungen mit harten Strafen.

Ausbruch und Verlauf der Französischen Revolution wurden von Regierenden und Untertanen in der Eidgenossenschaft wahrgenommen, aber erst beim Herannahen der französischen Heere brach die alte Ordnung zusammen. Ab Januar 1798 besetzten französische Truppen Genf, den Jura und die Waadt. Im März kapitulierten Freiburg und Solothurn und Bern fiel nach Gefechten bei Büren, Fraubrunnen, Grauholz und Neuenegg.

Die Brienzer und Hasler im Feldzug 1798

Wer im Berner Münster die Ehrentafel der 1798 im Kampf gegen die Franzosen gefallenen Soldaten durchliest, stösst auf zahlreiche Namen aus unserer westlichen und südlichen Nachbarschaft, nicht aber auf solche aus unserer Gegend. – Warum?

Ende Januar 1798, als die Franzosen bereits in der Waadt und vor Biel standen, erliess die Berner Regierung das allgemeine Aufgebot für

den Auszug, und am 1. Februar wurden hier und im Hasli die Füsiliere (Landwehr) gemustert und auf Pikett gestellt. Man war hier gewillt, das Vaterland zu verteidigen. So baten auch zwei junge Brienzer, *Peter Michel* und *Johannes Schilt*, die wegen einer Schlägerei des Landes verwiesen waren, die *Gnädigen Herren* in Bern um Begnadigung, «damit sie als wakere Männer helfen können, das Vaterland, so dermalen in Gefahr stehet, mit ihren Brüdern zu verteidigen, für welches sie gerne Gut und Blut aufopfern werden.»

Das 1. Bataillon des Oberländer Regiments 12 mit den Auszögern aus dem Oberhasli und der Kirchgemeinde Brienz marschierte in den Raum Murten und bezog dort mit den andern Truppen der 1. Division Stellung. Auf einen langen Monat des zermürbenden Wartens auf den Angriffsbefehl folgte am 3. März der überraschende Angriff der Franzosen. Freiburg und Solothurn kapitulierten. Die Truppen um Murten waren nun in ihren Flanken bedroht; sie wurden an die Sense und Saane bei Laupen und Gümmenen zurückbefohlen.

In der Nacht vom 4. auf den 5. März griffen die Franzosen auch die Sense-Saane-Stellung der Berner an.

Bei Gümmenen kam es zu einem nächtlichen Artillerieduell, das unsere Soldaten heil überstanden. Bei Laupen drang der Feind im Schutz der Dunkelheit über die Sense ins Städtchen, wurde aber wieder über den Fluss zurückge-

worfen. Dort bewährte sich die 1. Grenadierkompanie unter Hauptmann *Niklaus Friedrich von Mülinen*.

Ihren Hauptstoss führten die Franzosen in drei Kolonnen bei Neuenegg und Thörishaus über die Sense. Es gelang ihnen, die Berner zu überraschen und bis vor Niederwangen vorzudringen, doch wurden sie nach harten Kämpfen über die Sense zurückgejagt.

Als sie am Morgen des 5. März den heftigen Gefechtslärm aus der Gegend von Neuenegg vernahmen, eilten die Grenadierkompanie von Mülinen und die Scharfschützenkompanie *Gatschet* durch den Forst und über Spengelried zu Hilfe. Wie sie aber oberhalb Neuenegg ankamen, war Bern bereits gefallen und der Krieg zu Ende. Die Nachricht vom Falle Berns erregte auch bei unsern Kriegern Erbitterung und Zorn. Die Einheiten lösten sich auf und die Soldaten liefen heimzu.

So überstanden die Brienzer und Oberhasler den 98er-Feldzug ohne Verluste – im Gegensatz zum 2. Bataillon, das sich aus den Ämtern Interlaken und Unterseen rekrutierte, und das in der Nacht des 2. März bei Lengnau schwere Verluste erlitt.

Auf der Flucht in Brienz

Die zögernde Haltung der Regierung vor Kriegsausbruch, die Propaganda der Franzosen und ihrer Freunde, der unglückliche Ausgang des Verteidigungskampfes und die Ver-

luste an Gefallenen und Verletzten erregten im Volk und bei der Truppe den Argwohn, ihre Obrigkeit hätte sie verraten. Meuternde Soldaten erschossen zwei patrizische Obersten; *General von Erlach* wurde bei Wichtrach von betrunkenen Oberländer Landstürmern erschlagen.

Schultheiss *Niklaus Friedrich von Steiger*, der am 5. März bis zuletzt bei den Truppen im Grauholz ausgeharrt hatte, floh mit seinem Kammerdiener *Christian Dubi* ins Oberland. Nachdem sie in Unterseen bei Oberamtmann *Gruner* übernachtet hatten, wollten sie vom *Zollhaus* (heute Interlaken Ost) per Schiff nach Brienz weiterreisen. An der Ländte wurden sie von heimgekehrten Soldaten als «Landverkäufer» beschimpft und bedroht. Zufälligerweise trafen sie dort auf den Landweibel von Brienz, *Peter Schilt*, der mit Dubi in einem Berner Regiment in Holland gedient hatte. Dieser stellte sich vor die Flüchtlinge und ermöglichte ihnen die Weiterreise. In Brienz übernachteten sie im «Bären». Schultheiss von Steiger zahlte seinen Kammerdiener aus und reiste mit einem hiesigen Begleiter, den ihm *Statthalter Fischer* besorgt hatte, bis Lungern und von dort über Lindau am Bodensee nach Augsburg, wo er 1799 starb.

Frau *Margarethe von Erlach*, die Gattin des Generals, war mit ihren dreieinhalbjährigen Zwillingssbuben, einer verheirateten Tochter und einer viereinhalbjährigen Enkelin vor Kriegsausbruch ins Oberland, nach Bönigen gezogen. Als dort die Nachricht von der Niederlage des 2. Bataillons bei Lengnau und von den vielen Toten und Verletzten bekannt wurde, mussten die beiden Frauen mit ihren Kindern Bönigen fluchtartig verlassen.

Bewaffnete Burschen bedrohten sie bei der Abfahrt. Auch bei ihrer Ankunft in Brienz lief erregtes Volk zusammen. *Statthalter Fischer* besorgte ihnen einen Handkarren fürs Gepäck und drei Träger für die Kinder. Unterwegs nach Brienzwiler nahm man ihnen den Karren mit dem Gepäck weg und erpresste Geld von ihnen. Weil der Brünig gesperrt war, zogen sie weiter nach Meiringen, wo eine arme Frau mit sieben Kindern den Erschöpften Suppe und Nachtlager bot. Dort vernahmen sie vom gewaltsamen Tod des Generals:

«Là il entra un soldat revenu depuis peu de temps de l'armée. Il venait pour nous espionner, et se mettant devant nous, il raconta toute l'histoire de l'affreux assassinat de M. d'Erlach en nous fixant du blanc de ses yeux. Il n'est pas possible de dire ce que nous avons souffert dans ce cruel moment.»

Hauptmann *Niklaus Friedrich von Mülinen*, Kommandant der 1. Grenadierkompanie, marschierte und fuhr, nachdem er bei Neuenegg vom Falle Berns erfahren hatte, mit einem Teil seiner Einheit nach Interlaken. Dort wurde auch er von Bewaffneten bedroht. Seine Grenadiere standen zu ihm, und Leutnant *Peter Schilt* von Brienzwiler half ihm, sich mit seiner Frau und ihren fünf Kindern zu treffen. Er fand mit seiner Familie in Brienz Unterkunft, und er konnte von hier aus Frau von Erlach und ihren Angehörigen zu ihrem Gepäck und zur Rückreise nach Bern verhelfen. – (Von Mülinen wurde 1803–1806 und 1814 bernischer Schultheiss, 1818 und 1824 Landammann der Schweiz.)

Eine neue Zeit – die Helvetik

Die vom Basler *Peter Ochs* und französischen Regierungsmännern schon im Januar 1798 entworfene Verfassung der «einen und untheilbaren hevetischen Republik» war der damaligen Verfassung Frankreichs nachgebildet. Sie schloss die Staaten, *zugewandten Orte* und *gemeinen Herrschaften* der alten Eidgenossenschaft zu einem zentralistischen Einheitsstaat zusammen, der von einem fünfköpfigen Direktorium regiert wurde, – Was brachte sie unserer Gegend?

Der Wunschtraum des Brienzer Rebellen *Ueli Schryber* (s. S. 87) und vieler damaliger Oberländer, «die Oberländer ... möchten woll ein ort (Kanton) der Eydgnoschaft werden», wurde nun verwirklicht: Um das mächtige Bern zu schwächen, wurde das Oberland abgetrennt und zum selbständigen Kanton mit der Hauptstadt Thun ernannt. Aus der bisherigen Landvogtei Interlaken entstanden die drei Distrikte Interlaken (Hauptort Wilderswil), Unterseen und Brienz. Das Oberhasli konnte seine Landsgemeinde beibehalten. Gegen Ende März 1798 konnte jede Kirchgemeinde in einer Urversammlung ihre Wahlmänner ernennen, die vom 29. bis 31. März im Rathaus Thun tagten. Diese ernannten in die Behörden der «einen und untheilbaren helvetischen Republik» vier Senatoren, acht Grossräte und einen Richter in den obersten Gerichtshof. Sie wählten ferner die dreizehn Kantonsrichter und fünf Mitglieder der kantonalen Verwaltungskammer. Aus dem Distrikt Brienz wurden alt Statthalter *Johannes Fischer* in den Grossen Rat, alt *Gerichtssäss Peter Schilt*, Brienzwiler, ins Kantonsgericht und alt Leutnant *Kaspar Stähli*, Brienz, in die Verwaltungskammer gewählt.

An der Spitze des Kantons stand kein Regierungsrat und kein Grosser Rat wie heute, sondern einzig *Regierungsstatthalter Samuel Joneli* aus Boltigen, der für die Ausführung der Gesetze und Anweisungen der helvetischen Regierung, des Direktoriums, zu sorgen hatte. Er ernannte für jeden der dreizehn oberländischen Distrikte einen Unterstatthalter, der wiederum in seinem Bezirk die von oben erhaltenen Befehle durchsetzen musste.

Brienzer *Unterstatthalter* wurde *Peter Grossmann*, Landmann und alt Richter. Sein Distrikt Brienz umfasste die beiden *Munizipalitäten* Brienz (Gemeinden Brienzwiler, Hofstetten, Schwanden, Brienz, Ebligen, Oberried) und Ringgenberg (Gemeinden Niederried, Ringgenberg, Goldswil). Die beiden Munizipalitäten entsprachen also gebietsmässig den Kirchgemeinden; nach ihren Aufgaben und Rechten können sie als Vorgänger der heutigen Einwohnergemeinde gelten. Der Munizipalität Brienz standen vor *Daniel Michel* als Präsident und *Johann Dellenbach* als Sekretär. Präsident der Gemeinde Brienz war *Peter Schilt*, alt Hauptmann und Weibel, als Sekretäre wirkten *Melchior Stähli* und *Johann Dellenbach*.

Die Stimmberechtigten der Kirchgemeinde Brienz nahmen die neue Verfassung nach Mitte März in einer Urversammlung an. Das Grundgesetz versprach allen Schweizerbürgern Sicherheit, Aufklärung (Erziehungswesen), unveräusserliche persönliche Freiheit, Gewissensfreiheit, Pressefreiheit, Schutz des Privateigentums und die Möglichkeit, auf Grundbesitz lastende Zinsen und Dienstbarkeiten loszukaufen. Sie untersagte erbliche Gewalt und Vorrechte.

Der Stolz, dass Brienz Distriktshauptort und Sitz eines Distriktsgerichts im Kanton Oberland wurde, die Aussicht auf neue Freiheiten und Rechte, die Enttäuschung über den angeblichen Verrat der bisherigen Obrigkeit, vielleicht auch der Wunsch, die schmachvolle Niederlage gegen die Franzosen zu vergessen, mögen die Begeisterung der Brienzer für die neue Ordnung erklären. Auf dem Platz beim «Bären» stand bald ein mit bunten Bändern geschmückter Freiheitsbaum, und mit patriotischen Reden und Tanz feierte man hier den Beginn einer neuen Zeit.

«Helvetische» Brienzer

Die neue Verfassung stellte den Gottesdienst unter Polizeiaufsicht. Pfarrer und Priester durften keine Staatsämter bekleiden und waren von der Urversammlung der Bürger ausgeschlossen. Diese kirchenfeindlichen Vorschriften und andere Bestimmungen des neuen Grundgesetzes erregten in der katholischen Innerschweiz Empörung. Urner, Schwyzer, Nidwaldner, Zuger und Glarner verweigerten den verlangten Eid auf die neue Verfassung und begannen zu rüsten.

Am 23. April 1798 kamen rund tausend Unterwaldner Landstürmer über den Brünig, um zusammen mit den Haslern und Brienzern gegen die Franzosen auszuziehen. Schlecht bewaffnet, scheinen sie keinen verlässlichen Eindruck gemacht zu haben. Sie fanden weder im Hasli noch hier Kriegswillige und zogen unverrichteter Dinge wieder ab.

Aber schon vier Tage später rückten 1300 Unterwaldner und Schwyzer bis nach Hohfluh, Meiringen, Brienzwiler und Brienz vor, diesmal in besserer Ordnung und mit besserer Bewaffnung.

Im Hasli, wo die Erbitterung über den Entwaffnungsbefehl des *Generals Schauenburg* gross war, fanden sie nun Gehör. Dort begann man sich für den Auszug zu rüsten, und in Meiringen fiel der Freiheitsbaum. Die helvetisch gesinnten Brienzer aber verhielten sich wiederum abweisend. Hier hatten die Behörden gemäss Befehl des Generals Schauenburg bereits 800 Gewehre eingesammelt. Die Innerschweizer, die unterdessen Zuzug aus Uri und Glarus erhalten hatten, behändigten diese zur Abgabe bereiten Waffen. Die Brienzer scheinen sich angesichts der Übermacht damit abgefunden zu haben. Am 1. Mai zogen die Innerschweizer über den Brünig ab, um den Schwyzern gegen die anrückenden Franzosen zu Hilfe zu eilen.

Ernüchterung: Einquartierungen und Requisitionen (Beschlagnahmungen)

Am 11. März 1798 schrieb der französische Kriegsminister an General Schauenburg: «Ich melde Ihnen, dass es die Absicht des Direktoriums (Regierung Frankreichs) ist, dass unsere Truppen von dem Lande ernährt werden, das sie besetzt halten.»

Der Absicht wurde entsprochen:

Laut Befehl vom 12. April 1798 hatte das Oberland Vorräte für 5000 Mann und 500 Pferde auf 14 Tage anzulegen, dazu ein Depot mit weiteren Reserven. Ende Mai sah sich die Verwaltungskammer Oberland gezwungen, pro Gemeinde einen «freiwilligen» Beitrag von 150 Kronen innert drei Wochen einzufordern, zahlbar in Geld oder in fetten Rindern. – Noch am 28. Mai hatte Munizipalitätsschreiber *Dellenbach* dem Regierungsstatthalter gemeldet: «In unserem Bezirk der Municipalität Brienz sind noch keine französischen Truppen, weder sich aufhaltend noch Passiert.»

Unterdessen hatte *General Schauenburg* Schwyz, Uri, Glarus und Zug nach verlustreichen Kämpfen zur Kapitulation und zur Annahme der Verfassung gezwungen. Nur Nidwalden weigerte sich weiterhin und rüstete zum Abwehrkampf. Ende August/Anfang September 1798 zog Schauenburg im Entlebuch und in unserer Gegend Truppen zusammen, um in Nidwalden einzufallen. Von Brienz bis Meiringen wurden Soldaten und Pferde in Biwaks, Ställen und Scheunen, Offiziere in Gast- und Wohnhäusern einquartiert. Schiffer und Fuhrleute hatten für das Militär Transportdienste zu leisten; Lebensmittel für die Mannschaft und Futter für die Pferde waren zu beschaffen.

In der Nacht vom 8. auf den 9. September marschierten die Truppen ab, um über den Brünig den Nidwaldnern in den Rücken zu fallen. Nach einem langen Tag zäher Kämpfe erlag das tapfere Volk der zehnfachen Übermacht. Die Franzosen, die schwere Verluste erlitten hatten, rächten sich mit rücksichtslosen Plünderungen und Brandschatzungen.

Im Kriegsjahr 1799 drangen Österreicher und Russen über den Rhein und den Gotthard und besetzten vorübergehend die Ostschweiz und Teile der Innerschweiz. Sie wurden aber von *General Masséna* in der 2. Schlacht bei Zürich (26. September) geschlagen, so dass bis Jahresende wieder die ganze Schweiz von den Franzosen besetzt war. Die Ostschweiz und Graubünden litten schwer unter Einquartierungen, Plünderungen und Kämpfen.

Unsere Gegend blieb zum Glück von Kampfhandlungen verschont, bekam das Kriegsjahr aber auch zu spüren: Ende April besetzten wieder Innerschweizer Truppen die Gegend von

Meiringen bis Brienz. Sie hätten nach dem Kriegsplan von *General Reding* zusammen mit Zuzüglern aus dem Oberland gegen Bern vorrücken sollen, fanden aber auch diesmal keine Hilfe und zogen Anfang Mai wieder über den Brünig ab.

Im Mai zogen immer wieder französische und helvetische Truppen durch unsere Gegend, die Quartier, Verpflegung, Fuhr- und Trägerdienste beanspruchten. Die *Munizipalität* hatte hierfür zu sorgen und die Leistungen vorläufig zu begleichen. Die Truppe bezahlte, wenn überhaupt, mit «bons», Gutscheinen, die der Verwaltungskammer, dem Kriegskommissär oder sonst einer Stelle zur Abrechnung einzureichen waren. Das klappte oft nicht. In einem Schreiben klagte die Munizipalität Brienz dem Regierungstatthalter: Wir sind «überrascht, dass wir keine bons erhielten, viele alte unbezahlte kösten.»

Anfang August 1799 stellten sich in unserer Gegend die Halbbrigaden Loison und Gudin bereit, um über Susten und Grimsel zum Gotthard vorzustossen. Am 4. August schrieb die Munizipalität: «Bürger *Statthalter*, seit neun Wochen ist unsere Kirchgemeind mit der Einquartierung beschwert, ohne die *Execution-Truppen* gerechnet, die vorher hier durchmarschiert sindt, die auch schon ziemliche Kosten und Fuhungen veranlasst haben. ... Nicht selten geschahe es, dass wir 16 bis 30 Schiff für Militär zu führen hatten.»

Und so ging es weiter: Vom 1. April bis 20. November 1799 lieferten die Distrikte Oberhasli 26 491 Pfund, Brienz 28 185 Pfund und Interlaken und Unterseen 23 535 Pfund Heu an die französischen Truppen, Heu, das den Bauern im nächsten Winter fehlte. – Am 26. Mai 1800

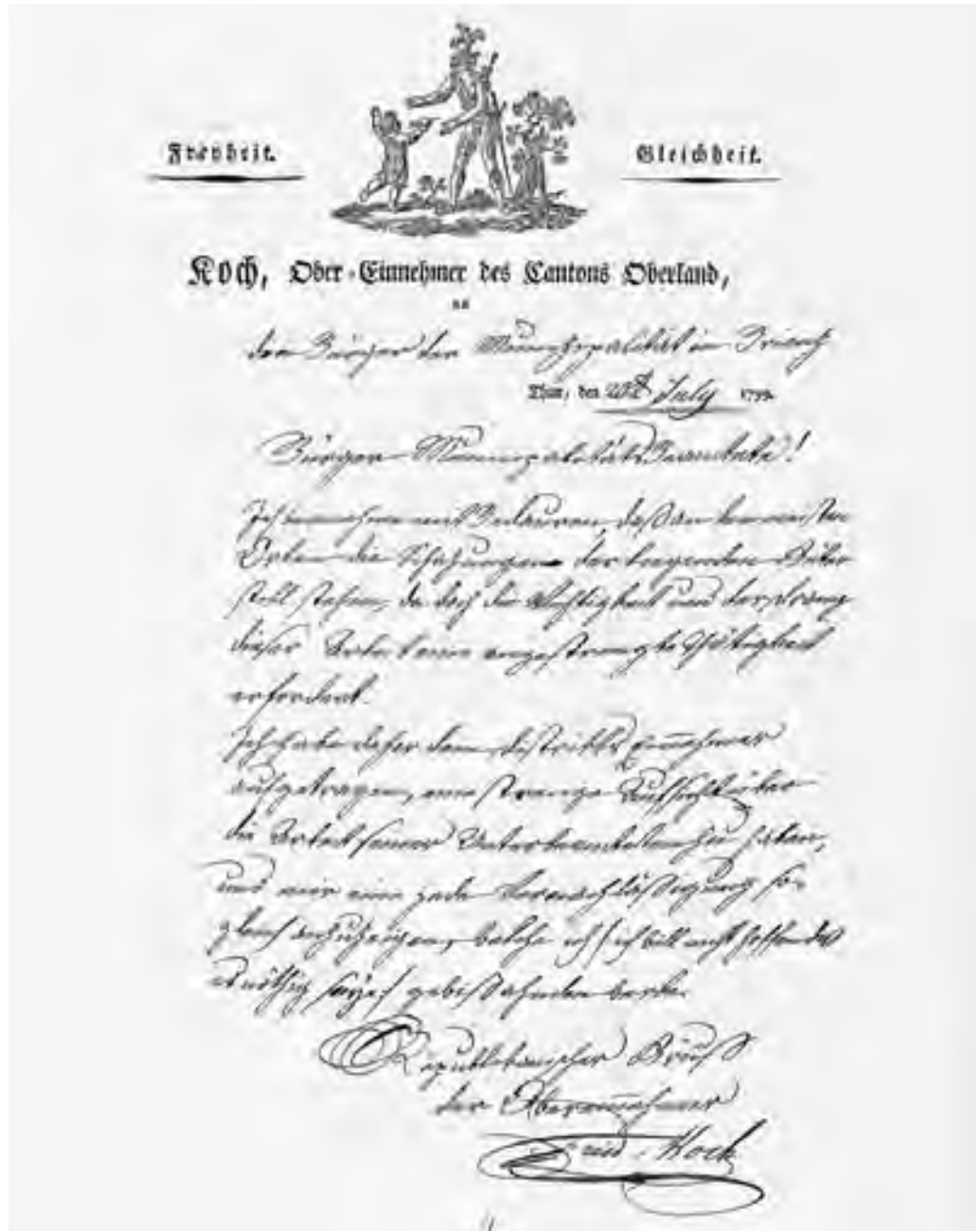
kam von Thun die Meldung, am 27. würden «180 Fuhr-Pferde mit 90 Führern oder vielleicht mehr und tags darauf eben so viel durch euere Gegend reisen, denen sowohl Quartier, Bestallung, als die Fouragerationen geliefert werden muss, – wir tragen Eüch demnach auf zu sorgen, dass solches in Bereitschaft stehe.» – Von den 30 Ochsen, die der Kanton Oberland ins ausgehungerte und gebrandschatzte Oberwallis schicken sollte, traf es einen auf Brienz. – Für eine Getreidefuhr von Pontarlier nach Iferten (Yverdon), für die französischen Truppen in Villeneuve und am St. Bernhardsberg, für die Fahrzeugparks in Altdorf und Aarau waren Fuhrleute, Pferde und Fuhrwerke zu stellen. Als Säumer und Bastrosse am Grossen St. Bernhard desertierten und heimkehrten, mussten innert drei Tagen die gleiche Anzahl zweispännige Fuhrwerke nach Thun geschickt werden.

Im Juni 1799 sah sich sogar das französische Hauptquartier in Lenzburg veranlasst, mit einem Schreiben an die Regierungstatthalter die oft willkürliche *Requisition* von Pferden durch französisches Militär zu regeln. – An die Kaserne Thun sollte der Distrikt im April 1801 sechs Betten, «nämlich 6 Spreuer Sek, 6 Haupt Kissen, 24 Leinlachen und 6 Decken» liefern. Wo diese hernehmen? Die Munizipalität schob das Gesuch der Burgergemeinde Brienz zu. Die gesetzte Frist verstrich; Thun reklamierte; Statthalter *Grossmann* meldete, «das Er ärnstliche Vermahnung geben solle der 6 Bethe nach Thun zu liefern, indeme der blesierten Franken ihmer anwachsen, mit bedrohung, weigernden Falls die Kantonsverwaltung es der Regierung anzeigen werde.» Brienz bat Ringgenberg um Mithilfe. Ringgenberg verwies auf seine früheren Bettenlieferungen an ein Lazarett. Nach langem Hin und Her und nachdem die Forde-

nung nach sechs Betten trotz Hinweis auf die in Brienz grassierende «Ryssend Gallen ruhr» im Juli ultimativ wiederholt worden war, beauftragte die *Munizipalität* nach weiteren Schreibereien im September den Brienzwiler Kantonsrichter *Schilt*, die Betten vorläufig in Thun zu beschaffen; man werde ihm die Auslagen zurückerstatten. Dank *Schilt* kam das Geschäft im Oktober zum Abschluss. – *Requisitionen* und Einquartierungen folgten sich weiterhin. Aus Schreiben der *Munizipalität* Brienz: «Der Gemeind Verwaltung Sekelmeister, welcher auch den Kilchöri Sekel ... bedient, hat zu zahlen verweigert, weil er für das alte noch nicht bezahlt seye.» ... «Niemand findet sich mehr, so etwas ohne baar Geld zu machen, ... Die bedekten Schiff, welche nur Armen angehören, und die Hueffschmiede für die Pferthe, keiner will mehr, ohne baar Geld einen Finger regen.» ... «Die Franken (Franzosen) befehlen, die hiesigen Bürger überschreyen uns, die wir beyden blosgestellt sindt.» – Wieviel konnte da von der ursprünglichen Begeisterung für die neue Zeit noch geblieben sein?

Überforderte Behörden und Bürger

Vor dem Umsturz hatten die Brienzer fast nur die ihnen vertrauten und durch Satzungen geregelten Angelegenheiten ihrer Burgergemeinde, der Bäuerten und Alpgenossenschaften selber geordnet. Die helvetischen Oberbehörden gingen nun tatkräftig und mit viel Idealismus ans Werk. Aber die *Munizipalbeamten*, ungeübt in ihrem Amt, kamen mit den vielen neuen Gesetzen und Erlassen, Schatzungen und Erhebungen, Listen und Tabellen schlecht zurecht. Missverständnisse und Versäumnisse, Rückfragen und Mahnungen verursachten der *Munizipalität* und ihren vorgesetzten Behörden unergiebige Schreibereien.



Der Obereintnehmer des Kantons Oberland mahnt am 20. Juli 1799 die *Munizipalität* Brienz, die Schätzung der Liegenschaft voranzutreiben und droht mit Strafmassnahmen. Im Briefkopf Wilhelm Tell mit Knabe und die *Maxime* «Freiheit – Gleichheit.»

«Unser Innerliche Beschaffenheit ist der gordische Knoten ...» schreibt die *Munizipalität* im August 1799 an die Verwaltungskammer. «... wurden die Sachen so verworren, ... das wir uns selbst nicht zu raten wussten. ... Alle Last wird auf die Municipalität gewelzt.» Für die Oberbehörde war der Verkehr mit den schreib- ungewohnten «Beamteten» ohnehin oft mühsam. Das Distriktgericht Brienz meldete der Munizipalität im April 1799, man habe ihr Schreiben mehrmals gelesen, «aber wir müssen Euch gestehen, dass wir den eigentlichen Sinn desselben nicht fassen können.»

Die *Gnädigen Herren* hatten sparsam regiert; ihre Steuern war man gewohnt gewesen. Der neue helvetische Staat war fast ein halbes Jahr ohne Einnahmen. Erst am 17. Oktober 1798 erschien das erste Auflagengesetz. Es brachte eine stattliche Menge von zum Teil ungewohnten Steuern: eine Kapital- und Territorialsteuer, eine Häusersteuer, eine Erbschaftssteuer, Getränkesteuern, Handänderungsgebühren, eine Luxussteuer auf goldene Uhren, Spielkarten, Hunden, Pferden, Kutschen und Dienstboten. Dazu kamen Gastwirtschafts-, Handels- und Gewerbepatentgebühren, Kriegssteuern für die französischen Truppen und weitere besondere Abgaben.

Die Munizipalität hatte all diese Gelder einzufordern. Dies war eine äusserst mühsame Pflicht. Bargeld war nicht nur bei den Ärmsten Mangelware. Die geforderten Beträge kamen kaum je fristgerecht zusammen. Verwaltungskammer und Steuerbeamte mahnten, drohten mit Strafen. Die Munizipalität bat um Verständnis: «Wir können nicht glauben, des Gesetzgebers wille seye, in solchem geschäft Unbewanderte Bergbewohner, ... aus grund weil sie

nicht die gehörigen Fähigkeiten besitzen und sich nicht von Jugend an darin geübt haben ... zu bestrafen. Die Streitbarkeit (Kargheit), der Ertrag, das Klima unseres Ländchens haben solches nicht zugegeben.» Oft gingen die Munizipalen selber von Haus zu Haus, um von Säumigen Geld einzutreiben. Vielmals wurden sie beschimpft, manchmal sogar tätlich angegriffen. Schliesslich kratzten die Munizipalen eine Restanz gar unter sich zusammen, um die «Execution» (Bestrafung) abzuwenden – die dann doch erfolgte: Im Juli 1802 waren wieder Bodenzinsen, Steuern und Konzessionsgebühren ausstehend. Ende Monat platzte dem Obereinnehmer der Kragen: «Heute haben wir 5 Personen Militair *Executionstruppen* überkommen,» steht im Protokollbuch. Diese fünf Mann logierten und tafelten auf Kosten der Munizipalität im Trachtgasthaus (heute Hotel Kreuz), bis die Abgaben am 11. August beisammen waren. Und hintendrein hatte Brienz noch die Fahrt der unwillkommenen Gäste hin und zurück zu bezahlen.

Unzufriedenheit herrschte nicht nur bei uns. Der Regierungsstatthalter befahl, Dorfwachen aufzustellen, und mehrmals erkundigte er sich wegen Gerüchten von bevorstehenden Unruhen nach der Stimmung in der Bevölkerung. «Unser Dorf und Distrikt verhielte sich bey jeder Gärung Ruhig, aber das Übel frass unter sich. ... Auf diese Weise sindt wir gezwungen, Laut über unsern Zustand zu klagen, ... und die erbitrung gegen ein andern nur ihmer mehr und mehr über Hand nehmen muss,» antwortete die Munizipalität im August 1799. – Zu offenem Aufbruch, wie in andern Gegenden des Oberlandes, kam es hier auch später nicht, aber die Erbitterung der Bürger und der Gemeinden gegen den Sündenbock Munizipalität wuchs.

Das klägliche Ende

War es anfänglich eine Ehre gewesen, von den Mitbürgern mit einem Amt betraut zu werden, so führten die Beschwerden bald dazu, dass sich kaum noch jemand freiwillig zur Verfügung stellen wollte.

Am 20. September 1799 konnten durch die Urversammlung in der Kirche Brienz die Präsidenten, Sekretäre, Stimmzähler und Wahlmänner der sechs Gemeinden noch gewählt werden. Aber schon am 1. Mai 1800, als drei Mitglieder der Munizipalität durch das Los aus ihrem Amt entlassen und ersetzt werden sollten, «begehrten auch die übrigen Mitglieder, aus genugsamen Gründen, ihre Entlassung.» Erst nachdem die Versammlung jedem Mitglied eine jährliche Besoldung von 12 bis 20 Kronen bewilligt und zudem versprochen hatte, «ihre befehle ... ohne Wiederrede anzunehmen,» kam die Wahl zustande.

Vom Frühjahr 1801 an erschienen einzelne Munizipalen nicht mehr zu den Sitzungen. Zur Abstimmung über die neue Verfassung im Mai 1802 bemühten sich ganze 37 Bürger aus der Kirchgemeinde zur Urne. Die 838 Ferngebliebenen wurden als «stillscheigend Annehmende» gezählt.

Im Juni 1802 weigerte sich *Johann Zurflüh*, die Wahl zum Munizipalen anzunehmen. Andere taten es ihm gleich. «Es wird wohl keiner mehr das beschwerliche Amt annehmen, wenn jeder sich dessen entschütteln kann,» schrieb die Munizipalität in ihrem Bittschreiben um obrigkeitliche Hilfe.

Am 7. September meldet der Munizipalitätspräsident *Michel* dem Vize-Statthalter des Distrikts: «... das die *Munizipalitat* niemals vollständig, weder der *Abplanalp* noch der *Zurflühe* ... nicht erschienen, und (sich) gegenwärtig keine sizende Beamte, als der Präsident, *Hollenweger*, *Fuchs* und *Gander* befinden, die andern (sind) abgetreten. Hiemit wird Euch angezeigt, das aussert für den Staat die Munizipalitat nicht mehr existieren wird.» – Sie serbelte wirklich ihrem Ende entgegen.

Seit 1800 kriselte es auch im helvetischen Direktorium und im Parlament. Innert drei Jahren folgten sich fünf *Staatsstreiche*. *Napoleon*, der sich inzwischen zum ersten Konsul und Regenten Frankreichs emporgeputscht hatte, zog die französischen Besatzungstruppen im August 1802 aus unserem Lande zurück. Ende Oktober kam es zu Unruhen und zum Bürgerkrieg. Die helvetische Regierung wich von Aarau nach Luzern, dann nach Bern, floh schliesslich nach Lausanne. Nun griff Napoleon erneut ein. Er liess seine Truppen wieder in Helvetien einmarschieren, beschied Abgeordnete der sich streitenden Parteien nach Paris und diktierte ihnen eine neue Verfassung, die *Mediationsakte*. – An die von Napoleon nach Paris einberufene «*Consulta*» reiste neben den Abgeordneten der Parteien, Kantone und Städte auch der Sager und Müller *Christian Flück* von Ebligen.

Die Helvetik, die so hoffnungsvoll begonnen hatte, stand an ihrem unrühmlichen Ende. Das Oberland kam wieder zu Bern. Im Schloss Interlaken residierte wieder ein bernischer Oberamtmann.

Die Mehrheit der Brienzer mag nach den fünf stürmischen Jahren die Aussicht auf Ruhe und Ordnung begrüsst haben. Die neuen Ideen aber – Freiheit der Gedanken, der Rede und des Glaubens, Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz, Mitbestimmung durch Volksherrschaft, *Gewaltentrennung* – schiefen nur scheinbar ein; drei Jahrzehnte später setzten sie sich im Kanton Bern durch; 1848 wurden sie nach dem *Sonderbundskrieg* auch in der Eidgenossenschaft verwirklicht.

Hinweis auf die Verzeichnisse (ab Seite 369):

Erklärungswürdige Begriffe und alle erwähnten Personen sind im Anhang aufgeführt und werden im Buchtext mit Schrägdruck hervorgehoben. Masse und Gewichte sowie Sachbegriffe sind in weiteren Verzeichnissen einsehbar. Im Buch erwähnte Orte, insbesondere die Brienzer Flurnamen, lassen sich dank zwei beigefügten Karten lokalisieren.



Kartenausschnitt aus dem Jahr 1813 (aus: Wyss, *Reise ins Berner Oberland*, 1813)

Wir Brienzer



Brienzerinnen und Brienzer – vorgestern, gestern und heute

Peter Michel

Seit dem Jahr 1996 wissen wir alle, dass unser Dorf 1146 zum ersten Mal in einer Urkunde erwähnt worden ist. Wir wissen aber auch, dass die Siedlung Brienz sehr viel älter ist als die erste schriftliche Fixierung ihres Namens. Sie könnte, wie *Albert Streich* in seinem Aufsatz «Von Brienz und Brienzerleuten» sagt, eine der ersten Siedlungen des Berner Oberlandes sein, da sie im Schnittpunkt von wohl lange vor 1146 begangenen Bergübergängen (Brünig, Grimsel, Susten) liegt. Wie gross unser Dorf im Jahr 1146 war, wieviele Leute darin lebten und wohnten, ist uns nicht bekannt. Es gab ja damals noch keine Tauf- und Totenrödel, keine Pfarrer oder Gemeindeschreiber, die genau über die Bevölkerung Buch führten, natürlich auch keine

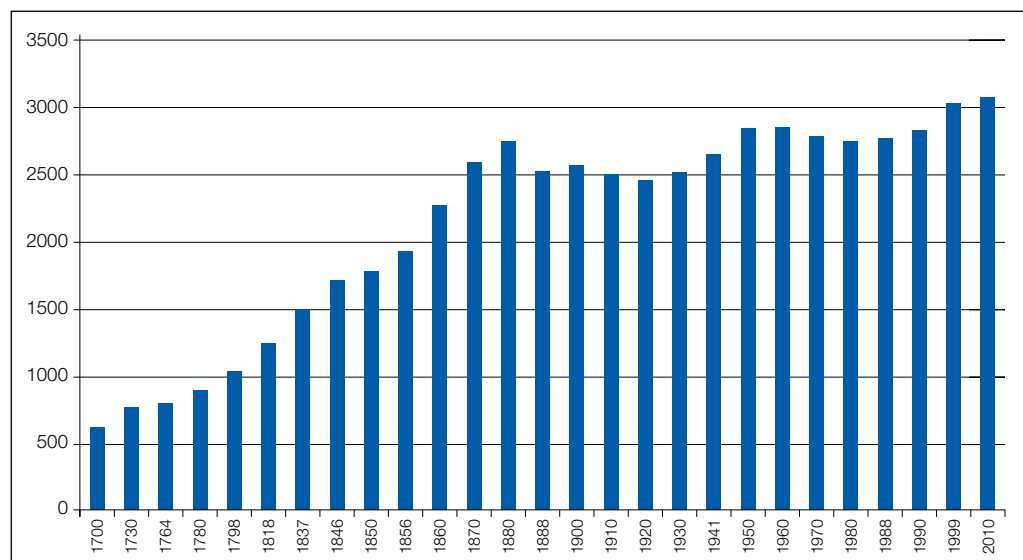
Volkszählungen, wie man sie in unserer Zeit kennt. Exakte, von der Regierung befohlene und organisierte Zählungen gibt es erst seit 1850.

Interessierte Pfarrer haben aber schon vor Jahrhunderten notiert, wieviele Schäfchen sie zu betreuen hatten. So verdanken wir die ersten zuverlässigen Daten über unsere Gemeinde dem Pfarrer *Samuel Thüring Gruber*, der von 1763 bis 1784 in Brienz gewirkt hat. In seinem Pfarrbericht an die Regierung in Bern vom 19. November 1764 finden sich viele interessante Zahlen und gut formulierte Feststellungen. Einen ähnlichen, aber wesentlich umfangreicheren Bericht hat Grubers Kollege *Johann*

Rudolf Nöthiger, Pfarrer in Ringgenberg von 1770 bis 1783, über seine und die Kirchgemeinde Brienz verfasst. Wir werden im folgenden immer wieder die Darstellungen der beiden Pfarrerherren zitieren.

Prof. Dr. *Christian Pfister* von der Universität Bern hat in den letzten Jahren in der Datensammlung BERNHIST mit seinen Studenten alles verfügbare Zahlenmaterial aus den verschiedensten Sachgebieten für die Gemeinden unseres Kantons gesammelt. Die grafische Darstellung basiert in erster Linie auf Daten und Angaben, die uns von seinem Institut zur Verfügung gestellt worden sind.

Brienzer Wohnbevölkerung



Gemüt und Charakter unserer Vorfahren

Wir stützen uns bei der Beschreibung auf den vorne erwähnten Aufsatz von *Albert Streich*, auf die Berichte der Pfarrerherren *Gruber* und *Nöthiger* und auf die *Chorgerichtsmanuale*.

Albert Streich: «Es scheint, dass die Brienzer (zur Zeit ihrer Feudalherren) ein ruhiges, wohlbehütetes Völklein gewesen sind. Man sagt, Seeanwohner gediehen von Gemüt heiterer als andere, offenbar weil eine weite, offene Fläche mit vielfältigem Licht- und Farbenspiel einen ermunternden Einfluss ausübt und überhaupt das Wasser es in sich hat, zu beruhigen und die Besinnlichkeit anzuregen. Vielleicht lässt sich der Gegensatz zwischen der Arbeits- und Geschäftstüchtigkeit, dem Selbständigkeitsgefühl und -bestreben unserer Seeanwohner einer-

seits, und dem Gemüthhaften, das sich in Spielen, im Singen und Musizieren anderseits lebhaft zu äussern vermag, auf die einfache Formel bringen: Hier der steinige, tückische, mühsam zu bezwingende und einengende Berg, da die ruhige, lichtvolle, aufheiternde Fläche des Sees.» – *Streich* stellt beim Brienzer einen gewissen Stolz fest, «der ihn besonders vor einem Fremden nicht aus sich herausgehen lässt, der oft schwere wirtschaftliche wie seelische Not standhaft verschweigt und Versuchen der Gleichschaltung mit der übrigen Welt beharrlich die Stirne bietet.» Er äussert sich auch zum Zwist zwischen Bauern und Schnitzlern, unter dessen Einfluss sich Ende des 19. Jahrhunderts das Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Dorfbewohnern gelockert hatte. «Wenn es aber galt, Werke der Gemeinschaft zu schaffen, die in der Richtung eines wohnlicheren Ausbaues des Dorfes und des Schritthaltes mit der Zeit lagen, oder wenn sie sich aus irgendeinem Grunde veranlasst sahen, sich gegen einen Angriff von aussen her zu verteidigen zu müssen, dann waren sie weniger mehr Schnitzler und Bauern, als welche sie sich im eigenen Hause entzweit hatten, sondern Genossen einer Dorfschaft, die bei sich selbst zum Rechten sahen und eine Einmischung Fremder nicht duldeten.»

Pfarrer Gruber stellt seinen Schützlingen im Jahr 1764 ein gutes Zeugnis aus: «Die Einwohner führen eine anständige Lebensart. Sie beflüssigen sich überhaupt der Häuslichkeit und Sparsamkeit.» Weniger gut tönt es, wenn er im Auftrag der Regierung die Bereitschaft und die Gaben der Brienzer in Bezug auf Umstellungen und Neuerungen im Arbeitsprozess beurteilt: «Was die Gaben derselben betrifft, so sind sie wenigstens so gut als die der übrigen Einwohner des Landes, und es ist nicht zu zweifeln,



Junge Brienzerin (Karl Girardet, um 1840).

dass dieselben zu allen gemeinen Berufen und Handwerken tüchtig wären. Allein die Lage des Ortes, die Beschaffenheit des Landes und die übrigen Umstände machen, dass die Einwohner die alte Lebensart beibehalten und keine Lust zu neuen Versuchen weder in Ansehung des Landbaues, noch nach Handwerken, als deren, die unumgänglich notwendig sind, von sich blicken lassen und ohne Zwang kaum dazu zu bringen wären.»

Im Jahr 1780 beurteilt auch *Pfarrer Nöthiger* die Brienzer: «Ihre Sitten sind hier meist noch unverderbt einfältig und natürlich, dabei ehrbar, höflich, manierlich, sittsam und bescheiden, dienstbar, da wo ihr Eigennutz nicht darunter

leidet, sehr häuslicherisch, aber doch gastfreigebig; aber nicht im höchsten Grad arbeitsam, auch nicht lasterhaft und ausschweifend, sehr gottesdienstlich, aber auch abergläubisch; davon zeugen ihre alten Gebräuche. Darauf halten sie sehr viel und sind davon nicht abzubringen.» An einer anderen Stelle seiner Schrift lesen wir: «Ihr Gemütscharakter zeigt Verschlagenheit, Argwohn, Misstrauen, Eigennutz, Rachgier, samt grosser Einbildung von sich selbst. Der Oberländer opfert seinem Ehrgeiz, aber auch seiner Rachsucht alles auf; nimmt man ihn bei der Ehre, so kann man alles mit ihm ausrichten, tritt man aber derselben zu nahe, so ist er unversöhnlich.»

Johann Rudolf Wyss schreibt in seinem Bericht über eine Reise in das Berner Oberland im Jahr 1816: «Die Lernbegierde ist kein Charakterzug dieses Volkes, im Gegenteil wird, wie bei den meisten Bergvölkern, alles auf Bequemlichkeit eingerichtet, und was man nicht tun muss, wird in der Regel nicht getan.»

In den *Chorgerichts*manuale der Kirchgemeinde hören wir fast ausschliesslich von Leuten, die sich etwas haben zuschulden kommen lassen. Die Richter hatten fast jeden Sonntag Übertretungen der recht strengen Sittengesetze zu beurteilen. Sie hatten es mit Tänzern, Rauchern, kleinen Dieben, Kartenspielern, Unruhestiftern, Lügnern, Faulenzern, Gottesdienst- und Schuleschwänzern, aber auch mit Ehebrechern, Säufnern und Betrügnern zu tun. – Man kann aber aus den Protokollen kaum etwas Besonderes oder Typisches über Charakter und Eigenart der Bevölkerung von Brienz herauslesen. Leute, die sich nicht an die Vorschriften halten wollten und straffällig wurden, gab es ja wohl in allen Kirchgemeinden des Kantons.



Geschäften und der Mithilfe in der Viehwirtschaft zuliess, mit Kind und Kegel auf die sonnigen und im ganzen fruchtbaren Äcker und Äckerlein, die der Wildbach nur zu oft verschüttete und welche die Brienzer immer wieder aus Schutt und Steinen neu erstehen liessen.»

Pfarrer Gruber rühmt in seinem Bericht die Brienzer Bauern und wundert sich, «wie geschickt sie sein müssen, dem Land wohl abzuwarten; indem fast alle Güter in dem fruchtbarsten Stande sich befinden und meistens einen dreifachen Raub (= Ernte) geben. Welches um so viel mehr zu bewundern ist, da das Land durchgehends kaum eine Handbreit guten Grund hat und an vielen Orten noch von Zeit zu

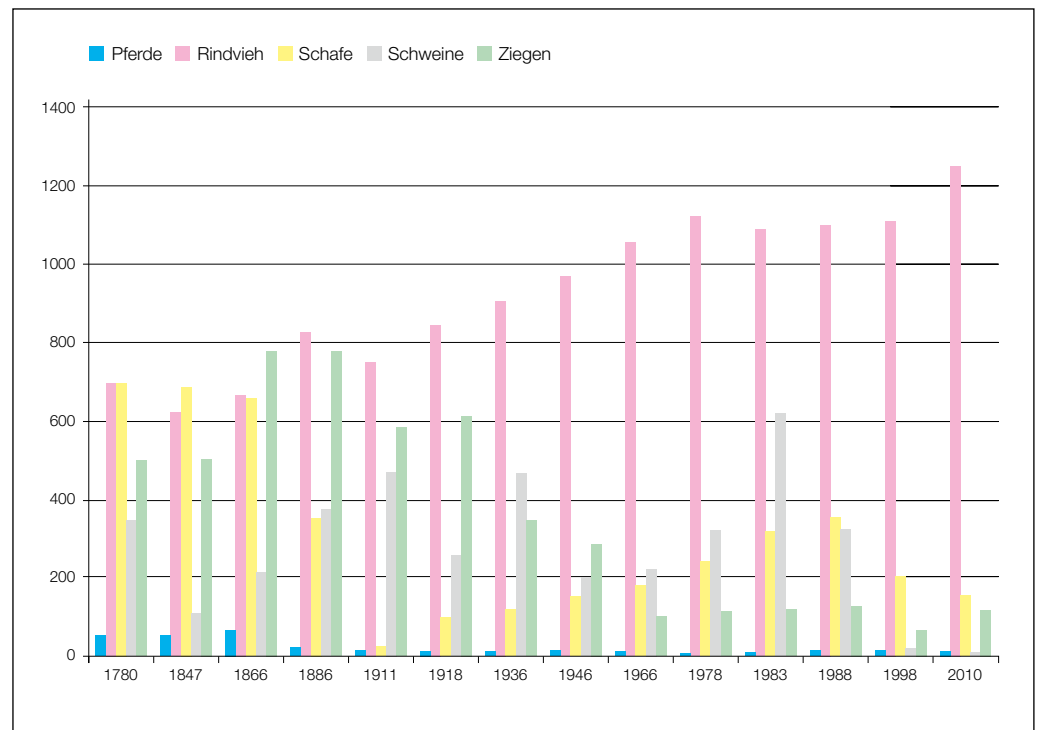
Zeit durch Erdbrüche verschüttet wird. Ungebautes Land ist fast keins. Wo nur eine Handvoll Erde liegt, die zur Fruchtbarkeit bequem gemacht werden kann, so wird ein Versuch dazu vorgenommen.»

Pfarrer Nöthiger meldet, dass es 1780 in Brienz 700 Kühe, 55 Pferde, 700 Schafe, 500 Geissen und gegen 350 Schweine gegeben hat. Und das in einem Dorf mit 896 Einwohnern, 208 Haushaltungen und 138 Häusern! Aber wir vernehmen auch, dass unter den 896 Einwohnern schon «alle Künste, Handwerker und Gewerbe, die je auf einem Dorf angetroffen werden, zu finden sind.» Er zählt auf: Es gab in Brienz im Jahr 1780 einen Müller, drei Schmiede, drei

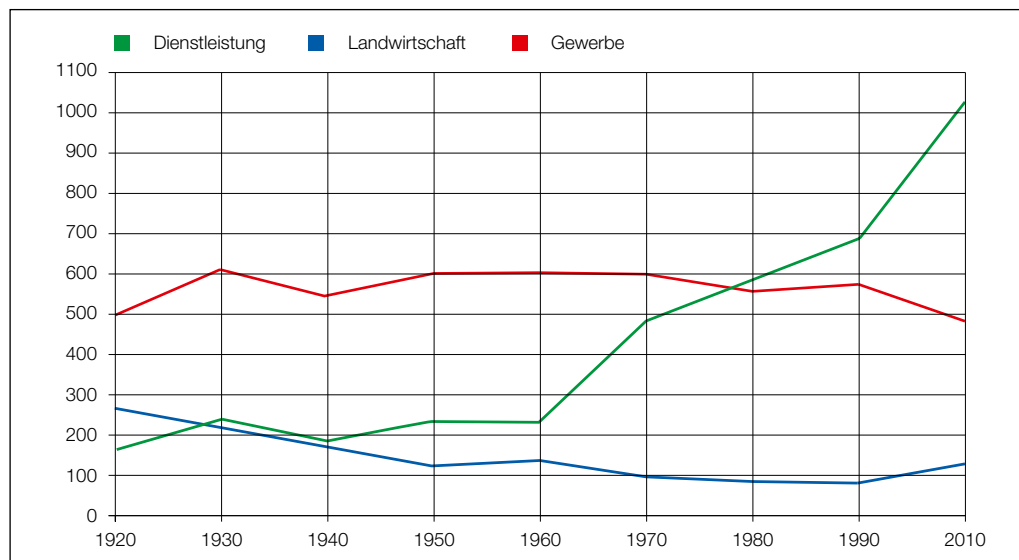
Bergbauern und Gewerbler

Unsere Vorfahren bestritten ihren Lebensunterhalt seit Urzeiten als kleinere oder grössere Bergbauern. Sie waren in Bezug auf das Essen und ihre sonstigen Bedürfnisse so weit wie möglich Selbstversorger. *Albert Streich* schreibt: «Den bäuerlichen Betrieb besorgte das Mannenvolk, die Wartung und Pflege des Rindviehs, der Ziegen und Schafe. Im Frühling trieb der Bauer seine Viehhabe auf die Alpen und sömerte dort unter Verhältnissen, die seine Lebensweise im Tal an Einfachheit und Anspruchslosigkeit noch übertrafen. Das Käsen, der Handel mit Vieh und dem einmal weit über die Grenzen der Heimat bekannt und beliebt gewesenen Brienzerkäse, dann das Heuen, das Emden und Streuesammeln, winterüber auch das Fällen und der Taltransport des Holzes aus den Bergwäldern, gehörten weiter zu den Obliegenheiten des stärkeren Geschlechts. Das Weibervolk ergänzte den bäuerlichen Betrieb durch acker- und gartenbauliche Tätigkeit. Es zog, soweit es die Zeit neben den häuslichen

Viehbestand der Einwohnergemeinde Brienz



Berufstätige in der Bevölkerung der Gemeinde Brienz



Für diese Zusammenstellung stehen uns leider nur die Zahlen ab 1920 zur Verfügung.

Zimmerleute, einen Drechsler, einen Tischler, einen Radmacher, einen Schiffmacher, zwei Gerber, zwei Schneider, drei Schuster, einen Kammacher, einen Arzt, ein Tavernenwirts- haus und eine ordentliche Post.

Aus dem *Chorgerichts*manual vernehmen wir, dass es in unserem Dorf schon vor 1780 neben den Bauern spezialisierte Berufsleute gab: da arbeiteten in der Metallbranche neben dem Schmied ein Messerschmied, ein Hammer- schmied, ein Hufschmied, ein Kessler, ein Nag- ler, ein Schlosser, ein Treichlenlöter und ein Chuglegiesser. Weiter sind ein Seiler, ein Satt- ler, ein Tischmacher, ein Sager, ein Reuter, eine Netzestrickerin vermerkt. Vier Pfister, die immer wieder vor Chorgericht erscheinen mussten, weil ihr Produkt in Bezug auf das Gewicht nicht den Vorschriften entsprach, versorgten die

Leute mit Brot. Was aber der *Salpetergraber*, der Salpetersieder, der Salpetermacher und der Köhler (Kohlplatz!) zu tun hatten, können wir uns wohl nicht mehr so richtig vorstellen.

Auch wenn die meisten dieser Berufsleute ne- benbei vielleicht noch Kleinlandwirte waren und etliche von ihnen als Ausserkantonale oder gar Ausländer nur vorübergehend in Brienz gewirkt haben, zeichnet sich doch ab, dass gegen Ende des 18. Jahrhunderts das Gewerbe als Erwerbszweig neben der Landwirtschaft immer mehr an Bedeutung gewann.

Eine ganz bedeutende Umschichtung in der Er- werbsstruktur unserer Dorfbewohner brachte dann das Aufkommen des Fremdenverkehrs und der Holzschnitzerei im 19. Jahrhundert. Das wird aber an anderer Stelle dargestellt.

Herdäpfel und Ziger

Professor *Albert Hauser* schreibt, in unserem Land hätten bis Ende des 18. Jahrhunderts verschiedene Breiarten das gebräuchlichste Essen gebildet. Im Agrargebiet des Mittellan- des habe man vor allem Hirse-, Haferbrei und Bohnenmus gegessen, während in den Hirten- gebieten der Haferbrei durch Milchmus ersetzt worden sei. Das Morgenessen soll aus Milch und Ziger, oft mit einer Zugabe von getrockne- ten Früchten, bestanden haben.

Nach *Nöthiger* war die Nahrung unserer Vor- fahren (um 1780) «ganz einfach und ländlich: Käs, gedörrter Ziger, Herdäpfel, samt Käsmilch und Zugemüs, und an Sonntagen geräuchert Fleisch darzu, wie auch Obst und Gartenfrüch- te, alles von ihrem eigenen Produkt; Brot und Wein wird hier sehr sparsam gebraucht, doch nicht so der Käs. – Vielleicht ist in dem ganzen Bernbiet keine Gegend, da die Erdfrüchte bes- ser und vollkommener hervorwachsen, und mit deren Pflanzung man sich mehr Mühe gibt, als eben hier. Die Pflanzplätze werden aller Or- ten stark gedüngt, jede Beunde (eingehegtes Grundstück) wird zweimal des Sommers ange- pflanzt und genutzt, und die gemeinsten Gar- tengewächse sind Kabis und Köhl, Rüben und Rübli, Fieselärbs und Trähärbs, das sind Ste- ckenbohnen, Gropene oder niedere Bohnen und grosse Säubohnen, die zu Mehl gemahlen zur Schweinetränke gebraucht werden; vor- nehmlich aber die Erdäpfel, die hier eine beson- dere Stelle verdienen.»

Und *Nöthiger* gibt den Erdäpfeln in seiner Schrift wirklich eine besondere Stelle, denn er hat ja wohl selber erlebt, dass gegen Ende des 18. Jahrhunderts das Aufkommen der Kartoffel die Ernährungsgewohnheiten ziemlich stark



Ziegen gab es in den Zwanzigerjahren noch mehrere Hundert im Dorf - und der Geisshirt kannte sie alle!

verändert hat. Professor *Albert Hauser* spricht da von einer «Kartoffelrevolution». Man habe damals in Brienz zwei verschiedene Sorten Kartoffeln gekannt, vernehmen wir von Nöthiger: frühe weisse und späte rote. Erstere steckte man Mitte März und erntete gegen Ende August, die anderen wurden gegen Ende April gepflanzt und im Oktober eingebracht.

«Sie werden hier in Gruben von einem halben Schuh tief und einem Schuh breit voneinander gesteckt, eine Scholle mageren Dünger von Schafen, Geissen oder Schweinen darauf gelegt und mit der Erde wieder zugedeckt. Durch den Sommer hindurch dient das Kraut den Kühen zum Futter. Im Oktober werden sie

gegraben und zwar alles kniend, mit kleinen Gjättheulein, die kleinen von den grösseren gesöndert und auf Haufen in Keller geschüttet, die kleinen samt den grössten, die oft weit über ein Pfund im Gewicht halten zur Mästung der Schweine, die mittelmässigen aber zur Speise gebraucht. Bei starkem Heumangel werden auch die Kühe mit Erdäpfeln gefüttert. Die besten Erdäpfel werden im Kienholz gepflanzt, weil sie in blossen gedüngtem Sand wachsen; der in der Tat, wenn er wohl gebauet wird, für die Erdäpfel, die einen lockeren Grund mangeln, der beste Boden ist.»

Den Bestand an Obstbäumen bezeichnet Nöthiger als beträchtlich, sowohl in bezug auf die Menge als auch auf die Qualität. Apfel- und Birnbäume gab es offenbar schon vor Jahrhunderten von allerlei Sorten, und Nöthiger weiss: «Beide Gattungen werden meist aus dem Emental hergeholt, weil die Erfahrung lehrt, dass sie aus einem kälteren in ein wärmeres Klima müssen versetzt werden.» Gedörrte Birnen und Äpfel waren eine billige Nahrung und ersetzten vielfach das teure Brot. Meistens wurde das Obst von den Hausfrauen selber gedörrt, in eigenen oder in gemeinsam mit anderen Familien betriebenen Dörrföhenhäuschen.

Zahlreich waren auch die Kirsch-, Zwetschgen- und Pflaumenbäume. In vielen Haushaltungen brannte und verkaufte man Kirsch- oder Zwetschgenwasser. Nöthiger rät: «Man muss das Kirschwasser kaufen, ehe die Zwetschgen reif sind, wenn man ächtes haben will, sonst wird es untereinander vermischt; es ist dann auch gut und stark, behält aber doch seinen Geruch und ist sehr kältend.»

«Die Bienenzucht wird hier sehr stark getrieben. Es gibt Haushaltungen, die sich bis 50 Körbe halten», schreibt Nöthiger. Honig war bis ins 17. Jahrhundert der einzige Süsstoff, den man kannte. Erst dann wurde er langsam durch den Zucker abgelöst. Mit dem Zucker kam auch der Kaffee auf, der auf dem Tisch nach und nach die Milch verdrängte. Allerdings war er langezeit noch sündhaft teuer: Man bezahlte für das Pfund Kaffeebohnen den Wochenlohn eines Arbeiters, und ein Nachfolger Nöthigers schrieb: «Der mehr und mehr überhand nehmende Missbrauch des Kaffeegetränks ist auch als eine Quelle der Verarmung der Oberländer anzusehen.»

Dem vielseitig interessierten Pfarrer *Nöthiger* verdanken wir auch Angaben über die Produktion sowie die Ein- und Ausfuhr einiger Produkte: So kamen in Brienz im Jahr 1780 1000 *Zentner* Käse in den Handel. Davon wurden 660 Zentner ausgeführt. Ferner wurden 82 Zentner Hanf und Flachs, 3000 Liter Kirschwasser und 2250 Liter Nussöl produziert. Namhafte Einnahmen ergaben sich aus dem Käse- und Viehverkauf: *Nöthiger* schätzt sie auf 31 600 Pfund. Er setzt dieser Summe die Ausgaben der Brienser für Zucker, Kaffee und Tabak gegenüber – 10 600 Pfund.

Für das Dorf von Selbstversorgern war die Sicherheit und die Qualität der Ernährung vom Boden, vom Klima, aber auch vom Fleiss und der Arbeitsbereitschaft der Bewohner bestimmt. Wer gesund und bereit war, sich den oft harten

Gegebenheiten anzupassen, kam durch und brachte es vielleicht sogar zu einem gewissen Wohlstand. Schlechte, ertragsarme Jahre, Naturkatastrophen, Unfälle und Krankheit brachten aber immer wieder Unsicherheit und Not. Erst in der neueren Zeit wurde durch verbesserte Anbaumethoden, durch Rationalisierung, bessere Erschliessung des Dorfes und durch neue Verdienstmöglichkeiten die Situation der Dorfbürger entscheidend verbessert und weitgehend gesichert.

Krankheit – Armut – Fürsorge

Vor Jahrhunderten durchzog immer wieder die Pest ganz Europa und auch unser Land. Der Schwarze Tod, wie jene fürchterliche Krankheit auch genannt wurde, raffte in den Jahren 1348/49 in Europa ein Viertel der gesamten Bevölkerung (25 Millionen Menschen) dahin.

Besonders schlimm war, dass man nicht wusste, wie sich die Pest verbreitete, was man dagegen tun konnte. Man glaubte an eine Heimsuchung Gottes, und die Obrigkeit in Bern wusste nichts Besseres, als ihren Untertanen zu empfehlen, sie müssten eifrig und ernsthaft Busse tun und inbrünstig beten. Wir können nicht genau belegen, wieviele Brienser den Pesttod starben, aber wir wissen, dass sie im Pestsommer 1400 im Gotteshaus zusammentraten und Gott und die Gottesmutter Maria baten, sie möchten doch die Pest zurücknehmen. Als Gegenleistung erklärten sie sich bereit, das mütterliche Erbrecht dem väterlichen anzupassen! – Besonders schlimm wütete die Pest im 16. Jahrhundert: Es sind Pestzüge verzeichnet für die Jahre 1564, 1577, 1579, 1581 und 1595. – Man weiss heute, dass Rattenflöhe Infektionsträger der Beulenpest waren. Bei der Lungenpest erfolgte die Ansteckung über die Atemwege. Es kam zu Pestbeulen und zu schwarzem Auswurf. Kurz vor dem Tod färbten sich Zunge und Lippen schwarz. Deshalb nannte man die unheimliche Seuche auch den Schwarzen Tod.

In manchen Regionen unseres Landes starb ein Drittel der Einwohnerschaft innerhalb weniger Monate. – Besonders schlimm trat die Pest im Haslital und in Grindelwald im Sommer 1669 auf. Der Landvogt von Interlaken meldete der Regierung, im Haslital seien 1300 Tote zu beklagen. An einem bestimmten Tag sollen in Meiringen 50 Personen bestattet worden sein. Umliegende Dörfer mieden jeden Verkehr mit den verseuchten Gebieten und stellten an ihren Grenzen Wachen auf. Dass diesen Wachtposten nicht immer bewusst war, was für einen wichtigen Dienst sie leisten mussten, sehen wir aus einigen Eintragungen im *Chorgerichtsma-*



Ob diese Brienser Kinder schon alle schwimmen konnten?

nual: Am 11. Juli 1669 «ware fürbracht worden, das *Hans Streipf* uff der wacht einem von Hasli habe die Hand gereckt. Item solle *Melcher Zenger* uff der wacht auch einem von Hasli die Hand gereckt haben. Item das *Anthoni Schöni* zu einem in Grindelwald gangen uff dem grad ob Iselwald und hirmit auch wider Gebott gehandelt.» Am 22. August 1669, die Seuche war am Ausklingen, wurde *Caspar am Achers* Frau von Wyler vor das *Chorgericht* zitiert, «wegen dass sie das wachen gegen denen von Hasli der Seüch halber ein narren werck gescholten.» – Das war der letzte Seuchenzug in unserem Lande. Soviel wir wissen, ist Brienz selber von der Pest nie in dem Masse heimgesucht worden wie etwa Grindelwald oder Meiringen.

Bevor sich Pfarrer *Nöthiger* (1780) über Krankheiten äussert, stellt er fest, dass die Brienzer im Grossen und Ganzen gesund seien. «Ihre äusserliche Bildung und Leibsconstitution ist meist gross, stark, wohlgewachsen, von nervosten und schlanken Gliedern und gesunder Natur; werden meistens alt, und viele leben auf 80, 90 und mehr Jahre, wozu die gesunde Luft, einfache Nahrung, harte Arbeit und mässige Lebensart das meiste beiträgt.»

Eine herrschende Krankheit war nach *Nöthiger* «das kalte Weh oder Fieber, davon vielleicht nicht ein einziger Bewohner dieser Gegend frei gewesen ist, und sie meist im Sommer überfällt. Verursacht wird das kalte Weh dadurch, dass sie dannzumal bei ihrer Arbeit der gewohnten warmen Milch entbehren müssen, in der Hitze oft schlechtere Trünke kalten Wassers tun, stark schwitzen und darauf sich wieder erkälten. Sie wissen sich aber gemeinlich durch einen derben Rausch von rotem Wein dies Fieber zu vertreiben.»

Die Krätze habe junge und alte Leute befallen «wegen den vielen gesalzenen Speisen und Nüssen und weil man sich nicht reinlich genug hält.»

Fast jedes Jahr habe im Spätsommer und im Herbst die rote Ruhr grassiert, «welches Übel vermutlich von der Abwechslung von Hitze und Kälte herrührt; denn so gross immer die Hitze des Tages im Sommer und Herbst ist, da die Gegend ringsherum mit Steinfelsen eingeschlossen ist, so kühl ist es doch morgens und abends wegen den beständigen Bergwinden.»

Weiter berichtet *Nöthiger*: «Sehr viele Männer sind auch mit Leistenbrüchen behaftet, weil sie wegen Mangel der Kärren und Pferden, die sie in einer Berggegend auch nicht gebrauchen könnten, grosse Lasten heben und tragen müssen; auch ihre Gedärme von den vielen Milchspeisen verschlammt werden. Sehr viele, die im Alter sterben, enden ihr Leben mit der Brustwassersucht: davon vielleicht die Ursache ist, dass sie ihren Leib und Käsmagen selten reinigen, hingegen allzu oft und zu stark Ader lassen.»

Über die Versorgung der Kranken in unserer Gemeinde im 18. und 19. Jahrhundert ist nur wenig zu vernehmen. Es gab in der Kirchgemeinde Brienz weder Siechenhaus noch Krankenstube. Und sicher hat kaum eine Person aus Brienz im 1823 im Kloster Interlaken eingerichteten «Spittel für Arme und Landstreicher» Aufnahme gefunden, denn es gab dort für Kranke aus den beiden Amtsbezirken Interlaken und Oberhasli zuerst nur drei Betten. Erst 1835 bewilligte der Grosse Rat die Aufstockung auf sechs Betten.

Die staatliche Gesundheitskommission legte genau fest, wer in der Krankenanstalt oder Notfallstube aufgenommen werden durfte: Scheintote, Leute mit langdauernden Ohnmachten, mit Schlagflüssen, Vergiftungen, schweren Verletzungen, eingeklemmten Brüchen usw. Strikte abgewiesen wurden Kranke mit chronischen Leiden, Schwind-süchtige, Wassersüchtige, mit ansteckenden Hautkrankheiten, Geschwüren, Beinfress und Fisteln Behaftete. – Den meisten Patienten, die heute in den Spitälern gepflegt werden, blieben somit um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Tore des Krankenhauses verschlossen.

Auch als 1849 in Meiringen eine Krankenstube eröffnet wurde, änderte sich für die Brienzer wohl nicht viel. Man lebte, litt und starb meistens in den engen Stuben des eigenen Heims.

In den Akten des Staatsarchivs in Bern steht, dass am 31. Dezember 1801 einem *Johannes Stoller*, Arzt in der *Munizipalität* Brienz, das Patent zur Ausübung des Arztberufs erteilt worden ist. – Im Gemeinderatsprotokoll vom 12. Februar 1838 lesen wir, dass ein Arzt *Mettler* verschiedenen Brienzern Rechnung gestellt hat. Ob *Mettler* in Brienz Wohnsitz gehabt hat, ist nicht angegeben. – Mehr vernehmen wir über *Dr. Bühler*, der wahrscheinlich von 1846 bis 1869 in unserem Dorf gewirkt hat. Er musste immer wieder bei der Gemeinde vorstellig werden, damit diese ihm sein Wartgeld (wahrscheinlich ein festes Entgelt) von Fr. 280.– auszahlte. Am 28. Dezember 1869 beschloss die Gemeinde, ihm Fr. 200.– und 8 Klafter Buchenholz zu geben. – Er war noch nicht ein Arzt der hohen Preise: Für seine Leistungen gegenüber der *Magdalena Fischer* verlangte er Fr. 1.25, für seine Bemühungen um *Peter Müller* Fr. 3.45.

Dem Gemeinderatsprotokoll vom 22. Juli 1897 entnehmen wir, dass der Rat dem Krankenverein Fr. 15.– für die Anschaffung eines Krankentrages, das ungefähr Fr. 30.– kosten sollte, bewilligt hat.

Am 3. Oktober 1898 wurde laut Gemeinderatsprotokoll im Rat die Arztfrage diskutiert. Im Dorf waren offenbar viele Leute der Meinung, Dr. Sulser erfülle seine ärztlichen Pflichten nicht in genügender Weise. Der Gemeinderat unternahm vorläufig nichts, da er nicht sicher wusste, ob er in dieser Sache aktiv werden musste. Schon drei Wochen später hatte er aber eine von 60 Dorfbürgern unterzeichnete Petition auf dem Tisch, in der verlangt wurde, der Gemeinderat möge Schritte zur Berufung eines zweiten Arztes unternehmen, das Bedürfnis hierfür sei fühlbar und klar. Schon am 29. Oktober brachte er das Geschäft vor die Gemeindeversammlung und liess sich dort den Auftrag geben, durch eine geeignete Publikation einen weiteren Arzt für Brienz zu suchen.

Verschiedene Dorfbürger schlugen vor, der Gemeinderat solle Dr. Albert Baumgartner, den Neffen des 1894 verstorbenen Briener Pfarrers Heinrich Baumgartner, anfragen, ob er sich eine berufliche Tätigkeit in Brienz vorstellen könnte und vielleicht daselbst wirken möchte. Da die Auskünfte, die der Gemeinderat bei den Berner Professoren Kocher, Niehans und Sahli über Dr. Baumgartner eingeholt hatte, sehr günstig lauteten, nahm er unverzüglich mit diesem Verbindung auf. Dr. Baumgartner soll bei diesem ersten Kontakt erklärt haben, um die Stelle in Brienz bewerben werde er sich nicht, aber er lasse sich allenfalls berufen. Am 2. Januar 1899 geschah die Berufung: Die Abgeordneten der Kirchgemeinde folgten der Empfeh-



Dr. Albert Baumgartner (1874–1956), Arzt in Brienz ab 1900, 1952 zum Ehrenbürger von Brienz ernannt.

lung des Gemeinderates von Brienz, Dr. Albert Baumgartner war allen genehm, und die Gemeinderäte Kuster und Huggler wurden beauftragt, ihm das unverzüglich mündlich mitzuteilen.

Am 21. Januar 1899 liess Dr. Baumgartner den Gemeinderat wissen, er sei gesonnen, die Berufung anzunehmen und sich in Brienz niederzulassen. Er machte allerdings den Vorbehalt, dass er sich noch nicht endgültig binden lasse, weil er doch zuerst sehen müsse, ob die Praxis gross genug sei und ob die Verhältnisse ganz allgemein seinen Erwartungen entsprechen würden.

Das war offenbar der Fall, denn er bewarb sich im Jahr 1903 um das der Gemeinde gehörende Hugglerhaus an der Äusserstgasse (heute praktiziert und wohnt in diesem Haus Dr. med. Kas-

par Lüthi), kaufte es für Fr. 10 588.– und richtete sich dort ein. – Zu erwähnen ist ferner, dass im Jahr 1908 Dr. Baumgartners Vater, Albert Baumgartner, als Pfarrer nach Brienz gewählt wurde und diese Pfarrstelle bis 1926 versah. – Im Jahr 1918, drei Jahre nach dem Tod seiner erst 42-jährigen Frau, vernahm man plötzlich und ungern, Dr. Baumgartner wolle Brienz verlassen, weil ihm die Praxis zu umfangreich und zu schwer geworden sei. Schliesslich gelang es aber dem Gemeinderat und den Abgeordneten der verschiedenen Gemeinden, ihn von seinem Plan abzubringen. – Er wirkte weiter als kompetenter und beliebter Dorfarzt, und dank der tatkräftigen Hilfe seiner zweiten Frau Rosa Hauser konnte er bis ins hohe Alter praktizieren. Am 28. März 1952 wurde er im Helvetia-Saal zum Ehrenbürger von Brienz ernannt. Der Gemeinderatspräsident Hans Fischer würdigte das langjährige unermüdliche Wirken des Arztes, der bei Wind und Wetter, Tag und Nacht seinen Patienten Hilfe brachte und sehr bescheiden Rechnung stellte. – Dr. Albert Baumgartner starb am 14. Juli 1956.

Am 2. November 1911 wurde im Gemeinderat die Anregung besprochen, man sollte durch ein Inserat Töchter aus der Gemeinde auffordern, den Krankenpflegeberuf zu erlernen. Die Kurskosten würde die Armenbehörde übernehmen. Und am 3. Februar 1919 bewilligte der Rat 3 Ster Brennholz für die Abhaltung eines Krankenpflegekurses im Saal des Hotels Kreuz.

Frau Johanna Mathyer wurde als Krankenpflegerin angestellt. Ihr Monatssalär betrug Fr. 120.– und der Gemeinderat beschloss, zahlungsfähigen Kranken Rechnung zu stellen und an die Regierung ein Gesuch um einen Beitrag an die Besoldung der Krankenschwester zu richten.

Im Jahr 1918 suchte die Grippe unser Land und auch unser Dorf ganz böß heim. Sie scheint in zwei Wellen aufgetreten zu sein. Nach vielen Krankheits- und Sterbefällen im Hochsommer flaute sie etwas ab, dann gab es im November die zweite Krise. Wegen der hohen Ansteckungsgefahr erliess die Regierung in Bern ein Versammlungsverbot, die Ortspolizeibehörde untersagte die Teilnahme an Beerdigungen, der Turnverein durfte seinen Unterhaltungsabend mit Tanz nicht durchführen, der *Brienzermarkt* wurde abgesagt und der Schulbeginn hinausgeschoben. In unserem Dorf waren trotz der Vorbeugungsmassnahmen etliche Tote zu beklagen. – Als die Grippeepidemie im Februar 1919 endlich ziemlich abgeklungen war, ersuchte der Gemeinderat die Sanitätsdirektion, das Versammlungsverbot und die diesbezüglichen Vorschriften für Brienz aufzuheben. Der Regierungsrat ging aber nicht darauf ein. Er ordnete vielmehr an, man müsse alle Vorschriften noch einmal publizieren.

Krank sein, arbeitsunfähig sein, bedeutete in vielen Fällen Armut. Im 17., 18. und 19. Jahrhundert gab es in Brienz wie im ganzen Kanton viele Leute, die arm waren und unterstützt werden mussten. Der Staat stand im Grossen und Ganzen dem Problem der Armut hilflos gegenüber. Im Verwaltungsbericht für die *Restaurationszeit* (1815) steht: «Arme habt ihr allezeit bei euch; so ist es, und so wird es wohl bleiben. Kein Philosoph wird die Armut wegvernünfteln; keine Verfassung und keine Organisation wird sie heben.» Dann wird im gleichen Bericht den Armen vorgehalten, sie seien an ihrer Armut zum grossen Teil selber schuld, sie seien arbeitsscheu, und man erkenne bei ihnen «den im Bergland vorherrschenden Hang zum Müßiggang».



Linder Idali (1876–1961) und Viktor (1872–1965), ein Geschwisterpaar, alt geworden in grösster Anspruchslosigkeit.

Mit einigen Massnahmen bekämpfte der Staat Symptome der Armut, aber nicht die Gründe. So erliess er Gesetze gegen den Bettel, gegen den übermässigen Aufwand für schöne Kleider, gegen das Spielen um Geld und das übereilte Heiraten Besitzloser. Immerhin machten die *gnädigen Herren* von Zeit zu Zeit Umfragen und liessen sich sagen, wie es mit den Unterstützungsbedürftigen und der Fürsorge in den Gemeinden stand. Einer solchen Umfrage verdanken wir die folgenden Angaben, die der Bericht von Pfarrer *Samuel Thüning Gruber* (1764) enthält:

Die Gesamtzahl der Einwohner der Kirchgemeinde («Summ beyder Geschlechter») gibt er mit 1724 an. Dann «Zustand des Armuths: 133 Kinder armer Eltern, 7 Waysen, 46 Elende von mittleren Jahren, 14 Alte.». Auf die Frage, ob die Anzahl der Armen wirklich gross sei, verweist er auf die obenstehenden Angaben und schreibt, es gebe nur 40 Handreichungsbedürftige und 26 gänzlich Arme, zusammen 66, so dass ungefähr der 25ste Mensch arm sei. Das Spendgut für die Armenfürsorge bestehe aus 13500 Pfund. «Dasselbe wird theils zu 4, theils zu 5 von 100 verzinset, die sämtlichen Zinsen davon belaufen sich auf 180 Kronen. Von dieser Summe werden im Durchschnitt jährlich für die gemeinen Bedürftigkeiten der Armen ausgegeben 130 Kronen. Die überschliessenden 50 Kronen werden meistens an neue Kapitalien gelegt.»

Dazu kamen Naturalgaben aus dem Kloster Interlaken und von den Herren der Landalmosenkammer, so dass in der Kirchgemeinde jährlich 436 Kronen 22 Batzen 2 Kreuzer verteilt werden konnten. Das machte pro Kopf der 66 Armen 6 Kronen 20 Batzen.

Dann war die Frage zu beantworten, wie die ganz elenden Leute und die dürftigen Greise verpflegt würden. Gruber erklärt: «Es wird für dieselbigen alle pflichtmässige Sorge getragen, dass ihnen an der nötigen Nahrung und Pflege nichts fehle. Zu dem Ende werden auf ihre Unterhaltung anstatt der 6 Kronen 20 Batzen, die ihnen aus der Hauptsumme zustehen, bis auf 25 und mehr Kronen verwendet. Wodurch dann denen übrigen Armen ein namhaftes abgeht; sie werden aber auf andere Weise entschädigt, dass sie dabey keinen Verlust leiden.» – Ob es den Armen an Lust oder Gelegenheit zur Arbeit fehle, wollten die Herren in Bern weiter wissen. «Keines von beiden kann mit Grund gesagt werden», antwortet Gruber. «Die meisten hiesiger Armen befeissigen sich der Arbeitssamkeit und führen ein geschäftiges Leben. An Gelegenheit zur Arbeit kann es ihnen sonderlich jetzo um so viel weniger fehlen, da zu denen weitläufigen Verrichtungen, die die Lebensart der Einwohner erfordert, noch dieses hinzukommt, dass in dasiger Gegend eine Manufactur und Wollenspinnerei aufgerichtet worden, die mit Recht eine Quelle und ein nütliches Mittel zur Ernährung der Arbeitslosen oder zu beschwerlichen Verrichtungen untüchtiger Armen genennt zu werden verdient.»

Pfarrer *Nöthiger* ergänzt (1780): «Ihre Armen halten sie nebst der obrigkeitlichen Beisteuer und ihren geringen Gemeind-Armengütern wie auch durch bestimmte Abgaben in Geld und Lebensmitteln, wie nicht weniger durch Zuteilung gemeiner Pflanzplätze und durch ihre vielen persönlichen besonderen Almosen.»

Den *Chorgerichtsmanualen* entnehmen wir, dass immer wieder Gesuche um Unterstützung durch Spendgelder zu behandeln waren:

«Den 17. Octob. 1641 ist dem *Peter Egger*, dess sigristen sunn, von der spend wuchendtllich für 2 Batzen brodt umb Gottes Willen vergünstiget worden.»

«Den 22. Mai 1642 ist *Jaggi Durners* frouwen und kindren alle wuchen für 2 batzen spendbrodt erlobt worden.»

«Den 12. Winmonats 1645 habend wir Chorricht gehalten und *Jacob Thurner* darvor beschickt, ihme fürgehalten, wie das er vil in wirtshüseren sige und alwägen gärn etwas unrichtiges mit den lütten anfangen, habe aber die spend und könne ein gut handwerk, demselbigen sölle er obligen, und wo er dieses nit enderen und verbessern wölle, so werde man ihm die spend nid lenger gäben.»

«Den 21. Nov. 1651 ist auch die *Jacobe Sulliger*, *Ulli Schilts* wib, für Chorricht kommen und der spend (wyl sie kinder und arm) begärt, deren wir sie nach umfrag erlaubt, und ist auch flüssiger z'kilchen z'gahn vermahnt worden.»

«Den 26. Augusti 1682 sind alle arme, deren über die 20 in diser *kilchhöri*, denen die Spend zegäben erkentt worden, einer ieden person namlich alle wochen umb 1 batzen brot, vor Chorricht vermandt worden, flüssiger die predigen götlichs worts zebesuchen.»

«Den 8. Decembs 1682 wurde citiert und erschinnen *Elsi Schilt*, sonst *Schnäder Elsi* genant, welche nit laugnen können, dass sy die spend an zweien orten, namlich by *Hans zur Fluh* zu Ebligen, und *Peter Fischer*, dem Müller, empfangen. Ist erkentt worden, dass wo sy dem einten dass brot nit zahle biss uff nechstkünftigen Meyen, solle sy mit gfangenschafft gestrafft werden.»

«Den 2. Juni 1709 ist *Susanna zum Bach* betrewt (bedroht) worden in gfangenschafft gesetzt zu werden, wofern sie ins künftig hinderuks einer Ehrbarkeit (hinter dem Rücken des *Chorgerichts*) nach Bern für die Almosen Cammer gehe und sich beklage, wie sie gethan, als wann mann ihra kein Handreichung verschaffen, und also mit der schandtlichen unwarheit umgangen, auch gegen die gmeind sehr undankbar erzeigt.»

Weil der Gemeinderat sich auch im 19. Jahrhundert immer wieder mit Armen und Unterstützungsgesuchen zu befassen hatte, setzte er eine spezielle Armenkommission ein. Vielleicht wurde auf deren Vorschlag die *Suppenanstalt* gegründet, von der *Albert Streich* in seinem Aufsatz «Von Brienz und Brienzerleuten» schreibt: «Um dem durch das Fehljahr 1846 verursachten Notstand zu begegnen, errichtete die Gemeinde im Winter 1846/47 eine Suppenanstalt; es wurde an arme Familien unentgeltlich, an andere auf Wunsch gegen spätere Zahlung, Suppe verabreicht.» – Schwer verständlich und hart dünkt uns, dass die *Hintersassen* gemäss Gemeinderatsbeschluss vom 1. Februar 1847 vom Suppenbezug ausgeschlossen waren! – Wir wissen nicht, ob die Suppe damals auch schon so gut und schmackhaft war wie diejenige, die man heutzutage im Winter jeden Samstagmorgen bei der Suppenanstalt abholen kann. Jedenfalls erschien am 5. März 1847 *Katharina Thöni* vor dem Gemeinderat und brachte an, sie möge die Suppe nicht vertragen und wünsche daher, «anderwertig Lebensmittel zu erhaben.»

Am 5. August 1848 beschloss die Gemeindeversammlung auf Antrag des Gemeinderates, eine besondere Armensteuer (Armentelle) zu

erheben. Sie sei notwendig, erklärte er, weil sonst kaum mehr die notwendigsten Ausgaben bestritten werden könnten. – Als *Dr. Bühler* am 5. Mai 1849 dem Gemeinderat Arztrechnungen im Betrag von Fr. 91.–, die arme Gemeindebürger nicht bezahlt hatten, übergab, wurden zwei Gemeinderäte ausgeschossen, die mit *Dr. Bühler* markten mussten. *Dr. Bühler* erhielt dann eine Schuldverpflichtung der Gemeinde für den Betrag von Fr. 75.–, zahlbar bis zum nächsten Brienzermarkt!

Alleinstehende arme Leute schickte man auch etwa in den Umgang. Sie mussten oder durften sich in einer festgelegten Reihenfolge bei Familien an den Tisch setzen, wo es genug zu essen gab. – *Peter Thomen* erschien am 2. Juni 1849 vor dem Gemeinderat und verlangte «Verpflegung, um ab dem Umgang zu kommen». Zwei Gemeinderäte gingen dann mit dem Umgängerodel den betreffenden Familien nach und fragten, ob sie nicht lieber pro Tag zwei Batzen bezahlen wollten, als *Thomen* weiterhin zu verpflegen.

Am 2. Februar 1850 erschien *Mamma Schild* vor dem Gemeinderat und bat um Unterstützung. Es wurde beschlossen, ihr 10 Batzen zu geben und ihre Schuhe auf Gemeindekosten reparieren zu lassen. Das Reisegeld hingegen, das sie verlangte, um ihre Base *Susanna Rolli* in Uetendorf besuchen zu können, verweigerte man ihr.

Als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Schnitzerei und der Fremdenverkehr immer mehr Verdienstmöglichkeiten brachten, ging es wohl den Brienzern ganz allgemein besser. Jedenfalls konnte der Regierungsstatthalter in seinem Amtsbericht von 1855 feststellen: «Bei

der überaus grossen Bevölkerung, welcher im Verhältnis zu der Kopfzahl wenig kultiviertes und kulturfähiges Land zu Gebote steht, ist es diesem Verein (gemeint ist wohl die Armenkommission) gelungen, dem so sehr überhand genommenen Bettel Schranken zu setzen und denselben ganz niederzuhalten, und doch wird für die Armen auf eine humane Weise gesorgt. Freilich besteht dort die sehr einträgliche Industrie der Holzschnitzerei, welches bei dem herrschenden Verdienste die Aufgabe des Armenvereins erleichtert, indem der Geber leichter geben kann und der Arme dagegen weniger zu nehmen braucht.»

Arme, unterstützungsbedürftige Leute und die Armenkommission gab es weiterhin. So wurde noch während Jahren das sogenannte Armenholz verteilt, und im Jahr 1904 bat der Frauenverein den Gemeinderat, er möge die Oberbehörde um einen Beitrag an die Kosten der Unterstützung verschämter Armer ersuchen.

Burger und Hintersassen

Schon im 13. und 14. Jahrhundert, zu einer Zeit, über die wir noch keine Pfarrerberichte und genaue Angaben über die Besiedlung unserer Gegend haben, fanden sich dort, wo sich Leute niedergelassen hatten, Vertreter von Familien und Gruppen zusammen, um miteinander über die Nutzung der Wälder, des Bachwassers, des Weidelandes zu verhandeln, um Grenzen festzulegen, über das Wetter und den Wildbestand zu sprechen und auch sonstige Erfahrungen auszutauschen. Es gab da sicher bald auch gemeinsam genutzte Einrichtungen wie Allmenden, Verbindungswege und Brunnen. Wenn solche Leute zusammentraten oder sich zusammensetzten, um verbindliche Abmachungen zu treffen, darf man wohl von ersten

genossenschaftlichen Vereinigungen, von Ur-genossenschaften sprechen. – Solche Genossenschaften mögen sicher im Raum Brienz und ebenfalls in anderen Gegenden am Brienzersee entstanden sein.

Im 15./16. Jahrhundert gab es mit dem Anwachsen der Bevölkerung in unserem Land, im Kanton Bern, im Oberland und in der Kirchgemeinde Brienz eine Schicht von Leuten, die kein Land besaßen und keine Arbeit fanden. Sie schlugen sich als Gelegenheitsarbeiter und Tagelöhner durch, waren aber mit ihren Familien je nach Jahreszeit auf Wohltätigkeit und Bettel angewiesen. Im Dorf waren sie neben den ortsgebürtigen Landbesitzern geduldete Ungenossen.

Die eidgenössische *Tagsatzung* sah die Notwendigkeit, sich mit der Frage, was man für die Armen tun könnte, zu befassen und kam 1551 zum Schluss, dass jeder Kanton und in jedem Kanton die Kirchbehörden für ihre Armen sorgen müssten. Deshalb legte die Regierung des Staates Bern in der *Bettelordnung* von 1571 fest, dass die *Kilchhören* (Kirchgemeinden) ihre Bettler zu Hause versorgen und sie nicht als Bettler durch das Land streichen (Landstreicher) lassen sollten .

Es zeigte sich aber bald, dass dieses Gesetz nicht oder zu wenig Abhilfe schaffte. Immer noch und immer wieder zogen Bettler durch das Land. Man verscheuchte fremde Bettler durch Landjagden (Landjäger), und wer zum zweiten Mal als Bettler aufgegriffen wurde, bekam ein Brandmal aufgezeichnet. Es gelang aber trotz dieser Massnahmen nicht, die Bettlerei einzudämmen. Da es die im heutigen Sinn organisierten Gemeinden noch nicht gab, war

oft unklar, wer sich um welche Arme zu kümmern hatte. Eine klare Situation schuf erst die grundlegende Bettelordnung von 1676. Jeder und jede wurde in eine Gemeinde eingewiesen. Landbesitzer, Tagelöhner und Hintersassen wurden dort heimatberechtigt, gemeindegenössig, wo sie gerade zur Zeit wohnten, mochten sie ortsgebürtig oder zugezogen sein. Man kann wohl sagen, dass mit dieser Regelung im Staat Bern die Einwohnergemeinden entstanden. Die Obrigkeit in Bern ergänzte das Gesetz von 1676 durch die Bettelordnungen von 1678 und 1680. Darin regelte sie die Freizügigkeit. Wer seine Heimatgemeinde verliess, musste sich einen Heimatschein ausstellen lassen und war dann am neuen Wohnort Ausburger oder *Hintersass*, Einwohner ohne Bürgerrecht.

Mit den erwähnten Gesetzen war nun klar gestellt, dass die Gemeinde nur für Leute versorgungspflichtig war, die als Bürger in ihrer Gemeinde wohnten oder als Ausburger, wenn sie aus ihrer Gemeinde weggezogen waren, einen Heimatschein vorweisen konnten. – Die Folge dieser Regelung war, dass die Gemeinden unverzüglich die Aufnahme ins Bürgerrecht erschwerten und dafür die blossen Niederlassung erleichterten. Bloss Niedergelassenen gegenüber verpflichtete man sich zu nichts. Man musste kein Bürgerrecht mit ihnen teilen und konnte sie weg weisen, wenn sie zu Klagen Anlass gaben oder unterstützt werden mussten.

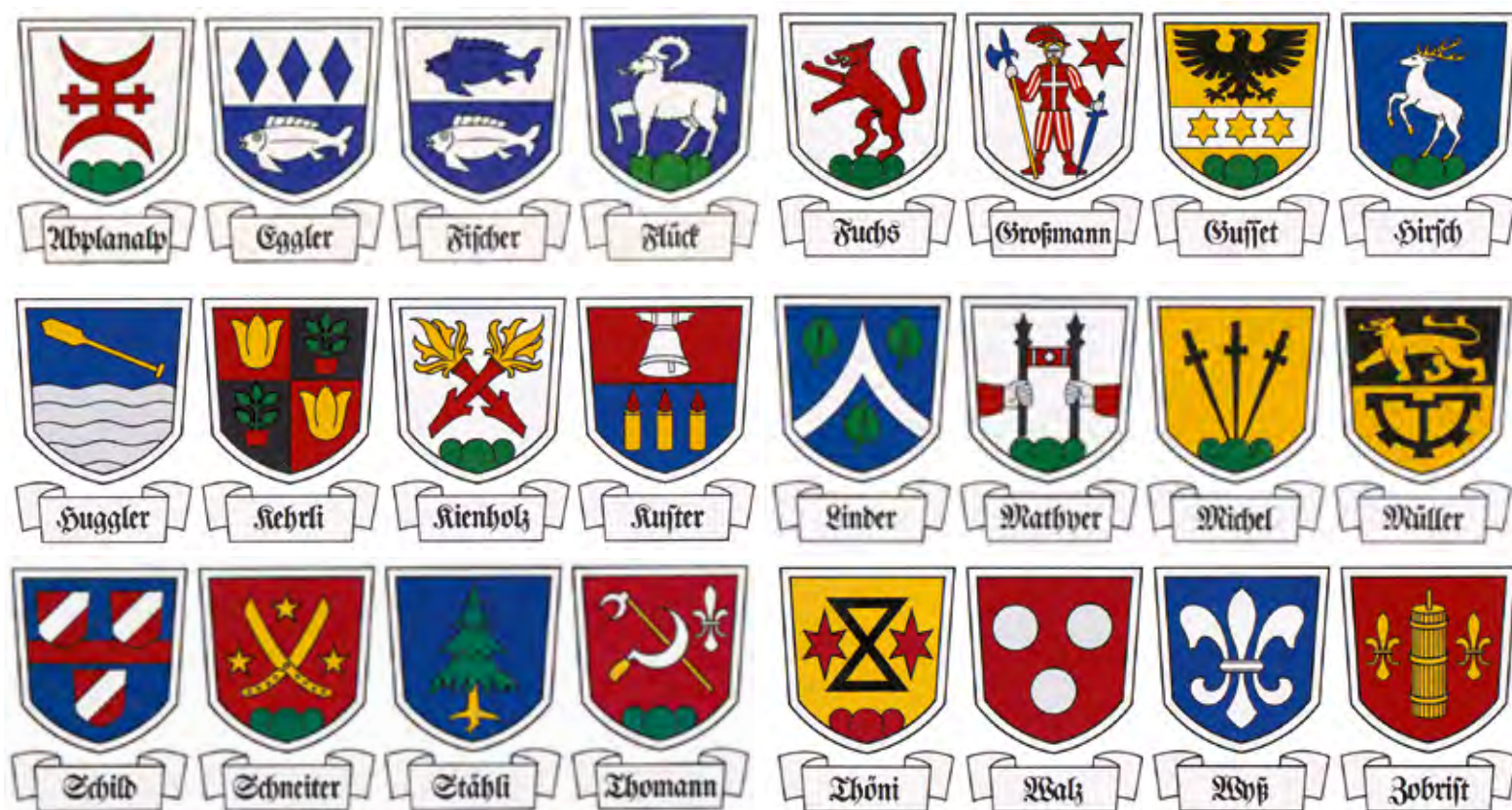
Drei Eintragungen aus dem *Chorgerichtsmanual* mögen das zeigen: *Christen Hari*, aus der Lenk gebürtig, wurde am 3. November 1709 vom Chorgericht unserer Kirchgemeinde «zur besserung angemahnt, und sofern er sich by uns noch länger aufhalten wolle, solle er ein

Heimatschein einlegen.» – *Ulli Widmer*, ein Hintersass zu Hofstetten, wurde am 27. Januar 1713 ermahnt, seine Kinder fleissiger in die Schule zu schicken und ...ist ihm andeüet worden, dass er sich widerumb in sein Heimath begeben solle.» – Am 3. April 1734 kam ein Schreiben des Chorgerichts in Thun an das Chorgericht in Brienz, «darin bekannt gemacht wird, dass sich eine Dirne aus Brienz daselbst im Wirtshaus zum Löwen aufhalte, allwo sie durch einen Mann ihrer Heimat solle abgeholt werden. Dieser Nachricht zufolge ist die Veranstaltung getroffen worden, selbige abzuholen.»

In Brienz wurden durch die erwähnten Erlasse die unten mit ihren Wappen aufgeführten Familien als Bürger heimatberechtigt.

Im Jahr 1900 wurde einem Interessenten, der sich für die Aufnahme ins Bürgerrecht interessierte, mitgeteilt, dass die Bürgergemeinde beschlossen habe, niemanden mehr als Bürger aufzunehmen.

Trotzdem wurden aus besonderen Gründen 1868 die Familien *Hirsch* und *Schmidlin* und 1905 die Familie *Walz* eingebürgert. Dann ergaben sich bis 1988 keine Änderungen mehr. – 1988 wurde aber dann durch das neue Eherecht bestimmt, dass gebürtige Bürgerinnen, die mit einem Schweizer Nichtbürger verheiratet sind, ein Gesuch um Wiedereinbürgerung stellen können. Ferner: Wenn ein Ausländer eine Brienzer Bürgerin heiratet, erlangen er und seine Nachkommen automatisch das Brienzer Bürgerrecht. Und: Seit 2004 können in Brienz wohnhafte Kinder von gebürtigen Bürgerinnen und einem Nichtbürger als Vater auf Gesuch hin eingebürgert werden, sofern sie noch nicht volljährig sind.



Wir verweisen auf das Buch *Chronik der Burgergemeinde Brienz* von Erich Schild, Thomann Druck AG, Brienz 1996, dem wir für unsere Darstellung viele Angaben entnommen haben.

Erich Schild schreibt in seiner Chronik: «An der Spitze der Burgergemeinde stand der Amtmann oder Untervogt. Dieser beriet sich mit angesehenen Mitbürgern. Dieses Gremium verwaltete den Besitz der Burgergemeinde und hatte die Aufsicht über die Allmenden, den Wald, den Wegunterhalt und den Wasserhaushalt.»

Mit der Niederlage des Staates Bern und der alten Eidgenossenschaft wurde Frankreich gezwungenermassen in mancher Hinsicht das Vorbild für unseren Kanton und die übrige

Schweiz. Nach französischem Muster wurde nun ein neuer Gemeindetyp eingeführt, die sogenannte *Munizipalität*. Das war die Geburtsstunde der Einwohnergemeinde. Damit änderte sich auch die Stellung der Burgergemeinde: Sämtliche Dorfbewohner wurden nun zu Aktivbürgern und konnten an der Gemeindeversammlung über die anstehenden Geschäfte beraten und abstimmen. Es gab keine *Hintersassen* mehr.

Einwohnergemeinde und Burgergemeinde

Die Burgergemeinde blieb in Brienz aber neben der Einwohnergemeinde bestehen. Sie behielt ihren Land- und Waldbesitz und war weiterhin für die Armenpflege zuständig. Erst als die *Napoleon-Aera* vorbei war und 1815 die *Restaurationsverfassung* in Kraft trat, rückten alte Strukturen, die sich bewährt hatten, wieder in den Vordergrund. Und schliesslich erliess der Staat dann in der *Regenerationsverfassung* von 1831 neue Vorschriften über die Besitzverhältnisse zwischen Einwohner- und Burgergemein-

den. Bürgergemeinden durften nur noch dort überleben, wo gesonderte Bürgergüter vorhanden und zu verwalten waren. Das war für Brienz der Fall. Aber erst 1855 wurden dann bei uns die Besitzverhältnisse zwischen Einwohner- und Bürgergemeinde endgültig geregelt und festgelegt.

Im Kanton Bern gibt es heute noch 200 Bürgergemeinden. Einzelne davon sind wohlhabend (wie z.B. Brienz), andere kämpfen um das Überleben. Unsere Bürgergemeinde überweist jedes Jahr einen Beitrag an die Kosten der Fürsorgeeinrichtungen, für die jetzt der Kanton aufkommt. Darüber hinaus unterstützt sie als Land- und Liegenschaftsbesitzerin direkt und indirekt mit grossen Beiträgen die Einwohnergemeinde. Unzählige Veranstaltungen und Anlässe von Behörden und Vereinen kamen in den letzten Jahrzehnten in den Genuss von finanzieller Unterstützung durch die Bürgergemeinde.

Die Landreserven werden zu äusserst günstigen Bedingungen an hier ansässige Leute vergeben und ermöglichen so mancher Familie ein Eigenheim zu erstellen. Auch das einheimische Gewerbe profitiert von der Abgabe von günstigem Land, wenn es darum geht, einen Betrieb aufzubauen oder zu vergrössern. Die aus der Abgabe von Land resultierende Bautätigkeit kommt dem einheimischen Gewerbe zugute. Die günstige Abgabe von baureifem Land dämpft die Baulandpreise in der ganzen Gemeinde und beugt der Spekulation zu grossen Teilen vor. Viele Infrastrukturprojekte der Gemeinde Brienz haben sehr stark von Landabgaben der Bürgergemeinde profitiert oder wurden dadurch überhaupt erst ermöglicht.

«Der Weitsicht unserer Vorfahren, ganz speziell der Amtsträger, die jahrelang die Geschicke der Bürgergemeinde als Burgerrat, Burgerratspräsident, Burgerschreiber oder Bürgerkassier geleitet haben, ist es zu verdanken, dass aus der ehemals armen Bäuert eine wohlhabende Bürgergemeinde geworden ist. Es wird an den Nachfolgern liegen, dieses wertvolle Erbe zu bewahren und mit dem kostbaren Besitz sorgsam und verantwortungsbewusst umzugehen.» Dieses Schlusswort findet sich auf der letzten Seite der erwähnten Darstellung von *Erich Schild*.

Zum Schluss noch eine interessante Zusammenstellung, die wir auch dem Buch von *Erich Schild* entnommen haben:

Im Jahr 1852 lebten und wohnten im «Schnitzlerdorf Brienz» 440 stimmberechtigte Bürger (darunter 96 Schnitzler). 1920 waren es 513 (174 Schnitzler), 1930 425 (84 Schnitzler), 1992 306 zu 7. – Stirbt unser Dorf als «Schnitzlerdorf Brienz» aus? Sicher nicht. Aber es wird offenbar immer schwieriger, als Schnitzler zu bestehen und sich als Schnitzler sein Leben zu verdienen.

Abgewandert – ausgewandert

Unter den alteingesessenen Brienzern wird es kaum eine Familie geben, die nicht mehr oder weniger weit entfernte Verwandte in Ostschweizerkantonen, in Deutschland, in Frankreich, in Nord- oder Südamerika hat und vielleicht noch Beziehungen zu ihnen aufrecht erhält.

Wenn man zurückschaut und die Statistik studiert, sieht man sofort, dass Brienz zeitweilig ein Auswandererdorf war. Leider liegen uns aber für unsere Gemeinde weder für das 19. (das

Auswanderungsjahrhundert) noch für das 20. Jahrhundert exakte Zahlen vor.

Wir entnehmen aber der Festschrift zum 100-jährigen Bestehen der Amtersparniskasse Oberhasli in Meiringen (verfasst von Dr. *Gerhard Winterberger* im Jahr 1960), dass allein zwischen 1880 und 1882 aus dem Amtsbezirk Oberhasli 275 und aus dem Bezirk Interlaken 600 Personen nach Übersee ausgewandert sind. In unserem Kanton stellten sich die Oberländer mit diesen Zahlen an die Spitze der Auswanderer.

Gerhard Winterberger listet gleich auch Gründe auf, die die Auswanderer angetrieben haben könnten, unser Land zu verlassen.

- Die kultivierbare Bodenfläche in unserer Gemeinde war zu klein, um die anwachsende Bevölkerung durch ihre Produkte zu ernähren und dass sie dabei vielleicht auch noch etwas hätte erübrigen können.
- Denn erst nach 1875 verwandelte sich das durch die Entsumpfungsarbeiten in verhältnismässig kurzer Zeit der Aare oberhalb des Brienzensees abgerungene Land in eine Kulturlandschaft (siehe Beitrag «Wie aus einem Sumpfgebiet Kulturland wurde» von *Max Gygax*, Seite 34–42).
- Unmittelbarer Anlass zur Auswanderung waren wohl auch die Hungerjahre von 1841 bis 1852. Der Graswuchs war schlecht, es gab wenig Korn und Kartoffeln. Die Kartoffelkrankheit stellte sich ein, was eine richtige Hungersnot zur Folge hatte.
- Der grössere Teil der aus dem Kanton Bern auswandernden Personen gehörte der in der Landwirtschaft tätigen Bevölkerung an. Der andere Teil war aus Handwerkern und Arbeitern zusammengesetzt. Diese klagten über

Verdienstlosigkeit in ihren Berufen, jene spürten schon die Konkurrenz des Auslandes in der Industrie und der Maschinen im eigenen Land.

- Nicht unwichtig waren die vorwiegend günstigen Nachrichten der in Übersee neu Angesiedelten und die Versuchung, bereits ausgewanderten Bekannten und Freunden nachzuziehen.
- Dann waren da auch die Anpreisungen der verschiedenen Ausreiseagenturen in allen möglichen Zeitungen. (Siehe: Inserat im «Brienzer» rechts.)

Wohl brachten die aufblühende Schnitzerei und der Tourismus neue Arbeitsplätze und Verdienst, aber eben doch nicht für alle, die von besseren Lebensbedingungen träumten. So verwundert es nicht, dass auch in Brienz viele dem verlockenden Werbespruch «Dort an des Mississippi Strand winkt dir ein neues Vaterland. Hast dort dich einmal satt gegessen, ist Europa bald vergessen» erlagen und mit Kisten, Säcken und Bündeln aufbrachen und versuchten, in einem fernen Land, wo es ihnen besser gehen würde als in der zu eng gewordenen Heimat, eine neue, bessere Existenz aufzubauen.



Auswanderung nach Übersee; Wandgemälde von Arnold Brügger in Meiringen.

Auswanderung.

Beförderungen nach allen
überseeischen Ländern mit
den besten Dampfern der
Gegenwart
besorgt zuverlässigst.



Kommel & Cie. Basel

und deren Vertreter:
Germann Deheli, Interlaken und
Joh. Nägeli, Handlg. Jueristfischen.

Ein Inserat im «Brienzer» (1913)

Die bernische Obrigkeit verbot die Auswanderung nicht, warnte aber vor ihren Gefahren. Denn viele, die hoffnungsvoll auszogen, erreichten ihr Ziel nicht, kamen mittellos in die Heimat zurück und fielen der Fürsorge zur Last. Und gerade wegen der Fürsorgepflicht gab es im Kanton Bern auch Gemeinden, die Bedürfti-

ge zur Auswanderung ermunterten, um sie loszuwerden. Der Gemeinderat von Brienz wie der Burgerrat hatten sich im 18., aber besonders im 19. und sogar noch im 20. Jahrhundert immer wieder mit Unterstützungsgesuchen auswanderungswilliger Bürger zu befassen.

Da steht zum Beispiel im Jahr 1868 ein J. Flück vor dem Burgerrat und bittet um Unterstützung, weil er mit seinen Söhnen nach Nordamerika auswandern will. Die Fahrtaxe für die Überfahrt von Hamburg aus hat er schon entrichtet. Nun fehlt ihm aber noch das Geld für die Reise nach Hamburg. Sein Haus im Kienholz hat er nicht verkaufen können. Der Rat schenkt ihm Fr. 30.– und schiesst ihm weitere Fr. 30.– vor. Flück reist mit seinen Söhnen ab, seine Frau bleibt zurück. Sie kann das Haus schliesslich doch verkaufen und reist nun ihrem Mann und den Söhnen nach. Der Vorschuss von Fr. 30.– wird ihr geschenkt.

Aus dem Gemeinderatsprotokoll vom 1.11.1846: Es erschienen *Hans Stähli* und *Peter Abplanalp* anbringend, *Peter Abplanalp* wäre vorhabens, nach Amerika zu gehen und verlange vom Abnutz (Burgernutzen) 150 Kronen, um die Reisekosten bestreiten zu können, wofür die Verwandten gutschprechen würden. – Auf diese Bedingung hin hat der Gemeinderat das Unterstützungsgesuch genehmigt.

Aus dem Gemeinderatsprotokoll vom 4.5.1846: *Peter Abplanalp* stellt sich mit dem Vogt *Kaspar Michel* und brachte an, er sei vorhabens, nach Nordamerika auszuwandern und verlange daher die Handbietung des Gemeinderats, was einstweilen verschoben wurde mit dem Auftrag, er solle Käufer für seine Liegenschaften suchen.

Aus dem Gemeinderatsprotokoll vom 1.2.1847: Es erschien *Hans Schild* als Vogt des *Peter Schild*, anbringend, sein Vögtling wolle nach Amerika auswandern und wünsche von seinem Vermögen ca. 150 Kronen zu erheben. Der Gemeinderat entspricht dem Gesuch, da *Hans Schild* eine Sicherstellung an den Gemeinderat ausstellt.

Aus dem Gemeinderatsprotokoll vom 16.10.1848: Ein Schreiben vom Direktor der Justiz und Polizei des Kantons wird verlesen, worin dem Regierungsstatthalteramt Interlaken zu Händen des Gemeinderats von Brienz angezeigt wird, dass sich in Lyon eine gewisse *Magdalena Wyss*, Bendichts Tochter von Brienz, in dürftigen Umständen befinde, weshalb sie sich an den Schweizerischen Konsul in Lyon gewandt habe, um Auskunft zu erhalten, ob sie von ihren Verwandten oder der Gemeinde Unterstützung erwarten könne. – Beschluss: Es soll geantwor-

tet werden, dass die nächsten Verwandten der *Magdalena Wyss* erst im 5. oder 6. Verwandtschaftsgrade zu ihr stehen und zudem selbst aus der ärmeren Klasse seien und dass der Gemeinderat in gegenwärtiger Zeit ebenfalls keine Unterstützung erkennen könne.

Im Protokoll der Burgergemeinde finden wir aus dem Jahr 1872 folgende Notiz: Einem Emigranten und seinem Bruder, die in sehr armen Verhältnissen leben, wird für die Reise nach Südamerika Fr. 60.– gesprochen und ihrer Mutter, die Witwe ist, Fr. 40.–. Damit ist allen zur Auswanderung geholfen. – Der Familie wird aber die Niederlassung in Amerika verweigert. Der Regierungsrat des Kantons Bern stellt das Gesuch an die Burgergemeinde Brienz, dem Schweizer Konsulat in Buenos Aires Fr. 790,78 für die Rückreise der Familie zu überweisen. – Das Geld wird überwiesen, und die Familie kehrt wieder nach Brienz zurück.

Aus dem Gemeinderatsprotokoll vom 20. 8. 1884: Die Familie des in Bürglen, Amtsbezirk Nidau, wohnenden *Caspar Stähli* von Brienz gedenkt, diesem nach Amerika zu folgen. Pfarrer *Funk* von dort fragt an, ob die hiesige Gemeinde ärmeren Auswanderern Unterstützung verabfolge. – *Michel Peter* beantragt, einmal eine Ausnahme zu machen und der Familie unter Anwendung seiner Kompetenz Fr. 50 als Unterstützung zu verabreichen. *Mätzener* und *Hirsch* sprechen sich dagegen aus, indem daraus Konsequenzen entstehen könnten. Nach Diskussion wird der Antrag *Michel* zum Beschluss erhoben. Ferner wird erkannt, die Verwandten *Stähli* in Kenntnis zu setzen mit dem Bedenken, eine Unterstützung wäre genehm.

1884 stellt der Schnitzler *J. Thomann*, der nach Chile auswandern will, beim Burgerrat das Gesuch um eine Beisteuer von Fr. 100.– an seine Reise. – Der Rat tritt nicht darauf ein, aber er macht *Thomann* darauf aufmerksam, dass ihm sein Recht auf der Kienholzallmend nach seiner Abreise noch fünf Jahre lang gehöre. Er könne es für fünfmal Fr. 20.– vermieten oder der Burgergemeinde abgeben. Damit komme er auf die geforderten Fr. 100.–.

Am 4. Mai 1903 ersucht der Sägenfeiler *Johann Thomann* den Gemeinderat um einen Beitrag von Fr. 400.– für seine Auswanderung zu seinen Söhnen in Chile. Er verspricht, diese Summe später zurückzuzahlen. – Der Gemeinderat will über das Schweizer Konsulat in Valparaiso zuerst abklären, ob die drei Söhne ihren Vater aufnehmen wollen. Am 1. Juni erscheint *Thomann* wieder vor dem Rat und muss vernehmen, dass die Antwort des Konsuls noch aussteht. Am 3. August bittet er nur noch um einen Beitrag von Fr. 20.–, den ihm der Rat bewilligt. – Fünf Tage später kommt ein Schreiben des Konsuls mit der Mitteilung, dass die drei Brüder das Reisegeld für den Vater schicken werden.

Aus dem Protokoll der Burgergemeinde (1888): «Da dieses Jahr etliche Bürger auswandern wollen, wird beschlossen, jedem Familienvater, der Europa verlässt, Fr. 30.– zu verabfolgen.»

Im «Brienzer» vom 15. Februar 1902 ist zu lesen: «Wegen Auswanderung werden von jetztan bei Unterzeichnetem allerlei Hausgeräte und Werkzeuge verkauft. – *Caspar Fuchs*, Gerbi.» Im «Brienzer» vom 12. April 1902: «Letzten Donnerstag verreisten von Brienz und Brienzwiler wieder 11 Personen nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika.»

Ein Inserat im «Brienzer» vom 1. Oktober 1902: «Die schönste und beste Fahrgelegenheit nach New York, besonders für Auswandererfamilien, bietet die Expedition des Norddeutschen Loyd in Bremen. Ab Basel jeden Donnerstag mit Schnellzug abend 5 Uhr 25 Minuten in direktem Spezialwagen ohne Wagenwechsel bis Bremen. Ab Bremen jeden Samstag mit den Postdampfern des Norddeutschen Loyd, welche sich durch grösste Ordnung, Reinlichkeit und beste Verpflegung auszeichnen.»

Die Firma Rommel meldet am 27. Juni 1904, dass der Schnelldampfer «La Lorraine» nach einer Reisedauer von 6 Tagen und 6 Stunden glücklich in New York angekommen sei.

Die «Amerikanische Schweizerzeitung» berichtet im Oktober 1902 von zwei tapferen Frauen namens *Fuchs*, die in Arroyo, Pensilvanien, wohnen, wie sie einen aufregenden Kampf mit Klapperschlangen bestanden und durch kaltblütiges Benehmen Meister blieben. Es ist eine schreckliche Überraschung, heisst es dort, ein liebes Kind von einer hochauferichteten Klapperschlange bedroht zu sehen. Ein rascher Griff rettete das Kind, während die zweite Frau das ekelhafte Getier mit einem Beilhieb tötete.

Eine Erfolgsmeldung aus dem «Brienzer» vom 20. Juli 1904: «Wie amerikanische Zeitungen melden, hat letztthin ein Brienzer, *Edwin Flück*, Sohn des im Jahr 1883 ausgewanderten *Heinrich Flück*, in der Bundesstadt Washington das Staatsexamen als Advokat mit Auszeichnung bestanden. Wir gratulieren dem talentvollen jungen Mann zu diesem schönen Erfolg und zweifeln nicht daran, dass er in seinem Beruf als Rechtsanwalt dem Schweizernamen Ehre machen wird.»

Und da noch ein Ausschnitt aus einem Bericht eines Emigranten im «Brienzer» vom 28. Juni 1902: «Die Mutter ist bei meiner Schwester auf der Farm, wo es sehr schön ist, und wo sie lebt wie Gott in Frankreich. Da lebt man alle Tage besser als in der Schweiz am Neujahr.»

Von weniger guten Erfahrungen einer Auswanderergruppe lesen wir im «Brienzer» vom 5. April 1902: «In den nächsten Tagen wandert eine Anzahl Personen nach Amerika aus, um dort ihr Glück zu suchen; andere, welche es in der neuen Welt nicht gefunden haben, werden in nächster Zeit zurückkommen. – Von einer Auswanderungsgruppe, die letzten Herbst unser Land verliess, werden acht Personen wieder heimkehren. Das Heimweh soll bei ihnen der Hauptgrund für die Rückwanderung sein. Drei von ihnen, welche vor einem Jahr abreisten, sind nun froh, ihre eigene Behausung, Grund und Boden wieder beziehen zu können; wäre das bei allen, welche ausgewandert sind, der Fall, so würde noch mancher zurückkehren.»

Schade, dass man über die Familien, die damals unser Land verlassen haben, nicht mehr weiss. Was mag aus ihnen, ihren Kindern und Kindeskindern geworden sein? Wenn wir auf der Grafik über die Entwicklung der Wohnbevölkerung in Brienz feststellen, dass die Einwohnerzahl ab 1880 bis 1930 zurückgegangen ist, darf man das wohl nicht allein mit der Auswanderung nach Übersee erklären. Viele Brienzer zogen auch nur ins Unterland (wie der Vater des Schreibers) oder in andere Kantone unseres Landes, einfach dorthin, wo sie die Arbeitsmöglichkeiten fanden, die es in Brienz nicht gab.

Überwältigend interessant ist für uns natürlich die Lebensgeschichte des amerikanischen Flottenadmirals *Bernhard H. Bieri*. Die schweizerische Abstammung lässt sich eindeutig nachweisen: Des Admirals Grossvater wurde laut Geburtsregister am 19. Mai 1836 in Schangnau geboren, siedelte aber später nach Brienz über, wo er eine Bäckerei eröffnete. Sein Sohn Bernhard, des Admirals Vater, erblickte 1858 in Brienz das Licht der Welt. Er absolvierte das Lehrerseminar, wurde Lehrer und wagte dann mit seiner Gattin den Sprung nach Amerika hinüber, wo er sich in Walnut Lake im Staate Minnesota ansiedelte. Dort wurde der Familie am 24. Juni 1889 ein Söhnchen geschenkt, das wie Vater und Grossvater auf den Namen Bernhard getauft wurde. Bernhard III machte Karriere bei der Kriegsmarine, der US-Navy, und wurde bis zum Admiral befördert.



US Admiral Bernhard H. Bieri (1889–1971)



In diesem stolzen, behäbigen Bauernhaus in Schangnau wurde Admiral Bieris Grossvater, der später nach Brienz übersiedelte, geboren.



So wanderte der Admiral an der Seite seines Cousins Peter Bieri, Hotelier auf Axalp, in Schangnau von Hof zu Hof, um der Reihe nach seine Verwandten zu begrüßen.



Für den betagten Onkel in Schangnau zählte der Besuch seines Neffen aus Amerika bestimmt zu den Höhepunkten in seinem Leben.

Er überlebte 1941 den Überfall der Japaner bei Pearl Harbor und übernahm nach der Beendigung des Zweiten Weltkrieges als Admiral die Leitung der US-Mittelmeerflotte. Die Wertschätzung, welche er in den höchsten Kreisen der US-Army genoss, drückte sich in seiner Ernennung zum Berater in Marineangelegenheiten des *Präsidenten Roosevelt* aus.

Und nun hatte er endlich Gelegenheit, sich nach seinen Verwandten in der Schweiz umzusehen. Er parkierte sein Flaggschiff in Genua, wo ihn seine Gattin erwartete, und fuhr dann per Auto auf die Axalp, um sich während ein paar Ruhetagen im Hotel seines Cousins *Peter Bieri* zu erholen. Den Höhepunkt seines damaligen Schweizer Aufenthaltes bildete jedoch eine Fahrt nach Schangnau, wo er im Heimatdorf der Bieris herzlich begrüsst und empfangen wurde. Von seinen Verwandten begleitet, warf er hier einen Blick in den Kuhstall und schüttelte dort die Hand eines Grosscousins. Nach seiner Pensionierung sei der Admiral alle zwei drei Jahre in seinem Heimatdorf zu Gast gewesen. Bernhard und seine Frau erzogen zusammen fünf Söhne, von denen vier sich in einer akademischen Laufbahn auszeichneten, während einer bei der Marine Karriere machte und diese auch als Admiral beendigte.

Bernhard III Bieri starb am 10. April 1971 und wurde auf dem Friedhof Arlington bestattet.

Auch im 20. Jahrhundert gab es noch Auswanderer. So dürfte *Jakob Flück* und seine Lebensgeschichte älteren Brienzern bekannt sein.

Jakob Flück kam 1918 als zweiter Sohn von *Heinrich* und *Elisabeth Flück-Hofer* in Ransbach in der Nähe von Koblenz zur Welt. Seine Eltern waren 1915 von Brienz nach Deutschland ausgewandert, und sein Vater war dann an verschiedenen Gutshöfen als *Oberschweizer* angestellt. In der Nachkriegszeit verlor sein Vater Anstellung und Ersparnis, und die Familie kehrte verarmt nach Brienz zurück.

Jakob besuchte dann in seinem Heimatdorf Primar- und Sekundarschule und 1935–1937 die landwirtschaftliche Schule Rütli in Zollikofen. Nach dem Abschluss wurde ihm von den Eltern eines Mitschülers auf der Rütli als

Adjunkt auf einem grossen Hof in der Nähe von Leipzig und nach 1942 eine ähnliche Stelle im heutigen Slovenien vermittelt. Als dort ein Kollege von Partisanen hingerichtet wurde, kehrte er so schnell wie möglich nach Brienz zurück. Er fand Arbeit in der Forstwirtschaft und engagierte sich auch im militärischen Heimatdienst.

Weil er in der Nachkriegszeit im Raum Brienz keine Arbeitsstelle fand, die seiner Ausbildung entsprochen hätte, spielte er mit dem Gedanken, nach Amerika auszuwandern. Da bekam er eher zufällig die Adresse eines US-Soldaten aus Wisconsin, der sich für ihn verwendete und ihm eine Stelle als Käser in Wisconsin und ein Immigrationsvisum für die USA vermitteln konnte. 1947 wanderte Jakob hoffnungsvoll aus.

Die Österreicherin *Helene Baumgartner*, die er inzwischen geheiratet hatte, durfte ihm erst zwei Jahre später folgen. Die Ehe endete 1957. Ein Jahr später heiratete *Jakob Flück* die aus Laufenburg im Aargau stammende *Alice Zumsteg*. – Jakob organisierte und leitete bis 1961 verschiedene Käsereien in Wisconsin und übersiedelte später mit seiner Frau nach Seattle, wo er eine Stelle beim Konzern *Boeing* annahm. Seine Frau fand Arbeit bei den *Northwest Airlines*. – Seit der Pensionierung leben die beiden in Sun City, Arizona, wo sie bis jetzt einen aktiven Ruhestand geniessen und hie und da Brienz und die Schweiz besuchen.



Jakob Flück (Jahrgang 1918) und seine Frau Alice besuchten nach der Pensionierung hie und da Brienz und die Schweiz.



Jakob Flück als Käser in Wisconsin



Jakob Flück bei der Orangenernte

Kultur und Sport – vom Dorfverein zum Musicstar

Zum Dorf gehören unabdingbar auch die verschiedenen Vereine, Gesellschaften, Clubs und die politischen Parteien. Sie vertreten Anliegen kultureller, sportlicher, sozialer und wirtschaftlicher Art und erfüllen damit wichtige Aufgaben im gesellschaftlichen Umfeld, Aufgaben, welche die Gemeinde nicht übernehmen kann.

Die bunte Vielfalt dieser Zusammenschlüsse, die vom Dramatischen Verein bis zum Platzgerclub, von der Pfadfinderabteilung bis zum Eisbahnverein reicht, sorgt dafür, dass den unterschiedlichsten Bedürfnissen Rechnung getragen wird und praktisch jedermann Gelegenheit findet, sich im Kreis von Gleichgesinnten zu bewegen und zu betätigen. Darüber hinaus dienen alle diese Vereinigungen zweifellos auch der gesellschaftlichen Integration, führen sie doch Leute aus unterschiedlichen Schichten zusammen.

Aus begreiflichen Gründen muss hier auf eine Darstellung des Zwecks der vielen im Dorf wirkenden Organisationen und erst recht der Vereinsgeschichte verzichtet werden; dieses Unterfangen würde wohl allein einen stattlichen Band füllen. Wir begnügen uns deshalb mit einer Aufzählung, die aber doch Aufschluss gibt über die vielen Möglichkeiten gesellschaftlicher Begegnungen und Betätigungen in der Dorfgemeinschaft.

Kultur

Musikgesellschaft Brienz
Oberer Brienzensee-Chor Brienz
Jodlerclub Brienz
Jodlerclub Bärgecho
Jodlerclub Rothorn
Brienzler Bildhauer
Kulturelle Vereinigung Brienz und Umgebung
Volkshochschule «Haslital» Brienz/Meiringen
Verein «Fonds für künstlerischen Schmuck»
Trachtengruppe Brienz
Handharmonikaclub Brienz
Dramatischer Verein Brienz
Verein «Alt Brienz»
Komitee Heimatmuseum Brienz
Bibliothekverein Brienz
Förderverein Freilichtmuseum Ballenberg
Verein Kino Brienz
Verein Brienzensee Rockfestival

Sport

Turnverein Brienz
Männerriege Brienz
Damenturnverein Brienz
Frauenturnverein Brienz
Schwingersektion Brienz
Ringclub Brienz-Oberhasli
Volleyballclub Brienz-Meiringen
Fussballclub Rothorn Brienz
Platzgerclub Brienz
Fischereiverein Brienz
Ornithologischer Verein Brienz
Kynologischer Verein Brienz
Schachclub Brienz
Skiclub Brienz
Skiklub Axalp
Eisbahnverein Brienz
Curlingclub Brienz
Tennisclub Brienz
Schützengesellschaft Brienz



Brienz turnt: Turnverein Brienz am Berner Kantonturnfest, Juni 2010 in Utzenstorf.



Gerätekombination der Jugend, Turnvorstellung 2009.

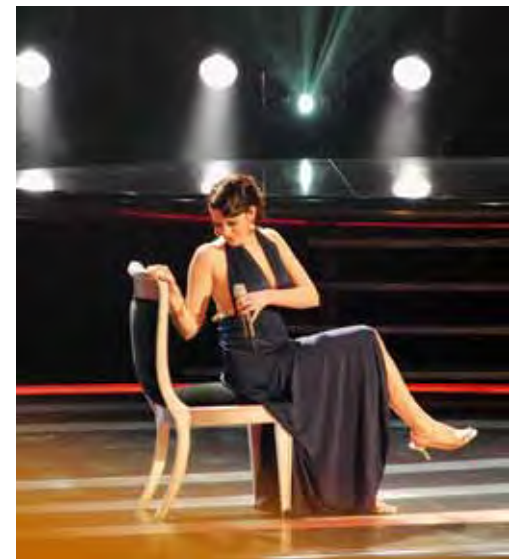
Schützengesellschaft Kienholz
 Kleinkaliberschützen Kienholz
 Jagd- und Wildschutzverein Brienz
 Naturfreunde Brienz
 SLRG Thun Oberland, Sektion Brienz
 Veloclub Meiringen-Brienz
 Volleyballclub Brienz-Meiringen
 Unihockey-Club Brienz
 Pfadfinderabteilung St. Christophorus, Abteilung Brienz-Meiringen

Verschiedenes

Brienz Tourismus
 Gemeinnütziger Frauenverein Brienz
 Gewerbeverein Brienz
 Hotelierverein Brienz
 Wildparkverein Brienz
 Obst- und Gartenbauverein Brienz
 Bienenzüchterverein Brienz
 Blaukreuzverein Brienz
 Samariterverein
 Spitex Brienz und Umgebung
 Sekundarschulverein Brienz
 Unteroffiziersverein Brienz
 Verein «Pro Ballenberg Dampfbahn»
 Modelleisenbahnfreunde
 Konsumfrauenverein Brienz
 Suppenhaus Brienz



Brienz jodelt: Jodlerclub Brienz, gegründet 1927, ältester der drei Brienzer Jodlerchöre.



Musicstar 2009 – die Brienzerin Katharina Michel: Die 20-jährige Brienzerin setzt sich gegen über 3000 Mitbewerbende durch, gewinnt den vom Schweizer Fernsehen durchgeführten Talentwettbewerb und trägt den Namen ihres Heimatdorfes singend in die ganze Schweiz hinaus.



Brienzer spielt Theater: Die Gruppe «Brienziplattl» wurde 2008 von Nicole Ferretti-Müller gegründet und ist Teil des Dramatischen Vereins Brienzen. Im Kinotheater Brienzen organisieren die Improvisationsschauspieler/-innen regelmässig Theatersport-Shows. Zwei Teams treten gegeneinander an und improvisieren nach Vorgaben aus dem Publikum einmalige Geschichten mit viel Witz und Charme! Die Gruppe «Brienziplattl» hat sich auf dem Schweizer Markt des Improvisationstheater einen Namen gemacht. V.l.n.r.: Monika Fankhauser, Florian Gsteiger, Nicole Ferretti, Jeannette Müller, Caroline Reusser, Kathrin Ming, Barbara Müller und Andreas Widmer.



Brienzer rocken: Die junge Brienzer Band «Container 6» gewinnt 2006 den nationalen Band-Wettbewerb «Mobile Act», einen Plattenvertrag und tritt als Vorband des amerikanischen Weltstars Christina Aguilera im Hallenstadion Zürich auf. Von links nach rechts: Christoph Kiser, Kaspar Hösli, Christian Perren, Thomas Glatthard.



Brienzer musiziert: Die Musikgesellschaft Brienzen feiert im August 2010 ihr 150-jähriges Bestehen.



Brienzer Heavy Metal: Die Brienzer Band «Reign of Silence» ist mit ihrer Musik weit über die Region hinaus bekannt geworden. Von links nach rechts: Lukas Huggler, Sandro Trauffer, Samuel Fischer, Alexandre Eggenberg (hinten); Dominic Ruef, Christoph Fuchs (vorne).

Eine Briener Alp – die Planalp

Max Gyax

ROMEYE, MUTTERN UND ADELGRAS
DAS BESTE IST, WAS CHUELI FRASS.

Den einheimischen Landwirten und in bescheidenerem Masse auch auswärtigen stehen innerhalb der Gemeindegrenzen von Brienz fünf Alpen offen zur Bestossung:

auf der Schattseite südlich des Sees

- Axalp
- Hinterburg
- Tschingelfeld

auf der Sonnseite gegen den Brienergrat

- Rotschalp
- Planalp.

Diese seit Jahrhunderten genutzten Bergweiden erfüllen eine wichtige wirtschaftliche Aufgabe, indem sie die schmale Futterbasis im Tal und in den Vorsassen ausweiten bis fast an die Grenze des produktiven Landes, das nach dem Wegfall der früheren *Wildheueri* ausschliesslich noch als Viehweide dient. Die Nutzung der Alpen erlaubt eine grössere Viehhaltung, als wenn sich diese nur auf das im Tal geerntete oder zugekaufte Futter beschränken müsste. Diese Feststellung wird erhärtet durch die Tatsache, dass der Ertrag der schweizerischen Alpweiden insgesamt dem Futterbedarf von mehr als 100 000 Grossvieheinheiten entspricht!

Ein weiterer Vorteil der Alpwirtschaft von Vieh hängt zusammen mit der besonderen Zusammensetzung des Futters. Dieses wirkt sich sowohl auf

die Qualität der Milch und der daraus gewonnenen Produkte wie auch auf den Gesundheitszustand der gealpten Tiere günstig aus. Nach Aussagen des bekannten Botanikers und Begründers der Lehre von den Pflanzengesellschaften, *Prof. C. Schröter* (1855–1939), sind die Vorzüge der alpinen Weide unbestritten, auch wenn es bis jetzt nicht gelungen ist, diese alte Erfahrung auf ihre letzten Ursachen zurückzuführen. Eine ausschlaggebende Rolle spielt aber zweifellos die in höheren Lagen vorherrschende Flora mit würzigen, nährstoffreichen

Kräutern, von denen die drei bekanntesten einleitend erwähnt wurden.

Da ein auch nur oberflächliches Eingehen auf die Besonderheiten der fünf Alpen im Gemeindebezirk einen Umfang annehmen würde, der weit über die Möglichkeiten eines viele Themen berührenden Heimatbuches hinausgeht, wird hier der Lebensraum «Alp» mit seinen topografischen und wirtschaftlichen Aspekten am Beispiel der Planalp dargestellt.



Greesgi (unten) mit Fahrweg zum Rinderbiel (Mitte) und Gummi (links). Oben in der Mitte Lanziszennd und Galtviehweide Lanzis.

Lage

Diese Genossenschaftsalp liegt im wesentlichen in einem weiträumigen Kessel, der im Norden abgeschlossen wird durch den Abschnitt des Brienzgrats vom Rothorn bis zum Briefenhorn, im Westen vom Grat, der sich vom Briefenhorn herunterzieht zum Einewang und schliesslich im Osten und Süden durch den Grat vom Rothorn über die Twärenegg und den Dirrengrind über das Felsentor (Pkt. 1798.3) hinunter ins Blattmad zur Alpicken und zum Mülibach. Das umschriebene Gebiet ist hauptsächlich Weideland, das von steilen, abschüssigen Halden oder «Brauen» und teilweise von Felspartien durchzogen ist. Bewaldet ist nur ein kleiner Teil der Alp, da frühere Rodungen die Waldflächen stark dezimiert haben.

Eine alte Siedlung

Die Planalp wird in verschiedenen Kaufbriefen bereits am Anfang des 14. Jahrhunderts erwähnt. Dass die Planalpgüter schon früher ganzjährig bewohnt waren, ähnlich wie das Teufental und die Othmarschwendi (Schweibengüter) auf der anderen Talseite, gilt als sicher. Darauf deutet auch der Flurname «Husstatt» hin, wo noch um 1850 ein sogenanntes Heidenhaus mit der Jahrzahl 1207 gestanden haben soll. Von den erwähnten Bergsiedlungen aus, so wird angenommen, wäre dann später das Seeufer in der Gegend des heutigen Dorfes gerodet und in Besitz genommen worden.

Wie andere Alpen auch war die Planalp in alten Zeiten Gegenstand von Streitigkeiten zwischen Unterwaldnern und Brienzern, die sich gegenseitig das Vieh raubten, was gelegentlich zu blutigen Auseinandersetzungen führte.

Im Stafel Mittlisten sollen Waffen gefunden worden sein, u.a. hätten Sammler von Enzianwurzeln dort ein altes Schwert ausgegraben. *H. Gusset*, dessen 1856 veröffentlichter Schrift «Die Alpenwirtschaft» wir diese Angaben verdanken, erzählt eine Sage über diese Alpenfehden. In einer hübschen Mundartballade hat auch *Hans Wyss* (Unterbach) das Thema unter dem Titel «D Mordstijen» behandelt. Er erzählt von einem Überfall der Unterwaldner, bei dem nur ein junger Hirt mit dem Leben davonkommt und ein Hüterbub, der verschont wird, um den Viehräubern im Nebel den Rückweg zu zeigen.

Einige Strophen aus dem fast zweihundertzeiligen Gedicht seien hier zitiert:

Daa chund eismals z Mälchesziiten,
waa niemmen daa dran gsinned hed,
e Stoos von Underwaldnerliiten
desinha von der Twärenegg.
Die fään gar schiitzli daa an huusen,
alls, was si bschtriichen, riere s z tood.
Äs tued sa vor gheim Frävel gruusen;
ds ganz *Läger* färbt si bluetigroot.

Druf hei si gnun, was si hein bschtrichen,
Chäs, Anken, mengi scheenni Chueh,
und hei si umhi obsi gschtrichen,
der Bueb vorab, de Wwengen zue.
Da ischt en dicka Näbel gsässen.
Das ischt dem Bueb due gäbigis chon;
är het si z retten nie vergässen,
und wa si ufen Graad sii chon
geid är due hinderhi, statt virhi,
und d Underwaldner all ma nah,
«Etz miesse mmer», seid är, «daa dirhi,
den gid's es den enandrennah.»
So gäh si uf der gliiche Siiten,
waa si etz grad siin obsi chon,
emmumhi nidsi; däne Liiten
ischt das bi wit nid d Sinnen chon.

Und underdessen ischt e junga
Chiehirt, waa nen eggangen ischt,
dem Mülibach nah disinha gschprungen,
der Huusstatt zue, was hescht was gischt.
Dert springt är in en Hitten inhi,
nimmd gschwind es *Volli* von der Wand,
springt gägen ds Birchelli embrinhi;
und z vordrischt uf der Felsewand
da gsehd är, wie im Dorf deniden
grad d Chilchliit us der Chilchen gäh,
wie si im allerbeschten Friden
no hie und da bin enandren stäh.
Är hed si grad entschlossen ghäben,
hed ds Volli aggsetzt z hinderfir
und druf due grieft uf Liib und Läben
dir ds Volli, wie-n-es Sprachrohr dir:

«Luggi, Luggi, die gueti Chue
ischt gägen Underwalden zue!»
Das gheeren d Liit im Doorf deniden,
siis Meitschi bchennd nen an der Stimm;
Äs brieled: «O, das ischt miin Uelli,
o leufid gschwind und hälfid imm!»
Und alls waa mag e Stäcken tragen,
leuft raass etz gägen Planalp zue.

Und gleitig hei si si due ggodned,
fir d Underwaldner den z empfnah.
Doch dänen isch nid sinnigs worden,
das's hiit nen no chennt schlächt ergahn;
verlään si ganz uf ds Biebels Leitig
und gäh ma nahi umberal
und meinnen schon si siigen gleitig
etz umhi den im Heimattal.
Daa gseh si bletzli, wela Schrecken!
En ganze Stoos bewaffnet Liit,
die ggräched siin, mid ihnen z fecken,
wär ender etz am Bode lliid.
Si hei si nid lang chenne wwehrrhen,
und d Brienser gäben ghein Pardon,
si chennen lang si tiir verschweeren,
si wellen nie meh umhi chon.

Wär gfange wwurd, där ischt verlooren,
dem Tod verfallen ohni Gnad;
nid menga gsehd meh ds Wiillerhooren,
me zeigt nen etz en andra Pfad.
So hed där Tag mid Schrecke ggended,
fir d Underwaldner bsunders no.
Si hei si siit dämm nie meh gchinnted,
siin dāwäg nie meh ummhi chon.



Greesgi mit mittlerem Stafel, rechts unten Usweid.

Eigentümerin der heutigen Planalp ist die *Bergschaft* Planalp. Vor der *Reformation* gehörten Teile der Alp dem Kloster Interlaken, das sie durch Schenkungen, Vergabungen, Kauf und andere Übereinkünfte erworben hatte. Nach der Einführung des neuen Glaubens wurde das Kloster säkularisiert, d.h. seine Besitztümer gingen über an die bernische Obrigkeit, die sie dann späteren Eigentümern verkaufte, sofern sie nicht in Staatsbesitz blieben. Mitglieder der Bergschaft Planalp sind natürliche oder juristische Personen, die wenigstens ein Viertel *Kuhrecht* besitzen. Ein Reglement umschreibt die Aufgaben der Verwaltungsorgane, nämlich:

- der Einungsversammlung
- der Älplergemeinden der Ausweid und der Planalp
- des Alpvorstandes oder Bergrats
- der Forstkommision
- des Bergvogts der Ausweid und der Planalp
- der Rechnungsrevisoren.

Genau Vorschriften regeln die Nutzung und Bewirtschaftung der Alp, vom Düngen über das kaum mehr betriebene Bergheuen bis zum Beringen der Schweine und dem Erstellen von Algebäuden.

Drei Stafel

Genutzt wird die Planalp auf drei Stafeln, beginnend mit der Bestossung von Usweid und Einewang. Diese Weiden in einer Höhenlage von 1300–1500 m dienten im Sommer 1997 als Futterbasis für

167 Kühe
11 Maischkühe*
43 Rinder
82 Maischen*
61 Kälber
5 Ziegen

In dieser Aufstellung eingeschlossen sind auch Tiere, die eigentlich zur Rotschalp gehören; Einewang und Ausweid bilden nämlich einen

Sonderfall, der zurückzuführen ist auf einen Tauschhandel: Die Rotschälpler erhielten das Recht, im Vorsommer hier während 14 Tagen zu weiden gegen die Abtretung eines Teils des Blattenwaldes an die Bergschaft Planalp.

Nach dem Abweiden von Usweid und Einewang wird in den zweiten Stafel gezügel, der das Greesgi und Mittlisten umfasst. Diese Weiden liegen auf einer Höhe von ungefähr 1600 m. Auf die Nutzung weist auch der Flurname Chüemad hin, der eine ziemlich flache Geländepartie zwischen den genannten Hüttenstandorten bezeichnet.

Die obersten, nämlich auf einer Höhe von durchschnittlich 1800 m gelegenen Weiden von Ober Stafel, Rinderbiel und Gummi bilden den dritten Stafel.

Die Weideflächen werden planmässig genutzt. So grasen die Milchkühe getrennt vom Galtvieh*, das am Tanngindel, im Blattmad und im Stolli sowie in den obersten Partien unter dem Rothorn und im Lanzis seine Weideplätze findet.

Von Kuhrechten

Die Planalp ist *geseyt* für 380 ½ Kühe. Dieser Besatz ist festgehalten in einem sogenannten *Seybuch* und darf in der Regel nicht überschritten werden. Damit wird einer allfälligen Übernutzung der Weiden vorgebeugt, die längerfristig zu Ertragseinbussen führen könnte.

Auf Usweid/Einewang entfallen 109 ½ Kuhrechte, die restlichen verteilen sich auf den mittleren und obersten Stafel und die Usweid im Herbst.

* Vgl. S. 138, 1. Spalte, zweitletzter Abschnitt.

Weil auf der Planalp natürlich nicht nur Milchkühe gesömmert werden, ist eine Regelung nötig, welche die Anteile der verschiedenen Viehgattungen in *Kuhrechten* angibt. Gegenwärtig gilt (mit unbedeutenden Abweichungen zwischen Usweid / Einewang und dem übrigen Alpgebiet) folgende Umrechnung:

Kuh	1 Kuhrecht
Maischkuh oder Rind	1 Kuhrecht
Maische	1/2 Kuhrecht
Kalb	1/4 Kuhrecht
Schwein	1/4 Kuhrecht
Ziege oder Gitzi	1/8 Kuhrecht
Schaf bei Rindvieh	1/4 Kuhrecht

Eine ältere Unterteilung der Kuhrechte, die da und dort noch angewendet wird, rechnet das Kuhrecht zu 4 Fuss und jeden Fuss zu 12 Haller. Ein Schwein zählt demnach 12, eine Ziege 6, eine Kuh 48 Haller. Heute nicht mehr aktuell, da weder als Zucht- noch Lasttier mehr benötigt:

Pferd, drei- und mehrjährig	3 Kuhrechte
Pferd, zwei- bis dreijährig	2 Kuhrechte
Pferd, ein- bis zweijährig	1 Kuhrecht
Füllen	1/2 Kuhrecht

Zur Kennzeichnung der aufgeführten Viehgattungen sei erwähnt, dass das Kälberalter ein Jahr dauert; ein Rind zwischen dem ersten und zweiten Jahr ist eine Maische; wird das Rind im Verlauf des 2. Jahres trächtig und kalbert im 3. Jahr, handelt es sich um eine Maischkuh. Als Galtvieh gilt Jungvieh, das noch keine Milch gibt.

Die Kuhrechte der einzelnen Genossenschaften, die im *Seybuch* verurkundet sind, können vererbt, verkauft oder verpachtet werden. Noch

um 1850 musste ein Alpgenosse, der einem Nichteigentümer Kuhrechte verkaufen wollte, dies in der Kirche öffentlich bekannt machen. Erst wenn innert 10 Tagen weder ein Alpgenosse, noch die Genossenschaft als Ganzes daran interessiert war, durfte der Handel abgeschlossen werden. Gegenwärtig gilt übrigens ein Kuhrecht auf der Planalp, inbegriffen die Usweid, ungefähr Fr. 400.–, ohne Usweid Fr. 300.–.

Die Möglichkeit, Kuhrechte zu handeln, erlaubt auch auswärtigen Interessenten, seien das nun Landwirte oder nicht, den Erwerb von Alpanteilen und damit den Auftrieb von Vieh. Von dieser Möglichkeit wird zurzeit allerdings nur sehr wenig Gebrauch gemacht, so dass die Planalp füglich als fast ausschliessliche Brienzeralp bezeichnet werden darf.

Das neue bäuerliche Bodenrecht tendiert übrigens auch in der Richtung, den Erwerb von Kuhrechten auf Landwirte zu beschränken.

Alphütten

Während der Alpsaison werden in den drei Stafeln 23 Hütten benützt, nämlich:

Usweid	2	Einewang	2
Greesgi	6	Mittl. Stafel	2 und 3 Speicher
Ober Stafel	7	Gummi	2 Rinderbiel 2

Die grosse Anzahl Hütten, wozu noch einige Speicher kommen, rührt daher, dass die einzelnen Alpgenossen ein eigenes Senntum betreiben mit eigenen Hütten auf jedem Stafel. Damit ist ein Problem angeschnitten, das sich auch auf anderen Alpen stellte und noch immer stellt:

Betrieb und Unterhalt so vieler Gebäude während verhältnismässig sehr kurzer Zeit sind eigentlich mit einer rationellen Bewirtschaftung nur schwer zu vereinbaren. Das ist denn auch

den meisten Alpgenossen durchaus bewusst, und es gab Versuche, diesen unbefriedigenden Zustand zu ändern. Verhandlungen über eine Konzentration auf wenige, gut eingerichtete Gebäude – im gewünschten Endeffekt auf eine ausgebaute moderne Alpkäserei – blieben aber bisher ohne greifbare Ergebnisse, da auseinanderlaufende Interessen eine Einigung verhinderten.

Die Aufwendungen für die Alpgebäude sind, wie schon angedeutet, beträchtlich. Dies vor allem aus dem Grunde, weil die bis vor kurzem sehr einfach ausgestatteten Hütten heutigen Ansprüchen in keiner Weise mehr zu genügen vermochten sowohl in Bezug auf zweckmässige Einrichtungen wie Wohnqualität. An die Stelle eines primitiven, zügigen und oft kalten «Gligers» auf der «*Gasteren*» wurden in vielen Hütten besondere Schlaf- und Aufenthaltsräume eingerichtet, die doch einen behaglichen Komfort bieten, der gerade bei schlechtem Wetter sehr geschätzt wird. Die Küche, wo die Milch verarbeitet wird, hat sich ebenfalls gewandelt; vom einst finsternen, russigen und rauchigen Raum ist zwar noch der *Turner* mit dem Käskessi über der Feuergrube geblieben, ob schon auch diese an einigen Orten ausgedient hat und das Holzfeuer durch Butagas ersetzt worden ist. Dieses dient, zusammen mit einem richtigen Kochherd, ebenfalls zum Zubereiten der Mahlzeiten. Die dreibeinige Pfanne, in der einmal in der Feuergrube gekocht wurde, ist bereits zur Seltenheit geworden, gesucht und gehandelt von Trödlern ...

Die allgemein deutlich verbesserten Wohn- und Arbeitsverhältnisse auf der Alp werden ergänzt durch eine vielseitigere Verpflegung. Bestand diese früher, abgesehen etwa von Brot und

Kartoffeln, fast ausschliesslich aus den im Alpbetrieb anfallenden Milchprodukten wie Käse, Butter und Ziger, so unterscheidet sie sich heute nur noch unwesentlich von den Verpflegungsgewohnheiten im Tal. Möglich wurden all diese vorteilhaften Veränderungen durch die bessere Erschliessung der Alp und die Motorisierung, die einen mehr oder weniger problemlosen Zugang zu allen Stafeln gewährleistet.

Im Zusammenhang mit dem Ausbau und vielleicht einer zukünftigen, gemeinsamen Nutzung von weniger, aber besser eingerichteten Alphütten sei hier noch auf ein Ärgernis eingegangen, über das Bergwanderer gelegentlich den Kopf schütteln. Es betrifft die da und dort anzu-

treffenden Ruinen von Hütten, die mit eingestürzten Dächern und zerfallendem Mauerwerk nicht gerade eine Zierde der Alp bilden.

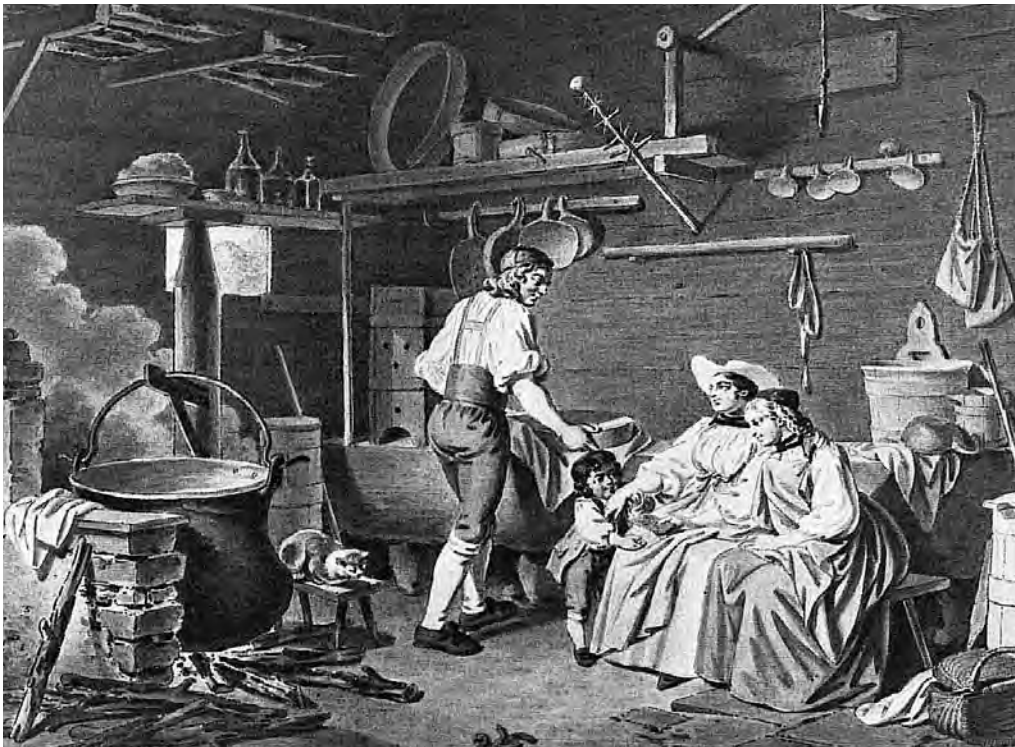
Zum Verständnis dieses unerfreulichen Zustandes mag folgendes dienen: Es kann durch verschiedene Umstände der Fall eintreten, dass eine Alphütte nicht mehr gebraucht wird. Dabei kommt der Besitzer in die unangenehme Lage, entscheiden zu müssen, was mit dem Gebäude nun geschehen soll. Auch wenn Aussenstehende begreiflicherweise an einer zerfallenden Hütte wenig Gefallen finden, gilt es zu berücksichtigen, dass dem Eigentümer kaum zugemutet werden kann, eine nicht mehr benötigte Hütte weiterhin zu unterhalten, weil dabei Kosten an-

fallen, denen überhaupt kein Ertrag gegenüber steht. Schuld an dieser Zwangslage haben u.a. gesetzliche Vorschriften, die eine Umnutzung und einen Ausbau von Alphütten, z.B. in Ferienhäuschen, nur unter sehr einschränkenden Bedingungen gestatten. So problematisch eine zu weit gehende Lockerung der Bestimmungen über Natur-, Heimat- und Landschaftsschutz ist, so vorteilhaft könnte sie sich in vielen Fällen aber auch auswirken auf eine vernünftige weitere Nutzung von alpwirtschaftlichen Gebäuden, die sonst dem Verfall preisgegeben sind. Einem Landwirt, der vielleicht ein halbes Dutzend Alphütten und weitere Gebäude im Tal zu unterhalten hat, kann kaum verübelt werden, dass er sich nicht mehr um die eine kümmert, für die er aus betrieblichen Gründen keine Verwendung mehr hat, sie aber nicht verkaufen oder umnutzen darf.

Der Alpsommer

Die Alpzeit richtet sich naturgemäss nach dem Wetter. Der Beginn ist abhängig von der Schneemenge des vergangenen Winters, der Schneeschmelze und der Sonneneinstrahlung, die zusammen den Graswuchs entscheidend beeinflussen. Im Grossen und Ganzen dauert sie von Mitte Juni bis Mitte September, durchschnittlich also 90 Tage. Diese verteilen sich auf 10–14 Tage Usweid / Einewang, 14 Tage Greesgi / Mittlisten und 5 Wochen Ober Stafel / Rinderbiel / Gummi. Auf der Rückkehr ins Tal oder Vorsass dauert die Weide im 2. Stafel ungefähr 3 Wochen und im untersten Stafel wieder 10–14 Tage.

Während der Alpzeit besteht, besonders im obersten Stafel, immer die Gefahr eines Wetterumsturzes mit Schneefall und grosser Kälte. Das kann dazu führen, dass das Vieh nicht



Inneres einer Sennhütte vor 200 Jahren nach einem Aquarell von S. Freudenberger. Viele Geräte werden noch heute gebraucht.

mehr auf die Weide getrieben werden kann und mit Heu gefüttert werden muss, bis der sommerliche Wintereinbruch wieder besserem Wetter Platz gemacht hat. Dienten früher günstig gelegene Plätze oder dem Vieh unzugängliche *Wildheumäder* dazu, einen Heuvorrat für Notfälle anzulegen, so ist dies heute nicht mehr üblich. Einmal erlaubt die nicht nur durch die Tätigkeit auf der Alp in Anspruch genommene Arbeitskraft des Landwirts nur noch in den seltensten Fällen die schwere und zeitraubende, ohne Maschinenhilfe zu leistende *Wildheueri*, zum andern kann heute auf der Planalp bequem Heu vom Tal heraufgebracht werden, da seit kurzem auch Rinderbiel und Gummi mit einem Weg erschlossen sind, der mit geländegängigen Fahrzeugen befahren werden kann, und der Ober Stafel von der Rothornbahn versorgt wird.

Wenig Wald

Nicht mehr so arbeitsintensiv wie früher ist die Versorgung mit Holz; dies dank der Kettensäge und den erwähnten guten Transportmöglichkeiten, die auf der Planalp ganz besonders ins Gewicht fallen.

An eigenem Wald, der den heutigen Bedarf an Brenn- und Nutzholz zu decken vermag, besitzt die Bergschaft folgende Parzellen:

- den Untern Wald, einen schmalen Streifen südlich der Usweid;
- ein Waldstück, das die Usweid von Einewang trennt;
- einen Teil des Blattenwaldes (ohne Namen auf der Landeskarte), der von der Rotschalp eingetauscht wurde gegen die erwähnten Weiderechte im Vorsommer.

Für die beiden oberen Stafel muss das Holz heraufgeführt werden, da dieses Gebiet völlig entwaldet ist. Schuld an diesem bedenklichen Zustand tragen die rücksichtslosen Kahlschläge, mit denen unsere Vorfahren die Alpweiden auf Kosten des Waldes vergrössert haben. Mitschuldig ist wohl auch die vor Jahrhunderten praktizierte Milchzuckerherstellung, bei der die Schotte tagelang gesotten wurde, bis sie zu Zucker eindickte. Es liegt auf der Hand, dass dies Unmengen von Holz verschlang.

Da es lange an Kenntnissen über die Rolle des Waldes im Naturhaushalt mangelte, unterblieben gezielte Aufforstungen, und der in höheren Lagen ohnehin spärliche natürliche Aufwuchs litt besonders unter den Ziegen, von denen es in der Kirchgemeinde Brienz um 1815 gegen 2000 Stück gegeben haben soll. «Obschon sie», wie der Ringgenberger *Pfarrer Nöthiger* berichtet, «in Feld und Wald grossen Schaden anrichten, muss man die Ziegen dulden, denn mit ihrer Milch, mit Käse und Fleisch stellen sie die wichtigste und oft fast einzige Nahrung der Armen dar.» Um die gleiche Zeit beklagt der oberländische Forstmeister *Kasthofer* auch das Absinken der Waldgrenze, die damals auf der Planalp nur noch bei 1560 m lag, wobei der Wald den Namen kaum mehr verdiente, da er bloss noch aus kaum zehn Fuss hohen Tännchen bestand. Nach Kasthofers Beobachtungen reichte der Wald auf der Planalp einst über 1800 m hinauf. Oberhalb von Rinderbiel und Gummi, bis fast in die Chruteren fanden sich noch Spuren von Wurzelwerk und Stöcken mit einem Durchmesser von einem Schuh! Bei Chüemad sollen die Alphütten einst bedeutend höher gelegen haben; mit dem Sinken der Waldgrenze wurden sie nach unten versetzt, damit man leichter an das nötige Holz kam.

Trotz der Waldarmut bereitet zum Glück die Wasserversorgung in den verschiedenen Stafeln keine besonderen Schwierigkeiten. Quellwasser ist im Normalfall, d.h. ohne extreme Trockenheitsperioden, genügend vorhanden, da die Quellen wohl etwas zurückgehen können, aber nie ganz versiegen. Prekär ist die Lage einzig im Gummi, wo ein Reservoir für einen genügenden Vorrat sorgt, weil eine zuverlässige Quelle fehlt.

Viel Arbeit

Die Arbeit auf der Alp ist trotz verbesserter Erschliessung, erleichterter Holzbeschaffung und der verschwundenen Wildheueri nicht einfacher und schon gar nicht leichter geworden. Schon vor dem Alpaufzug nimmt das Erstellen der Zäune viel Zeit in Anspruch, ebenso der Unterhalt der von Schnee und Lawinen in Mitleidenschaft gezogenen Wege und die Instandstellung von Wasserleitungen und Tränkestellen. Die für die Senntümer vorgeschriebene Wärfpflicht beträgt für die Usweid 1 Stunde pro Kuh, für die Planalp 5 Stunden. Vergütet wird pro Stunde eine nicht viel mehr als symbolische Entschädigung von 70 Rappen! Für einen Halter mit 20 Kühen, die in der Usweid und Planalp geetzt werden, ergibt sich ein Wärfcholl von 120 Stunden, für die er Fr. 84.– bezieht.

Auch während der Alpzeit wird für die Pflege der Weiden gesorgt. In Hüttennähe wird der im Stall anfallende Mist verteilt und Wert gelegt auf die Bekämpfung der besonders in den *Lägern* üppig wuchernden Alpunkräuter, von denen besonders Hundsbrägel (Alpenkreuzkraut), Brennesseln und Blacken an stickstoffgedüngten Plätzen massenhaft gedeihen. Das Ausstechen dieser, den Wuchs von wertvollen Futterkräutern beeinträchtigenden Pflanzen gehörte einst

zu den Pflichten der Hüterbuben, denen so die Arbeit nie ausging.

Zu den für das Vieh nicht bekömmlichen, leicht giftigen Pflanzen gehören auch der Germer und der schöne, oft fast mannshohe Gelbe Enzian, der auf kalkreichen Böden, wie im Rothorngebiet die Regel, massenhaft vorkommt. Aus den fast armdicken Wurzelstöcken, die ausgegraben, zerstampft und vergoren wurden, brannten die Sammler den bekannten «Jänzener», der gegen Magenbeschwerden helfen sollte. Heute verbietet das kantonale Pflanzen- und Naturschutzgesetz diese alkoholische Nutzung des auffälligen Weideunkrauts.

Bei der Pflege der Alpweiden hilft gelegentlich auch die Schule mit, was über die willkommene und nützliche Hilfe hinaus den Schülern einen wertvollen Einblick verschafft in die den meisten fast unbekannte Alpwirtschaft.

Stark abgenommen gegenüber früher hat das auf den Alpen beschäftigte Personal. Wenn einst Senn, Hirt, Zuhirt und Hüterbuben die Arbeit unter sich aufteilten, wird diese, in Hinsicht auf Kosteneinsparungen, im Extremfall nur noch von einem Mann erledigt. Dank der Erschliessung der verschiedenen Stafel durch Motorfahrzeuge ist es sogar möglich, den Alpbetrieb gewissermassen vom Tal aus zu bewältigen. Das ist zwar rationell, bedeutet aber für den Betriebsinhaber eine gewaltige, ja, fast unzumutbare Belastung, zusätzlich zu den im Tal anfallenden Arbeiten im Sommer.

Einige Erleichterung verschaffen die mit Benzinmotoren betriebenen Melkmaschinen, die einen Ein-Mann-Betrieb erst möglich machen.

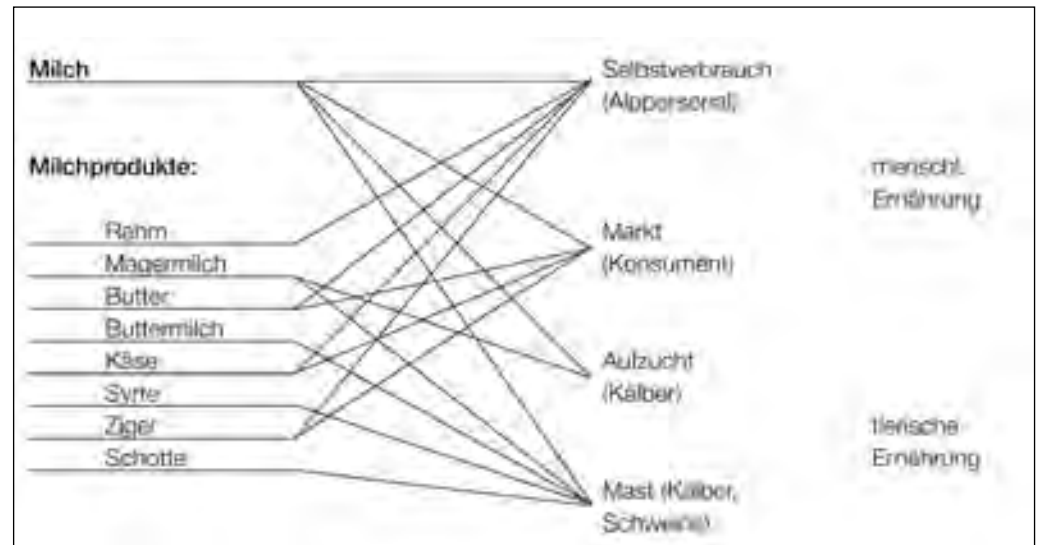
Das Weidevieh wird nicht mehr überwacht; die einst unabhängigen Hüterbuben wurden ersetzt durch Stacheldraht und Elektrozaune, zum Teil betrieben mit Solarenergie. Die Sicherheit scheint auch so nicht zu leiden; Abstürze von Vieh nach Versteigen in ausgesetztem Gelände sind nicht häufiger geworden als früher, und gegen Verluste bei Unwettern oder Steinschlag, ausgelöst gelegentlich durch Steinböcke, wären auch Hüterbuben machtlos. Die zum Glück seltenen Schadenfälle treffen den Besitzer eines verunfallten Tieres in jedem Fall hart, da die Viehversicherung in der Regel nur etwa 70% des Marktwertes deckt.

Von Milch und Käse

Landläufige Vorstellungen, nicht zuletzt auf romantisch-sentimentalen Volksliedern fussend, verbinden das Äplerleben mit einem freien, ungebundenen Schönwetter-Dasein, das höchstens unterbrochen wird durch die Arbeit, wel-

che die Herstellung von Käse, Butter und Ziger erfordert. Diese verklärte Sicht stimmt nur in dem Punkt, dass die Milch noch immer – aber nicht überall! – auf der Alp verarbeitet wird. Über die Verwertung, die sich seit Jahrhunderten nur wenig geändert hat, gibt die nachstehende schematische Darstellung Auskunft, wobei die bald unabsehbare Produktpalette der modernen industriellen Milchverarbeitung nicht berücksichtigt ist.

Der traditionelle Alpbetrieb, wie er jahrhundertlang und bis vor kurzem auch auf der Planalp vorherrschte, stellte als wichtigstes Erzeugnis Käse her. Gerade die Gegend von Brienz lieferte seit jeher einen ausgezeichneten Bergkäse, der bis nach Italien ausgeführt wurde und von grosser wirtschaftlicher Bedeutung war. Ob allerdings der Name «Sbrinz», wie etwa behauptet wird, tatsächlich auf Brienz zurückzuführen ist, bleibt umstritten.



Schema nach F. Michel: Wirtschaftliche und rechtliche Verhältnisse der drei Briener Alpengenossenschaften Axalp, Hinterburg und Tschingelfeld.



Albert Thöni: Der Mutschler erheischt sorgfältige Pflege.



Nur peinliche Sauberkeit verbürgt guten Käse.

Alpkäserei

Da die herkömmliche Alpsennerei auf vielen Alpen am Verschwinden ist, mag hier eine kurze Darstellung am Platze sein, wie Alpkäse gewonnen wird und welche Nebenprodukte dabei anfallen.

In der Regel, d.h. wenn nicht Vollfettkäse hergestellt werden soll, wird die am Abend gemolkene Milch in Gebesen geleert, am Morgen abgerahmt und zusammen mit der frisch gemolkene Morgenmilch ins Käskessi geschüttet. Nachher erfolgt die gleichmässige Erwärmung unter stetem Rühren über einem schwachen Feuer, bis die nötige Temperatur erreicht ist. Zur Kontrolle braucht der Senn ein Thermometer, wenn er sich nicht auf sein Gefühl, entweder auf die Hand- oder die Ellenbogenprobe, verlassen will. Stimmt die Temperatur, so wird das Kessi

vom Feuer weggezogen und die Labflüssigkeit beigemischt, die das Verfestigen, bzw. das Eindicken der Milch bewirkt. Sie verändert sich nach einer guten Viertelstunde zu «Schluck». Mit einer breiten Kelle schöpft der Senn nun schichtweise «Schluck» von der einen Seite des Kessis auf die andere, was zu einer Umwälzung der Masse führt. Anschliessend wird diese mit dem «Brächer», der meist aus einem jungen Tännchen hergestellt wird, zerstoßen und gerührt und von Zeit zu Zeit die Feinheit des Bruchs geprüft. Bei dieser Zerkleinerung des Schlucks scheiden sich Käsemasse und die grünlich-klare «Syrte». Findet der Käser die Körnung in Ordnung, wird nach einer kurzen Pause die in der «Syrte» schwimmende Käsemasse nochmals langsam erwärmt und dabei mit dem Brecher umgerührt, bis die Käsekörner der Vorstellung oder einer allfälligen Kostprobe

des Sennen entsprechen. Ist das der Fall, kommt das Kessi vom Feuer, und der Inhalt wird nochmals eine Weile von Hand weitergerührt. Durch die kreisende Bewegung erfolgt ein Absinken der Käsemasse auf den Grund. Nun presst der Käser diese Masse vorsichtig zu einem Klumpen zusammen und hebt sie mit dem Kästuch möglichst in einem Gang aus der Syrte, um sie dann in die «Fätteren» zu legen, ein niedriges rundes Holzgefäss mit Löchern, das dem Käse die Form verleiht und die restliche Syrte ablaufen lässt. Durch mehrmaliges Umdrehen und sorgfältiges Pressen fliesst weiter Flüssigkeit ab, und nach ein paar Stunden kann der verfestigte Käse aus der Form genommen und später in den Speicher gebracht werden. Die solcherart hergestellten Laibe ergeben den bekannten «Mutschler».

Järbkäse kommt nicht in die Fätteren, sondern zur Formgebung in hölzerne Reifen, und die Käsemasse wird mit Steinen beschwert. Mit dem Käsen ist die Arbeit des Sennens noch nicht abgeschlossen; zur Pflege und Reifung gehören das alle zwei Tage nötige Wenden des Käselaiibes im Speicher, das Waschen und Salzen. Diese Tätigkeiten verbürgen erst eine gute Qualität, und umgekehrt erleidet auch ein sorgfältig hergestellter Käse durch mangelhafte Pflege eine bedeutende Qualitätsverminderung. Neben dem Geschick des Käasers spielen

allerdings noch andere Faktoren eine wichtige Rolle, so die verschiedenen Futtergräser, die Witterung, der Gesundheitszustand der Kühe und weitere, oft unbekannte Einflüsse; sie alle können die Güte eines Käses im Guten und Schlechten beeinflussen.

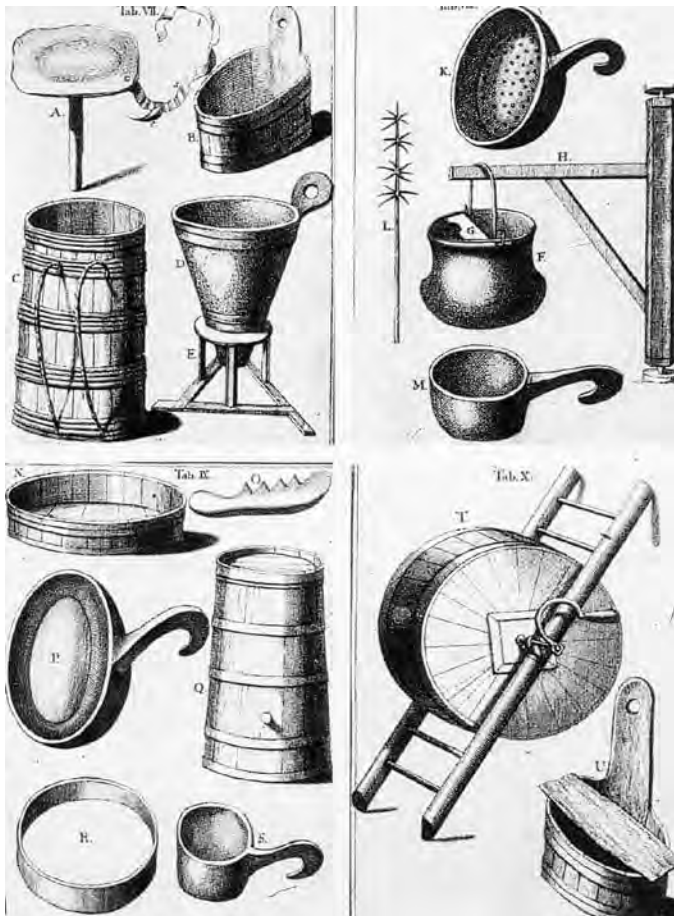
Nicht unerwähnt seien die bei der Käserei anfallenden Nebenprodukte: Bei der üblichen Herstellung von dreiviertelfettem Käse wird die Abendmilch am Morgen abgerahmt und die «Nidle» zu Butter verarbeitet. Die nach dem Kä-

sen im Kessi verbleibende Käsmilch oder Syrte scheidet nach Beimischung von «Achis», einer Art Scheideeessig, Ziger aus, der zu Stöcken geformt wird und nicht nur dem Alppersonal als Speise dient, sondern süss, gesalzen und geräuchert viele Liebhaber findet.

Vielerorts diente die Syrte, die noch wertvolle Nährstoffe enthält, als Schweinefutter, ebenso die nach dem Zigern übrig bleibende Schotte (Molke), die, wie schon erwähnt, früher etwa zur Gewinnung von Milchzucker verwendet wurde. Warme Schotte diente aber auch medizinischen Zwecken; Molkenkuren wurden bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts z.B. auch in Interlaken angeboten. Milch und ihre Produkte liefern aber nicht den einzigen und ausschliesslichen Alpertrag. Ebenso wichtig, wenn auch weniger handgreiflich, ist der Mehrwert von gealptem Jungvieh und Schweinen. Neben gesundheitlichen Vorteilen verdienen sie das Prädikat «Aus biologischer Haltung», auch wenn sie vielleicht nicht ganz alle Voraussetzungen erfüllen, die für diese Auszeichnung verlangt werden.

Alpwirtschaft im Wandel

Aus den bisherigen Ausführungen geht klar hervor, dass die traditionelle Alpwirtschaft stets mit grossem Arbeitsaufwand verbunden war und noch ist. Arbeitszeiten von täglich 15 Stunden und mehr waren durchaus üblich, wenn man die Fülle von Verrichtungen bedenkt: Vieh zusammentreiben, Melken, Käsen, Reinigen von Stall und Milchgeschirr, Käse zum Speicher tragen, Salzen und Pflegen, Mist austragen, Holzen u.a.m. Teilten sich bis noch vor wenigen Jahren mehrere Personen in diese Arbeiten, so sind es heute wegen Personalmangels und Rentabilitätsüberlegungen, die zur Rationalisierung zwingen, immer weniger.



Traditionelle Geräte, wie sie unter verschiedenen Namen in der Alpwirtschaft noch heute verwendet werden:

- A Mälchstuel
- B Mälchterli
- C Bränten
- D Vollen
- F Chäschessi am Turner
- K Zigerfischellen
- L Brächer
- N Gebsen
- P Schluckchellen
- Q Achisbränten
- R Järb
- S Gooni (auch M)
- U Mälchteren

nach Beschreibung von J.J. Scheuchzer anfangs 18. Jahrhundert.

Das gilt auch für die Planalp, wo sich die Älpler gründlich verändert hat. Ein Teil der Milch wird nicht mehr auf der Alp verarbeitet, sondern nach Brienz in die Hofkühlanlagen gebracht, wo sie jeden zweiten Tag von einer Grossmolkerei abgeholt und dem Konsum oder der industriellen Verwertung zugeführt wird. Senntümer, welche alle Sommermilch verkäsen, bilden heute eine Ausnahme, ebenso fast verschwunden ist die Gewinnung von Butter und Ziger.

Einige Alpgenossen stellen noch eine beschränkte Menge Käse her für den Eigenbedarf und für den Verkauf ab Hof an langjährige Kunden. Der Erlös, der gegenwärtig ungefähr Fr. 20.– pro Kilo beträgt, deckt kaum alle Kosten, gemessen am Arbeitsaufwand, den Investitionen und anderen Unkosten. Das dürfte ein weiterer Grund sein für den Rückgang der Käseherstellung auf der Planalp und an anderen Orten, wo die Möglichkeit besteht, die Milch

verhältnismässig einfach ins Tal zu bringen. Ob unter diesen Umständen die althergebrachte Alpkäserei überleben kann, muss sich zeigen. Traditionen haben allerdings ein zähes Leben; das gibt Anlass zur Hoffnung, dass die seit Jahrhunderten praktizierte Milchverarbeitung auf der Planalp wenigstens teilweise erhalten bleibt.



Planalp

Sbrinz – Sbrienz – Brienz?

Peter Michel

Aus der umfangreichen Untersuchung, die Dr. Alfred G. Roth, Burgdorf, auf Wunsch der Schweizerischen Käseunion über das Alter und die Herkunft des Hartkäses Sbrinz gemacht hat, leitet er ganz klar seine Meinung ab, dass die Käsebezeichnung «Sbrinz» mit dem Ortsnamen Brienz in Verbindung gebracht werden müsse.

Er stellt zunächst einmal fest, dass das Wort, das «Sbrinz» geschrieben wird, in den Fachkreisen mehrheitlich «Sbrienz» (wie der Ortsname Brienz) ausgesprochen wird.

Folgende Angaben entnehmen wir Roths Monographie:

Er hat im Bernischen Staatsarchiv Quellen gefunden, die besagen, dass schon im 16. Jahrhundert im Käsehandel Bezeichnungen wie «Ämmenthaler», «Brientzerkäss», «Sahnerkäs» und «Underwaldner» gebraucht wurden. Wir ersehen daraus, dass der Käse offenbar schon vor 400 und mehr Jahren nach seiner Herkunft bezeichnet wurde.

Sehr interessant ist ein Bericht aus dem Jahr 1533, auf den Roth im Staatsarchiv gestossen ist: «Es sigend ettlich von Underwalden mit vilen käsen (gekommen), die sy gan Brientz gefertiget, und denen von Brientz befolchen, Inen dieselbigen ze tertschen. Da sprachen die von Brientz, wie bringend Ir die käs so spat? sy mögend nit mer ze merkt kommen.» Roth folgert aus dieser Notiz, dass Unterwaldner ihren Käse

nach Brienz brachten, ihn dort von Brienzern verpacken (tertschen) liessen und Säumer ihn dann über die Grimsel-Gries-Route nach Italien auf den Markt brachten.

Dann zitiert Roth den Luzerner Chronisten J.L. Cysat, der 1645 in seiner Schrift über Nidwalden notiert hat: «Von der Vychzucht und Molchen habend die Inwohner grossen Nutzen. Vil jhres Vychs und Käss (welche insonders

gelobt und von den Itäljären <Prienser-Käss> genannt seyndt) werden mit ansehnlichem Gwünn über das Gebürg verkaufft.» Und gleich ergänzt er: «die Underwaldner Käss, die man in Weltschenlanden auch Priensskäss heisset.»

Der Zürcher Johann Jakob Scheuchzer, der erste Erforscher des schweizerischen Hochgebirges, brachte 1706 den offenbar weit herum bekannten «Priensskäss» ausdrücklich mit dem



Säumer mit zwei Pferden, das links mit Weinfässern und Futter, das rechts mit Käse beladen. Radierung von Johann Adam Klein, 1844. Stiftung Roth, Burgdorf.

Ort Brienz in Verbindung. *Roth* zitiert aus seiner in lateinischer Sprache abgefassten Arbeit wie folgt: «Brienz selbst, Ort am gleichnamigen See gelegen, gibt den Namen auch dem Brienzener Käse, welcher allerdings aus dem ganzen Haslital nach Brienz zusammengeführt und dann weiter nach äusseren Orten exportiert wird.»

In einem Reisebericht stellte *P.W. Gercken* 1779/83 fest, dass ausser dem Schabziger noch berühmt seien «die Schweizerkäse aus dem Emmenthal im Canton Bern, und die von Briems daselbst, vorzüglich der Urselerkäse.» Ganz wichtig ist aber doch das Zeugnis von *Johann Rudolf Nöthiger*, der als Pfarrer 13 Jahre lang in Ringgenberg gewirkt hat. Er schrieb um 1780: «Die Käse des hiesigen sämtlichen Oberlandes sind alle unter dem Namen Brienzerkäse bekannt, weil ihre Ablage zu Brienz ist, woselbst sie ausgeschiffet und von da weiters verführt werden.»

Der Schrift «Alt Tracht Brienz» von *Ernst Buri* entnehmen wir, dass der Grosskaufmann *Falchino* um 1750 oftmals grosse Warensendungen aus dem Süden herschaffte und dafür bedeutende Käsemengen zu Tracht einlagerte. Er beschwerte sich über den *Sustmeister* und *Tavernenwirt*, weil dieser das Lager nicht fachgemäss betreue. Er lagere die Käselaike oft wochenlang wie Kalksteine übereinander, wodurch erheblicher Schaden erwachse. – Wo «bedeutende Käsemengen» eingelagert werden konnten, vernehmen wir aus einem Inventar über die Grossanlage Tracht aus dem Jahr 1851: Da gab es neben dem Gasthof zum Kreuz und den Wohngebäuden «eine Scheuer zunächst dabei» und eine zusätzliche Scheuer auf dem *Fruhberg*.

Auch *L.W. Medicus* bestätigte 1795: «Aller harte Käs, der über die Alpen verführt wird, hat in ganz Italien den allgemeinen Namen von Brienz und zwar der Haslithaler, Grindelwaldner und anderer inbegriffen.»

In seiner Arbeit «Auf den Spuren des Käses nach dem Süden» schreibt *Quirinus Reichen* 1989: «Erst im 16. und 17. Jahrhundert setzt sich der Lab-Hartkäse in den Hirtenländern auf der Nordabdachung der Schweizer Alpen durch. Der Export dieses Käses nach Süden bringt ein wenig Wohlstand in die Berggebiete. Der Export ist es auch, der dem besonders harten Schweizer Käse aus der Innerschweiz und dem Berner Oberland den Namen gab: Die Laibe wurden vor der Überquerung der Pässe in Brienz gesammelt; noch heute klingt dieser Name in der Bezeichnung Sbrinz an.»

War also Brienz die Sammel- und Versandzentralstelle für Käse aus Teilen des Oberlandes und der Innerschweiz und hat als solche dem gehandelten Käse seinen Namen gegeben? – Die Sache scheint für *Roth* und viele andere

Kenner der Käseszene» klar zu sein – und ist es doch nicht eindeutig. Namhafte Romanisten (*Dr. A. Schorta* und *Prof. Dr. J. Hubschmid*) bringen «Sbrinz» mit dem italienischen Wort «sbrinzo» in Verbindung. Mit diesem Begriff wird in lombardischen Dialekten Hartkäse bezeichnet.

Man erinnert sich: Vor einigen Jahren wollte die Käseunion dem Sbrinz aus Marketinggründen unbedingt eine klar bezeichnete Heimat geben. Die Planalp war da auch im Gespräch, aber schliesslich hat eine Alp im Pilatusgebiet das Rennen gemacht. Deshalb gibt es dort jetzt wohl eine Sbrinzalp, und man wird interessierten Besuchern zeigen, wo und wie der Sbrinz gemacht wird.

Zum Schluss sei noch ausdrücklich vermerkt, dass bei uns für den einheimischen Bergkäse nie die Bezeichnung Sbrinz verwendet worden ist. Seit jeher gab es bei uns den Rotschalper, den Planalper, den Axalper, den Tschingelfelder, den Tieffenthaler usw. Und so wird es hoffentlich bleiben.



Hospice de la Grimsel.

Wie Brienz zum Schnitzlerdorf wurde

Max Gyga

Vor dem Aufkommen eines eigentlichen Fremdenverkehrs lebte in vielen Gegenden des Berner Oberlandes ein grosser Teil der Bevölkerung in wirtschaftlicher Not, ja bitterer Armut. Betroffen war vor allem das Amt Interlaken, wo Bettler scharenweise Almosen heischten. Zur Erntezeit suchten sie das Unterland heim und verlangten Geld und Nahrung, oft gestützt auf einen Armutsschein, der ihnen von der Gemeinde ausgestellt worden war.

Die Regierung suchte die sozialen Übelstände zu mildern und setzte dabei vor allem auf neue Verdienstmöglichkeiten. Unterstützt wurde sie in ihren Bemühungen von der Ökonomischen Gesellschaft, die sich eine Verbesserung der Landwirtschaft zum Ziele gesetzt hatte, und vom Commerzienrat, der Handwerk, Industrie und Gewerbe zu fördern suchte.

Dabei kam es auch zu ziemlich ausgefallenen Vorschlägen und Versuchen, wie ein paar Beispiele zeigen mögen. Ansprechenden Erfolg hatte die Einführung der Klöppelei, die sich an einigen Orten bis heute gehalten hat. Weniger bewährte sich die Zucht von Seidenraupen und die damit verbundene Seidenspinnerei; beides vermochte sich nicht durchzusetzen.

Nur mässigen Anklang fand auch ein Versuch des oberländischen Forstmeisters *Kasthofer*, der durch seine Tätigkeit mit dem armseligen Leben der Bergbevölkerung bestens vertraut war. Als idealgesinnter Menschenfreund machte er sich Gedanken, wie die Lebensverhältnis-

se im Oberland verbessert werden könnten. 1824 legte er der Ökonomischen Gesellschaft eine Schrift vor, worin er die Haltung von «Caschemir-Ziegen» anregte. Diese Tiere, die in Frankreich und Deutschland schon bekannt waren, sollten auch in unseren Bergen gut gedeihen, da sie ursprünglich aus den Hochgebirgen des Tibets stammten und an harte Lebensbedingungen gewöhnt seien. Der Ertrag ihrer feinen Haare, aus welchen die feinsten und kostbarsten Stoffe gefertigt würden, könnte eine neue Erwerbsquelle für die Bergbevölkerung eröffnen. – Kasthofer liess es nicht bei der Denkschrift bewenden, sondern konnte die Regierung in Bern dazu bewegen, mehrere Ziegen und einen Bock zu kaufen. Die Tibet-Ziegen wurden nach Unterseen gebracht und Kasthofer anvertraut, der sie in einem grossen Gehege am Abendberg weiden liess. Obschon sie sich gut vermehrten und Kasthofer sie auf dem Markt unter die Leute zu bringen suchte, nahm das mit grossen Erwartungen begonnene Experiment bald ein Ende; von einer industriellen Verwertung des «kostbaren Flaums der Caschemirziegen», von der der menschenfreundliche Forstmeister geträumt hatte, war keine Rede mehr.

Neue Arbeitsplätze

Als erfolgreich und im Gegensatz zu den erwähnten Versuchen dauernde neue Erwerbsquelle erwies sich um diese Zeit einzig das Schnitzlerhandwerk. Das ist sicher kein Zufall, denn unter den vielen Möglichkeiten gestalterischer Ausdrucksformen nahm das Verzieren



Handbrentchen (Simmental, 2. Hälfte 18. Jahrhundert)

und Schnitzen von hölzernen Gegenständen im Alpengebiet seit jeher einen bevorzugten Platz ein. Viele Erzeugnisse dieser uralten Sennenkultur, wie verzierte Brenten, Melchtern, Milchgeschirre, Buttermodel, Wetzsteinfässer, Melkstühle u.a. zeugen von grosser handwerklicher Fertigkeit und auch künstlerischem Empfinden. Die meist in Kerbschnitttechnik ausgeführten Arbeiten dienten vor allem dem Eigenbedarf oder gingen an Auftraggeber im bäuerlichen Umfeld, an Bekannte oder Nachbarn. Sie wurden nicht in Massen hergestellt; es fehlte ein gesicherter Absatz, und zudem handelte es

sich nur um eine Nebenbeschäftigung in der kargen Freizeit. Steigender Bedarf an Andenken für fremde Besucher schaffte hingegen neue Voraussetzungen; einer Ausweitung der kunsthandwerklichen Betätigung zum eigentlichen Beruf stand nun nichts mehr im Wege.

Unterstützung vom Staat erfuhr die Holzbearbeitung übrigens schon gegen das Ende des 18. Jahrhunderts und zwar aus ganz profanen Gründen. Jahr für Jahr flossen nämlich damals 15000 Pfund in den Schwarzwald für dort hergestellte Holzwaren. Um dieses Geld im Land zu behalten und dabei erst noch die eigenen Bürger zu beschäftigen, erachteten es die *Gnädigen Herren* zu Bern als vorteilhaft und nützlich, einen geschickten Holzdruckenmacher aus jener Gegend samt seinen Werkzeugen kommen zu lassen, «damit er jungen Leuten, die nur den Sommer hindurch arbeiten, im Winter aber brach liegen, die Kunst, hölzerne Drucken, Kellen, Siebe, Blasbälge, Mäusefallen, Weinhahnen u.s.f. zu verfertigen, lehre. Um unserem Lande diesen Gewinn zu sichern, würden sich M.G.H. geneigt finden, den herbeschriebenen Schwarzwälder zu unterstützen.»

Der Landvogt von Interlaken ergriff die Gelegenheit beim Schopf, was in Anbetracht der Beschäftigungslosigkeit und der Armut in seinem Amtsbezirk sehr verständlich war. Unter der Leitung eines Meisters aus dem Schwarzwald wurden ein paar junge Leute in dem neuen Handwerk ausgebildet. Der Betrieb liess sich gut an, jedenfalls wurde die Einfuhr von «Holzdrucken» bald verboten, weil die einheimische Produktion nachweisbar den Bedarf zu decken vermochte.



Erste Figuren von Christian Fischer.

Christian Fischers Pionierrolle

Mit eigentlicher Schnitzerei hatte das noch wenig zu tun; hergestellt wurden Gegenstände des täglichen Bedarfs, die gelegentlich wohl mit einigen Verzierungen versehen waren. Damit wurde an die alte Sennentradition angeknüpft, die aber nun mit dem Einsetzen des noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts unbedeutenden Fremdenverkehrs eine ganz neue Ausrichtung erfuhr. Die von den Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten ins Berner Oberland gelockten Fremden, meist wohlhabende Leute, nahmen gerne etwas mit heim, was sie an die besuchte Gegend erinnerte, sei es eine Abbildung oder einen Gegenstand, der für die

Region typisch und nur hier zu haben war. So berichtet *Franz Niklaus König* in seinem Buch «Reise in die Alpen» schon vor der ersten Erwähnung der Briener Schnitzler von einem geschäftstüchtigen Lauterbrunner, der Löffel geschnitzt habe, um sie den Besuchern des Staubbachs zu verkaufen. Und bekannt war bereits um 1800 Rubis Stockfabrik in *Aarmühle*, wo mit einer eisernen Spitze versehene und oben mit einem Gemshorn geschmückte Alpenstöcke hergestellt wurden, die für einen Bergwanderer als unentbehrlich galten.

So lag es denn durchaus nahe, dass auch in Brienz, wo sich nach der Jahrhundertwende der Giessbach immer mehr zu einem Anziehungspunkt entwickelte, versucht wurde, aus dem Verkauf von Reiseandenken Nutzen zu ziehen. Diese neue Verdienstmöglichkeit erkannt und daraus die naheliegenden Schlüsse gezogen zu haben, ist das grosse Verdienst von *Christian Fischer* (1789–1848). Er hat die Holzschnitzerei nicht eigentlich gegründet, wohl aber ihre gewerbliche Ausübung in die Wege geleitet, sie zum Beruf für sich und andere gemacht.

Zeitgenossen schildern Fischer als unauffälligen Mann, der gelegentlich Tabakspfeifen aus Buchsbaum und Horn verfertigte und in recht bescheidenen Verhältnissen lebte. Es herrschte damals vor allem unter der nicht bäuerlichen Bevölkerung im Dorf viel Armut, die sich 1816 noch verschärfte, weil monatelange Regenfälle und Schnee bis in den See überall katastrophale Missernten zur Folge hatten. Kartoffeln und Getreide verfauten auf den Äckern, und viele Leute litten Hunger, da der Kauf von Lebensmitteln fast unerschwinglich wurde. Diese Not mag mit dazu beigetragen haben, dass Fischer

sich nach einem sicheren Einkommen umseh und dieses mit dem Verkauf von Reiseandenken an die Fremden zu finden hoffte. Um 1818 fing er an, Eierbecher, Serviettenringe und Dosen zu drehen, die er mit Kerbschnitten oder einfachen Pflanzenornamenten verzierte. Seine Frau *Catharina*, eine Schwester der «Belle Bate-lière» *Elisabeth Grossmann*, bot dann diese Holzware beim «Bären», «Kreuz» oder Giessbach den immer zahlreicheren Besuchern an. Einen Teil übernahm auch der Schulmeister *Kehrli*, der sie den Bewunderern der Giessbachfälle verkaufte. Die Ware fand schlanken und andauernden Absatz und trug sofort wesentlich zur Verbesserung der Lebensverhältnisse im Dorf bei. *Fischer* soll auch die Werkzeuge, die er für seine Arbeit brauchte, selber erdacht und hergestellt haben; insbesondere wird ihm die Erfindung des für die Schnitzerei wichtigen Geissfusses nachgesagt.

Was *Fischer* nun zum Bahnbrecher der Brienzer Holzschnitzerei machte, war sein Bestreben, auch andere, vor allem junge Mitbürger für das neue Handwerk zu gewinnen. Er nahm ein paar Schüler in die Lehre und wurde dabei unterstützt von der Berner Regierung, die auch dafür sorgte, einigen Lehrlingen den Besuch der Handwerkerschule in Bern zu ermöglichen. *Fischer* muss ein ausgezeichneter Meister gewesen sein; Neid war ihm fremd, er freute sich sogar, als einige seiner Schüler ihn bald an Kunstfertigkeit übertrafen.

Das war beispielsweise der Fall bei *Caspar Huggler*, der 1822 als Sechzehnjähriger in die Lehre trat und bei *Christian Fischer* sowohl dreheln wie schnitzen lernte. Schon nach wenigen Jahren machte er sich selbständig und erhielt als geschickter Schnitzler an der

Bernischen Industrieausstellung 1830 für «drei Gefässe ausgezeichnete Schönheit» einen Preis in Form einer Silbermedaille und dazu noch vier Dukaten in Gold. Seine kunst- und geschmackvoll gearbeiteten Teller und andere Arbeiten, die bei den Fremden guten Anklang fanden, verhalfen ihm bald zu einem gewissen Wohlstand und erlaubten ihm sogar den Erwerb eines Hauses unter dem Fluhberg.

Ein lohnendes Gewerbe

Trotz seiner Dienste als Pionier der Brienzer Holzschnitzerei mass sich *Christian Fischer* nie die Rolle zu, die wir ihm rückblickend zubilligen. Von seinen Mitbürgern, die ihn als Musikanten, Instrumentenmacher und Heilkundigen schätzten, erntete er für seine Bemühungen, die Holz-

schnitzerei zu fördern, keinen besonderen Dank; er starb in ärmlichen Verhältnissen. Erst 1923 erfuhr er die ihm zukommende Ehrung durch den «Fischerbrunnen», ein Werk des Bildhauers *Hans Huggler*.

Bald nach dem Beginn der gewerblichen Schnitzerei, die sich anfänglich vorwiegend auf die ornamentale Verzierung von Gebrauchsgegenständen beschränkte, wandten sich geschicktere Schnitzler auch der figürlichen Darstellung von Mensch und Tier zu. Sie gestalteten Szenen aus dem häuslichen und bäuerlichen Alltag: den Sennen und die Sennerin mit ihren Gerätschaften, im Stall beim Vieh, den Grossvater mit Zipfelmütze und Tabakspfeife und den Nationalhelden Tell. Gemse, Hase, Fuchs, das



Melchtal-Gruppe von Johann Huggler, ein Prunkstück aus der besten Zeit der Brienzer Schnitzler.

Wildschwein, der Auerhahn und der Adler lieferten die Vorlagen zu mehr oder weniger gelungenen Jagdszenen, zu denen sich auch etwa ein Hund gesellte. Der Bär, zwar nicht mehr heimisch in den Briener Wäldern, wohl aber stets gegenwärtig als Wappentier des Kantons, muss sich unzählige Darstellungen gefallen lassen: schreitend auf den Hinterbeinen, auf allen Vieren, auf dem Rücken liegend, musizierend, Schirme und Aschenbecher haltend, kurz, er wurde mit der Zeit zum meist geschnitzten und verkauften Artikel der Branche und hält als Reiseandenken wie wohl kein anderes die Erinnerung an Brienz wach.

Die zwei Jahrzehnte zwischen 1850 und 1870 brachten eine vorher und nachher nie wieder erreichte Blüte des Schnitzergewerbes. Neben einer Menge trefflicher Handwerker stachen durch kunstvolle Arbeiten die Bildhauer *Christian Fischer* (Enkel), *Heinrich Gusset*, *Johann Abplanalp* und vor allem *Andreas Baumann* hervor, der bei der Ornamentenschnitzerei neue Wege beschritt. Seine Rosenstücke galten als Meisterwerke voll Leben und Bewegung; sie dienten vielen als Vorbild und Muster, wurden oft nachgeahmt, aber nur selten erreicht.

An der Spitze aber stand unstreitig *Johann Huggler*, ein Mann, der sich weitgehend aus eigener Kraft zu einem der genialsten und geschicktesten Figureschnitzler aufgeschwungen hatte. Ein allen zugängliches Werk aus seiner Hand, ein Scharfschütze in voller Uniform, mit federgeschmücktem Hut, ziert noch heute die strassenseitige Fassade des Hotels «Schützen» unter dem Fluhberg.

Der St. Galler *Pfarrer K.L. Thomann* schreibt in einer Tagebuchnotiz vom Juli 1858 von einem Spaziergang durch Brienz: «Ich hatte nun Gelegenheit, in aller Ruhe die vielen Werkstätten für Schnitzereien zu betrachten, die hier in fast jedem Hause sich finden. Die schönsten Arbeiten in Holz und Elfenbein, geschnitzelt oder gedreht, stehen in geräumigen Magazinen ausgestellt, und überall ist eine Wohlhabenheit sichtbar, die den Beweis leistet, dass diese Industrie nicht ohne guten Erfolg betrieben wird.»

In einem Bericht über die oberländische Holzschnitzerei bestätigt 10 Jahre später auch der bernische Kantonsbaumeister *Salvisberg* die vorteilhaften wirtschaftlichen Auswirkungen auf Brienz und die gesamte Region: «Der Absatz der Arbeiten des Holzschnitzlers ist bedeutend. Es giebt wohl kein bekanntes Land mehr, in dem wir nicht Vieles davon antreffen. Von der armen Hütte an bis zum glänzenden Palast giebt es bald wenige Häuser, welche nicht eint oder anders im Gebrauch haben oder für das Auge aufstellen.»

Die Bedeutung des blühenden Gewerbes wird unterstrichen durch die Tatsache, dass von den ungefähr 2000 Personen, die im Oberland als Schnitzler tätig waren, 870 in Brienz wohnten, ohne Schwanden, Hofstetten und Brienzwiler! Bei der Annahme eines durchschnittlichen Tagesverdienstes von Fr. 2.50 und 200 Arbeitstagen im Jahr flossen jährlich weit über Fr. 400 000.– ins Dorf - für damals eine gewaltige Summe. Die Hochkonjunktur schlug sich auch im Dorfbild nieder. Überall zu Seiten der wohl unterhaltenen Dorfstrasse standen schöne, neue Häuser, die von einem erfreulichen Wohlstand ihrer Bewohner zeugten.

Es war die Zeit, von der *Heinrich Federer* schrieb: «Die Schnitzerei brachte Brot, ja Reichtum ins Dorf, war grosse Mode, und kein Engländer begab sich aus dem Berner Oberland, ohne den bengalisch beleuchteten, siebenstufigen Giessbach gesehen, einen fettgebratenen Brienzeraal verspeist und eine artige Briener Schnitzerei erworben zu haben.»

Nicht bestritten sei, dass der Aufschwung auch Schattenseiten zeitigte. Leute, die mit den Verhältnissen gut bekannt waren, beklagten den Luxus, der sich mit dem Andrang der Fremden breit machte und den idyllischen Charakter störte. Andere wiesen diese Kritik zurück und behaupteten, ohne den starken Fremdenverkehr hätte sich die Schnitzerei nie so gut entwickeln können, und mancher, der damit sein Brot verdiene, wäre sonst im Müssiggang verkommen. Natürlich führte der leichte Verdienst zuweilen zu unerfreulichen Erscheinungen, doch litt der biedere Charakter der Bevölkerung kaum darunter.

Im Zusammenhang mit dieser glanzvollen und einträglichen Periode der Schnitzerei ergab sich eine gewisse Zuspitzung des Verhältnisses zwischen der bisher tonangebenden landwirtschaftlichen Bevölkerung und den im Schnitzereigewerbe Tätigen. Der gute Verdienst mag diesen oder jenen gelegentlich dazu verführt haben, mit leichter Überheblichkeit auf die sich bei Wind und Wetter abrackernden Bauern herabzusehen; zu Zerwürfnissen kam es aber deswegen nicht, weil Kleinbauern sich häufig auch als Nebenerwerb der Schnitzerei zuwandten und umgekehrt viele Schnitzler immer noch der Landwirtschaft nahe standen.

Einen Niederschlag des konjunkturbegünstigten Selbstbewusstseins der Schnitzler bildet das bekannte Lied vom «Brienserpuurli», in dem die auf einer schmalen Existenzgrundlage beruhende Anspruchslosigkeit der Bergbäuerlein mit liebevoller Neckerei bedacht wird.

Vermarktung

Nur kurz sei noch eingegangen auf die Vermarktung der Erzeugnisse der Brienzerschnitzler; eine Vermarktung, wie sie sich ähnlich auch in Bönigen, Ringgenberg und anderen Dörfern abspielte. *Christian Fischers Frau* bot einst die Eierbecher, Dosen, Tabakspfeifen ihres Mannes den Fremden noch persönlich an, was den Nachteil hatte, nur einen kleinen Teil der möglichen Käufer zu erreichen. Eine erweiterte Absatzmöglichkeit bestand darin, den Kellnern und *Concierges* von Hotels und Gaststätten Holzwaren abzugeben, die dann den Gästen angeboten wurden. In einem Reisehandbuch wurde schon in den Zwanzigerjahren auf den Gastwirt im Rathaus zu Unterseen hingewiesen: «Er hat auch eine wohlversorgte Niederlage zierlicher Schnitzwerke in weissem Holz mit darauf befindlichen Schweizertrachten. Diese hübschen Kunstwerke, die auf jeden Fall sehenswert sind, werden grossenteils im Habkerntal und zu Tracht am Brienzensee verfertigt.» Für den Schnitzler schaute bei diesem Verkauf auf Kommissionsbasis oft wenig heraus; der grössere Teil des Erlöses fiel für den Vermittler ab.

Mit der Ausweitung der Produktion kam dieser primitive und für den Hersteller unvorteilhafte Vertrieb nicht mehr in Betracht. Initiative Köpfe eröffneten, häufig in Verbindung mit eigenen Produktionsstätten, Verkaufsmagazine, sogar mit Filialen im Ausland. Der Schnitzler brauchte



Schreibtisch um 1900, 114 x 190 x 53 cm, Preis Fr. 350.–

nun nicht mehr Kunden zu suchen; er lieferte seine Ware beim Grossisten ab, und dieser übernahm das Risiko für den Verkauf. Solche Magazine und Fabrikunternehmen mit angestellten Schnitzlern führten in Brienz unter vielen anderen Grossrat *J. Flück* unter dem Fluhsberg, die *Gebrüder Kehrli* beim Giessbach, *Ed. Hefti* und *Binder*.

Sehr bekannt war das Etablissement der *Gebrüder Wirth* in der Seematte. Ursprünglich Elsässer, kamen sie 1853 nach Brienz, wo sie einen Handel mit Holzschnitzereien begannen. Ein paar Jahre später eröffneten sie eine Fabrik mit Werkstätten für Schnitzler, Drechsler und

Schreiner. Aus Paris beriefen sie tüchtige Zeichner und Modelleure, die den Arbeitern Zeichenunterricht erteilten, Geschmack und Kunstsinn entwickelten. Das grösste Verdienst der Gebrüder Wirth aber liegt in der Verbindung der Schnitzerei mit der Möbelfabrikation. Damit wurde das Gewerbe nachhaltig belebt, und viele neue Talente konnten sich entfalten. An den Weltausstellungen 1859 und 1867 in London und Paris erhielten die in den Wirthschen Werkstätten hergestellten Möbel hohe Auszeichnungen.

Zeichenschule und Schnitzerschule

In diese Zeit der schönsten Blüte der Schnitzerei fällt auch die Gründung einer Zeichenschule in Brienz. Als hoch gestecktes Ziel schwebte den Initianten vor, «technische-künstlerische Ausbildung» zu vermitteln und das «Emporschwingen des Handwerks zur Kunst» vorzubereiten. Der Staat und die Gemeinde teilten sich in die Kosten für die Besoldung des Lehrers *Paul Federer* (Vater des nachmaligen Schriftstellers *Heinrich Federer*); die Gemeinde übernahm dazu die Auslagen für Schulmaterial und stellte die nötigen Räumlichkeiten zur Verfügung. Am Rande sei erwähnt, dass zuerst der Einheimische *Johann Huggler* als Lehrer vorgesehen war; doch lehnte dieser ab, weil er glaubte, als Autodidakt, der nie eine Kunstschule besucht hatte, fehlten ihm die Voraussetzungen, um einen gründlichen Unterricht zu erteilen.

Dass der Staat einen Teil der Kosten für die Zeichenschule übernahm, beweist, wie hoch er die volkswirtschaftliche Bedeutung des Schnitzlergewerbes einschätzte. Schon früh gewährte er Beiträge für Ausbildungsaufenthalte begabter Schnitzler im Ausland; Aufenthalte, die immer

wieder neue Anregungen vermittelten, die sich oft handgreiflich auszahlten. So ermöglichte die Regierung *Peter Grossmann* einen Studienaufenthalt in Rom beim berühmten Bildhauer *Thorwaldsen*. Dessen Hauptwerk, das Löwendenkmal in Luzern, wurde dann prompt zu einem beliebten und viel verkauften Sujet einiger Brienzerschnitzler! Mit staatlichen Beiträgen wurde auch die Teilnahme an in- und ausländischen Ausstellungen unterstützt, da diese stets mit Vergleichsmöglichkeiten verbunden waren, neue Ideen vermittelten und damit zur Hebung des handwerklichen und künstlerischen Niveaus beitrugen. Bedeutsam war auch, dass bei solchen Gelegenheiten immer wieder hervorragende Werke von Brienzern ausgezeichnet und zu stolzen Preisen in alle Welt verkauft werden konnten. Der Förderung des Nachwuchses diente weiter der Ankauf von ornamentalen und figürlichen Modellen von ausländischen Kunstschulen, die in der Zeichenschule verwendet werden konnten.

Die Regierung half schliesslich auch mit, als es darum ging, die nur freiwillig und von vielen Schülern leider nur unregelmässig besuchte

Zeichenschule durch eine bessere Einrichtung zu ersetzen, nämlich durch eine Berufsschule. Dies drängte sich auf, weil bloss eine umfassende, praktisch und theoretisch orientierte Lehre dem Gewerbe fähige Arbeitskräfte zuführen und damit auch die Stellung des Schnitzlers gegenüber den Grossisten und vor allem auch gegenüber der ausländischen Konkurrenz verbessern konnte. So entwarf denn der damalige Brienzler Pfarrer *Heinrich Baumgartner* als Initiant zusammen mit dem Gemeinderat und Regierungsrat *Steiger* ein Schulreglement. Es sah eine dreijährige, kostenlose Lehre vor mit einem Eintrittsgeld von Fr. 10.– und einer Kautions von Fr. 50.– pro Lehrling; Material und Werkzeuge sollten gratis zur Verfügung gestellt werden.

Im Herbst 1884 konnte die Schnitzerschule im Dachstock des Unterweisungslokals und in einem Zeichensaal eröffnet werden. Gearbeitet wurde im Sommer während zehn, im Winter während neun Stunden täglich. Schulknaben konnten im Winterhalbjahr freiwillige Zeichenkurse besuchen, ein Angebot, von dem der Verfasser noch 1930 Gebrauch machte.

Über die finanzielle Seite der neuen Schule gibt das folgende – heute fast unglaubliche – Jahresbudget 1885 Auskunft, ein Budget, das nicht einmal überzogen wurde!

Einnahmen

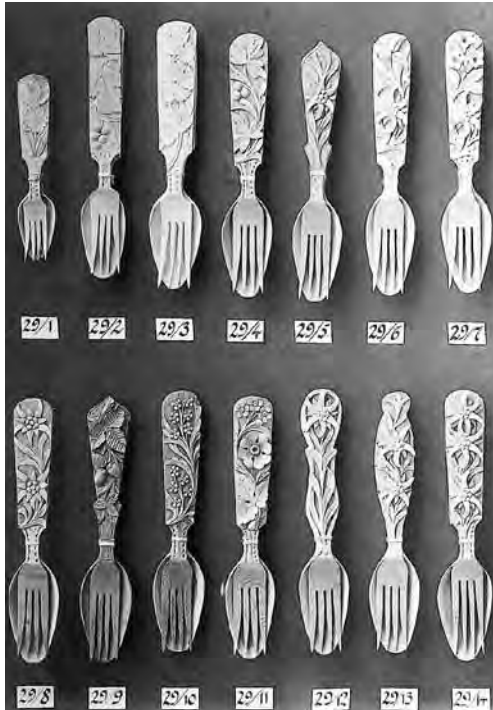
<i>Bundesbeitrag</i>	Fr. 2500.–	<i>Hauptlehrer</i>	Fr. 3000.–
<i>Staatsbeitrag</i>	Fr. 3500.–	<i>Modelleur</i>	Fr. 1000.–
<i>Beitrag Kirchgemeinde</i>	Fr. 700.–	<i>Vorarbeiter</i>	Fr. 1000.–
<i>Beitrag der</i>		<i>Tech. Zeichnen</i>	Fr. 200.–
<i>Einwohnergemeinde</i>	Fr. 800.–	<i>Miete</i>	Fr. 800.–
		<i>Material,</i>	
		<i>Modelle</i>	Fr. 1000.–
		<i>Verwaltungs-</i>	
		<i>kosten</i>	Fr. 300.–
		<i>Prämien</i>	Fr. 100.–
		<i>Unvorher-</i>	
		<i>gesehenes</i>	Fr. 100.–
	Fr. 7500.–		Fr. 7500.–

Schlechte Zeiten

Gedämpft wurden die zeitweiligen Höhenflüge der Holzschnitzerei immer wieder durch politische oder kulturbedingte Krisenzeiten. So führten die Kriege der Siebzigerjahre und das damit verbundene Ausbleiben ausländischer Gäste zu einem spürbaren Beschäftigungsrückgang. Daran änderte auch der Zusammenschluss der Schnitzler zu einer «Allgemeinen Schnitzlervereinigung des Berner Oberlandes» nichts. Dagegen machte sich bald der Einfluss der neuen Schnitzerschule bemerkbar, die frische Impulse lieferte. Die Herstellung von Ornamenten für Möbel erfuhr starke Förderung, die mit dem Auftrag zur künstlerischen Ausschmückung von Räumen im Berner Rathaus und im Bundeshaus belohnt wurde. Die Entwürfe zu diesen Arbeiten stammten von den Lehrern *Hans Kienholz* und *Albert Huggler*. Versuche der Schnitzerschule mit Brandmalerei, bemalten



Weltausstellung Paris 1900: Auszeichnung für Brienzler Schnitzereien.



Salatbestecke. Der Grossist verkaufte sie dem Detaillisten für Fr. 10.– bis Fr. 40.– das Dutzend! Für den Drechsler und Schnitzler fiel wenig ab...

Gegenständen und Heiligenfiguren nach Vorbildern aus dem Südtirol zeigten weitere Möglichkeiten auf zur Überwindung der flauen Beschäftigung. Schlecht stand es eine Zeitlang um die figürliche Schnitzerei; sie wurde vorübergehend sogar eingestellt.

Nicht vernachlässigt wurden die Beziehungen zu ähnlichen Schulen im benachbarten Ausland und zum dortigen kunstgewerblichen Schaffen allgemein. Studienreisen und Ausstellungsbesuche, die vom Staat subventioniert wurden, sorgten dafür, dass Vorsteher und Lehrkräfte der Schnitzerschule neuen Strömungen offen blieben.

Als Kuriosum sei noch festgehalten, dass der heute noch bestehende Tierpark im Fluhbergwald eine Schöpfung der Schnitzerschule ist. Angehende und ausgebildete Schnitzler fanden hier Gelegenheit zu Tierstudien, die sich, wie Spassvögel behaupteten, gelegentlich im Stossseufzer Luft gemacht haben sollen: «I schnätze se anders!» An der Errichtung des Parkes beteiligte sich finanziell auch der «Oberländische Holzschnitzwaren-Industrieverein», der bis 1905 in dem von alten Brienzern noch jetzt als Industriehalle bezeichneten Gebäude die Arbeiten der Schnitzerschule verkaufte.

Kurz vor der Jahrhundertwende (1897) löste ein Neubau des Schulgebäudes die Platzprobleme, die aus der wieder ansteigenden Schülerzahl erwachsen waren. Der Staat übernahm 50% der Baukosten für die immer noch von der Gemeinde getragene Schule.

Auf die Schnitzerschule, vor allem auf den Einfluss der Lehrer *Hans und Albert Huggler*, geht eine um diese Zeit sich abzeichnende wichtige grundsätzliche Neuerung in der Darstellung von Tieren zurück. Eine stilisierte, glatte Oberfläche löste die bisher in naturalistischer Manier ausgeführte Behärung von Bär, Wildschwein, Hirsch und anderen Tieren langsam ab. In den privaten Werkstätten setzte sich dieser Wandel allerdings noch lange nicht durch; als Reiseandenken behaupteten sich vor allem die gehärteten Bärlü mühelos gegenüber ihren glatten Konkurrenten, und wenn sie heute mehr oder weniger verschwunden sind, dann nur, weil die mit der besonderen Technik des Härens vertrauten Schnitzler mittlerweile verstorben sind.

Einen Markstein in der Geschichte der Schnitzerschule bedeutete der 1. Januar 1928; auf die-

sen Termin ging sie nämlich in den Besitz des Kantons über und wurde dem Kantonalen Gewerbemuseum angegliedert. Damit verminderete sich nicht nur die finanzielle Belastung der Gemeinde, sondern der Staat bot auch Gewähr, die Schule in wirtschaftlich schlechten Zeiten weiterzuführen.

Diese waren zum Teil schon da und standen noch drückender bevor. Die grosse Weltwirtschaftskrise der Dreissigerjahre legte schwere Schatten auf das konjunkturrempfindliche Gewerbe und veranlasste viele Schnitzler, den Beruf aufzugeben. Die anderen schlossen sich zusammen zum Berufsverband oberländischer Holzschnitzler (BOH) und versuchten, mit den verschiedensten Massnahmen Arbeit zu beschaffen. Finanzhilfe der Öffentlichkeit machte es möglich, die Schnitzler auch für Holzwaren, die nicht ohne weiteres abgesetzt werden konnten, sofort zu bezahlen und damit ihre Existenzbasis zu erhalten. Das Lager, das sich damals anhäufte, konnte übrigens erst 1943 durch eine Tombola liquidiert werden. Bewährt hat sich diese Krisenhilfe trotz bedeutender Kosten; es konnte damit ein grosses Potential an beruflichem Können in bessere Zeiten hinüber gerettet werden; ein Potential, das sonst verloren gegangen wäre.

Mit neuen Artikeln wie Spielwaren, Schachfiguren, Festabzeichen, Stammtischfiguren und Sportpreisen konnten wieder Kunden gewonnen werden, ebenso mit den bekannten Wegweisern, mit anatomischen Modellen, Wappentafeln und Grabkreuzen. Einige Schnitzler verlegten sich auf die Herstellung von Krippenfiguren oder widmeten sich ausschliesslich religiöser Kunst.



Wildschwein von Albert Trauffer, nach alter Manier gehärt.



Steinbock in Flachschnitt-Manier.

Neue Schule – alte Sorgen

Erstaunlich bleibt, dass trotz schwieriger Umstände um diese Zeit ein Neubau der Schnitzerschule ins Auge gefasst wurde. Enge Platzverhältnisse, fehlende Räume für zukünftige Aufgaben und die Absicht, auch die Geigenbauschule im gleichen Gebäude unterzubringen, gaben dann den Ausschlag. Das alte Gebäude und das noch ältere Kirchgemeindehaus im «Spitzmätteli» wurden abgerissen, und im Herbst 1950 konnten Schüler und Lehrer in das neue, im Chaletstil erbaute Haus einziehen, auch wenn es erst ein Jahr später eingeweiht wurde.

Die Schwierigkeiten des Schnitzergewerbes hielten auch weiterhin an. Es verstärkten sich die Auseinandersetzungen über den Zweck der Schule, ein Streit, der schon früher aufgeflammt war. Ein Teil des Gewerbes verlangte eine vermehrte Ausbildung der Schüler in Richtung Souvenirschnitzerei, wo die einheimische Produktion den Bedarf mangels Nachwuchs nicht mehr decken konnte. Die Schule suchte der Forderung gerecht zu werden mit Heimarbeiterklassen, die sich aber nicht bewährten, da die Ausrichtung auf eine sehr enge Produktpalette die im harten Konkurrenzkampf nötige Vielseitigkeit und Beweglichkeit kaum förderte.

In den Fünfzigerjahren verschlimmerte sich die Lage zusehends; massenhaft eingeführte billige Holzwaren aus dem Südtirol und aus Kunststoff gepresste Artikel aus dem Fernen Osten stellten die Wettbewerbsfähigkeit der einheimischen Schnitzerei und damit ihre Existenz in Frage. Es kam dazu, dass die niedrigen Löhne den Jungen keinen Anreiz mehr boten, da genug Arbeit in besser bezahlten Berufen zu finden war. Damit aber drohte der Nachwuchs zu versiegen. Um zu verhindern, dass ausländischer Ramsch wenigstens nicht als oberländische Schnitzerei gekauft wurde, begann man die eigene Produktion mit dem Armbrustzeichen zu versehen.



Ornament-Schnitzerei, Schule für Holzbildhauerei, Brienz.

Die wichtigste Waffe im Kampf gegen die Billiganbieter aus dem Ausland waren aber Rationalisierung und die damit verbundene Kostensenkung. Was andernorts schon lange angewendet wurde, fand nun auch bei uns Eingang: Bohrmaschinen wurden eingesetzt, die ein Modell abtasten und eine Anzahl Kopien ausfräsen konnten, die dann in Handarbeit fertiggestellt wurden. Die Schnitzerei wird dabei keineswegs mechanisiert und zur reinen Routinearbeit herabgewürdigt, wohl aber erleichtert und verkürzt die Bohrmaschine die wenig spektakulä-

ren Vorarbeiten und lässt dem Schnitzler mehr Zeit für schöpferisches, kunsthandwerkliches Schaffen.

Nicht zu verkennen ist, dass die Auffassungen von Gewerbe und Handel, die mit der Herstellung und dem Vertrieb von geschnitzten Souvenirs beschäftigt sind, und die weniger an einer Massenproduktion interessierte Schnitzerschule nicht immer in gleicher Richtung verliefen. Wenn die auf den Verkauf von gängigen, nicht allzu teuren Artikeln spezialisierten Geschäfte in Interlaken, Luzern, Arosa und anderswo befürchteten, die Produktion könnte unter dem fehlenden Schnitzlernachwuchs zurückgehen oder schlimmstenfalls versiegen, so ist das zu begreifen. Eine solche Entwicklung wäre aber auch zu bedauern, weil damit vermehrt billigste ausländische Fabrikware einheimisches Kunsthandwerk verdrängen und ein traditionelles Gewerbe, das in Brienz einmal in höchster Blüte gestanden und die wirtschaftliche Entfaltung des Dorfes wesentlich mitgeprägt hat, verschwinden würde. Diese Bedenken sind nicht aus der Luft gegriffen; sie werden unterstrichen durch die Tatsache, dass die Schnitzerschüler sich nur noch zu einem kleinen Teil aus dem Dorf und der Region Brienzensee-Oberhasli rekrutieren.

Ausblick

Die Schnitzerschule hat diese unerwünschte Entwicklung erkannt und versucht, ihr durch vermehrtes Eingehen auf die Bedürfnisse des Gewerbes entgegenzuwirken. Ein neues Ausbildungsprogramm vermittelt ein umfassendes, solides handwerkliches Können, das alle Teilbereiche beinhaltet und den ausgebildeten Schüler befähigt, den wechselnden Anforderungen auch der Souvenir-Industrie (um das



Arbeit an einer Wurzelplastik, Schule für Holzbildhauerei, Brienz.

verpönte Wort zu brauchen) zu genügen. Dazu gehört sogar die Wiederentdeckung der alten Technik des Härens.

Die Brienzener-Holzschnitzerei ist mehr denn je auf Leute angewiesen, die über eine gute Grundausbildung verfügen. Die Spezialisierung auf die verschiedenen Bedürfnisse des Handels bietet dann keine Schwierigkeiten, weil die bedeutenden Schnitzereigeschäfte einen Stamm von Kunsthandwerkern beschäftigen, die sie für die meistverlangten und das Gewerbe tragenden Artikel zusätzlich selber weiterbilden.

Geigenbau in Brienz

Hans Rudolf Hösli

Mitten im 2. Weltkrieg trafen der Heilpädagoge *Prof. Dr. Hanselmann* aus Zürich und der Volkswirtschaftsdirektor des Kantons Bern, Regierungsrat *Dr. Gafner*, zufällig zusammen. Ersterer, ein passionierter Geigenliebhaber, befasste sich schon lange mit der Idee der Gründung einer schweizerischen Geigenbauschule. Der andere suchte Mittel und Wege, einzelnen Randregionen seines Kantons neue, sichere Verdienstmöglichkeiten zu erschliessen. Aus dieser Begegnung entwickelte sich in kurzer Zeit ein konkretes Projekt. Das Ziel war die Errichtung einer Musikinstrumentenindustrie im Gebiet Oberer Brienzensee.

Als erster Schritt war die Errichtung einer Lehrwerkstätte geplant, um einheimische Jünglinge zu Instrumentenmachern ausbilden zu können.



Erster Standort des Geigenbaus in Brienz:
«Schweizerische Geigenbauschule», Kirchbühl 4.

Später sollten dann ausländische Spezialisten mit Erfahrung im industriellen Instrumentenbau angesiedelt werden. Als Trägerschaft für eine zukünftige Geigenbauschule wurde bereits 1943 der Verein der Freunde der Schweizergeige gegründet. *Adolf König*, ein junger, dynamischer Geigenbauer aus Zürich, konnte für den Aufbau und die Leitung der Schule gewonnen werden. Ein knappes Jahr später, am 1. Juli 1944, begann man an der Schweizerischen Geigenbauschule in Brienz mit 2 Schülern aus Brienz und der näheren Umgebung mit dem Unterricht.

Eine einfache Dreizimmerwohnung an der heutigen Adresse Kirchbühl 4 diente der kleinen Gruppe als Schulräumlichkeiten. Der Kanton Bern unterstützte das Unternehmen mit jährlich Fr. 4000.–.

Das Lehrprogramm wurde bewusst breit ausgelegt, um den angehenden Geigenbauern eine möglichst umfassende Ausbildung zu bieten und gleichzeitig den Anforderungen des damaligen Marktes mit hauseigener Produktion gerecht zu werden. Geigen, Bratschen, Celli, *Gamben*, *Ukulelen*, *Balalaikas* usw. verliessen in der Folge die Werkstatt. Trotz schöner Anfangserfolge konnte die Schule mit Lehrlingsarbeiten dem zunehmenden Druck des wieder erwachenden Wettbewerbs nicht standhalten; die Einnahmen mochten die Aufwendungen nicht zu decken. Im sich nach und nach erholenden europäischen Instrumentenmarkt der Nachkriegszeit findet sich auch einer der Gründe, dass sich die Idee des industriellen Instru-

mentenbaus in Brienz bald zerschlug. Erste zögernde Schritte wurden in den späten vierziger Jahren mit einheimischen Holzhandwerkern gestartet. Die Ansiedlung von ausländischen Spezialisten, ein deutscher Unternehmer wollte fünfzig Facharbeiter und deren Familien mitbringen, scheiterte schliesslich aber am Vorstellungsvermögen der Brienzener. Die Schule konnte ihre Rolle, Keimzelle einer diversifizierten Instrumentenherstellung zu sein, in so kurzer Zeit bei jeder realistischen Voraussetzung nicht gerecht werden.

So wurde sie 1952 befreit, ein Produktionsbetrieb sein zu müssen und in einen staatlichen Betrieb umgewandelt. Sie wurde die Kantonale Geigenbauschule Brienz. Unter diesen neuen Rahmenbedingungen konnte sich die kleine Fachschule nun erst entfalten. Bereits 1950 fand sie eine neue Bleibe im Erdgeschoss der neuerstellten Kantonalen Schnitzlerschule. Die Schülerzahl nahm stetig zu, und Interessenten und Interessentinnen aus der ganzen Schweiz meldeten sich; 1951 trat erstmals eine junge Frau ihre Lehre in Brienz an. 1968 wurde der in Holland ausgebildete *Frans van Dijk* als zweite Fachkraft an der nun bis acht Schüler/-innen ausbildenden Schule angestellt. 1972 löste ihn *Hugo Auchli*, im Erstberuf Lehrer und an der Mittenwalder Schule zum Geigenbauer ausgebildet, als Fachlehrer ab. 1974 konnte *Ulrich Zimmermann*, ehemaliger Schüler von A. König, dessen Nachfolge als Schulleiter antreten. Unter seinem Einfluss beschränkte man sich im Ausbildungsprogramm fast ausschliesslich auf



Geigenbauschule «Am Nussbaum»

den Bau von Geigen, Bratschen und Celli. Nebst dem Neubau von Instrumenten erhielt der Bereich Reparaturen und die musikalische Ausbildung vermehrt Gewicht. 1982 erstellte der Kanton Bern als Folge der Platznot in der Schnitzerschule im benachbarten Glaser-Haus Am Nussbaum, heute Oberdorfstrasse 94, eine massgeschneiderte Gebäudeinfrastruktur für die einzige Fachschule für Geigenbau in der Schweiz. 1986 gewann *U. Zimmermann* seinen ehemaligen Schüler *Simon Glau*s als Ersatz für den in Pension gegangenen *H. Auchli*. Vierzehn Jahre nach dem Umzug in die schuleigenen Räumlichkeiten erliess die Erziehungsdirektion des Kantons Bern 1996 aus Kostengründen die Schliessungsverfügung der Abteilung Geigen-

bau der Kantonalen Schnitzler- und Geigenbauschule; gleichzeitig ging *U. Zimmermann* in Pension.

Ein Komitee «Rettet die Geigenbauschule Brienz», koordiniert vom derzeitigen Schulkommissionspräsidenten *Adrian Glatthard*, Fürsprecher und Notar in Brienz, zusammengesetzt aus Politikerinnen und Politikern, Vertretern des Schweizer Verbands der Geigenbauer und Bogenmacher SVGB und kulturell und bildungspolitisch interessierten Personen, nahm sich der Sache an. *Hans Rudolf Hösl*i, ehemaliger Lehrer, später Absolvent der Geigenbauschule Brienz und seit 1981 als freier Geigenbauer in Brienz tätig, konnte als neuer Leiter für die

Schule gewonnen werden. Abgestützt auf eine ausführliche Standortbestimmung der Schule, im Vergleich mit der Ausbildungssituation in der Schweiz wie auch international gesehen, gründete man im Herbst 1998 die Stiftung «Geigenbauschule Brienz Am Nussbaum». Als Stiftungspräsident stellte sich *Prof. Dr. phil. Hellmut Thomke* aus Allmendingen bei Bern zur Verfügung. Die Stiftung soll in Zukunft den jährlichen Fehlbetrag der Schulrechnung auffangen. 1998 und 1999 konnten die ersten Schüler/-innen an die Geigenbauschule Brienz, Swiss school of Violin Making, wie die Schule fortan genannt wird, aufgenommen werden. Die Geigenbauschule Brienz bietet bis zehn Lernenden Platz für eine Vollzeitausbildung zum Geigenbauer,



Letzte Kontrolle eines Cellos durch den Schüler, bevor die Lackarbeiten beginnen.

zur Geigenbauerin. Zwei Plätze für Praktikanten sollen Kontakt mit andern Schulen und Lernenden aus privaten Lehrstätten fördern oder stehen Interessierten aus dem Ausland oder Fachleuten in der Weiterbildung zur Verfügung.

Seit den frühen achtziger Jahren wurden in Brienz gleich viele Frauen wie Männer ausgebildet. Wir kennen 1999 keine arbeitslosen Schulabgänger.

In den Räumlichkeiten der Geigenbauschule finden heute auch Musikunterricht der regionalen Musikschule, Kurse, Ausstellungen, Vorträge und Hauskonzerte statt.

Der hohe Ausbildungsstandard der Geigenbauschule ist international anerkannt. Anmeldungen zur anforderungsvollen Aufnahmeprüfung treffen aus der ganzen Schweiz und aus dem Ausland ein. Die Stärke der Geigenbauschule Brienz liegt in der Möglichkeit, Schüler/-innen individuell und intensiv zu betreuen und zu fördern. Die Schule beherbergt eine umfassende Fachbibliothek und die Geigensammlung von *Prof. H. Hanselmann*.

Was wurde aus der Idee des industriellen Instrumentenbaus in Brienz? Einzig zwei Bogenmacher aus dem deutschen Markneukirchen fanden nach dem Krieg den Weg nach Brienz. Daraus entwickelte sich in der Zwischenzeit die im Geigenhandel weltweit bekannte Bogenwerkstätte AG Brienz mit heutigem Standort in Schwanden, die von *Johannes und Marianne Finkel* geführt wird. In mehreren kleinen Werkstätten (*H. R. Hösli, Stephan Schürch, Stefan Gerny*) entstanden ab 1981 in kleineren Stückzahlen Geigen, Bratschen, Celli und Gamben.

Hinweis auf die Verzeichnisse (ab Seite 369):

Erklärungswürdige Begriffe und alle erwähnten Personen sind im Anhang aufgeführt und werden im Buchtext mit Schrägdruck hervorgehoben.

Masse und Gewichte sowie Sachbegriffe sind in weiteren Verzeichnissen einsehbar. Im Buch erwähnte Orte, insbesondere die Briener Flurnamen, lassen sich dank zwei beigefügten Karten lokalisieren.

Verbreitete Plagen und Heilmittel

Max Gyga

Zur Zeit des 1. Weltkrieges (1914–18) und noch recht lange darüber hinaus gab es in Brienz nur einen einzigen Arzt. Die recht weitläufige Kirchengemeinde, zu der alle Dörfer von Oberried bis Brienzwiler gehörten, wurde medizinisch betreut von *Dr. Albert Baumgartner*. Bei allen, die ihn gekannt haben oder die von ihm behandelt wurden, bleibt er in guter Erinnerung als umgänglicher, zuverlässiger Doktor, der immer zur Stelle war, wenn es die Not erforderte.

Seine Patienten, sofern sie nicht zu ihm in die Praxis kommen konnten, besuchte er daheim, zu Fuss, zu Pferd, mit dem Velo und zuletzt noch mit dem Auto, einem der ersten im Dorf. Die Arbeit, die heute von vier Ärzten verrichtet wird, erledigte er im Alleingang, allerdings unter etwas anderen Umständen als heutzutage!

Ob die Brienser früher weniger wehleidig waren, bleibe dahingestellt; sicher dachten sie kostenbewusster, weil viele gegen Krankheit nicht versichert waren, da es an Geld mangelte während der damals herrschenden Weltwirtschaftskrise, die auch bei uns zu drückender Arbeitslosigkeit führte. So brauchte es denn schon recht viel, bis ärztliche Hilfe in Anspruch genommen wurde, auch wenn die Tarife keineswegs übertrieben hoch waren, zog doch der andere Mediziner im Dorf, der alte Zahnarzt *Vogt*, einen Zahn für einen Zweifränkler!

Unbedeutenden Übeln und Verletzungen suchte man mit Hausmitteln beizukommen, und nicht selten pilgerten Kranke auch über den Brünig

nach Lungern, wo der weitherum bekannte «Treppler» mit allerlei Wässerchen Heilung versprach für Glieder-, Schwind- und Wassersucht.

Hier sei nun die Rede von harmloseren Plagen, die noch bis Ende der Dreissigerjahre besonders unter Kindern weit verbreitet waren. Es handelte sich dabei nicht um ernste, lebensbedrohende Krankheiten, unangenehm und lästig waren sie aber allemal. Der grösste Teil dieser Übel ist heute dank wirksamerer Mittel und vor allem besserer Hygiene verschwunden. Aus der reichen Fülle von Jugenderinnerungen eines Brienser Buben seien ein paar solcher Plagen hervorgeholt, unter denen wir als Kinder mehr oder weniger zu leiden hatten.

Rufi

Rufi waren besonders bei Knaben sehr häufig, während die Mädchen davon kaum betroffen waren. Es handelte sich dabei um eine Art eitriger Flechte, die hauptsächlich den Handrücken, Arme und Beine befiel, gelegentlich und besonders unangenehm auch das Gesicht. Die Flechte bildete zuerst kleine Blasen, die dann zu einer unansehnlichen dicken, gelbbraunen Kruste eintrockneten. Allgemein wurde das Übel auf Unsauberkeit zurückgeführt, was für uns Knaben zweifellos zutrif. Da vor mehr als siebzig Jahren geordnete Deponien, geschweige denn Kehrichtverbrennungsanlagen und ähnliche Errungenschaften einer fortgeschrittenen Zivilisation noch völlig unbekannt waren, wurde aller Abfall, organischer oder anderer Art, kurzer-



Rufi – das sehr ansteckende Übel war früher weit verbreitet.

hand in einer passenden Geländemulde versorgt, bis diese aufgefüllt und die nächste an der Reihe war. Solche «Gischergruben» gab es beim «Totengässli» und beim Glyssibach, genau dort, wo heute das Haus der Gemeindeverwaltung steht.

Vom zerbrochenen Nachthafen über ausgediente Schirme und zerlöchernte Pfannen bis zur verbeulten Stalllaterne und alten Kleidern, Zeitungen und Briefumschlägen mit Marken war dort alles zu finden, was ein Bubenherz reizen konnte. So stöberten wir denn oft stundenlang in unappetitlichen Dreckhaufen herum auf der Suche nach etwas Brauchbarem. Dass wir uns dabei Rufi holten, gehörte zum Sammlerrisiko, und das nahmen wir bedenkenlos in Kauf.

Als Mittel gegen den lästigen, aber kaum schmerzenden Ausschlag diente neben einer schwarzen klebrigen Schmiere auch die nach ihrem Hersteller benannte Kälber-Salbe. Beide wurden dick auf die «Rufen» aufgetragen und mit einem Verband abgedeckt. Diese Behandlung und mehr noch die von den Eltern verordnete strikte Enthaltensamkeit von weiteren Gischter-Pirschgängen half meist – bis zur nächsten Ansteckung.

Gfiri und der Hacker oder Hackermann

Zum Winter, wie wir ihn als Buben erlebten, gehörten unabdingbar Frostbeulen, Hautschunden und halb erfrorene Zehen; Plagen recht schmerzhafter Art und oft mit quälendem Juckreiz verbunden. Gfiri an den Zehen war eindeutig auf das damals völlig unzulängliche Schuhwerk zurückzuführen. Gummistiefel, Schneeschuhe und andere wasserdichte Fussbekleidung kannten wir nicht; die Eltern hätten sie auch kaum bezahlen können. So kauften sie uns halt am Brienzermarkt für den Winter ein Paar «Holzbeden», die wohl mit der dicken Sohle die Kälte von unten gut abschirmten; das billig-dünne Oberleder aber liess jede Feuchtigkeit durch, und von oben drang erst noch der Schnee in die grob gearbeiteten Schuhe ein. Die Folge: Man fror bei grosser Kälte gewaltig an die Füsse; die Zehen wurden bald unempfindlich, färbten sich rot und blau, und stellenweise löste sich sogar die Haut ab.

Als bewährtes Hausmittel gegen Gfiri diente Petrol. Damit rieb uns die Mutter die halb erfrorenen Füsse ein, was in kurzer Zeit wohl Linderung verschaffte, gelegentlich aber auch höllisch brannte. Zum Einreiben gebraucht wurde ferner Hundsschmutz. Dieser spielte auch eine wichtige Rolle für Kranke, die an Schwindsucht

litten, wie die Tuberkulose früher etwa genannt wurde. Ich erinnere mich noch sehr gut und mit leichtem Grausen an eine Tante, die, aus dem Sanatorium zurückgekehrt, jeden Mittag einen Löffel gelbliches Hundefett in ihren Teller Suppe rührte zur Stärkung und Vorbeugung gegen eine erneute Erkrankung. Ich weiss nicht, was ihr mehr geholfen hat, der Arzt oder das Fett – sie wurde jedenfalls weit über siebzig.

In diesem Zusammenhang darf auch noch eine Vorbeugungsmassnahme erwähnt werden, welche meine Fluhberg-Grossmutter in Grippezeiten anwandte. Sie stellte unter die Betten der Kinder einen Teller mit Terpentin, der dort blieb, bis die Epidemie sich totgelaufen hatte. Wie und warum das helfen sollte, ist mir noch heute unerfindlich; Tatsache bleibt, dass die Grossmutter ihre zwölf Kinder im Grossen und Ganzen ohne gesundheitliche Schwierigkeiten durch den Winter brachte.

Zurück zur Gfiri! Guten Erfolg versprach auch Genschischmalz. Er wurde am heissen Abzugsrohr des Kanonenofens erhitzt, bevor man damit über die halb erfrorenen Zehen strich. Ähnliche Hausmittelchen wie gegen Frostbeulen heilten auch den Hacker. Dieser bildete sich vor allem auf dem Handrücken, wenn nach dem Hantieren im eiskalten Wasser die Hände nicht abgetrocknet wurden. Gerade das war aber für uns der Normalfall, wenn wir im winterlichen See Groppen fingen oder am gefrorenen Trachtbach spielten. Die beissende Kälte verursachte zusammen mit der Nässe tiefe Schunden an den Händen, die Haut wurde hart wie Holz und sprang auf, was empfindlich weh tat.

Die Mutter verschrieb beim Hacker Glycerin, mit dem wir die Hände mehrmals täglich einrei-

ben mussten, was in der Regel die Schunden aufweichte und dann zum Verschwinden brachte. Kameraden, deren Väter der Jagd frönten, behandelten den Hacker auch etwa mit Dachs-, Fuchs- oder Murmeltierfett. Begannen die Schunden zu eitern, half ein Pflaster aus flüssigem Tannenharz, Honig, Fett und einigen geheimgehaltenen Beimischungen, die eine heilkundige Frau im Dorf herstellte. – Diese Salbe wurde übrigens später von der Rebleuten-Apotheke in Bern übernommen und hergestellt. Unter der Bezeichnung «Zug- und Heilsalbe» diente sie bis zu ihrer Verdrängung durch modernere Erzeugnisse der Pharmaindustrie als verbreitetes Hausmittel gegen Schürfungen, eiternde Entzündungen und harmlose Hautkrankheiten.

Liis

Wenn diese unerwünschten Schmarotzer hier im Zusammenhang mit Krankheiten erwähnt werden, denen wir Buben zeitweilig unterworfen waren, so mag das vielleicht übertrieben erscheinen. Es ist es aber nicht. Läuse verursachten nämlich häufig einen lästigen Juckreiz, und durch das Kratzen gab es dann Entzündungen, die oft nur schwer wegzubringen waren. Aber selbst wenn es nicht so weit kam, um eine unangenehme Plage handelte es sich trotzdem.

Aufmerksam auf die blutsaugenden Viecher wurde meist die Mutter. Wenn wir uns unaufhörlich in den Haaren kratzten, lag der Verdacht nahe, es könnten sich unerwünschte Bewohner auf dem Kopf einquartiert haben, und dann erfolgte eine Inspektion, bei der die Mutter meist fündig wurde. Läuse, die in den Haaren herumkrabbelten, waren zwar nicht immer zu entdecken, ganz sicher aber die an den Haaren

klebenden Eier, die Nissen. Mit einem besonderen Kamm liessen sie sich herausstrählen, aber leider nicht alle. Die Entlausung verlangte eine Radikalkur, bei der der Vater die Hauptrolle spielte. Er schnitt nämlich mit einer Tondeuse, mit Handbetrieb selbstverständlich, unseren ungezieferverseuchten Kopfschmuck einfach ratzekahl weg! Damit war dann der Weg frei für die Fortsetzung der Prozedur, die darin bestand, den Schädel, soweit Haare darauf wuchsen, mit Schmierseife einzusalben und diese möglichst lange einwirken zu lassen. Das Abwaschen und Spülen mit warmem Wasser sorgte dann für einen erfolgreichen Abschluss der Behandlung. Auf bluttgeschorenen Bubenköpfen blieb, zumindest bis die Haare nachgewachsen waren, kein Platz für Läusekolonien. – Wenn wir nach erfolgter Entlausung am nächsten Tag plötzlich kahlköpfig die Schule besuchen mussten, sah jeder gleich, was passiert war, und wir hatten dann für den Spott nicht zu sorgen.

Eissen

Eissen, kleine Furunkel an Beinen und Armen, gehörten vor siebzig Jahren zu unserem Bubenalltag wie die Finger zur Hand. Für ihre Häufigkeit dürften die gleichen unhygienischen Tätigkeiten eine Rolle gespielt haben wie für die Entstehung von Rufen. Allzu ernst genommen wurden sie nicht, glaubte man doch, durch Eissen scheidet das verunreinigte Blut ungesunde Stoffe aus. Wenn sich die Reifung und die Entleerung dieser Furunkel verzögerte, half wieder die schon erwähnte Zug- und Heilsalbe oder das Auflegen von heissem Leinsamen. Bauern im Hasli praktizierten auch etwa Umschläge mit warmem Kuhdreck.

Die gleichen Mittel linderten und heilten auch das Umleuffi oder den Wurm, wie die Entzündung und Vereiterung der vordersten Fingerglieder genannt wurden. Daneben versprachen auch Umschläge mit Zwiebeln guten Erfolg.

Wärzi

Ob Warzen, diese hornigen Hautwucherungen, ansteckend sind oder sonstwie übertragen werden, weiss ich nicht, wohl aber, dass wir Buben damit stets gut bedient waren, sei's an den Händen oder im Gesicht. Wir unterschieden zwei Arten: gewöhnliche Warzen, die leicht zu vertreiben waren, und die hartnäckigeren Dornwarzen.

Zur Bekämpfung benötigten wir keinen Arzt; in jeder Hecke, an jeder Trockenmauer wuchs im Überfluss das Warzenkraut, wie das Schöllkraut allgemein bezeichnet wurde. Den orangefarbenen Saft, der beim Abreissen aus dem Stengel abgesondert wird, tupften wir auf die Warzen, die dann meist nach kurzer Zeit verschwanden.

Gelegentlich versuchten wir es auch mit schwarzen Waldschnecken, die wir über die Warzen kriechen liessen, und auch das half! Noch besser war allerdings, die Schnecken nachher an einem Dorn aufzuspiessen und dort verdorren zu lassen; mit der Schnecke sollte nämlich auch die Warze verdorren und abfallen. Eine weitere Therapie bestand darin, die Warzen mit einer halbierten Zwiebel zu bestreichen, wobei es sehr darauf ankam, bei der Prozedur ja nicht hinzusehen!

Wenn keine dieser Behandlungsmethoden erfolgreich verlief, blieb immer noch der Gang zu einem Mandli oder Fraueli im Dorf, die dem

Übel abhelfen konnten, sei's mit Handauflegen, Bestreichen oder mit einem unverstänlich gemurmelten Sprüchlein. Nirgends wie bei den Warzen spielte dabei der feste Glaube an die Wirksamkeit der angewandten Mittel eine ausschlaggebende Rolle; Zweifler waren selber schuld, wenn die Warzen allen Anwendungen trotzten.

Pitscher

Beim Pitscher, veterinärmedizinisch Glatzflechte genannt, handelt es sich eigentlich um eine Viehkrankheit, verursacht durch den Erreger *Trichophyton verrucosum*. Das charakteristische Krankheitsbild besteht in runden, kleineren und grösseren haarlosen Stellen, die sich z.T. überschneiden und mit glänzenden grauen Schuppen bedeckt sind. In der Regel beginnt die Krankheit, die vorwiegend Jungvieh, d.h. Kälber und Rinder befällt, an Kopf oder Hals. Bekämpft wird der Pitscher, weil die erkrankten Tiere unter Juckreiz leiden und ihre gesunde Entwicklung und Leistungsfähigkeit herabgesetzt werden. *Dr. med.vet. Paul Flück* in Meiringen, dem ich diese Angaben verdanke, nennt auch gleich die Mittel, welche die Schulmedizin gegen die Glatzflechte anwendet. Es sind dies

- das Abtöten der Pilze auf der Haut mit antimykotischen Salben und Tinkturen;
- gründliche Desinfektion der ganzen Umgebung;
- optimale Fütterung der Tiere mit viel Zusatz von Vitamin A, um die individuelle Abwehrkraft zu stärken.

Als Heilmittel zur Vorbeugung, aber auch zur Behandlung diente vielerorts ein Stechpalmenzweig, der im Stall aufgehängt wurde. Auch das Abwaschen der befallenen Hautpartien mit einem Tee aus rotem Storchenschnabel wurde empfohlen.



Ein Stechpalmenzweig, im Stall aufgehängt, sollte dem Pitscher vorbeugen.

Soweit die veterinärmedizinische Seite. Wichtig für unsere Betrachtung ist nun aber die Tatsache, dass Pitscher äusserst ansteckend ist und auch Menschen befällt, die mit infizierten Tieren in Berührung kommen. Das betrifft sowohl Sennen, Melker als auch Tierärzte. Wohl am meisten gefährdet waren aber die Knaben, die den Sommer über als Hüterbuben auf der Alp daheim waren. Viele kehrten im Herbst in einem Zustand zurück, der sowohl Bedauern wie erstauntes Lachen auslöste. Oft glänzten ihre Köpfe nämlich wie eine frisch geschorene Mönchstonsur, die allerdings nicht manierlich auf dem Scheitel sass, sondern sich höchst unpassend seitlich über Schläfen und Ohren oder auch über den Hinterkopf herunterzog; nicht selten fielen dem Pitscher sogar die Augen-

brauen zum Opfer, was dann bei allem Elend besonders komisch aussah. Das Übel beschränkte viele Buben aber nicht nur eine in diesem Alter ganz ungewohnte Glatze; es befahl auch Arme und Rumpf, wo sich ebenfalls kreisrunde, schuppen-glänzende Ausschläge bildeten, die wie beim Vieh mit unangenehmem Juckreiz einhergingen. Es ist mehr als verständlich, dass die mit Pitscher und oft noch mit gutmütigem Spott geplagten Buben keinen anderen Wunsch hatten, als das lästig-lächerliche Andenken an die Alpsaison so bald wie möglich loszuwerden. Gegen den Pitscher war – eine Seltenheit in der Volksmedizin – kein Kraut gewachsen; dagegen bot sich eine Anzahl anderer bewährter Hausmittelchen an. Von einem allerdings blieben die Buben zum Glück verschont: im Simmental und im Saanenland wurde nämlich pitscherbefallenem Rindvieh ein alter lederner Schuhbündel durch ein Ohr gezogen und mit einem Knoten auf beiden Seiten gegen das Herausfallen gesichert.

Da man vor siebzig Jahren die heutigen antimykotischen Mittel kaum kannte, kamen andere Behandlungen zum Zuge. Häufig wurde Zinksalbe angewendet, mit der die haarlosen Flecken bestrichen wurden. Mit der Tatsache, dass der Pitscher oft spontan abheilt, hatten verschiedene Verfahren zu tun, die nachweisbar halfen, auch wenn sie vernunftmässig nicht zu erklären sind. Rägihänsel, ein schon lange verstorbener Fluhbergler, schrieb mir das folgende Rezept auf:

«Spicke ein Stück feissen Speck mit Gerstenkörnern, zünde den Speck unten an, fange das Fett in einem Teller auf und reibe es an den kranken Stellen ein.»

Erfolg versprach auch «Sympathie», d.h. das Besprechen der Krankheit, oft verbunden mit dem Bestreichen der befallenen Hautpartien. Einer, der sich darauf verstand, war *Peter Gander* in Brienz, der viele Knaben und Erwachsene vom Pitscher befreit hat. Er fuhr mit dem Zeigefinger um die schuppige Stelle herum, murmelte dazu eine bestimmte Formel, und nach drei Tagen war der Pitscher weg; die Haare begannen wieder zu spriessen! Gander war der Grossvater des oben erwähnten Tierarztes *Flück*. Er versprach dem damaligen Gymnasialisten, ihn bei Gelegenheit in das Geheimnis seiner weit herum anerkannten und geschätzten Behandlung einzuweihen. Wie Dr. Flück noch bei der Niederschrift dieser Zeilen bedauert, kam es leider nicht mehr dazu, weil Gander kurz darauf, im Januar 1942, im «Dorni» von einer Lawine verschüttet wurde und nur noch tot geborgen werden konnte.

Wir kennen heute viele der hier aufgeführten Plagen kaum mehr dem Namen nach und wollen der modernen Medizin dankbar sein, welche eine wirksame Behandlung und Bekämpfung möglich gemacht hat. Nicht vergessen sollten wir darob, dass neben der Schulmedizin stets auch überlieferte volkstümliche Mittel und Praktiken gewisse Krankheiten günstig beeinflussen oder sogar heilen können – wenn man nur fest daran glaubt!

Briensermärt

Max Gyga

Dr Briensermärt steid vor dr Tir mid Tanz im «Stärnen», Resslerpil, mid Chrapfestand und Chachtelgschir und Lyten, niemmer weis wie vil.



Brienzer Krapfen, eine Brienzer Spezialität mit einer Füllung aus Birnen, Nüssen (früher auch Kirsch) und Geschäftsgeheimnis. Essenswert sind sie allemal ob von Hugglers, Steiningers oder von Walzes!

Immer am Mittwoch und Donnerstag der zweiten Woche im November findet er statt, der fast legendäre Briensermärt. Sein Ursprung reicht weit zurück; denn bereits 1626 erhielten die Brienzer die hochobrigkeitliche Bewilligung von Schultheiss und Rat der Stadt Bern, jährlich am *Verenatag* einen Markt abzuhalten, wo sie ihr Vieh verkaufen könnten. Was damals seinen Anfang nahm, entwickelte sich im Verlauf von fast vier Jahrhunderten zu einem Markt, auf dem nicht nur Vieh, sondern zunehmend auch

Waren aller Art angeboten wurden. Im «Hinkenden Bot» von 1813 wird er jedenfalls bereits als wichtiger Jahrmart im Wintermonat aufgeführt, und zu dieser Zeit findet er heute noch statt. Er gilt und galt, um anzudeuten, dass er gewisse Wandlungen durchgemacht hat, lange Zeit als einer der bekanntesten und volkstümlichsten Herbstmärkte im Oberland und stand auf regionaler Ebene an Beliebtheit und Traditionsbewusstsein dem Zibelemärt kaum nach, auch wenn natürlich die lokalpatriotisch verklärte Betrachtungsweise der Brienzer das ihre zu dieser Einschätzung beigetragen hat ...

Einschränkungen sind indessen anzubringen, wenn neben der folkloristischen Überlieferung auch die wirtschaftliche Seite berücksichtigt wird. Zwar überstand der Briensermärt vorerst problemlos Neuerungen, welche den Aufbruch in eine modernere Zeit ankündigten, wie etwa das anfangs der Zwanzigerjahre auch in Brienz zaghaft fassende Radio, bei dem ein «Grysch us Rom», wie es einer der ersten Benutzer zu lokalisieren glaubte, noch als Sensation galt; dem Briensermärt schadeten auch die ersten Autos nicht, und die wenigen nach Interlaken und Luzern fahrenden Züge machten auch keine Marktbesucher abspenstig, da die Einkaufsreise dorthin zu viel kostete, zu umständlich war und kaum etwas gebracht hätte, was auf dem Markt in Brienz nicht auch zu stehen gewesen wäre.

Und dennoch! Unmerklich, schleichend veränderte sich auch die von ländlicher Anspruchs-



Neueren Datums ist die Landmaschinenschau. Sie macht den Briensermärt auch zu einer Art Mini-OLMA, wo der Bergbauer sich über die ihm dienlichen Maschinen orientieren kann.

losigkeit und Einfachheit geprägte Brienzerwelt und geriet nach dem zweiten Weltkrieg in den immer rascher um sich greifenden Sog einer technischen und gesellschaftlichen Entwicklung, die immer noch anhält und vorläufig an keine Grenzen stösst.

Es liegt auf der Hand, dass sich niemand und nichts modernen Errungenschaften, Strömungen und Gewohnheiten entziehen kann, auch nicht der Briensermärt. Er wandelte sich, man mag das bedauern oder nicht, immer mehr zu einem vorwinterlichen Allerweltsjahrmart, der seine lange vorherrschende lokalwirtschaftliche Bedeutung, die er nicht zuletzt auch dem zeitlichen Zusammentreffen mit dem herbstlichen Viehverkauf zu verdanken hatte, doch weitgehend eingebüsst hat. Das steht nur scheinbar im Widerspruch zu der Tatsache, dass die Zahl

der Marktfahrer und das Warenangebot zugenommen haben; erstreckte sich der Briensermärt noch in den Dreissigerjahren von der Wydi bis zum Rösslispelplatz beim Fischerbrunnen, so beansprucht er nun die Hauptstrasse vom Trachtbach bis zur Lindellen.

Stark verändert hat sich aber das Warenangebot. Ständen früher wirklich benötigte Gebrauchsgegenstände im Vordergrund wie Textilien und Schuhe, Stalllaternen, Zipfelmützen, Tabakspfeifen und «Kalberhälsige» zum Beispiel, so sind es nun vorzugsweise Spielsachen, billiger Schmuck, kunsthandwerkliche Erzeugnisse, Musikkassetten und dergleichen. Sensen, Wetzsteine und Heugabeln haben einer kleinen, olmaähnlichen Ausstellung landwirtschaftlicher Maschinen Platz gemacht, und das gute alte Rösslispel wird bedrängt von hypermodernen Rummelplatzattraktionen.

Eine Ausweitung verzeichnet auch das kulinarische Angebot; neben bodenständigen Produkten wie *Mutschler* und Krapfen buhlen neuerdings auch Frühlingsrollen und weitere exotische Spezialitäten um die Gunst hungriger Marktgänger.

Gemessen an der Zahl der Verkaufsstände, dem Angebot an Waren aller Art und der die Strassen füllenden Menschenmenge kann sich also unser Markt durchaus noch sehen lassen. Trotzdem, es wurde schon angedeutet, hat er sich wesentlich verändert. Versorgten sich die Brienser und ihre Nachbarn aus den umliegenden Dörfern früher am Briensermärt mit Kleidern, Stoffen, Schuhen, mit Haushaltsgegenständen und landwirtschaftlichem Gerät für den Winter und das kommende Jahr, so gehört das heute weitgehend der Vergangenheit an.



Neben dem Spezial Magenbrot findet auch der urchige Drehorgelmann Beachtung – trotz Tonband- und Radiogeplärr allerorten.



Stets gefragt – Lebkuchenherzen mit saftigen Sprüchen.

Die lange innegehabte Rolle als unentbehrlicher Versorgungsmarkt ist überholt und nicht mehr zeitgemäss. Aus begrifflichen Gründen! Die Kunden, einst auf diesen Jahrmarkt angewiesen, verfügen heutzutage über bedeutend vielfältigere und reichhaltigere Einkaufsmöglichkeiten. Die fast schrankenlose Mobilität, verbunden mit einer ebenso unbegrenzten Auswahl in Warenhäusern und Spezialgeschäften in der Region und zum Teil sogar im Dorf, führte dazu, dass das doch eher bescheidene und wenig attraktive Angebot der fahrenden Händler nicht mehr so viel Beachtung fand wie ehemals.

Mit dieser Entwicklung verlor der Briensermärt als umsatzträchtiger Bedarfswarenmarkt zunehmend an Bedeutung. Die zahlreichen Gelegenheiten, Bedürfnisse laufend und saisonge-



Noch immer zieht das Rösslenspiel vor allem die kleineren Kinder unwiderstehlich an, auch wenn die Zeiten längst vorbei sind, wo für einen Franken ein Dutzend Fahrten winkten.



Am Briensermärt gehört die Hauptstrasse den Marktfahrern und den Besuchern; der Verkehr wird über die Feldstrasse umgeleitet.

recht zu befriedigen, machen einem nur einmal im Jahr stattfindenden Markt schwer zu schaffen, besonders noch, weil dieser bloss mit einer beschränkt-biederen Auswahl an modischen Textilien und Schuhen aufwarten kann. Die Schwierigkeiten der Marktfahrer zeigen sich auch darin, dass sich das Geschäft immer mehr auf einen einzigen Tag konzentriert.

Die professionellen Wanderhändler wissen sich allerdings zu helfen und warten mit neuen Verkaufsschlägern auf, die neu geweckten Bedürfnissen gerecht werden. Ihr Angebot richtet sich zwar nicht an Leute wie jenen alten Brienser, der, nachdem er sich stundenlang im Warenhaus Loeb umgeschaut hatte, tief beeindruckt erklärte, er hätte in seinem ganzen Leben noch nie so viel Zeug gesehen, das er nicht nötig habe.

Die Erscheinung, dass sich ein Warenmarkt, der früher für die Versorgung der Region wichtig war, zu einem mehr oder weniger nur noch der Tradition verpflichteten volkstümlichen An-

lass wandelt, ist nicht rückgängig zu machen; sie trifft nicht nur auf den Briensermärt zu, sie hat das Gesicht aller ländlichen Jahrmärkte verändert.

Geblichen ist dem Briensermärt glücklicherweise die von jeher heitere und festfreudige Stimmung, die von der ganzen Dorfbevölkerung getragen wird und den zwei Novembertagen ein ganz besonderes Gepräge verleiht; ein Gepräge, das bei Speis und Trank in über-vollen Wirtschaften, bei Tanz und neuerdings auch bei Lottoveranstaltungen seinen Ausdruck findet.

Für viele Heimwehbrienser aus allen Gegenden der Schweiz, ja, aus dem Ausland sogar, liefert der Briensermärt einen willkommenen Grund zu einem Besuch im Dorf ihrer Jugend, das um diese Zeit – im Gegensatz zur turbulenten Touristensaison – wieder ganz den Einheimischen gehört. Da werden denn bei einem Glas Wein, bei Chäsbrätel oder bei Kaffee und Krapfen alte Freundschaften aufgefrischt und gefestigt, Ge-

schichten erzählt aus der rückblickend gesehen ach so goldenen Jugendzeit mit beliebten und belächelten Lehrkräften; es wird in Erinnerungen geschwelgt ans Rösslenspiel, wo der lahme Herr Scheidegger uns für einen Franken ein ganzes Dutzend Fahrten verkaufte und für nur 20 Rappen den Eintritt gestattete in das umwerfende *Panoptikum*, wo unerhörte und schreckliche Begebenheiten aus aller Welt zu bestaunen waren, vom Erdbeben in Messina mit zehntausend Toten bis zum Untergang der «Titanic» und den bedauernswerten Christen, die der üble Nero in der Arena zu Rom den Löwen zum Frass vorsetzen liess, was uns Kindern kalte Schauer über den Rücken jagte.

Und dieser und jener war sogar dabei im Sternensaal, als der über achtzigjährige Peetsch, ein urchiges Brienserpuurli, nach einem wilden Ländler mit einem tollen Briensermeitschi mitten auf dem Tanzboden stehen blieb, einen Jauchzer aussties und dem Publikum allen Ernstes verkündete: «I wellti, i wurd hundertjährig und äs wän all Tag Briensermärt!»

Ja, so schön war der Briensermärt einmal! So lebt er noch in der Erinnerung einer Generation, die unbeleckt von weltweiter Kommunikation und ohne pausenlos einwirkende Massenmedien noch Zeit fand zu freundschaftlichem Beisammensein, zum Gedankenaustausch, zu Musse und zum Dorffen; einer Generation, die sich auch an einfachsten Dingen zu freuen und sie zu feiern wusste. Einzigartig und fast unwirklich fern bleibt der Briensermärt lebendig in seiner dörflichen Anspruchslosigkeit; von Konsumrausch konnte damals keine Rede sein, nicht einmal das Wort war bekannt. Viel mehr als was wirklich nötig war, gefütterte *Holzbeden* für uns Buben zum Beispiel, wurde kaum gekauft.

Vierhundert Jahre alt soll der Briensermärt sein, und manchen Wandel hat er durchgemacht! Aber er lebt fröhlich weiter; angepasst an eine neue Zeit, zeigt er auch ein neues Gesicht, das immer noch in vielem dem wunderschönen Märt entspricht, den wir in der Schatztruhe unserer Erinnerungen bewahren. Und überhaupt nicht geändert hat das jahreszeitliche Zeichen, das der Briensermärt nach wie vor setzt, denn:

Ischt eis dr Märt verby und ds Feschten,
faad hibschelli dr Winter an;
äs chuuted ds leschte Leub von Eschten,
keis einzigs Blettli blybd meh dran.
Äs nachted friej, äs taged spaat,
dr Herbscht geid etz fir ärischt z End;
Schneefahni hangen heej am Graad:
Dr Winter chunnd, är zeigd is d Zennd.

Hinweis auf die Verzeichnisse (ab Seite 369):

Erklärungswürdige Begriffe und alle erwähnten Personen sind im Anhang aufgeführt und werden im Buchtext mit Schrägdruck hervorgehoben. Masse und Gewichte sowie Sachbegriffe sind in weiteren Verzeichnissen einsehbar. Im Buch erwähnte Orte, insbesondere die Brienser Flurnamen, lassen sich dank zwei beigefügten Karten lokalisieren.



Wie heisst's im «Brienserburl»: Im Summer da trybe sie d'Geiss uff d'Alp... Da darf im Herbst natürlich der Geisschäs nicht fehlen!



«Der Brienzer» erscheint zweimal pro Woche als Printout, (in gedruckter Form als Zeitung).

staunen darüber, wie die modernen Informationskanäle genutzt werden, um aus unserer Region, von den Zeitungsmachern «Mikrokosmos Jungfrau» genannt, zu berichten. Aus dem vielfältig vernetzten Makrokosmos, d.h. von Ereignissen im nationalen oder internationalen Umfeld, berichtet unsere Zeitung ebenfalls, sofern sie zu unserer Region einen besonderen Bezug aufweisen. Gründlich Recherchiertes und Redigiertes erscheint attraktiv gestaltet im permanenten Nachrichtenfluss in der Internetausgabe (www.jungfrauzeitung.ch) oder zweimal pro Woche als gedruckte Version. Mit seinem Dokumentationsmaterial in Form von Text-, Bild-, Audio- und Filmdokumenten nimmt der «Brienzer» eine Vorreiterrolle ein.

Als in den Verlagshäusern der grossen Zeitungen noch über *multimediale* Auftritte nachgedacht wird, hat der engagierte Verleger *Urs Gossweiler*, Unternehmer in der 4. Generation, mit einem innovativen Team von Spezialisten Mitte der Neunzigerjahre im «Brienzer» beziehungsweise in der «Jungfrau Zeitung» bereits ein Konzept realisiert, das in der Zeitungsbranche als wegweisend gilt. Seither vernehmen wir immer wieder von Pioniertaten unseres einheimischen Verlagshauses. So geht «Der Brienzer/Die Jungfrau Zeitung» laut eigenen Angaben «als erste Zeitung Europas» 2001 nach dem Prinzip «Web first» komplett online (ins Internet) und führt im Jubiläumsjahr 2007 Web-TV (in die Internetausgabe eingebettete Fernsehbeiträge) ein – vor allen anderen Zeitungshäusern der Schweiz!

Immer wieder wird man in der Schweizer Medienlandschaft auf den Innovationsgeist des Brienzer Medienunternehmens aufmerksam.

Lokale Initianten aus Obwalden und Nidwalden gründen im Jahr 2010 nach dem Vorbild der «Jungfrau Zeitung» die «ONZ Obwalden und Nidwalden Zeitung». Die Gossweiler Media vergibt dafür die erste Lizenz für eine Mikrozeitung. Die «ONZ Obwalden und Nidwalden Zeitung» erscheint erstmals am 22. April 2010 und bildet die lokalen Geschehnisse der beiden Urkantone in den Ressorts Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur und Sport ab. Von unserem regionalen Medienhaus gehen weiterhin wichtige Impulse aus. Wir dürfen die Entwicklung mit Interesse verfolgen und uns über dessen Erfolge freuen.

Von Anfang an fortschrittlich und tolerant
«Jede Ansicht soll zur Sprache kommen...» (aus der Erstausgabe vom 1. Juni 1896)

Um die vorletzte Jahrhundertwende ist «Der Brienzler» nicht unter den vielen Lokalzeitungen, die schweizweit erscheinen und rasch wieder von der Bildfläche verschwinden. Vielleicht liegt die Ursache für das lange Leben unseres Lokalblattes darin, dass die Herausgeber, die Buchdruckerei Brienz, 1896 nichts Geringeres als die «Hebung des Volkswohles», die «Förderung der Jugend und Erziehung zu fleissiger, ernsthafter Arbeit» und weitere hoch gesteckte Ziele auf ihre Fahne schreiben. Da es damals weder Radio noch Fernsehen gibt, hat die Zeitung als einziges Massenmedium viel Gewicht. Deshalb dürfen die heute etwas hochtrabend klingenden Leitenden nicht einfach belächelt werden. Dass seit der Übernahme des Betriebs durch die Familie Gossweiler anfangs des letzten Jahrhunderts Fachwissen und unternehmerischer Geist von einer auf die andere Generation weitergegeben werden, ist sicher der Hauptgrund des Erfolgs.

derbrienzler.ch

Der Brienzler

NEWS AUS DEM MIKROKOSMOS JUNGFRAU

Industrie:
In Interlaken wurde die Biomasse AG gegründet
WIRTSCHAFT SEITE 7

Handwerk:
Am Ballenberg wird aus Kakaobohnen Schokolade
SOMMERSERIE SEITE 11

Hobby:
Der Fischereiverein feiert in Interlaken 125-Jahre-Jubiläum
GESELLSCHAFT SEITE 15

Viel einheimischer Rock am See

Das 25. Rockfest startet heute Abend in Brienz



BRIZZ KOMMUN

■ **Brienzense Rockfestival 2010** – Am Wochenende wird in Brienz gerockt, bis die Zehnwinde wackeln. Einheimische Grössen – allen voran Almhäuser Polo Holder – und weiterhin angereiste Gäste wie die Manfred Mann's Earth Band sorgen für eine ausgelassene Feststimmung. Von Freitag bis Sonntag treten insgesamt 17 Bands von Lockstoff bis Rätschi im Festzelt auf. Und Petrus dürfte dieses Jahr ein Freund der Organisatoren sein, denn in den Prognosen lacht die Sonne. Nichts spricht also gegen eine ausgelassene Party am See. Schliesslich werden auch dieses Jahr 9000 Liter Bier, eine Tonne Pommes frites, 1000 Bratwürste oder auch 300 Kilogramm Chicken Nuggets ihre Abnehmer finden. Die Höhepunkte des Programms können Sie während des Wochenendes auf der Website dieser Zeitung online verfolgen und in der nächsten Ausgabe in gedruckter Form noch einmal nachlesen und anschauen.
Nr. 105316, online seit: 5. August – 09.12 Uhr

KOMMENTAR

Kopftuch-Flut
Schwarze Kopftücher sah man in diesem Sommer so viele, wie noch nie. Auf dem Bödeli überbrachten von Januar bis Juni kumuliert 65 Prozent mehr Gäste aus dem arabischen Raum. Alleine im Juni betrug der Zuwachs 102 Prozent und dies bei einer gesamt-schweizerischen Steigerung von lediglich 28 Prozent. Auch in Brienz, Gündelwald und Meiringen fielen vermehrt Kopftuchträgerinnen auf. Die Schweiz insgesamt und der Mikrokosmos Jungfrau im Besonderen scheinen sich bei den arabischen Gästen grosser Beliebtheit zu erfreuen. Dies trotz Minaretverbot und Burkaverbots-Diskussionen. Dass diese Gäste hier sicher und unbelaästigt Ferien verbringen können, ist für sie offensichtlich wichtiger, als unsere politisch-geprügelte Abneigung. Schliesslich bleiben wir trotz allen ungenut freundlich. Freundlichkeit und Toleranz darf aber nicht mit der Aufgabe der eigenen Positionen verwechselt werden. Dass die politischen Parteien des rechten Spektrums mit oberflächlichen Vorstossen wie dem Burkaverbot Erfolge erzielen können, hat in erster Linie damit zu tun, dass lokale Parteien sich nicht trauen, für unsere Werte einzustehen. Dahinter vermuten diese Kerise sofort Fremdenfeindlichkeit. Das ist falsch, auch touristisch gesehen. Nur wenn wir eine starke eigene Identität haben, sind wir als Reiseziel langfristig interessant. Und auf diejenigen Gäste, die hier nur glücklich werden können, wenn sie hier einem Spiegelbild ihrer Heimat begegnen, können wir genau so gut verzichten, wie Mallorcas auf Deutsche, die nur Weisswurst und Bier konsumieren wollen.
→ Bericht: Seite 9
Beat Kohler, Chefredaktor
Nr. 105325, online seit: 5. August – 21.40 Uhr

Heiniger Trainer des FC Rothorn
58-Jähriger wird Nachfolger von Kaspar Flick

CHRISTOPH BUCCH

Der FC Rothorn hat einen neuen Trainer gefunden. Der 58-Jährige wird Nachfolger von Kaspar Flick.

Der FC Rothorn hat einen neuen Trainer gefunden. Der 58-Jährige wird Nachfolger von Kaspar Flick. Der Vater des derzeit verletzten Skorpers Sulejman Rakipi, war bereits in der vergangenen Saison Trainer und über dieses Amt weiterhin aus. Allerdings nicht mehr gemeinsam mit Kaspar Flick. Dieser war ursprünglich Assistent von Jano Markovic, der im Dezember 2008 entlassen wurde, und wurde anschliessend interimistisch Cheftrainer, bevor der Verein die Saison 2009/10 mit dem Duo Rakipi/Flick bestritt. Neu als Trainer an der Seite Rakipis ist Ernst Heiniger, Vater von Abwehrspieler Thomas Heiniger. Ernst Heiniger war viele Jahre als Trainer in verschiedenen Juniorenabteilungen tätig. Der 58-Jährige hat aufgrund des Aufstiegsaufenthaltes von Hakki Rakipi den grossen Teil der Saisonverantwortung des FC Rothorn alleine geleistet. Vor dem Saisonstart gegen den FC Dürrenast plagten den Brienzler Verein Verletzungsorgone, ausserdem sind drei Spieler gesperrt.
→ Bericht: Seite 21
Nr. 105347, online seit: 5. August – 18.41 Uhr

Jasser und Potschen
«Donnschtig-Jass» im Neuhaus

IRISNE TRIAL

■ **Unterseren** – Im Neuhaus in Unterseren fand gestern Abend die Live-Aufzeichnung der beliebten TV-Jass-Sendung mit Monika Fasnacht vor wolkenverhangener Kulisse statt. Bereits ab 13.30 Uhr fanden sich erste Schaulustige für die Proben und den Dreh des Trailers ein. Der in Matten aufgewachene «Donnschtig-Jass-Regisseur Bruno Kacher» war bemüht, neben einer painnenfreien Sendung ein positives Bild der Region zu zeichnen (diese Zeitung berichtete). Als musikalischer Gast wartete Francine Joeli auf das Publikum. In der Promi-Werte stellte sie sich einer spannenden Herausforderung. Sie musste mit dem Jodlerchorli des Behindertenwohnheims Thun «ds Feyr vo dr Schenuche einstudieren und danach in Thun innerhalb zweier Stunden 2000 Franken Spendengeldern sammeln. Um die nächste Austragung der «Donnschtig-Jass»-Serenie die beiden St.-Galler-Gemeinden Mösnan und Kirchdorf an. Wer das Rennen gemacht hat, war bis Redaktionsschluss nicht bekannt. Ein ausführlicher Bericht folgt online auf www.jungfrauzeitung.ch und in der Dienstagausgabe dieser Zeitung.
Nr. 105356, online seit: 5. August – 21.31 Uhr

Falsche Polizisten
Drei Männer auf der A8 gefasst

IRISNE TRIAL

Drei Männer, die sich als Polizisten ausgegeben hatten, konnten angehalten werden.

■ **Interlaken** – Am Montagmorgen sollte in Interlaken ein Mitarbeiter der Kantonspolizei auf seiner Fahrt in einem Zufahrtsweg fest, dass im Bereich der Höheplatte ein Touristengrupp von drei Männern angesprochen wurde. Bei der darauf folgenden Kontaktaufnahme mit dem Touristengrupp stellte sich heraus, dass es soeben Opfer eines Trickdiebstahls geworden war. Die Männer, die sich als zivile Polizisten ausgegeben hatten, erwiderten dem Paar bei der angebotenen Kontrolle die Kreditkarten. Die mutmassliche Täterschaft war inzwischen mit dem in der Nähe parkierten Personenvan in Richtung Autobahn A8 losgefahren. Der Mitarbeiter der Kantonspolizei konnte die Verfolgung aber aufnehmen und Unterstützung anfordern. Vor dem Rugentunnel wurden die Geldbeträge bisher nicht vollständig geklärt werden konnte, lässt sich eine weitere deliktische Tätigkeit nicht ausschliessen. Bei der mutmasslichen Täterschaft, die sich in Untersuchungshaft befindet, handelt es sich um rumänische Staatsangehörige im Alter von 33, 42 und 47 Jahren. Die Männer sind teilweise gesündigt, weitere gleichgelagerte Delikte in Bern, Basel, Genf und Interlaken begangen zu haben. Ein vierter Mann, der sich beim Diebstahl am Montag in Interlaken abseits gehalten hatte, ist flüchtig. Weitere Ermittlungen laufen.
Untersuchungsrichtern IV
Bern/ Oberland/Kantonspolizei Bern
Nr. 105347, online seit: 4. August – 16.59 Uhr

Verlag & Redaktion

Der Brienzler
beim Bahnhof
3095 Brienz
Telefon 033 952 93 77
Telefax 033 952 93 78
verlag@derbrienzler.ch
derbrienzler.ch

WebTV

• **Nur Älter auf Allalinhorn**
Nr. 105348, online seit: 5. August – 18.41 Uhr

• **Zwei Rüsse und sechs Hellelände**
Nr. 105350, online seit: 5. August – 18.41 Uhr

• **Woody, Buzz und Kollegen**
Nr. 105351, online seit: 5. August – 18.41 Uhr

Einfach Artikelnummer unter Quilschaach auf der Homepage von jungfrauzeitung.ch eingeben und los geht's!



9 771661 054006 0062

Mikrozeitung
Bei uns erfahren Sie mehr...

REGALNE

Damit Sie sich Ihren Traumjob nicht nur ausmalen müssen...
→ mehr auf Seite 28 und 29



REGALNE

Konstant Wagner
Als Architekt & Raumgestalter



Ein Zimmer des ersten Minnerhotele, mehr dazu auf Seite 18 ...

Erscheinungsbild des «Brienzers» 2010.

Für die Gründerzeit des «Brienzers» völlig normal ist die freisinnig-liberale Orientierung, weil damals beispielsweise 6 der 7 Bundesräte freisinnige Parteivertreter sind. Eher ungewöhnlich klingt aber die folgende Ankündigung in der ersten Ausgabe: «In politischer Beziehung soll jede Ansicht zur Sprache kommen können, wenn sie anständig und sachlich, ohne persönliche Verunglimpfung und Anspielung geführt wird.»

Üblicherweise vertritt eine damalige Zeitung die Position einer einzelnen Partei und verbreitet kein parteifremdes Gedankengut. Zwischen der Mehrheit der Freisinnigen und den Minderheiten der aufstrebenden Sozialdemokraten sowie der Katholisch-Konservativen klappt ein Graben. So wird die Leserschaft der Erstausgabe sich wohl darüber gewundert haben, dass in ihrer Lokalzeitung «Einsendungen, welche in anständigem Tone gehalten, gleichviel, ob der Verfasser sich zur konservativen, radikalen oder gar sozialdemokratischen Richtung bekennt» abgedruckt werden sollen.

Nach wechselvollem Gründerjahrzehnt in den Händen der Verlegerfamilie Gossweiler

In den ersten 10 Jahren ihrer Existenz prägen Besitzerwechsel und wirtschaftliche Turbulenzen das Dasein der jungen Zeitung. Ab 1907 bestimmen bisher 4 Generationen der Verlegerfamilie Gossweiler die Geschicke des «Brienzers».

Einzig vom Zeitungsgeschäft hätten die Verleger früher und heute nicht existieren können. Schon 1909, zwei Jahre nach der Übernahme von Druckerei und Lokalzeitung, eröffnen deshalb *Fridolin und Margaritha Gossweiler* eine

Papeterie und ein Jahr später eine Papierwarenfabrik, welche Produkte für den Lebensmittelhandel herstellt und in die ganze Schweiz liefert. Den einstigen Papiersäcken für Obst und Gemüse entspricht das heutige *multimediale* Wissen, welches das Verlagshaus Gossweiler erfolgreich einsetzt und vermarktet.

Im Folgenden soll eine Kurzchronik den Überblick zu den wichtigsten Etappen in der Entwicklung unseres Lokalblattes vermitteln (zitiert und ergänzt aus: Century Zeitung, Spezialausgabe 100 Jahre Medienhaus Gossweiler, Verlag Gossweiler Media AG, Brienz, 2007, S. 13).

Kurzchronik

1. Juli 1896 erscheint die erste Ausgabe der Lokalzeitung «Der Brienzer/Anzeiger der Kirchgemeinde Brienz».

1896–1907 Verschiedene Besitzer verwirklichen ihre Ideen einer politisch toleranten, freisinnig-liberal orientierten Lokalzeitung.

1907 kaufen Fridolin und Margaretha Gossweiler-Thöni die 1896 gegründete Lokalzeitung «Der Brienzer» mit dazugehörender Druckerei.

1909 eröffnen sie zusätzlich eine Papeterie und **1910** die Papierwarenfabrik.

1914 kaufen sie das alte Schulhaus von Brienz (Tracht), wo der Firmensitz bis

1991 bleibt. Die Liegenschaft ist noch heute im Besitz des Unternehmens.

1954 übernehmen Fridolin und Hans Gossweiler (zwei von zehn Kindern) in zweiter Generation das Unternehmen.

Ab **1964** führt *Hans Gossweiler* das Unternehmen alleine, bevor

1974 *Herbert Gossweiler* (eines von neun Kindern) das Medienhaus in dritter Generation übernimmt. Dieser stellt von Blei- auf Foto- und später auf Computersatz um, führt den Offsetdruck ein, kauft

1991 die ehemalige Fabrik der Elektromotorenwerke beim Bahnhof in Brienz, wandelt die Einzelfirma in eine Aktiengesellschaft um und expandiert die Dorfzeitung Richtung Meiringen. Nach seinem frühen Krebstod

1993 übernimmt sein Sohn *Urs* (eines von drei Kindern) gemeinsam mit seiner Frau *Beatrice Gossweiler-Abegglen* das Unternehmen in vierter Generation. Im selben Jahr begründet Urs Gossweiler die Philosophie der Medienintegration und gilt seither als Pionier in der Branche.

1995 gründet das Brienzer Medienhaus gemeinsam mit Omnigraph (MAN-Gruppe) die Mountain Multi Media AG (MMM) als eines der ersten Multimedia-Ausbildungszentren in Europa.

1996 übernimmt die Gossweiler AG die Aktienmehrheit von Omnigraph an der MMM AG und integriert diese in die Gossweiler Media AG. Im selben Jahr wird die hauseigene Entwicklungsabteilung unter der Leitung von *Oliver Brod-wolf-Lieber* gegründet. Die Dorfzeitung «Der Brienzer» geht in der Folge als erste Zeitung im Kanton Bern online (Internet). Es folgen grosse *Software*projekte für die SRG, das VBS, Canon Schweiz und andere. Im Jahre

2000 kauft die Gossweiler Media AG die Verlagsrechte des 1876 gegründeten «Der Oberhasler» von der *Schlaefli & Maurer* AG in Spiez, geht eine Kooperation mit dem 1896 gegründeten «Echo von Grindelwald» ein und lanciert die «Jungfrau Zeitung» in Interlaken.

2001 wird in Erinnerung an *Herbert Gossweiler* erstmals der Preis Herbert im Rahmen des Giessbach Meetings vergeben. Die Verleihung findet seither jährlich am Freitag nach Pfingsten im Grandhotel Giessbach statt.

2003 werden innerhalb von zwei Monaten die visionären Projekte «Long Term Meeting» (7 Jahre dauerndes Langzeitprojekt mit dem Ziel des Wissensaustausches unter Firmen) und «Mikrozeitung» (Zeitung im regionalen «Mikrokosmos» des Jungfraugebiets) lanciert.

2007 führt die Gossweiler Media AG als erstes Zeitungshaus der Schweiz Web-TV (in die Internetausgabe eingebettete Fernsehbeiträge) ein.

2010 übernimmt die neu gegründete «ONZ Obwalden und Nidwalden Zeitung» das Konzept «Mikrozeitung» nach dem Vorbild der «Jungfrau Zeitung»/des «Brienzers».



«Der Brienzer» ist eine Multimediaplattform und erscheint kostenlos im Internet und auf Smartphones und Tablet-PCs. Das Printout (ausgedruckte Zeitung) erscheint am Freitag mit dem Veranstaltungsmagazin «7 TAGE».

Reise zu den Vorfahren



Alter Bergahorn an der Axalpstrasse

Bevölkerungs- und Familiengeschichte

Peter Wälti

Wenn auch die Gegenwart und die Zukunft den grössten Teil unseres Daseins ausmachen, so ist doch der Blick in den «Rückspiegel der Zeit» oft von ebenso wichtiger Bedeutung.

Im Mittelpunkt dieses Kapitels stehen darum die Bevölkerung und einzelne Familien von Brienz, wie sie einem vor allem im Zusammenhang mit den Kirchenbüchern der Kirchgemeinde Brienz aus der Zeit der 2. Hälfte des 17. Jh. bis 1780 entgegentreten. Das Jahr 1780 eignet sich als Abschluss dieser Betrachtung, weil damit vielen vorher geborenen Personen auch das Sterbedatum der 1875 endenden Totenrödel beigefügt werden kann.

Einen ersten Überblick über die wichtigsten Lebensstationen und die Verwandtschaftsverhältnisse erhalten wir, je nach unserer Vorstellung, mit Hilfe einer Stamm- oder einer Ahnentafel. Während die Stammtafel von einem einzelnen Ahnen in der Vergangenheit ausgeht und dessen Nachfahren darstellt, zeigt die Ahnentafel die Vorfahren einer bestimmten Person auf. Im Gegensatz zur Stammtafel, die sich jeweils nach der Anzahl der Kinder verzweigt, hat die Ahnentafel eine gleichmässige Struktur. Sie zählt in den verschiedenen Generationen theoretisch immer gleich viele Vorfahren. In der zweiten Generation sind es Vater und Mutter, in der dritten die vier Grosseltern, dann die acht Urgrosseltern usw. Damit fordert die

Ahnentafel zu mathematischen Betrachtungen heraus. So hat ein Mensch in der vierten Generation, also vor ungefähr hundert Jahren, 16 Vorfahren. Auf 8 Generationen oder etwa 200 Jahre zurück sind es dann 256 und auf etwa 1000 Jahre zurück (40 Generationen) wären es nach dieser Rechnung 1099 511 627 776, also über eine Billion! In der Praxis stimmt diese Rechnung nur auf wenige Generationen zurück einigermassen: Weil Ahnen in einer Ahnentafel mehrfach auftreten, wenn die Elternteile verwandt sind, verringert sich die Zahl der Vorfahren in der Vergangenheit. Die Verwandtschaften verflechten sich um so mehr, je weiter man sie zurückverfolgt. Direkter Nachfahre von Napoleon Bonaparte zu sein ist noch eine Besonderheit. Dagegen sind praktisch alle aus Mitteleuropa stammenden Menschen auf eine Art Nachfahren von *Karl dem Grossen*, der im Jahre 814 starb. Damit werden auch die Brienzler schlussendlich zu Europäern.

Vorfahren von Hans Franz Grossmann (5.4.1761–28.2.1821)

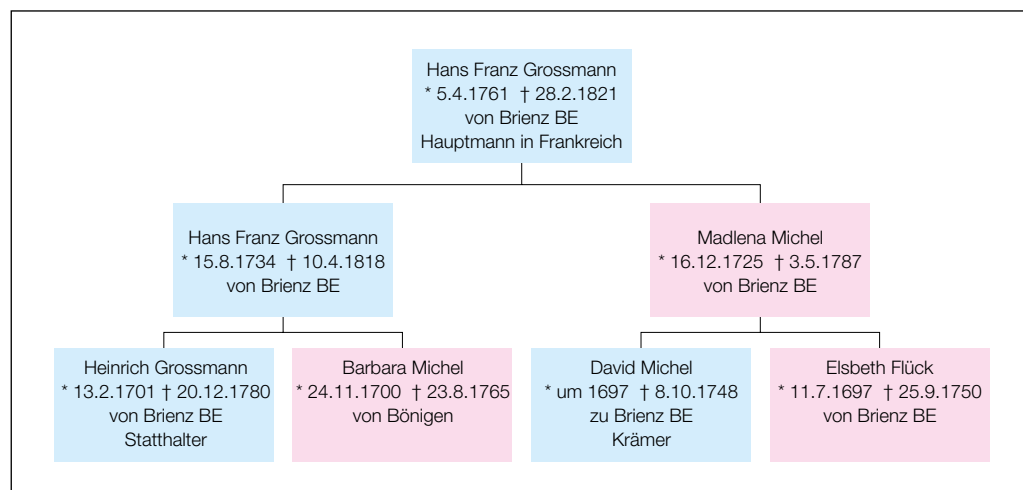


Abb. 1: Ahnentafel des Hans Franz Grossmann mit Eltern und Grosseltern.

Wer wissen will, wie seine Vorfahren lebten, ob sie u.a. auch einmal des Nachbarn Kirschen gepflückt oder z.B. mit welcher Lebenserwartung sie zu rechnen hatten, erstellt eine Familiengeschichte (Beschäftigung mit Fragen zu einzelnen Familien) oder eine Bevölkerungsgeschichte (Beschreibung über die Entwicklung von Bevölkerungen und deren Strukturen). Die Archive des Bundes, der Kantone, der Kirchgemeinden und der politischen Gemeinden, die Grundbuchämter und zahlreiche Bibliotheken enthalten ein beinahe unerschöpfliches Angebot an Aufzeichnungen und Dokumenten.



Abb. 2: Taufeintrag von Brienz über die 1689 in Naters getaufte «Elssbeth, Tochter des Chirurgus Christian Depuis und der Elssbeth Schilt».

Wo die alten Brienzler verewigt sind

Eine der wichtigsten Grundlagen zum Erstellen dieser Arbeit bilden die im Vergleich zu vielen andern Kirchgemeinden des damaligen Staates Bern meist hervorragend geführten Kirchenbücher von Brienz. Die frühesten Eintragungen beginnen hier mit den Eheschliessungen von 1553 und den Taufeinträgen von 1559. Weil der Tod eines Menschen kirchenrechtlich nicht zwingend mit einem *Sakrament* wie die Taufe oder die Ehe verbunden war, wurden die Totenrödel nur lückenhaft geführt. So wurde das «Verzeichnus der abgestorbenen männer und wyberen, ouch manbaren (zur Ehe zugelassenen) knaben und döchteren us der Kilchhöri (Kirchgemeinde) Brientz» erst 1579 angefangen. Die Taufen und Ehen aus der Zeit von Anfang 1627 bis Ende 1663 fehlen leider gänzlich und die Bestattungen sind nur vereinzelt überliefert. Ab 1664 sind jedoch die Tauf- und Ehebücher und ab 1674 auch die Totenbücher bis 1875 beinahe lückenlos vorhanden.

«Touffrodel der Kilchhöri Brientz»

Weil man befürchtete, dass ungetauft verstorbene Kinder nicht ins Paradies kämen, durfte man sie «auf der Landschaft nicht über vierzehnen Tag ungetauft lassen»¹. Entsprechend ist in der Folge jeweils vom Taufdatum die Rede. Die Taufeinträge² enthalten grundsätzlich nebst dem erwähnten Datum den Vornamen des Täuflings sowie die Vor- und Nachnamen der Eltern und der Taufzeugen. Bereits 1667 vermerkten die Pfarrherren beim Vater des Kinds ebenfalls den Wohnort, der spätestens ab 1676 meistens mit dem damals eingeführten Heimatort übereinstimmt.

Der Herkunftsort der Mütter wurde bis 1764 oft nur beim Hochzeits- oder auch beim Todeseintrag und erst nach 1764 überall festgehalten. Ausnahmsweise finden sich in den Taufregistern auch Angaben über verwandtschaftliche Verhältnisse sowie Berufe der Väter oder der Taufzeugen, wie am 16.02.1690 als «*Christian Depuis*, ein Chirurgus uss Pündten (Graubün-

den), so im April 1689 zu Naters im Wallis den Kilchgang (Hochzeit) verrichtet mit *Elssbeth Schilt*, *Hanss Schilts* Tochter zu Brientz» eine «Elssbeth» taufen liess. Öfters verrät der Taufeintrag auch das Todesdatum des Täuflings oder seltener auch eines Elternteils.

«Eheleüthe so copuliert worden»

Die Eherödel³ enthalten grundsätzlich das Hochzeitsdatum, die Namen des Brautpaares und den Herkunftsort, der in Brienz bei den Männern ab 1667 und bei den Frauen in der Regel ab 1680 vorzufinden ist. Seltener finden sich Einträge wie etwa im Mai 1779, als «*Joseph Lüdi* von Heimiswyl mit *Margaretha Michel*, Witwe von Brienz» Hochzeit hielt.

Von 1679 bis 1729 und von 1730 bis 1746 wurde bei 97% aller Brautleute zusätzlich vermerkt, ob es sich um einen *Juvenis* (junger Mann), eine *Puella* (junge Frau), einen *Viduus* (Witwer) oder eine *Vidua* (Witwe) handelte. Manchmal heirateten auswärtige Ehepaare in Brienz oder umgekehrt auch Brienzler Ehepaare auswärts. Letzteres hatte dann der jeweilige Pfarrer von Brienz, sofern er davon wusste, in seinem Eherödel zu vermerken.

Zusätzliche Kommentare in den Ehebüchern offenbaren, was in jener Zeit besonders wichtig war. Als «*Hanss Fischer* und *Barbara Flück*, puella, beide von Brientz» am 22.11.1709 Hochzeit hielten, erschien Barbara mit «4 Ohren und im Tüechli» vor dem Traualtar. Sie war damals im siebenten Monat schwanger, womit sie zwei Ohren am Kopf und zwei unter ihrem Herzen trug. Diesen nicht alleinverschuldeten Zustand hatte sie dann am Hochzeitstag mit einem besonderen Tüchlein auf dem Kopf zu büssen.

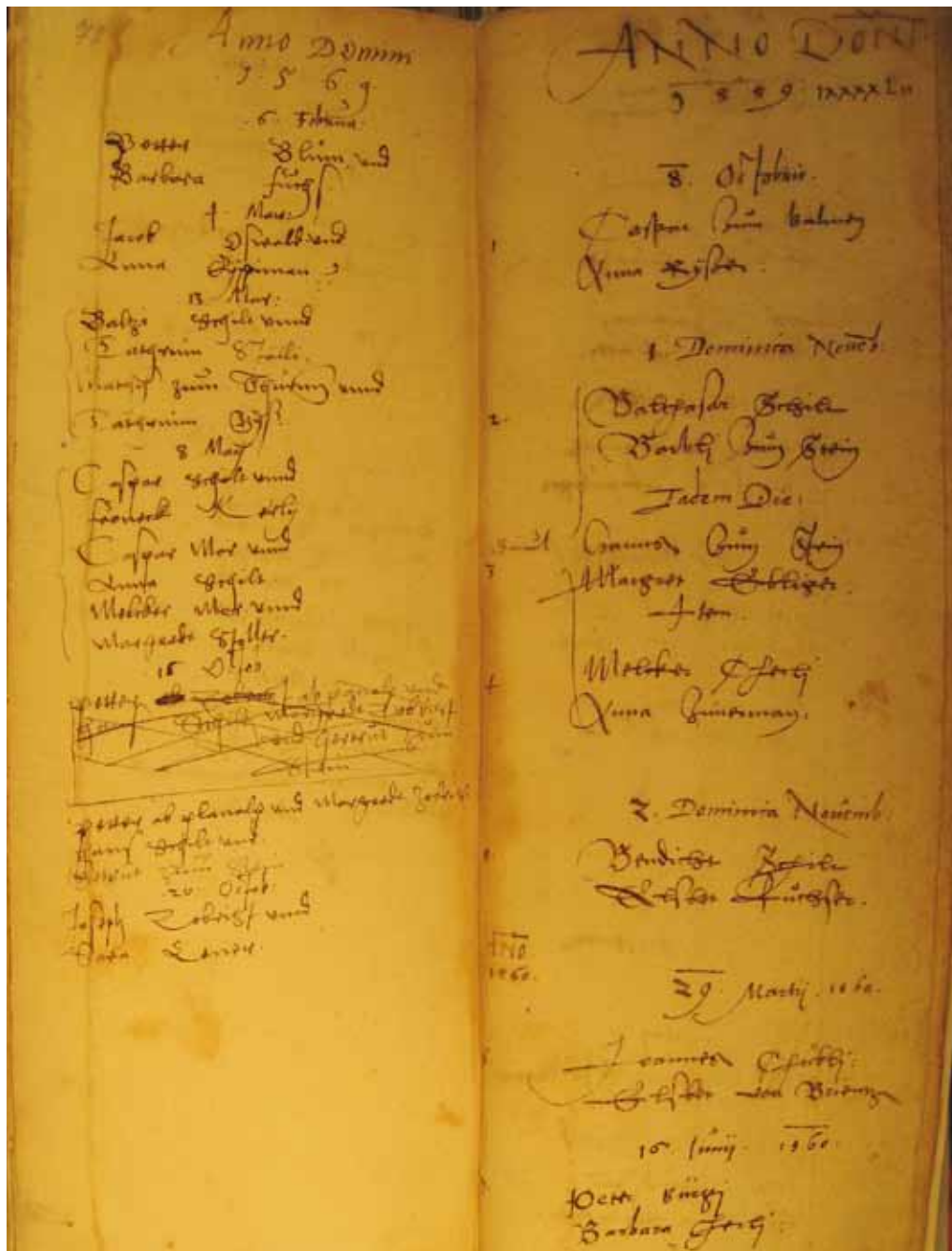


Abb. 3: Eherodel von Brienz mit Einträgen von 1569 und 1559.

«Verzeichnis der abgestorbenen Männer und Wyber»

Auch bei den Verstorbenen⁴ war das Bestattungsdatum und nicht der Todestag wichtig. Nebst dem erwähnten Datum enthalten diese Einträge⁵ jeweils Namen, Vornamen und in der Regel den Herkunftsort. Je nach dem Fleiss des Pfarrers findet sich dort auch der Zivilstand und seltener der Beruf oder das Amt eines verstorbenen Mannes. Den verstorbenen Ehefrauen und Kindern fügten die Pfarrherren zudem oft den Namen ihres Ernährers bei. Oft ist vermerkt, es handle sich beim Bestatteten um ein Töchterlein, einen Knaben, eine ledige Weibsperson, um Melchers selig Sohn usw.

Die Angabe des Sterbealters wurde leider erst ab 1746 zur Regel; vorher erscheint es nur ausnahmsweise. Bei den Totenrödeln sind jene des Pfarrers *Samuel Babst* besonders hervorzuheben. Während diese in den meisten Kirchgemeinden des damaligen Bernerlandes erst um 1728 zu finden sind, waren Einträge wie: «23.1.1674, *Hans Eglers* Weib, *Greti Stähli* von Brientz» oder «15.6.1675 *Hans Egler* viduus (Witwer) von Brientz» bei ihm die Regel.

Auffallend ist, dass spätestens ab 1696 bis 1745 bei etwa 150 Familien, die zwei Kinder auf den gleichen Namen taufen liessen, der Todeseintrag des älteren Kindes unauffindbar ist.

- 1) *Chorgerichtssatzungen* von 1739, Seite 80.
- 2) Vorhandene Einträge: 1559–1573; 1578–1626; 1664–1875
- 3) Vorhandene Einträge: 1553–1569; 1579–1626; 1664–1875
- 4) Vorhandene Einträge: 1579–1689, lückenhaft; 1674–1711; 1720–1872
- 5) Vorhandene Einträge: 1579–1689, lückenhaft; 1674–1711; 1720–1872

Sicher fehlen auch solche Kinder, denen kein gleichnamiges folgte, womit wohl damals ungefähr 300 verstorbene Kinder nicht registriert wurden.

Bei den «wichtigeren» Brienzern fand es der jeweilige Pfarrer manchmal angebracht, deren sozialen Stand zu vermerken, wie bei dem am 5.6.1686 bestatteten «*Peter Schilt*, der Seckelmeister (Kassier der Kirchgemeinde)». Spektakuläre Ereignisse wie die folgenden Unglücksfälle fanden am ehesten ihr besonderes Interesse:

- Am 19.11.1683 wurde bestattet:
«*Peter Egler*, welcher im Sommer ab einem Kriessbaum gefallen und 20 wochen im beth gelegen.»
- Am 18.9.1683 wurde bestattet:
«*Josi Schwendlers*, des Sigrists töchterli Namens *Leni*, welches Im Bürgli in See gefallen und ertrunken.»

Chorgerichtsmanuale

Diese in Brienz von 1587 bis 1828 erhaltenen Bücher enthalten die von den Chorrichtern gefällten Urteile zu noch so kleinen Diebstählen, über verbotenes Spielen, Tanzen und Tabak rauchen, über unverheiratete Mütter usw. (s. S. 91–102)

Die Familienrekonstruktion

Um möglichst vieles über die Bevölkerung von Brienz sagen zu können, habe ich die getrennt eingetragenen Tauf-, Ehe- und Todeseinträge der Kirchgemeinde Brienz mit Hilfe eines Genealogieprogramms familienweise zusammengeführt und auf die einzelnen damaligen Dörfer der Kirchgemeinde (Oberried, Ebligen, Brienz,

Schwanden, Mörisried (Schried), Hofstetten und Brienzwiler) umverteilt, was zu kleineren Ungenauigkeiten betreffend der statistischen Angaben führen mag.

Gerade die Todeseinträge enthalten oft Hinweise, die für das Identifizieren von Geborenen und Verheirateten sehr hilfreich sind. Weil aber oft die Hinterlassenen das Alter ihres lieben Verstorbenen nicht kannten, ist leider das beigefügte Sterbealter manchmal ungenau oder irreführend.

So steht im Totenrodel vom 8.10.1799 «am Morgen starb *Elsbeth Schmoker*, *Hans Mathyers* auf dem Port Ehweib, ungfahr 45 Jahr alt». *Elsbeth Schmocker* war eben ursprünglich von Goldswil, und es bestand für den Pfarrer keine

Möglichkeit, schnell im Taufrodel nachzuschlagen oder zum Telefon zu greifen, um ihr genaues Sterbealter herauszufinden.

Mit Hilfe der erwähnten Angaben konnten anschliessend etwa drei Viertel der ermittelten Familien miteinander verknüpft werden. In anderen Fällen war dies unmöglich. Als zum Beispiel am 8.11.1750 «*Elisabeth Flück*, *Christen Linders* von Brienz ehelich geliebte Hausfrau» begraben wurde, erfuhr der Pfarrer, sie habe ein Alter von 40 Jahren, womit sie 1710 hätte geboren werden müssen. Leider wurden in diesem Jahr zwei verschiedene *Elsbeth Flück* getauft. So bleibt unbekannt, ob *Elsbeth* die Tochter des *Peter Flück-Stähli* oder des *Peter Flück-Kienholz* war.

Nachkommen von Hans Linder (vor 1665–30.3.1708)

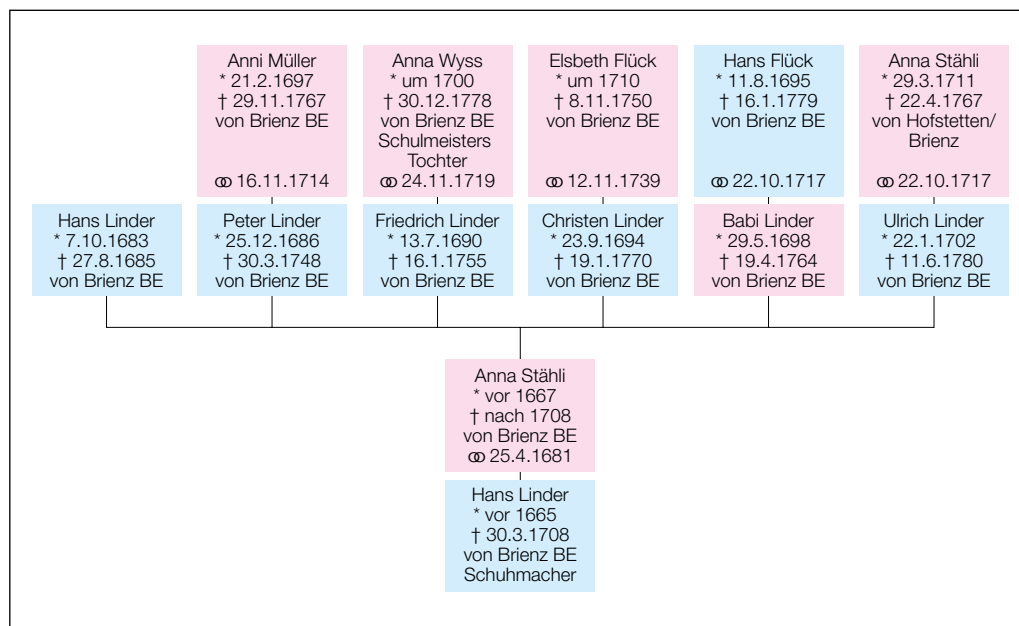


Abb. 4: Rekonstruierte Familie, zusammgeführt aus Tauf-, Ehe- und Totenregister-Einträgen.

Mit weiteren Angaben aus den Bürgerregistern (Verzeichnis der in den einzelnen Einwohnergemeinden heimatberechtigten Familien), Kontraktenmanualen (Bücher mit Schuldbriefen, Erb- und Eheverträgen usw.) und anderen Quellen verschiedener Archive könnte wohl noch manche Lücke gefüllt werden, was aber wegen des enormen zusätzlichen Aufwandes nicht möglich war.

Bevölkerungsentwicklung

Das Zusammenspiel von Geburten, Hochzeiten und Todesfällen

Am Auf und Ab der in Abb. 5 und 6 enthaltenen Datenreihen erkennt man eindrücklich die guten und schlechten Zeiten.

Bewegen sich die Kurven der Geburten und Todesfälle auseinander, wie zum Beispiel von 1701 bis 1707, bedeutet dies einen *Geburtenüberschuss* und damit ein Bevölkerungswachstum. Übersteigt die Zahl der Todesfälle jene der Geburten, weist dies auf einen Überschuss an Verstorbenen und damit auf eine Bevölkerungsabnahme, bzw. auf eine durch Hungersnot, Krankheiten, Kälteperioden oder andere Ursachen erzeugte Krisenzeit hin.

Die Geburtenkurve bietet von allen drei die sicherste und lückenloseste Aussage. Jene der Toten verläuft zwar wegen in einigen Perioden vermutlich nicht registrierter Kinder etwas zu tief, was aber ihre Aussagekraft nur unwesentlich beeinflusst. Die Kurve der Ehen ist schon nur wegen der geringen Anzahl der Eheschliessungen von Brienz weniger aussagekräftig. Sie verhält sich manchmal wie ein mit Verzögerung wirkendes Barometer. So reagiert sie 1717 mit acht Jahren Verzug auf den Bevölkerungsrück-

Bevölkerungsentwicklung von 1664–1780 in der Kirchgemeinde Brienz

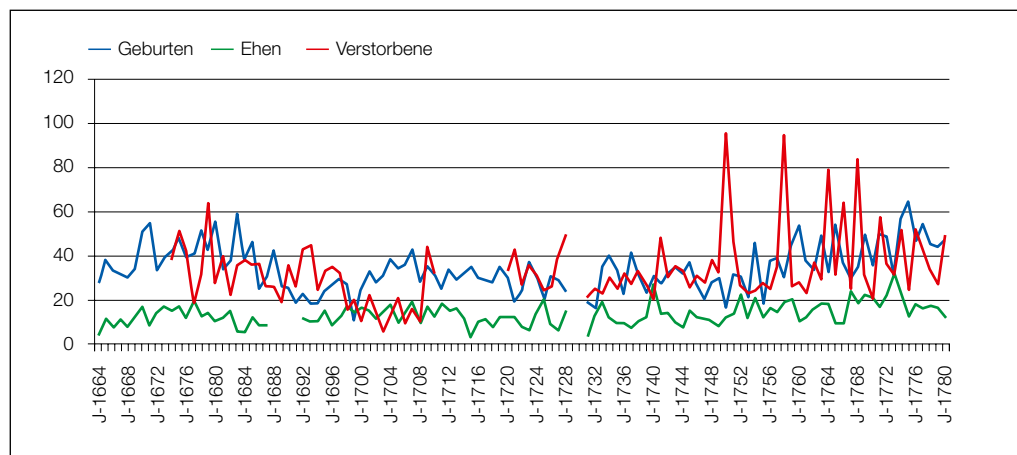


Abb. 5: Jährliche Geburten, Eheschliessungen und Todesfälle der Kirchgemeinde Brienz von 1664–1780. Die Lücken in den Datenreihen entsprechen den Erfassungslücken der Kirchenbücher.

gang von 1707 ebenfalls mit einer Abnahme. Andererseits kündigen vermehrte Hochzeiten logischerweise auch ein Zuwachsen der Taufen an, wie das im Zeitraum von 1664 bis 1684 ersichtlich ist (vgl. Abb. 5).

Krisenzeiten

Krisenzeiten sind Zeiten, in denen die Bevölkerungsentwicklung durch äussere Einflüsse wie Epidemien, Hungersnöte usw. wesentlich beeinflusst wurde.

Bevölkerungsentwicklung von 1664–1780 in der Kirchgemeinde Brienz

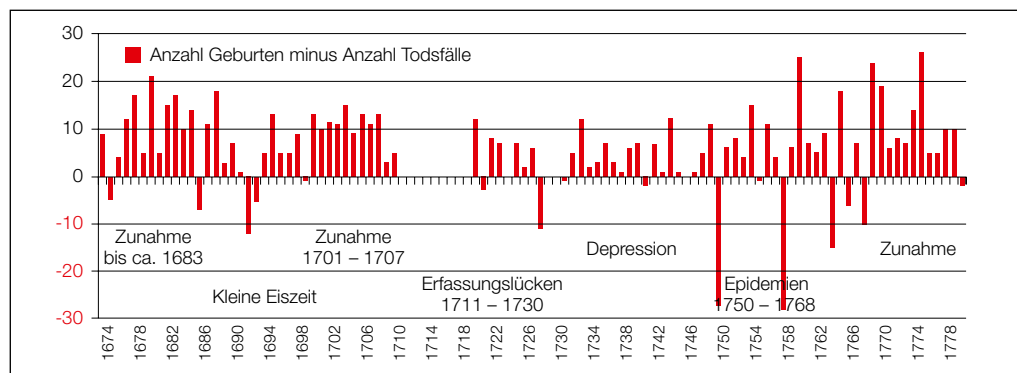


Abb. 6: Die Säulen zeigen den Geburtenüberschuss und die Krisenzeiten des Dorfes Brienz an. Die Säulen oberhalb der 0-Linie zeigen die Jahre, in denen die Bevölkerung zunahm. Jene unter der 0-Linie weisen auf die bereits erwähnten Krisenzeiten mit Bevölkerungsabnahme hin.

Einige der schlimmsten Krisen sind im folgenden kurz beschrieben:

Pestzeit 1669/70 mit anschliessendem Babyboom und Bevölkerungszuwachs

Vom Herbst 1669 bis Ende April 1670 herrschte in Oberried die letzte der seit dem 14. Jh. auch am Brienersee regelmässig wiederkehrenden Pestseuchen (s. S. 79, 118 f.). Damals trugen die Oberrieder mindestens neun Pestopfer durchs Totengässlein beim Friedhof in Brienz hinauf zu ihrer letzten Ruhestätte. Von den übrigen Dörfern der Kirchgemeinde sind keine Pestopfer erwähnt.

Das Totengässlein; so heisst das schmale Gässlein, das ausserhalb der westseitigen Einfassungsmauer des Briener Friedhofes verläuft und das Seeufer mit dem alten Fuhrweg nach Interlaken und zwischenhinein mit dem Gottesacker selbst verbindet. – Das Gässlein soll zur Pestzeit angelegt worden sein, als die Leute von Oberried genötigt waren, ihre Toten auf dem Seeweg nach Brienz zu bringen. Da legten denn die vielen traurigen Schiffsfuhren am Ufer an, die Schiffsleute luden die Totenbäume auf die Schultern und trugen sie das Gässlein hinauf in die Gruben. Die Briener dagegen, die von der Pest anfangs verschont blieben, betraten den Friedhof von einer andern Seite.

Albert Streich, Briener Sagen, Bern 1978, S. 66

Der Schwarze Tod hat anscheinend auf seine Weise bewirkt, dass noch während der Pest sieben Oberrieder Pärchen mehr als sonst eine Familie gründeten, die dann auch sofort für den Ausgleich ihrer verstorbenen Lieben sorgten (vgl. Abb. 7). Nur die leicht ansteigende Datenkurve der Ehen, vor allem aber die auffallend ansteigende Geburtenrate zeugt noch vom einstigen Babyboom und beweist, dass ihnen allen der drohende Tod die Knie zum Erzittern

Babyboom nach der Pest von 1669/70

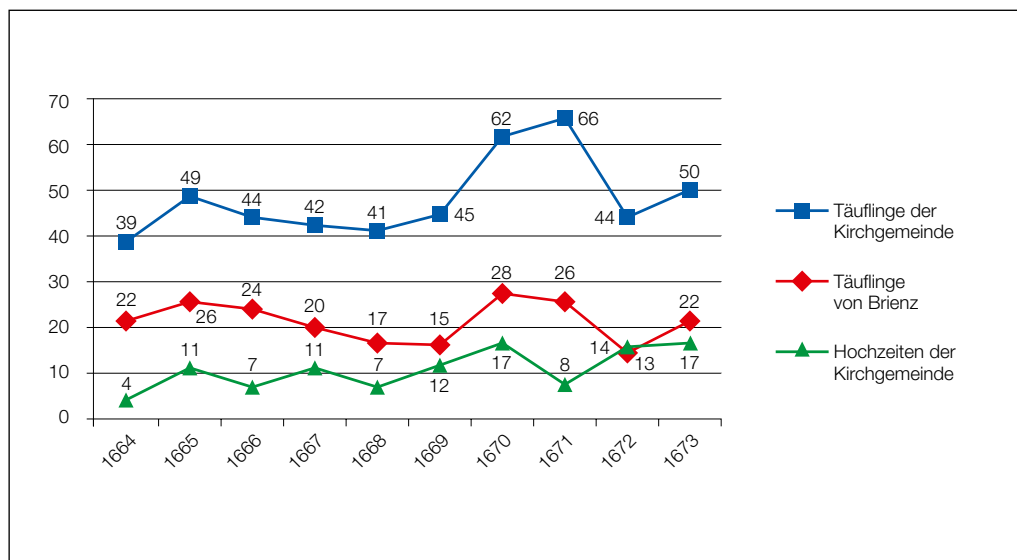


Abb. 7: Pestzeit 1669/70 und nachfolgender Babyboom 1670/71

brachte. Das gleiche Phänomen des Geburtenanstieges in Krisenzeiten kann übrigens auch andernorts beobachtet werden.

Kleine Eiszeit

Spätestens nach der Pest von 1669/70 zeigt sich in Brienz eine tendenzielle Bevölkerungszunahme, die bis in die Mitte der 80er Jahre dauerte. 1675 erfolgte jedoch ein erster Einbruch in dieser Entwicklung (vgl. Abb. 5 und 6). Vier Jahre später überstieg die Anzahl der Verstorbenen von Brienz erneut jene der Neugeborenen.

Ab Mitte der 1680er Jahre wurden die Winter immer kälter und länger. Gleichzeitig setzten immer kürzer werdende, niederschlagsreiche und kühle Sommer ein, die sich erst kurz nach der Jahrhundertwende im Durchschnitt wieder über die Nullgradgrenze erhoben.⁶

Missernten und Hungersnöte waren die unausweichlichen Folgen, die sich, was nicht anders zu erwarten ist, direkt auf die Bevölkerungsentwicklung auswirkten:⁶ Ab 1689 zog die Klimakrise besonders heftig an.

Noch von 1670 bis 1688 taufte *Pfarrer Samuel Babst* im Durchschnitt jährlich 24 Briener Kinder. 1692 standen jedoch nur noch 10 Briener Elternpaare mit ihrem Neugeborenen beim Taufstein in der Kirche. 1692 kam der Totengräber von Brienz höchstens vom Mai bis im August und 1693 nur noch im Juni etwas zur Ruhe. Auch im Jahr 1690 trappte wohl mancher vom Hunger geplagte Briener schweren Herzens den Kirchbühl hinauf, um sich in der Kirche vor den strengen Chorrichtern wegen eines wohl aus Hungersnot entstandenen Diebstahls zu rechtfertigen:

- Im Mai hat Schnäderhans anderer Leute Kühe gemolken.
- Im Juli hat *Hans Danners Peter* «uss des *Caspar Fuchsers* Garten bim Todtengässli Rübli genommen».
- Im August haben zwei Knaben auf *Maria Stählis* Kirschbaum Kirschen gepflückt.
- Im September hat *Steffan Knöris Weib* einen fremden Kannenbirnbaum geschüttelt.

Noch am 14. März 1695 vermerkte *Pfarrer Heinrich Bäckli* von Meiringen in seinem Taufrodel: «Item von mitten January biss hütt dato den 14. Mertz ist der Thunersee gantz überfrozen gsin, dz man zu fuss darüber gangen. O Gott bis uns gnedig durch Jesus Christus, amen. Solche strenge kelti und dz der Thunersee ist überfrozen gsin hat gewehret biss in April.» Danach begann sich jedoch das Klima, abgesehen von einem Rückschlag im Jahr 1699, zu erholen und mit dem Jahr 1701 verabschiedete sich diese «*Kleine Eiszeit*» endgültig.

1701 erblickten in Brienz wieder 20 Kinder und 1719 gar 25 Kinder das Licht der Welt, Zahlen, die erst 1754 übertroffen wurden. Von da an stieg die Zahl der Taufen in der Kirchgemeinde bis 1707, während die Anzahl der Todesfälle gleichzeitig abnahm.

Dies zeigt, dass die Bevölkerungszahl, wie überall im damaligen Bernerland, wieder im Zunehmen begriffen war. Der auffällige Rückgang der Taufen nach 1707 kann teilweise als Echo-Effekt der vergangenen Krisenjahre betrachtet werden (vgl. Abb. 5).

Die Zeit der grossen Epidemien

Von 1750 bis 1768 schreckte der Tod die Leute am Oberen Brienzensee gleich fünfmal gewaltig auf (vgl. Abb. 6 und 8).

Vom Januar bis Ende Juli 1750 läutete das Totenglöcklein noch je Monat höchstens dreimal. Von Anfang August bis Ende Jahr kündete es jedoch im Durchschnitt jeden zweiten Tag eine Bestattung an. Die weitaus grösste Anzahl an Verlusten wiesen die noch nicht sieben Jahre alten Kinder sowie jene Leute, die das 40. Altersjahr überschritten hatten, auf.

Leider vermerkte der damalige *Pfarrer Ludwig Walther*, wie auch alle anderen Pfarrherren im Umkreis von Brienz, bei keinem einzigen der damals Verstorbenen die Todesursache. In diesem Jahr riss jedoch die Rote Ruhr (blutiger Durchfall) gut 5% der bernischen Bevölkerung ins Grab.⁷

Damit ist anzunehmen, dass die vielen verstorbenen Brienzler wohl derselben Krankheit erlagen. *Jeremias Gotthelf* schilderte in «Geld und Geist» die Rote Ruhr wie folgt: «Es war, als ob der Blitz eingeschlagen hätte ins Haus, da war kein Gesicht, welches nicht bleich ward, keine Hand, die nicht zitterte, daran hatte man nicht gedacht, dass die Mutter den Roten Schaden bekommen konnte.»

1758 griff der Tod in den ersten fünf Monaten des Jahres zu. Erneut waren vor allem die unter sieben und über vierzig Jahre alten Leute betroffen. Und wieder findet sich in den Totenbüchern von Brienz und den übrigen oberhalb des Krattiggrabens (westliche Grenze des engeren Oberlandes) liegenden Kirchgemeinden kein Hinweis über die mögliche Ursache dieser

Epidemie. Sechs Jahre danach, im ersten Halbjahr 1764, raffte eine weitere Epidemie schon wieder vor allem die noch nicht siebenjährigen Kinder dahin. Im Jahr 1766 übertraf die Anzahl der Toten von neuem jene der Geburten.

Dieses Mal heimste der Tod seine Opfer zwar wieder im Winter, jedoch über alle Alterskategorien hin eher gleichmässig ein. Der Tod gönnte ihnen keine lange Verschnaufpause. Vom Januar bis April deckte der Winter 1768 erneut sanft sein weisses Kleid über 12 noch nicht siebenjährige Kinder und 43 über 40 Jahre alte Männer und Frauen der Kirchgemeinde. In Brienz selbst starben in den ersten vier Monaten jenes Jahres 21 Personen, während in den übrigen acht Monaten nur noch 8 Tote zu beklagen waren.

Auch *Pfarrer Samuel Thüring Gruber* legte leider keinen grossen Wert auf die Beschreibung von Todesursachen.

Scheinbar unberührt rapportiert er, wie alle seine nachbarlichen Kollegen, in seinem Totenregister:

- 9.1.1768 «*Peter Flick* von Brienz, ein Ehemann, welcher zu Ebligen wohnhaft gewesen, 42 Jahr alt.»
- 16.1.1768 «*Magdalena Roth* aus Grindelwald, Peter Fliks obstaht Ehefrau, 44 Jahr alt.»
- 7.2.1768 «dem *Peter Wyss* von Brienz ein Knäblein Namens Melcher. Alter 2 Jahr».
- 22.2.1768 «*Elsbeth Tommen, Jakob Stähli* selig von Brienz Witwe, 69 Jahr alt.»

6) Klimaatlas der Schweiz. Bundesamt für Landestopographie. Wabern, 1984, Blatt Nr. 14.4

7) Historisch-Statistischer Atlas des Kantons Bern, 1750–1995, Christian Pfister und Hans-Rudolf Egli, Hist. Verein des Kantons BE, Bern 1998, S. 56 f.

Die schlimmsten Krisenzeiten und ihre Toten

Jahre	Kirchgemeinde								Brienz						
	Tote und Taufen ganzes Jahr			Krisen	Tote und Todesalter während Krisenzeiten					Tote und Taufen ganzes Jahr			Krisen		
	†	*	Differenz	Monate	0-6	7-20	21-40	41-60	61-95	? Total Tote	†	*	Differenz	†	
1692	43	34	-9	ohne 5 – 8	9	1	1			27	38	22	10	-12	17
1693	45	29	-16	ohne 6	11	4	2			26	43	22	17	-5	20
1750	96	27	-69	8 – 12	32	3	8	15	19	1	78	36	9	-27	30
1758	95	41	-54	1 – 5	19	4	6	22	27	1	79	49	21	-28	43
1764	79	43	-36	1 – 7	43	4	1	8	10	0	66	36	21	-15	28
1766	64	47	-17	1 – 5	6	9	5	19	7	0	46	22	16	-6	15
1768	84	46	-38	1 – 4	12	1	7	18	25	0	63	29	19	-10	21

Abb. 8: Die schlimmsten in Brienz feststellbaren Krisenzeiten von 1674–1780. († = Todesfälle; * = Geburten; ? = Alter unbekannt).

Wenn auch die Totenbücher des Oberen Aareraums kaum Angaben über tödliche Krankheiten enthalten, so führt doch wenigstens *Pfarrer Nöthiger* von Ringgenberg in seinem Bericht von 1780 einige der «hier herrschenden Krankheiten» auf (s. S. 119).

So erwähnt er, dass fast jedes Jahr «im Augst- und Herbstmonat (September) die Rothe, oder eine Art Gallenruhr mehr oder weniger grassiert». Was aber «die Poken oder Kinderblatern und ihre Wirkungen betrifft», meldet er, dass sie hier selten stark herrschen und dass nicht oft ein Kind daran sterbe. Wie Abb. 8 zeigt, forderte der Tod jedoch sehr oft im ersten Halbjahr die meisten Opfer. Klirrend kalte Wintermonate, übermässig geheizte Wohnstuben, eintönige und gegen den Frühling versiegende Nahrung werden wohl das Ihrige dazu beigetragen haben.

Die Zusammensetzung der Dorfgemeinschaft

Die Hochzeit

Das Heiraten war im Alten Bern streng geregelt. Wie *F.N. König* von seiner «Reise in die Alpen» im Jahr 1814 berichtet, hatte aber der Nachwuchs auch damals seine eigenen Regeln, wie zum Beispiel den Kiltgang (Brautwerbung). Da zogen die Jünglinge bald einzeln und bald in Gesellschaft vor das Haus der Angebeteten und hielten unter ihrem Fenster zärtliche Reden. Wenn dann das Mädchen seinem Burschen das Fensterlein auftat, dann stieg der Auserkorene zu ihr ins Kämmerlein, wo er auch gleich mit Kirschwasser erfrischt wurde. Alles Weitere gehe dann in der grössten Zucht und Ehrbarkeit zu. Es gebe aber doch oft Symptome, die zum Glück meistens nach der Kirche führten.

Wenn aber ein Mädchen in ein anderes Dorf heiratete, dann zogen die Burschen zum Haus der «Abtrünnigen», vollführten dort mit Trycheln (stählerne Kuhglocken), Peitschen und Kesseln einen Heidenlärm und hielten allerlei Spott-

reden, was in Brienz wohl öfters geschah, vermerkt doch der oben erwähnte König: «Weiber und Mädchen gibt es recht hübsche im Haslithal, zu Brienz und Unterseen, sonst habe ich wenige rühmenswerthe angetroffen», was wohl auch den auswärtigen Männern nicht entging.

Das Hochzeitsfest selbst war am Brienersee in der Regel sehr feierlich. Am Tag zuvor war die Kränzleten. Da lud die Braut ihren ganzen Freundeskreis zu einem guten Imbiss ein, um gemeinsam ihren Hochzeitskranz und Blumenbinde von Zypressen, Nelken und Rosmarin zu verfertigen. Bei Anbruch des Hochzeitstages wurden dann die Hochzeitsgäste durch Posaunenklang vor ihren Wohnungen zum Fest eingeladen, und hernach zog die ganze Hochzeitsgesellschaft unter dem Klang der Musikanten in die Kirche, wo das Brautpaar seine Ehe endgültig besiegelte. Bei der anschliessenden Mahlzeit hatte sich die Braut hinter den Tisch zu setzen, während der Bräutigam, mit einer weissen Schürze umgürtet, seinen Gästen das Essen aufzutragen und sie zu bedienen hatte.

Gegen Abend nahm er dann seiner Braut unter verschiedenen Zeremonien ihren Kranz von ihrem Haupt, worauf sie vom Sitz hinter dem Tisch befreit war.⁸

Die Herkunft der Ehepartner

Von 1674 bis 1780 heirateten in der Kirche von Brienz 1380 Ehepaare. Darunter waren 530 Gatten und nur 487 Gattinnen mit Heimatort Brienz. 40 bis 50 Frauen werden sich auswärts verheiratet haben, weshalb sie in den Kirchenbüchern von Brienz nicht mehr erscheinen. Die Eherödel zeigen übrigens, dass schon damals auch gerne auswärts geheiratet wurde. In solchen Fällen gab man sich das Jawort beson-

ders gerne in den Kirchen von Ringgenberg, Meiringen, Leissigen und Gsteig bei Interlaken. Für die Partnersuche reichte in den weitaus meisten Fällen ein Tagesmarsch. Über die Hälfte der Briener Männer und Frauen suchten sich ihren Gatten oder ihre Gattin in Brienz selbst. Etwa ein Viertel der Heiratsfähigen fand seinen Ehepartner in Oberried, Ebligen, Schwanden, Hofstetten oder Brienzwiler und ein Sechstel im weiteren Raum des Engeren Oberlandes. Nur 4% der Briener/-innen wagten sich, diesen Kreis zu überschreiten.

Über den Brienergrat hinüber ins katholische Flühli LU hat sich offiziell niemand getraut, denn «römisch-catholische Weiber zu heurathen» war «verbotten». Wer es trotzdem tat, der hatte das «Vaterland verwürckt» und sein Hab und Gut wurde konfisziert.⁹ Doch, dass es auch im angrenzenden Entlebuch alte Oberländer-Familiennamen wie Flück, Studer und Balmer gibt, mag andeuten, dass es solche Überschreitungen auch gab.

Hochzeitsalter der Brautleute in der Kirchgemeinde Brienz (1674–1729)

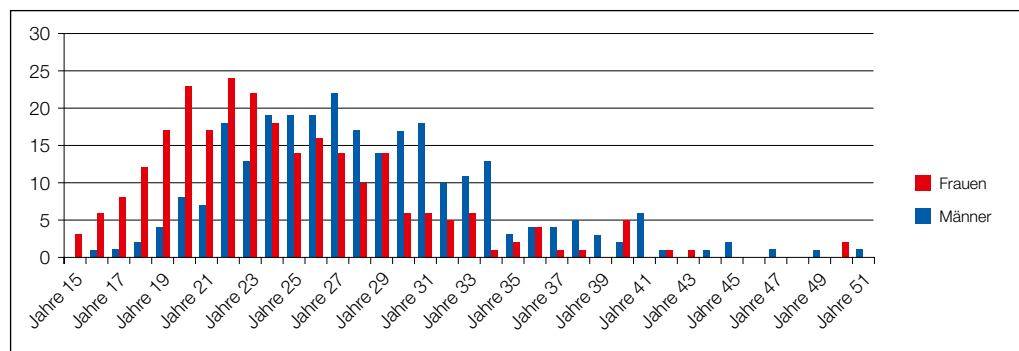


Abb. 9: Das Hochzeitsalter der Brautleute der Kirchgemeinde Brienz (1674 –1729). Damit die Statistik aussagekräftiger wird, wurden hierzu die grösseren Zahlen der ganzen Kirchgemeinde aus der Zeit von 1674 bis 1729 verwendet. In jener Zeit heirateten 270 Ehemänner und 263 Ehefrauen, von denen auch das Taufdatum bekannt ist, zum ersten Mal. Von diesen heirateten 36 Männer und 17 Frauen ein zweites Mal und 3 Männer gar dreimal. Damals gab es noch kaum Scheidungen. Der Grund für mehrfaches Heiraten wird also der Tod der Gattin bzw. des Gatten gewesen sein.

Das Hochzeitsalter

Wie aus Abb. 9 ersichtlich ist, heirateten vereinzelte Frauen bereits mit 15 Jahren. Der erste Viertel der Frauen war mit 20, die Hälfte mit 23 und drei Viertel mit 27 Jahren verheiratet.

Die Männer waren, wie heute, bei der Hochzeit etwas älter. Der erste Viertel war mit 24, die Hälfte mit 25 und drei Viertel mit 32 Jahren verheiratet. Wer 42 Jahre und älter war, heiratete in Brienz nur noch in Ausnahmefällen. Etwa jeder siebente Mann und anscheinend nur jede fünfzehnte Frau heiratete zwei und einige wenige gar dreimal. Dass mehr Männer als Frauen bei ihrer zweiten Ehe einen unverheirateten Partner heirateten mag zutreffen, ist aber nicht eindeutig gesichert. Sicher ist jedoch, dass sie nur in verheiratetem Zustand miteinander leben durften. Und wenn in einer kinderreichen Familie ein Elternteil starb, musste die Lücke sicher sofort ausgefüllt werden, was oft noch im Todesjahr des verstorbenen ersten Ehepartners geschah.

Der Nachwuchs

In der Kirchgemeinde Brienz hatte ein guter Hausvater jeweils schon lange vor der Geburt eines Kindes ein «Lage! guten Weines» ins Haus zu schaffen. Kaum war die Kindbeterin genesen, gab es einen Kindbettschmaus und für die genesene Mutter häufige Weinsuppen, welche ihr Kraft und Leben spenden sollten. Das Kind wurde wenn möglich schon am nächsten Tag und nüchtern getauft, denn so sollte es fromm, geschickt und mit besonderen Tugenden geziert werden.¹⁰

Von 1674 bis Ende 1780 wurden in der Kirchgemeinde Brienz 4860 Kinder getauft. Im Dorf Brienz wurden in dieser Zeit 2080 Kinder geboren. Von diesen waren 987 Knaben und 975 Mädchen in Brienz heimatberechtigt; die übrigen 118 Täuflinge oder knapp 6% waren somit Kinder von *Hintersassen* (nicht heimatberechtigte Einwohner von Brienz). Die Überzahl der Knaben, die im Dorf Brienz sehr klein war, glich sich wohl schon mit ihrer erhöhten Säuglingssterblichkeit aus.

Der Misserfolg der strengen Vorschriften jener Zeit zeigt sich an der Anzahl der unehelichen und der vor der Hochzeit gezeugten Kinder. In der erwähnten Zeit gab es in der Kirchgemeinde zwar nur 62 und in Brienz bloss 11 uneheliche Kinder; doch ungefähr 25% der Frauen waren bei der Hochzeit mindestens seit einem Monat schwanger.

8) Burgerbibliothek Bern: GA OGG – Mss. Oek. Ges. 4° 10/10 / Bericht von: Joh. Rud. Nöthiger (1739–1826), Pfarrer in Ringgenberg von 1770–1783.

9) Chorgerichtssatzungen 1743, S. 25

10) Burgerbibliothek Bern: GA OGG – Oekonomische Gesellschaft. 4° 10/10.

Unter den erwähnten 4860 Täuflingen konnten 118 bzw. 2,4 % Zwillinge festgestellt werden. 54 waren von Brienz, worunter 34 *Fischer*, *Michel*, *Schild*, *Flück* oder *Müller* hiessen.

Die Grösse der Familien

In der Zeit von 1674–1729 gebar jede Brienznerfrau im Durchschnitt 3,6 Kinder. 14 % der Mütter blieben kinderlos. Damit liegt dieser Anteil etwa gleich hoch wie von 1690 bis 1749 in der Stadt Luzern.¹¹ Rekordhalterin war mit 13 Kindern «*Cathry Schilt*», geboren vor 1664.

Am 20.1.1682 heiratete sie *Hans Fischer* von Brienz und brachte von Februar 1682 bis April 1704 fünf Knaben und acht Mädchen zur Welt. Drei Mal liessen sie unter anderen eine Cathryna und zweimal eine Anna taufen. Nur die jüngere Anna überlebte. Die anderen vier und ein Bruder Namens Ulrich müssen während der «*Kleinen Eiszeit*» verstorben sein. Am 8.4.1721 registrierte der Pfarrer die Bestattung von «*Hans Fischers Weib*, des Schmidts zu Tracht». Am 2.11.1731 verrät der Totenrodel von Brienz, «*Hans Fischer von Brienz, by 76 Jahr*» sei bestattet worden. Dieses Ehepaar hatte in Brienz nachweisbar 9 Grosssöhne und 7 Grosstöchter. Wie viele Nachkommen von diesem Ehepaar leben heute wohl noch in Brienz?

Die Sterblichkeit

Die Abb. 11 macht glauben, es seien im Ganzen mehr Männer als Frauen verstorben, was aber hauptsächlich auf die ungleich genaue Dokumentation der beiden Geschlechter zurückzuführen ist. Besonders fällt die grosse Sterblich-

Mütter und ihre Kinder

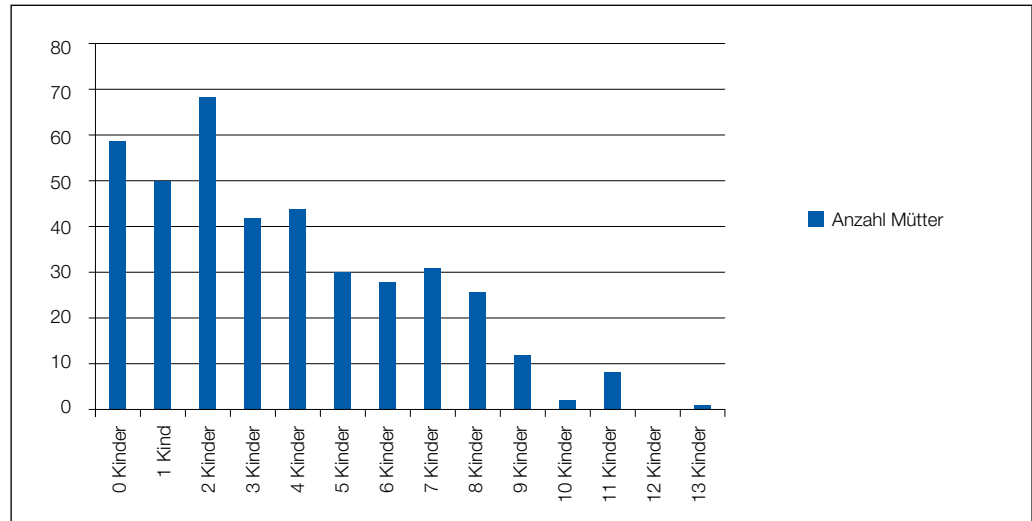


Abb. 10: Die Angaben dieser Abbildung beruhen auf 405 Ehefrauen, die von 1674 bis 1729 zum ersten Mal heirateten und von denen das Sterbedatum bekannt ist. Sie gebären insgesamt 1462 Kinder. 59 Mütter dieser Zeit blieben kinderlos.

Anzahl Verstorbene und Lebensalter

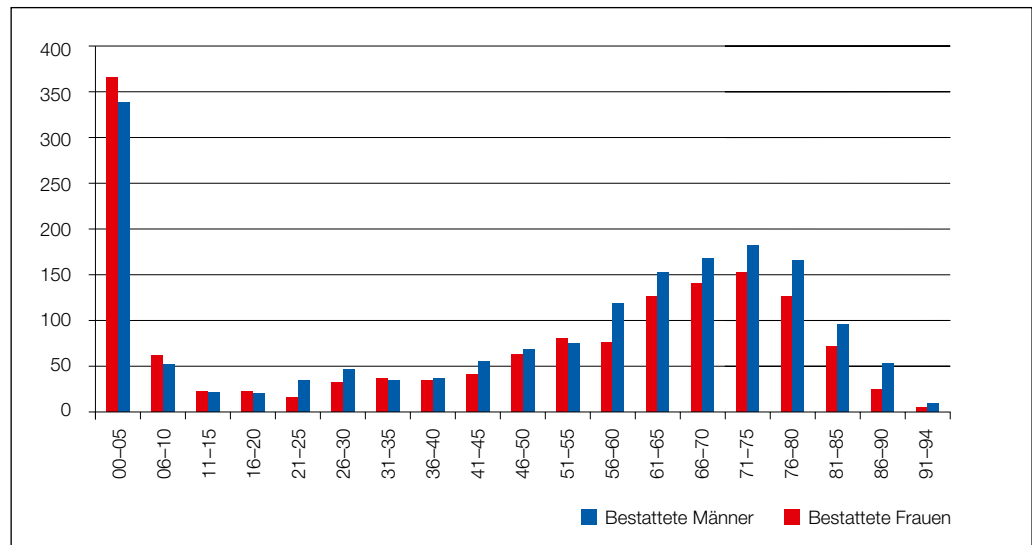


Abb. 11: Die Abbildung bezieht sich auf 1766 Männer und 1548 Frauen der Kirchgemeinde Brienz, deren Taufdatum vor Ende 1780 nachweisbar ist und die in der Zeit von 1674 bis 1875 auf dem Friedhof von Brienz bestattet wurden. Die höhere Zahl an verstorbenen Männern entstand vor allem, weil die Männer jener Zeit besser dokumentiert sind als die Frauen.

11) Urspeter Schelbert, Bevölkerungsgeschichte der Pfarreien Freienbach und Wollerau im 18. Jahrhundert, Chronos Verlag, Zürich 1989, Seite 147

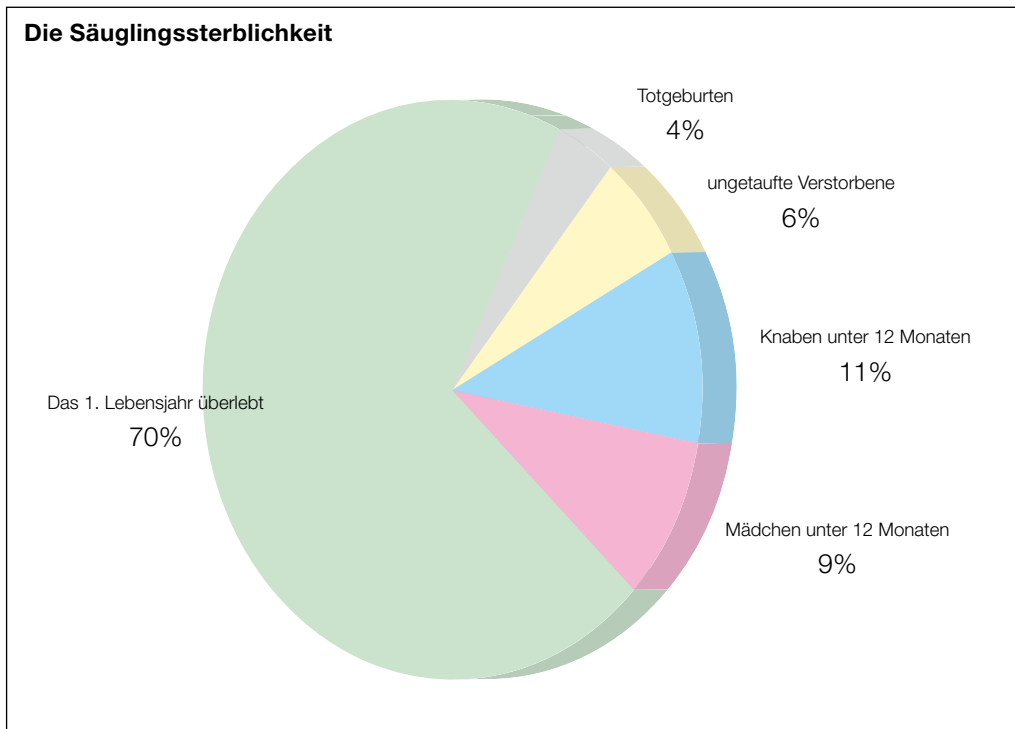


Abb. 12: Die Säuglingssterblichkeit der Jahre 1675–95 und 1720–28.

keit der Kleinkinder auf (vgl. Abb. 11 und 12).

Von 1675–95 und von 1720–28 erlebte jedes zehnte Kind seine Taufe nicht und weitere 21 % verstarben im ersten Lebensjahr. Über die ganze untersuchte Zeit erlebte mindestens jedes vierte Kind nachgewiesenermassen das zehnte Altersjahr nicht und obwohl damals immerhin jede 150ste Person über 90 Jahre alt wurde, betrug die Lebenserwartung eines Säuglings im Durchschnitt nur 45 Jahre.

Wer jedoch das zehnte Lebensjahr erreichte, durfte mit 30 weiteren relativ gesunden Jahren und einer durchschnittlichen Lebenserwartung von 60 Jahren rechnen. Nach dem 40sten Lebensjahr begann die Todesrate für die nächs-

ten 35 Jahre kontinuierlich anzusteigen, worauf sie in den nächsten Jahren wesentlich steiler abfiel. Es fällt zudem auf, dass ab ungefähr dem 55sten Lebensalter die Frauen eine bessere Lebenserwartung als die Männer hatten, was auch heute so ist (vgl. Abb. 11).

Als Todesursache werden oft aufgeführt: Wassersucht (abnorme Ansammlung von Körperflüssigkeit), Totgeburt, Stich (stechender Schmerz im Körper), Schlagfluss (Schlaganfall), Rote Ruhr (blutiger Durchfall), Kindbetttod, Altersschwäche, Auszehrung sowie Unfälle beim Bergheuen, Ziegen hüten, Kirschen pflücken, durch Steinschlag, Lawinen usw.

Hinweis auf die Verzeichnisse (ab Seite 369):

Erklärungswürdige Begriffe und alle erwähnten Personen sind im Anhang aufgeführt und werden im Buchtext mit Schrägdruck hervorgehoben. Masse und Gewichte sowie Sachbegriffe sind in weiteren Verzeichnissen einsehbar. Im Buch erwähnte Orte, insbesondere die Brienzer Flurnamen, lassen sich dank zwei beigefügten Karten lokalisieren.

Familiennamen von Brienz vor 1780

Peter Wälti

Die Schreibweise der Namen in alter Zeit

Die Schreibweise der Vor- und Nachnamen blieb bis ins 19. Jahrhundert dem Gutdünken und sprachlichen Einfühlungsvermögen der einzelnen Schreiber überlassen. Da wurde im November 1682 eine Catharina *Zum Stein* von Schwanden getauft. Als 1719 *Peter Schilt* von Schwanden seine «Catrina» heiratete, nannte sie ein nächster Pfarrer nicht mehr «Zum Stein», sondern «*Steiner*». Sie starb 1749 als «*Catharina Steiner* von Schwanden, eine Ehefrau von 67 Jahren.» Der Familienname *Thomann* wurde auf mindestens sechs verschiedene Arten geschrieben: Doman, Dommen, Domman, Thoman, Thomen und schliesslich Thomann. Bis Ende 1769 findet man zum Beispiel auch oft anstatt *Flück* den Namen «Flick» und noch in den 70er Jahren des 19. Jahrhundert wurde die Familie *Mäder* von Schwanden gemäss dem Sprachverständnis der Brienzler in den Kirchenbüchern als «Meder» registriert. Das Schriftbild der Familiennamen in der Schweiz wurde erst 1876 mit dem Übergang von der kirchlichen zur zivilen Registerführung vereinheitlicht. So wie die Familiennamen damals in den Kirchenbüchern standen, wurden sie in der Regel auch in die Zivilstandsbücher übernommen.

Hauszeichen als Erkennungsmerkmal

Der um 1303 in Brienz wohnende «Jacob genannt von der Enge» (wahrscheinlich heutige Engi) konnte sicher weder lesen noch schreiben. Dennoch wird er das Bedürfnis verspürt haben, sich mit einem persönlichen Zeichen von seinen Nachbarn zu unterscheiden.

Um damit ihren Besitz zu kennzeichnen, werden noch im 19. Jahrhundert viele Brienzler mit einem Messer oder einer Axt ihr *Hauszeichen*, auch Holzer-Zeichen genannt, in ihre hölzernen Geräte oder ihre gefällten Baumstämme einge-kerbt haben. Damit besaßen diese Zeichen grundsätzlich die gleiche Eigenschaft wie ursprünglich die Familienwappen, die Brandzeichen beim Vieh oder heute die Logos.

Die Entwicklung der Familiennamen

Zuerst trug nur der Adel einen meist aus der Herkunft oder dem Sitz abgeleiteten Namen, der schliesslich zum Familiennamen wurde. Das gewöhnliche Volk begnügte sich mit einem Vornamen wie Kuno, Heinrich, Wernher, Ulrich, Adelheid, Verena usw. Die Bauern und Handwerker des deutschen Sprachraums begannen sich im 12. Jahrhundert in den Städten und in den ländlichen Gebieten, wo der Unterscheidungszwang noch nicht so gross war, ab dem 13. und 14. Jahrhundert gegenseitig einen zusätzlichen Namen zu geben; dies vor allem, wenn sie z.B. in einer Urkunde eindeutig bezeichnet werden mussten.

Die damals auch zur genaueren Bezeichnung und Unterscheidung der vielen Männer gleichen Vornamens zugeteilten zusätzlichen Namen, wie z.B. «*Cuno von Brienz*» und nach seinem Umzug «*Cuno von Ringgenberg*» (ca. 1200–1240) oder «*Walther genannt in der Swende*» (1303), bezogen sich meist auf die Herkunft oder Wohnstätte (*Abplanalp, Frutiger, Hohlenweger, Kienholz*), aber oft auch auf den

Beruf (*Fischer, Fuchser, Kuster*), einen Übernahmen (*Grossmann, Wyss*) oder auf den Rufnamen (*Thomann, Thöni*) seines ersten Trägers. Weil uns die Entstehungsgeschichte der Namen und oft auch deren ursprünglicher Sinn in vielen Fällen verborgen bleibt, können diese manchmal weder eindeutig bestimmt noch einer Namensgruppe zugewiesen werden. So können zum Beispiel die *Gusset* (in Brienz als *Guset, Gousset, Gouhset* und *Gusset* eingetragen) mit dem französischen Wort «*gousset*» (kleiner Geldbeutel, Winkelblech) oder mit einem der in Frankreich vorkommenden Ortschaften Namens *Gousset* in Verbindung gebracht werden. Mit gleichlautenden und den Brienzler Pfarrherren möglicherweise unbekannteren Schreibweisen wie «*Cousset*» (Ortschaft im Kanton Freiburg) und «*Cousette*» (Nähmädchen) ergeben sich weitere Deutungsmöglichkeiten.

Mindestens bis ins 15. Jahrhundert waren die Familiennamen noch auswechselbar und damit mindestens in manchen Fällen nicht erblich. So erwähnt «*Rudolf, genannt an der Hupplon*» im Holznutzungsstreitfall von 1303 (s. S. 71, 75) seinen Bruder «*Burchard, z'Ustrost* genannt» und dessen Sohn, «*Heinrich, genannt Zenger*». Im Laufe der Zeit, vor allem aber mit der Einführung der Taufregister im 16. Jahrhundert, begannen sich die vorerst im Sinn von Übernahmen verwendeten Familiennamen jedoch zu festigen und wurden erblich. Die Frauen behielten ihren Mädchennamen noch bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts.



Haus- und Holzzeichen aus unserer Gegend am Haus der Familie Gerny-von Bergen, Oberdorfstrasse 77.



Tafeln im Hotel Kreuz mit Familien- und Zunamen.

Übernamen (Zunamen)

Mit der Zunahme der Bevölkerung, der wegen der einst ausgeprägten Sesshaftigkeit sich kaum verändernden Anzahl der Familiennamen und der kleinen Auswahl an Vornamen – ungefähr jede fünfte zwischen 1664 und 1695 verheiratete Person von Brienz hiess Hans, Peter, Elsbeth oder Margreth – stieg das Bedürfnis, vor allem Leute mit gleichem Vor- und Familiennamen mit einem weiteren Namen, einem Zunamen zu versehen. Diese entstanden grundsätzlich nach dem gleichen Muster wie die Familiennamen, nur dass sie sich im Laufe der Zeit nicht mehr zu offiziellen Namen entwickeln konnten: Gumms (Ortsbezeichnung), Trummlers (Beschäftigung), ds Guldigen (Übersetzung), Rägig (Rufname wohl Regula) usw.

Der Brienzler Dichter *Albert Streich* beschreibt dieses Thema in seinem Buch «Fehnn» unter anderem wie folgt: «E Flick Hans? – E setteger siin hie vil umha! ... E Flick Hans wohnd im Treichgässli, aber där heisst Schopfer Hans; en

andra Flick Hans wohnd in der Chirsimatten, und där heisst Oorgeller; den ischt no ds Bitzer Hänsli im Pifing und ds Rägi Heusi im Seegässli und ds Poorter Hänsli in der Alpgassen und Chletses Hansli im Ggofri, Hoornigchriesers Hänsel im Trachtli und ds Iellis Johann im Steingegli. Das siin alls zäme Flick Hansega ...» Und das alte Chilchbiel Zijelli verweigerte gemäss Albert Streich gar die Annahme eines an *Luzia Egger* gerichteten Briefes mit dem Bescheid an den Briefträger: «I bi ds Chilchbielzijelli und niemmen anders.»

Zunamen tragen in Brienz auch noch immer eine Menge Leute; vor allem Angehörige alter Bürgergeschlechter, die im Dorf noch in stattlicher Anzahl vertreten sind. Manchmal kommen auch neue hinzu. Da braucht jemand nur etwas vom Schema des Normalbürgers abzuweichen, durch irgendeine besondere Eigenart oder Tätigkeit aufzufallen, und schon kriegt er von einem witzigen, mit scharfer Zunge begabten Dorfgenossen einen treffenden Zunamen

verpasst, der sich oft in kurzer Zeit allgemein durchsetzt.

Brienzler aus dem Mittelalter (1146–1303)

Als erster aus dem Dunkel der Vergangenheit auftauchender Brienzler kann *Egelolf von Opeilingen* bezeichnet werden, der am 24.9.1146 seinem Bruder *Diethelm* Eigengüter in Brienz und Raron übergab (s. S. 73). 73 Jahre später, am 3. März 1219, bezeugte Bischof *Konrad von Constanz*, dass «Cuno der freie von Briens» (später Cuno von Ringgenberg) mit seinem Bruder *Rudolf von Raron* zu Visp auf dem Kirchhof dem Abt *Heinrich von Engelberg* den *Kirchensatz* von Brienz geschenkt und dies hernach in der Kirche zu Brienz, in Anwesenheit fast aller Kirchgenossen bestätigt habe (s. S. 74).

In einer Kundschaftsaufnahme (Zeugeneinvernahme) vom 14.4.1303 versuchte der Vogt *Johannes von Ringgenberg* erfolglos mit ungefähr zwanzig Gefährten gegenüber dem Kloster von Interlaken mit Hilfe von vierzig Zeugen zu be-

weisen, dass sie rechtmässig im Wald zwischen Iseltwald und Bönigen Holz geschlagen hatten. Unter Letzteren wurden damals mindestens die folgenden zehn «freien Bauern von Briens» befragt (s. S. 75):

- Arnold genannt vom Altweg (heute nicht vorhanden) von Briens
- Uolrich genannt obinan (oben) im Dorf von Briens
- Uolrich genannt Kerli (Kehrl) von Briens
- Hainrich genannt Sterki (Sterchi?) von Briens
- Hainrich genannt Unkande (?) von Briens
- H. genannt an dem Weg (?) von Briens
- Jacob genannt von der Enge (von der Engi)
- Friederich genannt ussirm Kienholts (aus dem Kienholz, östlicher Dorfteil)
- Johannes genannt Kienholts
- H. genannt Rot vom Kienholts

Ausgestorbene und alte Geschlechter

Neue Familiennamen kamen, alte verschwanden und nur wenige überlebten die Jahrhunderte. Zu den wichtigsten Familiennamen, die nach der Einführung der *Bettelordnung* von 1676 bis 1695 von Pfarrer Samuel Babst als Brienser aufgeführt wurden, aber später in Brienz erloschen sind, zählen die *Bundt / Pundt, Courbe, Frutiger, Fuchser, Heger, Hohlenweger* und *Marmet*.

Ein aussagekräftiger Beleg für Brienser Namen liefern Dokumente aus der Zeit des grossen *Bauernkriegs* (1653), als sich die Bauern im Entlebuch und im Bernbiet aufgrund wirtschaftlicher Benachteiligung gegenüber den Städten zur Wehr setzten. Damals haben sich einige Brienser als Verbündete der Emmentaler Bauern hervorgetan, wofür sie nach dem verlorenen Aufstand zur Rechenschaft gezogen und

vereinzelt hart bestraft wurden. So war «Geörg Vogt aus der Kirchgemeinde Biglen, ein Angenommener zu Brienz» (in Brienz «adoptiert»?) angeklagt, weil er ein «ebenso arger aufwiggler als vorgemellter *Hannss Risser* (der von Oberried stammende Anführer der Brienser) sye». Er hat aber trotz angedrohter Marter «nüt bekennen wollen», als dass er gezwungen worden sei, als Ausgeschossener an der Landsgemeinde von Huttwil und Thun teilzunehmen. Er hatte dafür eine Geldstrafe und die Gerichtskosten zu tragen und dem Bund der Bauern abzuschwören. *Peter Pundt* von Brienz hat unter anderem zugegeben, dass er den in obrigkeitlichem Botendienst Berns mit Luzern gewesenen Meister *Hanns Jost, Sutters* des Bruchschneiders zu Interlaken, mit einem Seil, «welches *Fridli Wyss* darzuo geben» gefesselt und angebunden habe. «*Heini Stäli*, der Trommenschlager» (Trommler), habe nachher die «obrigkeitlichen hilfsversprechungsschryben von Zürich, Lucern undt St. Gallen geöffnet undt selbige hernach durch *Hanss Hess* zu Brienz dem *Niclaus Löwenberger* (Anführer der Berner Untertanen im Schweizer Bauernkrieg von 1653) zuobracht». Als Strafe wurde Peter Pundt «einmal lär und einmal mit dem kleinsten stein aufzogen» und «auf eine gute censur ehr- und wehrlos» erkannt. *Hans Jacob Hess* zu Brienz riss jedoch aus, worauf sein Hausrat konfisziert wurde.¹

– Trotz Sieg traute Bern den Männern am oberen Briensersee nicht und liess sie Anfang Juni innerhalb dreier Tage durch die Diener des Landvogtes von Interlaken entwaffnen. Von insgesamt 293 namentlich erwähnten wehrfähigen Männern wurden 300 Waffen abgeliefert. Ein Schiffer führte alle Kriegsgeräte samt «Bandalieren, Blei, Pulver und Feuertheil» den See hinunter nach Interlaken, wo deren ehemalige Besitzer und die übergebenen Waffen notiert

und letztere sogleich weiter nach Bern spediert wurden. Allerdings fehlten bei einer Fuhr 13 Spiesse und bei der letzten auch 18 Hellebarden «theils die namen, theils die huszeichen deren, so sie geben hand».² Das Banner von Brienz wurde anscheinend «nach Thun geliffet». Als Abschluss der Entwaffnung liess Bern «von Haus zu Haus eine Visitation thun». Was sich für «überwehr (Waffen) annoch finden» lassen würde, sollten sie dem «herr Commandanten als in guten trüwen zuschicken».³

Brienser Bürgerfamilien und ihre Spuren in der Vergangenheit

Abplanalp

Der Name *Abplanalp* sagt aus, dass seine ersten Träger einst auf der Planalp lebten. Nach der Herkunftssage habe dort vor alter Zeit eine mächtige Lawine die ganzjährig bewohnten Häuser in der Husstatt samt ihren Bewohnern über die Mülibachflue hinunter in den Briensersee gefegt.⁴ Ein schlafendes Knäblein soll als einziger Mensch in einer aus dem See gefischten, aus einem Baumstamm gefertigten Wiege überlebt und damit den Namen *Abplanalp* erhalten haben. 1528: Wegen des verlorenen Aufstandes gegen die Einführung der *Reformation* hatten sich auch «Heyni und Uly Ab Planalp» vor dem Strafgericht auf der Höhenmatte in Interlaken einzufinden (s. S. 89). 1559–1583: In dieser Zeit sind in den Taufbüchern von Brienz Kinder von acht Familien dieses Namens nachweisbar, wohnhaft in Brienzwiler (3), Hof-

1) StAB: BIX475

2) Gemischte Gemeinde Oberried. 2003. 700 Jahre Oberried. S. S. 31 ff.

3) StAB: BII347

4) Streich, 1978, Brienser Sagen, S. 46



Planalpfluh mit Mühlbachfall.

stetten (2) und Ebligen (1). Zwei weitere Familien können keinem Wohnort zugewiesen werden. 1664–1780: Die heute in Brienz heimatberechtigten Abplanalp erscheinen dort erst mit dem Wiedereinsetzen der Kirchenbücher von 1664. Um diese Zeit tritt damals die Familie des «Peter ab Planalp und der Elsi Schilt» auf. Ihre sechs bekannten im Taufrodel aufgeführten Kinder wurden noch in Ebligen geboren. Zwei ihrer Söhne, Peter und Bendicht, zogen nach Brienz, wo sie je eine «Elsi Schilt» heirateten und damit das Geschlecht der Abplanalp von Brienz gründeten.

Eggler / Ab Egglon

Der Name der Eggler weist darauf hin, dass erste Träger dieses Geschlechts wohl an einem Ort namens «Egglon» (Geländeform) wohnten. Diese Ortsbezeichnungen erscheinen im Oberland nur in Sigriswil und Oberried. An letzterem Ort lebte bereits 1429 der Holzflösser «Cuntz ab Egglon». 1559–1583: In dieser Zeit sind in den Taufbüchern von Brienz Kinder von drei Familien Namens «Ab Egglon» nachweisbar, wohnhaft in Brienz (1), Hofstetten (1) und Oberried (1). Im entsprechenden Eherodel findet sich am 27.1.1583 die Hochzeit des «Melcher ab Egglon und der Anna Zur Fluo» während «Hans Ab Egglon und Salome Schilt» bereits am 18.10.1579 Hochzeit hielten. Einträge des Namens «Eggler» finden sich keine.

1583–1597: Pfarrer *Johannes Liecht*, der im Januar 1584 die Pfarrstelle von Brienz übernahm, entschied sich für den Namenszug «Eggler». Entsprechend taufte er nun dem «Melcher Eggler und der Anni Zur Flue» von Oberried neun und dem «„Hans Eggler und der Salome Schilt» von Brienz fünf Kinder auf den neuen Familiennamen «Eggler». Hans sowie ein dritter Eggler namens Peter, der im Juli 1567 ebenfalls noch als «Ab Egglon» getauft wurde, müssten die Stammväter aller heutigen Eggler mit Heimatort Brienz sein. 1653: Als die «*gnädigen Herren* von Bern» am Ende des *Bauernkrieges* von 1653 die Männer der Kirchgemeinde Brienz entwaffnen liessen, waren Egglers gut vertreten. Peter Eggler musste seinen Harnisch hergeben. Vier weitere Namensvetter hatten ihre Spiesse abzuliefern, und Hans Eggler, Christens Sohn, wurde gefangen und nach Bern geführt, wo sein Schicksal möglicherweise im Staatsarchiv des Kantons Bern in den Akten zum Bauernkrieg von 1653 aufgeführt ist.

Zuname: Im Oktober 1772 hielten Bendicht Eggler und Anna Aemmer in der Kirche von Gsteig b.l. Hochzeit, womit Anna wohl den Ursprung des Übernamens «Ämmers» lieferte.

Besonderes: Egglers erscheinen in den Kirchenbüchern als Chorrichter, *Obmann*, Schneider und Seckelmeister (Finanzverwalter). Ein weiterer Namensvetter diente dem Pfarrer in der Kirche als Vorsinger der Psalmen.

Fischer

1429: Damals lebte in Unterseen ein «Cuenrat Vischer», der 60 Jahre vorher mit Erlaubnis des Vogts von Ringgenberg, aber gegen den Willen der Brienzler, im Wychel bei Oberried Holz gefällt hatte. 1528: In jenem Jahr lehnte sich ein «Uly Vischer» zusammen mit anderen Leuten aus dem Hasli und von Brienz mit «Gewalt und gewaffneter hand» gegen die Einführung der *Reformation* auf, was er beim Strafgericht auf der Höhenmatte in Interlaken zu büssen hatte. So sollten die «böswilligen, meineydigen, ungehorsamen und ufrüerigen ... ir läben lang niemand's weder nutz noch schad, wäder zu gricht, recht, noch gemeinden gebrucht, noch zu keinen eeren nutz syn»

1559–1583: In dieser Zeit sind, in den Kirchenbüchern von Brienz nachweisbar, Kinder von neun Familien dieses Namens getauft worden, wohnhaft in Brienz (4), Brienzwiler (1) und Oberried (1). Drei weitere Familien können keinem Wohnort zugewiesen werden. Unter den 1653 entwaffneten Bauernkriegern der Kirchgemeinde befanden sich mindestens zwölf dieses Namens. «Ulli Fischer» von Brienzwiler, der unter anderem den Bundesbrief von Sumiswald abgeschrieben hatte und im Oberhasli verteilen liess, wurde als ehr- und wehrlos verurteilt, ge-

büsst und des Landes verwiesen. 1664–1780. Bis Ende 1699 erscheinen in den Kirchenbüchern die Fischer-Familien der Kirchgemeinde in Brienz (11), Brienzwiler (4) und in Oberried (5). Viele heute lebende Briener/-innen werden vom Ehepaar «Hanns Fischer und Cathry Schilt» abstammen. «Hanns» und «Cathry» heirateten im Januar 1681. Fünf Wochen danach gebar «Cathry» ihr erstes und 18 Jahre später ihr elftes Kind. Im April 1721 starb sie als «Hans Fischers Weib, des Schmieds zu Tracht».

Besonderes: Fischers von Brienz engagierten sich in der Kirche als Sigrüst, Organist oder als Chorrichter. Andere waren Schafhirt, Wurzelhändler, Schulmeister, Müller, Schmied zu Tracht und Wirt, wovon einer gleichzeitig Bärenwirt und Leutnant war.

Flück

1559–1599: In dieser Zeit sind im Dorf Brienz 19 Kinder von vier Familien dieses Namens nachweisbar. Von «Caspar Flück», dem ersten dieses Namens, sind die Kinder «Jacob» *1562, «Heini» *1565, ein Mädchen unbekanntes Namens *1568 und «Madlena» *1571 bekannt. «Jacob» und «Heini» heirateten 1582 und 1588 eine «Margreth Zimmermann» und eine «Madlena Stüpfer». «Ulli», der von 1580 bis 1597 als Ehemann einer «Elsbeth Zimmermann» in der Gemeinde Brienz erscheint, dürfte ebenfalls zu dieser Familie gehört haben. 1664–1780: Bis 1699 hausten in Schwanden zwei und in Brienz vierzehn Flück-Familien mit Kindern, drei davon an der Alpgasse, wo einige noch heute wohnen. Jene mit Heimatort Hofstetten und Oberried erscheinen erst im 18. Jahrhundert.

Besonderes: Vom Schneider über den wohlhabenden Bauern Heinrich Flück an der Alp-

gasse bis zu Peter Flück, dem «Capitain Lieutenant und Richter» fehlt bei Flücks von Brienz beinahe keine der damals in den Kirchenbüchern von Brienz erwähnten Berufs- oder Amtsgattungen. Um die einzelnen Flück besser voneinander unterscheiden zu können, entstanden für ihr Geschlecht mindestens 16 Übernamen. So müssten «Rägis» Nachkommen der einzigen in Brienz aktenkundigen Regula Stähli sein, die im Mai 1721 einen «Caspar Flück» heiratete, während «Orgellers» sich auf den seit März 1776 mit Magdalena Grossmann verheirateten Schulmeister und Organisten Caspar Flück zurückführen lassen.



Orgeller Keibel (Jakob Flück-Schild, 1902–1984)

Fuchs

Nach einem Totschlag an «Hans Fuchser selig» durch «Bürkli Abbühl» bestätigte das Gericht «ze Brienz am kilchbül» am 7.5.1492 einen Schiedsspruch und Friedensschluss zwischen den Familien Fuchser und Bürkli⁵. Von 1566–1599 erscheinen in der Kirchgemeinde drei Familienväter Namens Fuchser mit achtzehn Kindern, worunter eines auf den Namen Fuchs getauft wurde. Der letzte Täufling Namens Fuchser wurde im Dezember 1688 geboren. Gleichzeitig lebten damals vier Familien Namens Fuchs mit 16 Kindern. Obwohl die beiden Geschlechter ziemlich konsequent auseinandergelassen wurden, ist es dennoch möglich, dass sich der Name Fuchs aus dem Namen Fuchser entwickelt hat. 1664–1699: Damals finden sich in der Kirchgemeinde Brienz sechs Fuchs-Familienväter worunter je ein Peter von Schwanden und Brienz. Letzterer und seine Gattin Margret Kehrl liessen von 1665 bis 1683 sieben Kinder taufen, womit sie tatkräftig für das Überleben der Fuchs mit Heimatort Brienz sorgten. «Peter Fuchss, gewesener Statthalter (Stellvertreter des Landvogtes von Interlaken in Brienz)», verstarb im September 1696, während ihm seine Frau, «Margreth Kehrl, Statthalter Fuchsen selig Witib (Witwe)», erst im November 1726 im Alter von 86 Jahren nachfolgte.

Besonderes: Zwei weitere Vertreter dieses Namens von Brienz wurden Chorrichter. Auf die Anklagebank des *Chorgerichts* brachte es von ihnen nur der Knabe Peter Fuchs, der zusammen mit Hans Linder im April 1753 beschuldigt wurde, im Wirtshaus zum Bären einen nächtlichen Unfug begangen zu haben.

5) StAB: Fach Interlaken 7.5.1492

Grossmann

1582–1600: Im Januar 1582 gab «Peter Grossman zu Ried (Oberried)», der erste in Brienz aktenkundige Familienvater dieses Namens, seiner Braut «Barbli Domman» in der Kirche von Brienz das Jawort. Dort liessen die beiden bis 1600 zehn Kinder taufen. 1679–1821: Alle heutigen Grossmann mit Heimatort Brienz sollten von «Hans Frantz Grossman» (1679–1743) abstammen. Hans Franz war der einzige Sohn des Heinrich Grossmann, *Statthalter* in Brienz, und der Elsbeth Wilhelm, Heinrichs zweiter Ehefrau. «Hans Frantz Grossman, loblich gewesener Statthalter, seines Alter 64 Jahr», starb im Oktober 1743, während die Witwe, Magdalena Zobrist, ihm im Januar 1771 im Alter von 93 Jahren nachfolgte.

Von seinen beiden Söhnen, Heinrich (1701–1780) und Hans (1703–1741), wurde ersterer erneut Statthalter. Von ihm ist aus dem Jahr 1756 überliefert, dass es ihm «nicht, wie vielen anderen Unterbeamten an Fähigkeit, wohl aber an gutem Willen und Gehorsam gegen seine hohe Obrigkeit fehlet⁶». Er handhabte die Verordnungen der Regierung nach Gutdünken und benehme sich «wie ein gänzlich independenter Freyherr». Hans Franz (1761–1821), ein Grosssohn dieses Heinrichs, heiratete im Oktober 1785 Susanna Schilt, geborene Mühlmann von Bönigen. Doch ihn begeisterte vor allem das Kriegshandwerk. Im Januar 1797 wird er im Chorgerichtsmanual von Brienz als Aide-Major (Gehilfe des Majors) und im November 1806 als Hauptmann erwähnt. Im Februar 1821 verstarb er in Brienz als Witwer der Susanna Mühlmann und «gewesener Hauptmann in Frankreich».

Gusset

«Michel Gusset» war der erste seines Namens in Brienz. 1653: «Michel» erscheint erstmals auf der Liste der am Ende des *Bauernkrieges* entwaffneten Kirchgenossen von Brienz. Von ihm oder einem seiner Nachkommen wird ihr Familienname auch auf das Grundstück Gusssetsboden auf der Axalp aus einem leider wohl unbekanntem Grund übergegangen sein. 1664–1703: Als «Caspar», «Michels» ältester Sohn, im Juli 1664 erstmals vor das *Chorgericht* zitiert wurde, war «Michel» schon längst verstorben. «Caspar» spielte gerne, und dem «Tabakrücken» war er auch nicht abhold, was aber den Chorrichtern sehr missfiel. Spätestens ab 1697 war er selbst Chorrichter, worauf er von solchen Anklagen Ruhe hatte. «Caspar Gusset» gründete 1669 mit «Madlena Brunner» eine Familie, der drei Mädchen und vier Knaben entsprossen, und verstarb im Februar 1703. Von «Caspars» Geschwistern sind nur Anna und Peter bekannt. Anna starb im März 1701 als Gattin des Hans Schneiter von Brienz und Mutter von sieben Kindern. Peter tritt uns nur in den Chorgerichtsmanualen gegenüber. Wo gespielt wurde, war auch er gerne dabei, weshalb er und etliche Kegelspieler im Juli 1667 vor das Chorgericht von Brienz zitiert wurden. Weil er damals aber noch «zimlich jung» war, kam er mit einer Ermahnung davon. Im Juni 1675 erscheint er dort zum letzten Mal, weil er zusammen mit andern zu Tracht erneut beim Spielen erwischt wurde.

Besonderes: Gusssets nannte man auch «Glegglers», was sie in einen Zusammenhang mit Glocken bringt. Interessanterweise gibt es noch heute in Uetendorf eine «Glockengieserei Gusset AG», die seit ca. 1820 besteht und von einem Abraham Gusset (1779–1844) ge-

gründet wurde. Der erste in den Kirchenbüchern von Thierachern erwähnte Namensvetter war ebenfalls ein «Peter Gusseth», der dort am 18.11.1683 eine «Catharina Fernegger» heiratete.

Huggler

Ihre acht Heimatorte in der Schweiz befinden sich alle zwischen dem oberen Ende des Thunersees und der Grimsel. 1528: Die ersten Vertreter ihres Namens, «Caspar und Hans Huggler», erscheinen erstmals in der Urkunde über das Strafgericht auf der Höhenmatte in Interlaken vom November 1528. 1559–1595: In dieser Zeit sind in den Taufbüchern von Brienz Kinder der drei folgenden Familien eingetragen:

- «Melcker Huggler», dessen Ehefrau und Wohnort unbekannt sind,
- «Caspar Huggler und Barbara Ab Planalp», wohnhaft zu Brienzwiler und
- «Hans Huggler und Madlen Flück», wohnhaft ebenfalls zu Brienzwiler.

1664–1699: In dieser Zeit erscheinen in den Kirchenbüchern von Brienz elf Huggler-Familienväter mit Kindern, wovon neun in Brienzwiler und zwei namens «Melcher Huggler» in Brienz lebten. Ein Melchior, von dem nur sein vielleicht letztes Kind Barbara *1667 nachweisbar ist, war mit einer «Itha Döni» verheiratet. «Melcher Huggler der alt, zu Brienz» wohnhaft, starb 1693. Der andere, gründete 1675 mit «Madlena Schilt» eine Familie, der sechs in Brienz geborene Kinder entsprossen. Er starb 1733 im Alter von 86 Jahren. 1700–1780: «Caspar Huggler und Barbara Buri» gründeten 1705 die nächste als in Brienz wohnhaft nachweisbare Familie dieses Namens. Bis 1718 liessen sie dort vier Kinder taufen. Der Vater, «Caspar Huggler der Nagler (Nagelschmied) zu Brienz, sonst von Wyler»

starb im März 1721. Die Bemerkung «sonst von Wyler (Brienzwiler)» zeigt, dass er ein *Hintersass* (nicht heimatberechtigter Einwohner) von Brienz war und damit immer noch das Bürgerrecht von Brienzwiler besass.

Zwischen 1664 und 1695 sind in Brienz sechs Kinder namens «Caspar Huggler» getauft worden, die alle von Brienzwiler waren und von denen gemäss den Kirchenbüchern von Brienz keines eindeutig als späterer Ehemann der oben erwähnten Barbara Buri nachgewiesen werden kann. Auch beim Taufeintrag deren Urgrossenkels Hans Huggler *1778 steht immer noch, sein mit «Maria Matheyer von Brienz» verheirateter Vater sei «sonst von Wyler», womit diese Huggler-Familie erst nach 1778 das Bürgerrecht von Brienzwiler mit jenem von Brienz ausgewechselt hat.

Kehrli

Der Erste dieses Namens wird schon im Jahr 1303 erwähnt. «Ulrich genannt Kerli, vom Dorf Briens, *freier Bauer*, dem Vogt Johannes von Ringgenberg wegen des Vogtsrechts unterstellt», diente damals als Zeuge des letztern gegen das Kloster Interlaken in einem Streit um Holznutzungsrechte im Wald gegenüber der Burg von Ringgenberg. Als nicht direkt betroffener hatte Ulrich allerdings wenig Konkretes zu berichten und meldete, «dass er sagen gehört hat, dass der Vater des Johannes im Wald, dessen Namen er nicht kenne», Holz geschlagen habe. Der Schreiber rapportierte zudem, «Ulrich Kerli» sei «über 60 Jahre alt, wie er meint». Die Lebensdauer war den damaligen Menschen ziemlich unwichtig. So heisst es beim freien Bauern «Hainrich genannt Sterki vom Dorf Briens», er selbst ist «altersgrau, aber er kennt sein Alter nicht».



Axalp und Brienz von Süden; Kienholz (im Bildzentrum).

1551: Damals haben die «erbaren Heini Schilth, Christenn zum Bach, Hans Khärli und Arbogast Khärli, all bin uns zuo Brientz wohnhafft» als «bergtheiler (Anteilhaber) der allp Blannalp zuo Brientz» betreffend dem «Bodenmad (einstiger Flurname auf der Planalp)» vereinbart, dass «welicher in Buwgüeteren (Güter die gedüngt werden) an Blanalp höuwet oder ämbdet», darf «ein oder zwo sommerküe oder aber ein kue und ein truppen geissen in das Bodenmad thun und dieselben alda lassen», bis er dort «ussgehöuwet und geämbdet hat, doch nit lenger»⁷.

1559–1583: In dieser Zeit sind in den Taufbüchern von Brienz Kinder von neun Familien des Namens Kehrli in Brienz (6) und Oberried (2) als wohnhaft nachweisbar. Eine weitere Familie kann keinem Wohnort zugewiesen werden.

Besonderes: Ob die in Brienz, Gadmen, Gutannen, Hasliberg, Innertkirchen, Schattenhalb, Schwanden bei Brienz und Utzensdorf heimatberechtigten Kehrli vom eingangs erwähnten

Ulrich abstammen, kann nicht nachgewiesen werden. Denn überall, wo es einen Cheer (Wegkehre) gab oder wo ein wackerer Kerl (ein Kerli) lebte, ist es möglich, dass dieser Begriff sich als Familienname entwickeln konnte. Sicher wird ein einstiger Kehrli von Brienz in irgendeiner Beziehung zum dortigen Cheerliwald gestanden haben.

Kienholz

Von diesem Familiennamen kann behauptet werden, dass er bereits im Mittelalter am gleichnamigen Ort am oberen Brienzersee entstanden ist. 1303: Beim Holznutzungsstreit zwischen dem Vogt Johannes von Ringgenberg und den Kapuzinermönchen von Interlaken erwähnte deren Schreiber: den «Johannes genannt im Kienholts, *freier Bauer*, den Parteien

6) <http://brienzersee.ch/cms/cms.asp?Page=281&p=ASPLPg281.asp>

7) Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen, Interlaken/Unterseen. Aarau 1957, S. 95

nicht zugehörig», der schwor, wahrheitsgetreu und unbefangen auszusagen» und bezeugte, «dass er vor 40 Jahren bis heute sagen gehört hat, dass der Vater des Johannes und Johannes selbst durch ihre Knechte Holz geschlagen hätten im Wald, der zwischen dem Dorf Bönningen und der Stelle, welche Yseltwalt genannt wird, dort wo die Leute in ihren Hütten wohnen, liegt». Und er sagte auch, dass, «wenn er auf dem See war, er bisweilen Knechte des Vaters des *Freiherrn* von Ringgenberg gesehen hat, wie sie Holz aus dem besagten Wald über den See zur Burg Ringgenberg führten. Und er sagte, er wisse, dass es dessen Knechte waren, denn er sah sie manchmal bei sich und seiner Familie zu Hause, dennoch weiss er ihre Namen nicht. Zudem wusste er, «dass der unangefochtene Besitz unter Lebenden während sieben Jahren das Besitzrecht verleiht.» Auch er wusste nicht, wie alt er war, glaubte aber, er sei über 60 Jahre alt. Über einzelne andere Klagen befragt, wusste er nichts.

1559–1600: Von «Gilgen Kienholtz», auch als «Gilian» und «Gilgian» erwähnt, und seiner Ehefrau «Elsbeth Schilt», dem einzigen und ersten in den Kirchenbüchern von Brienz nachweisbaren Ehepaar dieses Namens, sind folgende Kinder bekannt: Margreth *1570, Ulrich *1573, Ulrich *1581 und Heinrich *1582, Christina *1585, Margreth *1589 und «Gilian» *1595. «Gilian» dürfte damit als Namensgeber der heute lebenden Kienholz gelten.

Besonderes: Unter den Kienholz des 18. Jahrhunderts finden sich zwei *Gerichtssässen* (Richter am weltlichen Gericht von Brienz), ein Messerschmied, ein Müller, ein Schiffmacher der zu Tracht wohnte, und ein Weibel.

Kuster

Im Juni 1604 gaben sich «Josep Chuster und Greti Fischer» in der Kirche von Meiringen das Jawort. Im darauffolgenden Oktober liessen sie dort ihren ersten Sohn auf den Namen «Josep» taufen, dem im März 1606 eine «Barbli» folgte. Doch deren Vater gefiel auch «Barbli Fischer», vielleicht «Gretis» Schwester, mit der er zwischen März und Ende Juli 1607 über den Brünig nach Unterwalden floh. Wie es scheint, zog «Margrett Fischer» kurz danach mit ihren beiden Kindern nach Brienz, wo sie Anfang 1608 ihren letzten bekannten Sohn, Peter, taufen liess.

1625–1663: Im Februar 1628 wollten die Chorrichter wissen, ob «Peter Custor und Trini Wyss» einander die Ehe versprochen hätten, «da sy also allezyt tag und nacht bi einanderen gsin». Weil sie der Vorladung keine Folge leisteten, wurden sie um 30 Schilling (heute ca. 120 Fr.) gebüsst. Doch statt der Hochzeitsglocken erklang für ihn noch im selben Jahr der bange Ton des Totenglöckleins. Joseph, Peters Bruder, musste sich im April 1625 beim *Chorgericht* rechtfertigen, weil er in der Kirche gelacht habe. Joseph war später Bäcker; doch leider gerieten ihm seine Brote oft etwas zu klein! Zudem versuchten er und seine Frau um Weih-



Auszug aus dem Haushaltsbuch des «Hans Kuster ze Briens, 1734», aufbewahrt in Michels (Houcellers) Familienkiste

«Dasz den (...) Anna Schmoker ein teil
fon yage (...) säligen, ein teil fon Kasper Zurflü,
ein teil fon leni und ani und elssi Stäli, ein teil
fon yagi michel, ein teil von alen zämen um
acht und hundert (...)

Im 1735 jar hein ich und min schwäger,
mines schwers säligen sun fon ein anderen geteilt.
Da ist mir worden, der Run und der Widi houf (Hanf)
halbe und dasTischetli bim se und die
Tschingelfäld und Hinderburg.

(... ...) Im 1736 (...)
Han ich Hans Kuster das hauss kauft sampt
alen den zugeherigen sachen, namlich hauf
und garden und das hostetli und ein yungen
bon (Baum) und der bachofen
halba und (...) der käler (Keller) halba.

Und ym 1739 yar han ich fon Hanss Zurflie
sin hauf und garden bin minem huss
kauft und psald (bezahlt) um 20 Kronen
(...)

nachten 1650, trotz Verbot Bretzeln zu backen. Dies alles trug ihm zwischen 1642 und 1672 mindestens 17 Bussen ein. Gerne gönnte er sich «Tabak zu röüken»; hingegen vergass er manchmal «an Werktagen zer Predigt zegahn». Josephs Ehefrau und Kinder können leider wegen der von 1627–1663 fehlenden Eintragungen nicht bestimmt werden.

1666–1699: Im März 1666 treten einerseits «Peter Custer, der damals Margret Michel und später Babi Bundt heiratete, und andererseits «Hans Custer und Margreth Egglar», die wohl noch in der nachrichtenlosen Zeit geheiratet haben, auf. Von beiden Vätern sind insgesamt fünf Söhne und vier Töchter aktenkundig, von welchen sicher noch heute Nachkommen in Brienz und anderswo leben.

Linder

1665–1772: Die ersten in den Kirchenbüchern von Brienz nachweisbaren Linder-Eltern, deren Hochzeitsdatum leider unbekannt ist, hiessen «Hans Linder und Christina Wyss». Von Hans Linder ist belegt, dass er mindestens einen Stiefsohn Namens «Caspar Schilt» und einen Sohn Namens «Fridli» *1665 hatte und in Brienz lebte, wo er 1676 verstarb. – Von «Caspar Schilt», ist bekannt, dass er im September 1669 «dem Jaggi Schneiter, des Weibels Bruder, ein Spinnen in die Bränten sölle gethan haben in der Hütten, da er doch nichts zeschaffen gehabt» habe. Sein Sohn, «Fridli» *1665, heiratete vor 1690 die Pfarrerstochter Esther Babst *1670. Von ihren drei bekannten Kindern erreichte nur Hans *1696 das Erwachsenenalter. Vater Fridrich Linder war, wie in einem Chorgeichtseintrag vom Dezember 1715 erwähnt ist, Schlosser. Als Chorrichter wurde er im Oktober 1738 in Brienz zu Grabe getragen. Hans *1696,

sein Sohn, erlernte ebenfalls das Schlosserhandwerk. Als im Dezember 1757 seine Gattin und fünffache Mutter «Madlen Schilt» zu Grabe getragen wurde, war er ein Capitain (Hauptmann). «Johannes Linder, der Schlosser von Brienz, 70 Jahre alt», verstarb im September 1772, worauf sein Sohn Friedrich *1726 als Büchsenschmied (Waffenschmied) von Brienz in seines Vaters Fusstapfen trat.

Besonderes: In der Zeit von 1677 bis 1683 erscheinen in Brienz zudem die Familien je eines Hans Linder-Stähli, Hans Linder-Wyss und Christen Linder-Annen. Letzterer wurde gemäss Chorgerichtseintrag vom 2.5.1680 kurz vorher als Landmann (Burger) von Brienz angenommen, während der Schuhmacher Hans Linder-Wyss noch im Juli 1686 als *Hintersass* (Einwohner ohne Bürgerrecht) genannt wurde. Mindestens Hans Linder-Stähli, der zusammen mit Anna Müller fünf Knaben und ein Mädchen hatte, müsste aufgrund deren Taufzeugen ein vor 1664 geborener Sohn des Hans und der Christina Linder-Wyss gewesen sein,

Mathyer

1607–1640: Die verschiedenen Schreibweisen dieses Namens zeigen sehr schön, wie unwichtig eine einheitliche Schreibweise der Namen einst war. Da erscheint im Februar 1607 als erster dieses Namens in Brienz «Anthoni Matier», der damals seine Braut, «Margret Bluom», zum Traualter führte. Bis im Mai 1619 liessen die beiden dort sieben Kinder taufen: Peter *1608, Hans *1609, Christen *1611, Peter *1612, Christen *1615, Christen *1616 und Heinrich *1619. Anthonis Familienname erscheint dabei als: «Matier», «Mathier», «Mathyer» und «Matthier». Kirschen waren für «Anthoni» eine wichtige Sache. Im Sommer 1625 hatte er «die Meitli von

Oblingen (Ebligen) unschuldiger wyss verklagt, das sy im die kirschen söllen gewinnen (abgelesen) han», und im August 1640 musste er vor den Chorrichtern bekennen, dass er «an einem suntag ein brenten voller kirsi gewonnen ... und seinem süniswyb (Schwiegertochter) ungebürliche namen gäbe». Kirschen und Kirschbäume standen schon damals hoch im Kurs. Pfarrer Nöthiger von Ringgenberg bestätigte 1780 unter anderem, ein Weg führe «in einer schönen Allee von Kirschbäumen durch den sogenannten Heckenwald (heute unbekannter Waldname am östlichen oder westlichen Dorfeingang) nach Brienz» und hält weiter fest: «Im Sommer geht meist die junge Mannschaft auf die Alpen. Die übrigen bleiben zu Hause mit den ihrigen, der Heüernte abzuwarten und die Kirschen zu pflücken.» Und wenn sie «einem Fremden Ehre und Gutes erweisen wollen, so wird ein ganzer Käs angehauen, der halbe Theil davon an das Feuer gehalten und gebraten, mit Honig auf Brodt gestrichen, samt einem Glas Kirschwasser, auch mit Honig angemacht.» Im Pfarrhaus selbst, wird dieses Wasser auch nicht gefehlt haben, fügt er doch seinem Bericht noch ein ausführliches Rezept zu dessen Herstellung bei.

Herkunft: Woher sie nach Brienz kamen und wann sie in Brienz heimatberechtigt wurden, kann den Kirchenbüchern nicht entnommen werden. Im Verzeichnis aller Familiennamen, die vor 1800 das Schweizer Bürgerrecht erworben hatten,⁸ erscheint dieser Name jedoch ausser in Brienz auch in Salgesch VS, dort aber als Mathier.

8) CD-Rom, Ausgabe 2008. Genealogisch Heraldische Gesellschaft, GHGB



Der Briensersee im Blisen-Timer (Der Briensersee im Dunst der Bise).

Michel

«Michel» ist eine seit dem Mittelalter gebräuchliche Nebenform des aus der Bibel übernommenen Vornamens Michael und lautet damit gleich, wie das althochdeutsche Wort «Michel», das «gross» bedeutet. Entsprechend kann dieser Familienname an vielen Orten und zu verschiedenen Zeiten entstanden sein, was die um 1800 in der Schweiz bestehenden 55 Heimatorte eindeutig aufzeigen. Gemäss den «Brienser Sagen» von Albert Streich sollen ihre Urahnen von einem Ort namens Schwertschwendi stammen. Belegt ist immerhin, dass ein «Wolfgang Michel von Schwertschwendi», geboren im August 1557 in Bern, unter anderem das

Schloss Kehrsatz erbaut hat.⁹ Der Herkunftsort seiner Ehefrau, «Katharina von Luthernau», liegt übrigens in der Nähe der beiden Weiler Schwertschwenden bei Ufhusen LU oder Huttwil.

1528: Damals versuchten auch Michel «Caspar», «Uly» und «Baltzli» mit weiteren Oberhaslern und «samt denen von Briens ...mit gewalt und gewaffneter hand» in Unterseen den alten Glauben wieder zu erlangen. 1559–1625: Bis 1599 sind in den Taufbüchern von Brienz Kin-

der von fünf Familien dieses Namens nachweisbar, wohnhaft in Brienz (3) und Brienzwiler (2). Als erste Ehepaare erscheinen in den Taufbüchern von Brienz die Familien des «Battli Michel und Elsbeth zum Stein», wohnhaft in Brienzwiler sowie des «Jacob Michel und der Elsbeth Schneiter», wohnhaft in Brienz, wobei der damalige Wohnort nicht mit dem erst 1676 eingeführten Heimatrecht gleichzusetzen ist.

Von Jakob Michel ist bekannt, dass er im November 1560 Elsbeth Schneiter heiratete. Wohl derselbe Jacob liess hierauf drei Kinder Namens «Matheus» *1561, «Margredt» *1566 und «Uli» *1568 taufen, gefolgt von «Elsbeth»

9) Historisches Lexikon der Schweiz, H.J. Leu, Allg. helvet., eydg. oder schweitz. Lexicon 13, 1753, 183

*1580, «Niclaus» *1583 und «Christen» *1587, vermutlich der ersteren Stiefgeschwister und Kinder des «Jacob Michel, alt Weibel zu Brienz und der Elsbeth von Bärigen (von Bergen)». Mindestens Mathäus *1561 hat im Mai 1625 noch gelebt. Er wurde damals von den Chorrichtern befragt, «was die ursach gsin, das er an Jacob Schneiters hochzyt die saalthür in dem wirtshuss zughalten, als Herr *Statthalter* inhin wöllen. Het um gnad gebäten. Ist daruff abgemanet worden, wen das jung volk etwas uff söliche tag fürnäm, er ihnen nit darzu helffen, will er nun ein alter man sige, sunder sy vil mehr abmanen» solle. Während sein Taufname, Mathäus, in der Zeit von 1664-1780 nur von vier andern Familien verwendet wurde, kam er bei Michels 19-mal zu Ehren. 1664–1699: In den Taufbüchern von Brienz sind in dieser Zeit Kinder von 19 Familien dieses Namens nachweisbar, wohnhaft in Brienz (11) und Brienzwiler (8).

Besonderes: Schon Jacob Michel-von Bergen übernahm mit seinem Amt als Weibel (Ausrufer) Verantwortung. Bis 1780 finden wir Michels auch als Obmann (Gemeindepräsident), Seckelmeister (Kassier der Kirchgemeinde), *Gerichtssässen* und *Statthalter*, während ein Michael Michel, der Anfang 1669 Taufpate der «Cathryna Vogt» wurde, als Schiffer das Ruder in der Hand hielt. Über die Herkunft des Zunamens «Gräter» wird bis heute gerätselt. Der erste Brienzler Bergführer hiess Michel (Berggrat/Gräter). Eine Ahnfrau könnte auch Gräter, Grütter ... geheissen haben.

Müller

1559 – 1618: In dieser Zeit sind in den Tauf- und Ehebüchern von Brienz folgende Familien eingetragen:

- «Peter Müller», dessen Ehefrau und Wohnort unbekannt sind. Kinder: «Margrett» *1562, «Lena» *1565.
- «Jacob Müller und Anni Müller», verheiratet 1584 und wohnhaft zu Brienz. Kinder: «Salome» *1585, «Anni» *1588, «Madlen» *1591 und «Elsbeth» *1595.
- «Hans Müller und Elsi Schnider», verheiratet 1593 und wohnhaft zu Ebligen. Kind: «Salome» *1593.

Nach 1595 sind in den Kirchenbüchern von Brienz nur noch «Jacob und Anna Müller-Müller» nachweisbar. Da wurde im August 1603 dem «Ulrich Schriber» von den Chorrichtern vorgeworfen, «dass er Anna Müller, Jacob Müllers Ehefrau nachgange». Jacob konnte ihm das anscheinend nie verzeihen. Im August 1618 mussten er und zwei weitere sich am *Chorgericht* rechtfertigen, weil sie «den Uli Schriber am berg vertriben und nit wöllen lassen näben ihnen mäjen». 1653: Bei der Entwaffnung der Brienzler im Juni 1653 rückte von Müllers nur ein «Jacob» mit seiner Büchse und dem Feuerrohr an. 1664 – 1695: Alle heute lebenden Müller mit Heimatort Brienz verdanken ihren Namen dem Ehepaar «Jacob Müller und Catharina Tschanz». Sie heirateten im Oktober 1666 in Brienz und liessen dort bis 1678 sechs Knaben und ein Mädchen taufen. «Jacob Müller, der Gerber von Brienz», verstarb im April 1700, womit er wohl nach 1610 geboren wurde. Seine Herkunft kann den Kirchenbüchern von Brienz nicht entnommen werden.

Besonderes: Als Abwechslung frönte Jacob Müller-Tschanz, wie schon sein Vater, oft dem Kartenspiel, wofür er regelmässig aber anscheinend erfolglos vom Chorgericht gebüsst wurde. Im Januar 1652 erhielt er zudem die

Weisung «anstatt des spilens flissiger zer Predigt zegahn». «Jacob» muss ein gutherziger Mensch gewesen sein. Im April 1657 wurde er bestraft, «wyl er gen Tracht gegangen und den wirt hat geheissen, dem Petterli Fischer und dem Jacob Stäli win in die Kefi ze schicken». Bis 1780 übten übrigens mindestens sechs seiner Nachkommen ebenfalls das Gerber-Handwerk aus. Übername: «Muschi» ist der einzige überlieferte Zuname dieses Geschlechts. Er lässt sich wohl zurückführen auf Maria Muschi, die im August 1751 den seit einem Jahr verwitweten Bendicht Müller von Brienz heiratete und bald darauf einen Sohn Namens Christen gebar.

Schild

Die Schreibweise dieses Namens hat sich im 18. Jahrhundert von Schilt über Schildt zu Schild entwickelt. 1962 bestanden zu diesen Namen in der Schweiz folgende schon vor 1800 existierende Heimatorte: Bönigen, Brienz, Brienzwiler, Grindelwald, Guttannen, Hasli bei Burgdorf, Hasliberg, Hofstetten bei Brienz, Meiringen, Schattenhalb, Schwanden bei Brienz, Schangnau und Grenchen (1530 aus Brienz). Erste Namensträger werden mit einem Ort namens «Schilt (dreieckiges Grundstück oder gewölbte Anhöhe)», «Schiltalp», «Schiltwald» oder ähnlich in Beziehung gestanden sein. Bereits 1334 berichtet ein Dokument von einem «Heini und einem Ueli Schilt» im Teiffental (s. S. 76)

1429: Um seit dem Niedergang der Herren von Brienz und Ringgenberg unter anderem verloren geglaubte Holznutzungsrechte wieder zu erlangen, erstellte das Kloster Interlaken im April 1429 eine «*Kundschaft*» mit über 70 Zeugenaussagen. «Erni Schilt von Wiler (Brienz-

wiler)» erinnerte sich damals, dass die Bauern in den 60 Jahren seines Erinnerungsvermögens unbekümmert Holz fällten und verkauften. «Ulli Schilt, amman ze Briens» doppelte nach, er wisse seit 60 Jahren nichts anderes, als dass sie oberhalb von Blatten (an der westlichen Dorfgrenze von Niederried) «die höltzer in ban geleit, verkouften und ouch ab gehüwen haben, ungestraft von der herschaft.» Zudem habe er sagen gehört, dass «wenn der von Ringgenberg (der *Freiherr* Petermann von Ringgenberg) da hin uff zu inen käm und da gesellen nüt täten, dz der sprech: warumb tünd ir nit etwz, gand und holtzind“.¹⁰

1559–1583: In dieser Zeit sind in den Taufbüchern von Brienz Kinder von 27 Familien dieses Namens nachweisbar, wohnhaft in Brienz (8), Brienzwiler (5), Hofstetten (4), Oberried (1) und Schwanden (1). Von acht weiteren Familien ist der Wohnort unsicher. 1653–1699: In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hiess ungefähr jeder siebte Einwohner von Brienz «Schilt». Entsprechend konnten die Diener der «gnädigen Herren von Bern» nach dem verlorenen Kampf der Emmentaler-Bauern von 1653 von ihnen insgesamt 37 Kriegsgeräte Empfang nehmen.

Besonderes: Viele von ihnen waren *Kirchmeier*, *Obmann* oder Schulmeister. Je drei von ihnen waren *Statthalter*, wovon einer hingerichtet wurde. Schilds übten Berufe aus wie Gerber, Müller, Bäcker, Schuhmacher, Schiffer, Schmied und Zimmermann. Ein weiterer, Peter Schild (1771–1820) von Brienz, war «Lieutenant in königlich französischen Diensten», und «Margreth Schilt, Hans Flücks Ehefrau von Brienz»

†1801, war die einzige vor 1780 in den Kirchenbüchern Brienz erwähnte Hebamme.

Schneiter

Dem Name «Schneiter», der in den Kirchenbüchern von Brienz bis in das 18. Jahrhundert oft als «Schneitter» erscheint, liegt der Ausdruck «schneiden» zu Grunde, zu dem auch Begriffe wie Schnitt, Schneise gehören. Entsprechend müssten erste Träger dieses Namens gut mit Sichel, Scheren oder anderen geschliffenen Geräten umzugehen gewusst haben. Ebenso gut kann dieser Familienname auch auf einen Herkunftsort wie «Schneit», Weiler in Gündlischwand, Saanen, Lungern usw. hinweisen.

1559–1637: Im ersten Taufrodol von Brienz sind bis 1565 die Väter Tobias, Mathäus und Ulrich «Schneitter» und ihre nachweisbaren Kinder, unter anderem ein Ulrich *1560 eingetragen, wobei die Herkunftsangaben und auch die Namen der Mütter fehlen. Bis mindestens Ende 1590 sind zusätzlich die Ehen eines Konrad (in Brienz kinderlos), Ulrich und Peter «Schneitters», alle von Brienz, nachweisbar. «Ulrich Schneitter», von 1617–1637 Kirchmeier (Verwalter des Kirchengutes) von Brienz, gründete 1580 mit «Elsbeth Frutinger» eine Familie, der bis 1607 fünf Knaben und sieben Mädchen entsprossen. «Peter Schneitter», seines Zeichens ein Schneider, heiratete 1581 «Elsbeth Vischer», mit der er bis 1604 einen Knaben und acht Mädchen hatte. Ende September 1707 klagte «Barbara Schneiter» *1585, dass «Mathäus Schneiter» *1582, ihr Vetter, sie geschwängert habe, was beweist, dass Ulrich und Peter Brüder waren.

1653: Gemäss dem «Verzeichnuss jener von Brienz, so ihre Wehr (Waffen)» am Ende des

Bauernkrieges von 1653 «Ihr Gnädigen Handen» übergeben haben, sind Schneiters dort mit sechs Männern vertreten. «Peter Schneiter, des Weibels Sohn, einer der ergsten» hat aber «sein Überwehr nit selbs, sondern durch Dritman gelifferet»; (s. auch unter Stähli). 1664–1667: Allein in den ersten vier Jahren nach dem Wiedereinsetzen der Kirchenbücher von Brienz liessen dort fünf Schneiter-Ehemänner, die mit Frauen Namens Gusset, Imboden, Flühmann, Michel und Thöni verheiratet waren, sowie drei mit Flück-, Schild- und Moor-Männern verheiratete Ehefrauen namens Schneiter ihre Kinder taufen, womit sicher unzählige heute lebende Personen verschiedenster Familiennamen zu ihrer wohl weltweit verstreuten Nachkommenschaft zählen dürften.

Stähli

1528: Stählis erscheinen im Oberen Aareraum erstmals im November 1528. «Hans», «Bastian», «Clevi» und «Caspar» gehörten damals zu den Befürwortern der *Reformation*, während «Hans Stäly mit dem Kropf» für den alten Glauben eintrat. 1559–1583: In dieser Zeit sind in den Taufbüchern von Brienz Kinder von elf Familien dieses Namens nachweisbar, wohnhaft in Brienz (2), Brienzwiler (5), Hofstetten (3) und Schwanden (1).

1653: Am 13.4.1653 fanden sie sich unter Anführung von Hans Risser von Oberried auch Peter Schneitter und Jacob Stähli von Brienz zum Fest der Freiheit in Sumiswald ein. Sie halfen dort den Bauern Niklaus Leuenberger von Rüderswil zu ihrem Obmann zu gewinnen und erhielten eine Kopie des dort besprochenen Bundesbriefes. Nach Brienz zurückgekehrt, liess Hans Risser diesen Brief in seiner Kirchgemeinde verlesen, womit er bald die meisten

¹⁰⁾ StAB: Fach Interlaken, 28.4.1429

Leute auf seiner Seite hatte. Nur der *Statthalter* (Stellvertreter des Landvogts von Interlaken in der Kirchgemeinde Brienz), der Kilchmeyer (Verwalter des Kirchengutes), der Wachtmeister und fünf weitere Männer hielten Bern die Treue. Anfang Mai blies Bern zum Angriff gegen die Rebellen. Vor dem Morgenrauen des 11. Mai 1653 erhielten die Bauern Kunde davon, und am Nachmittag stand auf dem Murifeld von Bern bereits ein 20 000 Mann starkes Bauernheer, darunter durch etwa 25 Kirchengenossen aus Brienz. Doch die Berner Räte verstanden es, den zu Verhandlungen geneigten Bauernführer Niklaus Leuenberger mit Friedensverhandlungen hinzuhalten, die eidgenössischen Tagsatzungstruppen aufzubieten und am 29. Mai 1653 den Bauernaufstand in Herzogenbuchsee endgültig niederzuschlagen. Bald darauf wurden Niklaus Leuenberger und die anderen Rädelsführer hingerichtet.

Übername: Am 16. Juni 1836 verstarb «Ulrich Stähli, Glaser und Schreiner, Caspars selig Sohn, Witwer der Magdalena Schild von Brienz» im Alter von 74 Jahren und 10 Monaten an Altersschwäche. Sie schenkten mindestens acht Kindern das Leben und wohl auch den noch heute bekannten Zunamen «*Glasers*».

Berufe und Ämter: Unter den von 1664–1780 nachweisbaren 59 Stähli-Familienvätern von Brienz finden sich in den Kirchenbüchern zwei Gerichtssässen (Richter am weltlichen Gericht von Brienz), zwei *Kirchmeier*, ein *Obmann*, ein Weibel, zwei Schulmeister, zwei Schmiede zu Tracht und ein Landarbeiter in der Lauimatte, Christen Stähli (1753–1777), der ein «*Medicus*» und «*Chirurgus*» war, sowie Hans Stähli (1778–1861), ein Kunstmaler (s. S. 344).

Thomann

1548: Der erste dieses Namens, «Hanns Thomann, statthalter zu Brienz» tritt am 23. Januar 1548 aus dem Dunkel der Vergangenheit. Als er damals «an gewonlicher richtstatt öffentlich zu gericht sass und statt hielt» mussten die Bauern von Oberried vor ihm bekennen, dass sowohl jene von Ebligen als auch einige Höfe von Niderriedt das Recht hätten, an der «Gmeind» (Versammlung der Alp-Anteilhaber) teilzunehmen und mit ihrem Vieh «an Vogtäl-göuw ze alp zu faren».¹¹

1559–1683: Gemäss den Taufbüchern liessen damals 13 Thomann-Familien ihre Kinder in Brienz taufen. Von diesen lebten mindestens drei Familienväter in Brienz, vier in Oberried und einer in Schwanden. Von fünf weiteren ist der Wohnort unbekannt.

Einer von ihnen, «Fridlin Domman von Brienz», gründete zwischen 1574 bis 1577 mit «Margret Cheerli» eine Familie, von der bis 1582 drei Kinder nachweisbar sind. Er und ein «Heini Döni» wurden im Februar 1590 vom *Chorgericht* bescholten, dass sich bei ihnen nächtlicherweise «das jung volk, knaben und meitlin» vermutlich zum Tanzen einfänden. «Fridlin» und «Heini» rechtfertigten sich, «das jung volk köme wol etwan zu inen gan kilten, aber danzen sig da nie fergangen (vorgekommen)». 1608 war das Tiefental anscheinend noch ganzjährig bewohnt. Damals stand im September «Peter Domman uff Thöuffenthal vor Chorgericht», weil er in Abwesenheit «Lorentzen Eggli und siner hussfrouwe» dort bis in die Nacht mit der Spinnerin getrunken habe.

11) StAB: Nachlass Buri E. Schwanden (70) Dokument vom 23.01.1548

1664–1699: In den Tauf- und Ehebüchern der Kirchgemeinde Brienz erscheinen fünf Familien dieses Namens, die mit ihren bekannten 11 Knaben und zwei Mädchen nachweisbar in Brienz wohnten, womit grundsätzlich alle fünf entsprechenden Familienväter als Stammhalter der Thomann von Brienz in Frage kommen können. – Weitere Thomann-Familien lebten damals in Brienzwiler (5), Hofstetten (1) Oberried (6) und Schwanden (1), was aber nicht unbedingt bedeuten muss, dass der in den Taufregistern eingetragene Herkunftsort mit dem erst 1674 eingeführten Heimatort übereinstimmt.

Besonderes: Das Fehlen von Berufsangaben für Thomanns in den Kirchenbüchern deutet wohl an, dass die meisten von ihnen in der Landwirtschaft tätig waren, was auch die Sichel in ihrem Familienwappen zeigen mag.

Thöni

Die schweizerischen Träger dieses Familiennamens erscheinen heute im Kanton Graubünden sowie in Bönigen, Brienz, Gsteigwiler, Hasliberg, Innertkirchen und Meiringen heimatberechtigt.

1559–1583: In dieser Zeit finden sich in den Taufbüchern der Kirchgemeinde Brienz Kinder der drei folgenden «Döni»-Familien:

- Melcher, von 1560–1564, dessen Ehefrau und Wohnort unbekannt ist.
- Ulrich und Anna Schilt, wohnhaft zu Oberried.
- Hans und Elsbeth Schilt, wohnhaft zu Brienz.

1653: Nach dem verlorenen Aufstand der Ementaler Bauern sind von Thönis zehn Waffen den See hinunter geschifft worden. Darunter war auch der Spiess des Seckelmeisters

«Melcher Thöni, Mituffrüerer», der von 1643 bis 1658 Chorrichter war. 1664–1699: In jener Zeit liessen 18 Thöni-Familien 27 Knaben und 25 Mädchen in der Kirche von Brienz taufen. 48 dieser Kinder erblickten das Licht der Welt in Brienz, eines in Hofstetten und drei in Schwanden. Mit Ausnahme von «Melcher Döni des Gerichtssässen von Brienz», der im Juni 1676 starb, eines Weibels und eines Trommlers rissen sie sich weder um öffentliche Ämter noch sind irgendwelche handwerkliche Berufe aktenkundig.

Wyss

1563–1596: In dieser Zeit erscheinen in den Tauf- und Eheregistern von Brienz sieben Familien dieses Namens, verteilt auf irgendwo in der Kirchgemeinde (2), Brienz (1), Hofstetten (2) und Schwanden (1) mit 16 Mädchen und 13 Knaben.

1596–1626: Von den oben erwähnten Familien scheint nur jene des Bendicht Wyss von Brienz die Pestseuchen von 1595 und 1611 überlebt zu haben. Bendicht heiratete am 2. Mai 1584 in Meiringen seine Braut, Christina Märgier, auch eingetragen als Märgien, Märgiär, Märyer oder Märiker. Wie sich die beiden kennen gelernt haben, ist leider unbekannt. Nachdem Christina in Hofstetten zwei Mädchen zur Welt gebracht hatte, zog die Familie nach Brienz, wo ihnen von 1589 bis 1604 fünf weitere Mädchen und drei Söhne, Fridli *1589, Hans (1595–ca. 1598) und Hans *1599 geschenkt wurden. Von «Hans Wyss, des Bendichts sun» *1599 ist bekannt, dass er im Oktober 1619 unter jenen gewesen sei, die «nachts uf der gassen umher louffen, die lüt beleidige und dem Batli ab Egglen sine laden, welche er bi sinem spicher ufftischet hat, überallhin geworffen und zer-

brochen heige». Fridli, sein Bruder, erstellte anscheinend Seile. Im September 1643 wurde er vom *Chorgericht* um 10 Schilling (heute ca. 40 Fr.) gebüsst, weil er «villmalen an sontagen mit seilen von hus gadt». Und «Trini Wyss», eine ihrer Verwandten, wurde im April 1634 um 10 Schilling gebüsst, weil sie «sinen Schwager ungeschücht vor den lüten öffentlich kisset». 1664–1699: Inzwischen hatte sich der Stamm des Bendicht auf vier Äste, das heisst auf Peter *vor 1657, Bendicht *vor 1658, Fridolin *vor 1668 und Christen *vor 1679 verteilt. Mit Ausnahme von Christen, von dem kein Sohn bekannt ist, liessen alle ihren ersten Sohn auf den Namen Bendicht, ihres vermuteten Vorfahren Bendicht Wyss-Märgien taufen.

Zobrist

Dieser Name ist im Aargau in Henschicken und Rapperswil sowie im Bernbiet in Brienz und Frutigen alt verbürgt. Erste Träger dieses Namens werden irgendwo zuoberst eines an einem Abhang liegenden Dorfes gehaust haben. In der Zeugeneinvernahme zum Holznutzungstreit zwischen der Herrschaft von Ringgenberg und dem Kloster Interlaken ist im Jahr 1303 der freie Bauer «Uolrich genannt obinan im Dorf vom Dorf Briens» erwähnt. Er hatte damals im strittigen Wald ob Bönigen mit Knechten des Vaters des Johannes von Ringgenberg und Männern aus den Dörfern Ringgenberg und Niederried Holz geschlagen und es hernach zur Burg von Ringgenberg geflösst, womit er einer der wichtigeren Zeugen war. Obwohl die Namen «obinan im Dorf» und «Zobrist» die gleiche Bedeutung haben, ist damit allerdings nicht belegt, dass zwischen ihnen ein verwandtschaftlicher Zusammenhang besteht. 1559–1582: In dieser Zeit sind in Brienz elf Zobrist-Familien erwähnt, die dort bis 1698

mindestens 29 Kinder taufen liessen und zum grössten Teil in Brienz und Schwanden wohnen.

1653–1704: Am Ende des *Bauernkrieges* von 1653 lebten in der Kirchgemeinde als Wehrmänner mit ihrem Geschlechtsnamen mindestens Wernli, Uli Sohn, Wernli und Melcher. Als einziger Familienvater dieses Namens der Kirchgemeinde ist anschliessend und bis 1704 nur noch ein «Wernli Zobrist» nachweisbar. Er gründete vor 1677 mit «Madlena Zum Brunnen» an einem unbekanntem Ort eine Ehe, der bis 1684 die Kinder «Elsbeth» *1677, «Madlena» „1678, «Ulrich» *1683 und «Christen» *1684 entsprossen und die heute sicher auf eine stattliche Anzahl Nachkommen blicken könnten. «Wernli Zoberist zu Brienz» starb im April 1691, während der Todestag seiner Ehefrau leider unbekannt ist. Von «Wernli» ist zudem bekannt, dass er 1674 wegen «sonntäglichen Keiglens censuriert und umb 5 Schilling gestrafft» wurde. Im März 1694 erschienen auch Hans Fischer und «Elsbeth Zobrist, Wernlis Tochter, weil diese letzte ihme eine Kuh auf die Ehe hin versprochen» hatte. Weil aber die Chorrichter sahen «das besagte Tochter damahls alls under den Jahren und under ihrer Mutter gewesen, haben wir es für null und nichtig erkannt und sie fortgeschickt».

Ausklang

Es fällt auf, dass Frauen in diesem Beitrag stark untervertreten sind. Dies liegt einerseits am System der Weitergabe der Familiennamen und andererseits am sozialen Gefüge und Status von Mann und Frau in der dargestellten Epoche. Auch sonst erheben die in diesem Kapitel dargestellten Beschreibungen, schon nur aufgrund des beschränkten Platzes keinen An-

spruch auf Vollständigkeit. Wer jedoch mehr über das Leben seiner Vorfahren wissen will, dem bietet sich hierzu in Archiven und Bibliotheken ein schier unerschöpfliches Angebot an Dokumenten und Literatur an.

Und wer zudem mit offenen Augen durch das Dorf Brienz und über seine Alpen wandert, wird erstaunt sein, wie viele, zum Teil anfänglich unverständliche, in Haus-, Scheunen- und Speicherwänden eingekerbt Initialen, Inschriften und Jahreszahlen ihm mit Hilfe dieser Archivalien interessante Hinweise zu den einstigen Besitzern dieser Gebäude verraten könnten (s. S. 216–219 und 227).

Ein gutes Beispiel hierzu bietet der Käsespeicher im Farnigenboden (Axalp), der 1795 unweit der noch heute Michels («Housellers») von Brienz gehörenden Alphütte erstellt wurde. An seiner Front stehen, eingerahmt von zwei Zimmermannsäxten und zwei Winkeleisen, links die Initialen des «ZM» Zimmermeisters «BM». Sofern «BM» aus der Kirchgemeinde Brienz stammte, kann es sich bei ihm nur um Bendicht Michel-Linder (1765 – 1839) von Brienz handeln.

Unter dem Luftdurchlass des Speichers prangt das Wappen der Michel von Brienz, das zwar mit seinem roten Herzen etwas vom heutigen abweicht, dessen drei Schwerter jedoch eindeutig mit jenen des heutigen Michel-Wappens übereinstimmen (s. S. 125 und 186).

Rechts davon sind unterhalb der Abkürzung «PR», die Propriétaire bzw. Proprietarius (Besitzer) bedeuten könnten, die Initialen «MM» eingekerbt. Um 1795 lebten in Brienz als Familienväter drei Mathäus und ein Michael Michel, die damals alle über 25 Jahre alt waren. Welcher



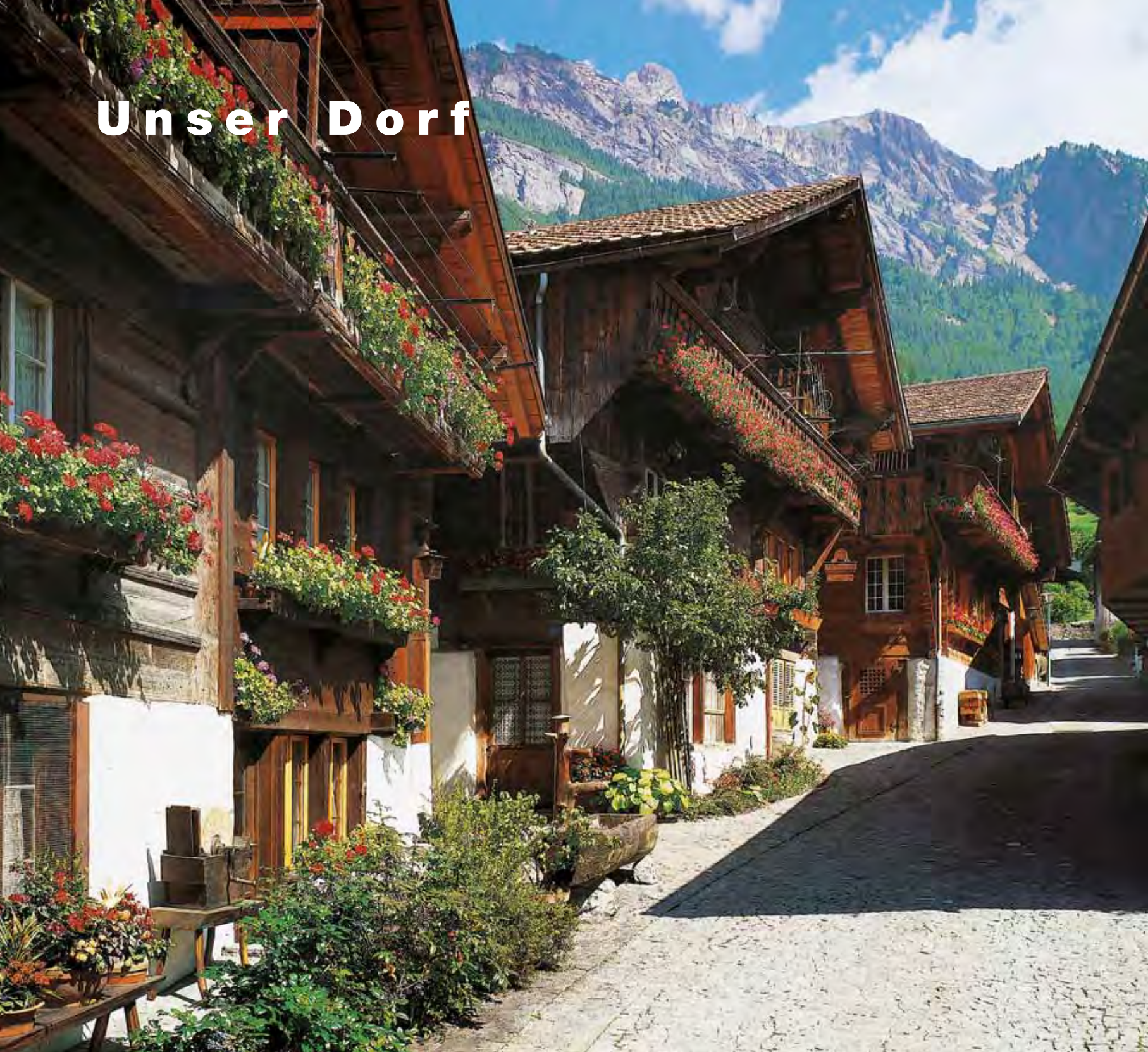
Speicher im Farnigenboden (Axalp).



Frontseite des Speichers im Farnigenboden (Axalp).

von ihnen der einstige Besitzer war, würden uns vielleicht Dokumente des Staatsarchivs Bern oder des Gemeindearchivs Brienz verraten.

Unser Dorf



Brunngasse mit Häusern aus dem 16. Jahrhundert.

In der Dorfgassen

Albert Streich

1. Stotzig isch schi, iisi Gassen,
waa mmer uuf und nidsi gähni,
und disuuf, da mues me's glaassen
und disab mid Muessen nän.
Achellis, wie churz ischt ds Läben,
spring und janggsi wär da wil.
Entli cheme mmer halt äben
alli doch a ds gliichlig Zil.
2. Hiiser stähn da, breit und wohli,
gmaaleti vom Wätterschmeis.
D Pfeischterschiibi glänze schooni,
ammietig ischt alls im Greis.
Ds Voortach wiit uberuusi bbuwwes –
mengischt schmeizt's halt gaar und tued!
Ds *Gwätt* ischt starchs und suufer bhuwwes,
und d Voorleube mmacht si gued.
3. Undre Rrafen näschte Vogel,
in däm Ghursch sii Spatzen drin.
In der Pudiigg chlefft e Schlegel,
chenne Schnitzler fliissig siin.
Und niewwumha ggagglen Henni,
chrääid e Ggiggel was er mag,
und en bruuni Geis, e scheenni,
gschentend Chabis dir en Hag.
4. Scheenn, und wie da Granium brinnen,
zintifiirig und suscht root!
Wohl, da chemis gued z errinnen
in der Sunnen, das ischt flott!
Sicher siin das ds Mietis Bluemmen,
wiit und breit findscht teller chuumm.
Äs gsehd halt o guetig zuen nen,
tued nen Raad und bschitted drumm.
5. Dert waa ds Vreni im Schatten glismed
undrem groossen Holderbeun,
hei mmer Chuuderbichsi gfismed;
oh, das ischt mer alls wie Treun!
Uf der Bsetzi hei mmer gschpengled,
Gäbelchieh desumha gferd,
Bitza Brood von Becklis gmängled,
(eis e Schiiben inhi grierd!
6. Hotz, das hed niid zimpfer gchroosed!
Richtig hei mmer ds Päch due ggän.
Am Aaben hed is der Ätti gchnosed
und is d Fuugen trachtet z nän.)
Ja, no mengs wään da z erzellen,
vom Zirbriischlaan, Zänggelum,
wie mmer Heinzen eis hei wellen
de Rredig welpen, umm und umm.
7. Jetzen. – Vil hed siithar ggändred,
mengs ischt niwws, mengs nimma. Ja,
Heinz hed lengschten uuskaländred,
und sii Rredig steid no da.
Ander Bueben hein am Bächli
Tägghmileni im Gang,
räblen dert uf ds Schindeltächli,
zeekt vom siesse Chriesimang.
8. Oh, die scheennen Buebejahri –
lang siis har und lengschten hin;
underdessen ischt ds Heifahri
mengem von is bschides gsiin.
O an iis chunnd eppeis d Reijen
das mer us der Gassen gähni
und di allerleschte Mreijen
uf em schwarzen Huusli stähn
9. Stotzigi ischt iisi Gassen,
Schatten, Sunnen mag si gän,
und disuuf, da mues me's gglaassen
und disab mid Muessen nän.
Achellis, wie churz ischt ds Läben
speerz und bäärzgi wär da wil:
Entli cheme mmer halt äben
alli doch a ds gliichlig Zil.

Dorf im Wandel

Max Gyga

Brienzer Leuten braucht man ihr Dorf nicht vorzustellen; es ist ihnen vertraut und noch überschaubar trotz seinen 3000 Einwohnern. Zwar kennt nicht mehr, wie früher, jeder jeden, aber ein dörfliches Zusammengehörigkeitsgefühl ist immer noch spürbar, eine Verbundenheit, getragen von Tradition und gemeinsamer Bewältigung von anspruchsvollen Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben.

Rückblickend lässt sich feststellen, dass sich Brienz seit dem 2. Weltkrieg stark verändert hat. Diese Entwicklung erfolgte in der Regel fast unmerklich, in kleinen Schritten und völlig unspektakulär, wenn man von der Erstellung der Autostrasse am linken Seeufer absieht. Das hatte zur Folge, dass der frühere Zustand meist schon in kurzer Zeit dem Bewusstsein entschwand und vergessen wurde. Als Beispiel sei etwa an die «Schyr» unter dem Fluhberg erinnert; bis vor wenigen Jahren Verkaufslokal und Depot der Landwirtschaftlichen Genossenschaft, wurde sie durch ein grosses Appartementhaus ersetzt, und schon haben viele Leute kaum noch eine Vorstellung, wie das dort vorher ausgesehen hat!

Brienz ist grösser geworden; neue Häuser wachsen im Feld immer höher die Hänge hinauf, zwischen Glyssi- und Lambach und auf der Kienholzlaunen ballen sie sich gar zu ganzen Quartieren. Ziemlich unverändert bis an einige Neubauten und Sanierungen präsentieren sich dagegen Haupt- und Oberdorfstrasse mit dem dazwischen liegenden und bis an den



Die alte Post. Der Anbau links ist die Kreuz-Scheune, ganz links das Holzwarenmagazin Schwalb.



«D Schyr» (ehemalige Landwirtschaftliche Genossenschaft) unter dem Fluhberg.

Quai reichenden Ortskern, der durch acht steile Gassen erschlossen ist, die eine schöne Anzahl bemerkenswerter alter Wohnhäuser vorzuweisen haben. Die den *Burgstollen* krönende Kirche und das Hobacherschulhaus (Schulhaus Brienz Dorf) prägen nach wie vor das Dorfbild, und Tracht gilt wie in alten Zeiten als Knotenpunkt, von dem der Verkehr zu Land und zu Wasser ausstrahlt.

Ein gewohntes Gesicht zeigt auch der entsumpfte Aarboden, dessen letzter schilfbeständiger Rest, neben der geschützten Jägglistglunte, einem vielbesuchten Campingplatz weichen musste. Nachdem sie mit einer Fahrstrasse besser zugänglich gemacht wurde, entwickelte sich die Axalp zu einem Ferienzentrum mit Sommer- und Winterbetrieb, und an die frühere Abgeschlossenheit erinnern sich wohl nur noch alte Leute. Das Freilichtmuseum Ballenberg, die Rothornbahn und das auferstandene Giessbachhotel gehören ebenfalls zu den alt-neuen Anziehungspunkten des Dorfes und seiner Umgebung.

Aufschlussreiche Angaben über die bauliche Entwicklung und die damit verbundenen Änderungen im Siedlungsgebiet Brienz können auch alte Brienser nur bedingt liefern, da die eigene Erinnerung naturgemäss nicht hinter eine beschränkte Zeitspanne zurückreicht. Wertvoll neben amtlichen Aufzeichnungen sind alte Fotografien und Landschaftsdarstellungen (Veduten) von Künstlern.

Sehr genau dokumentieren vor allem auch Landkarten aus verschiedenen Zeiten den schleichenden Wandel unserer Umwelt.



Dorfstrasse bei der «Helvetia» um die vorletzte Jahrhundertwende.

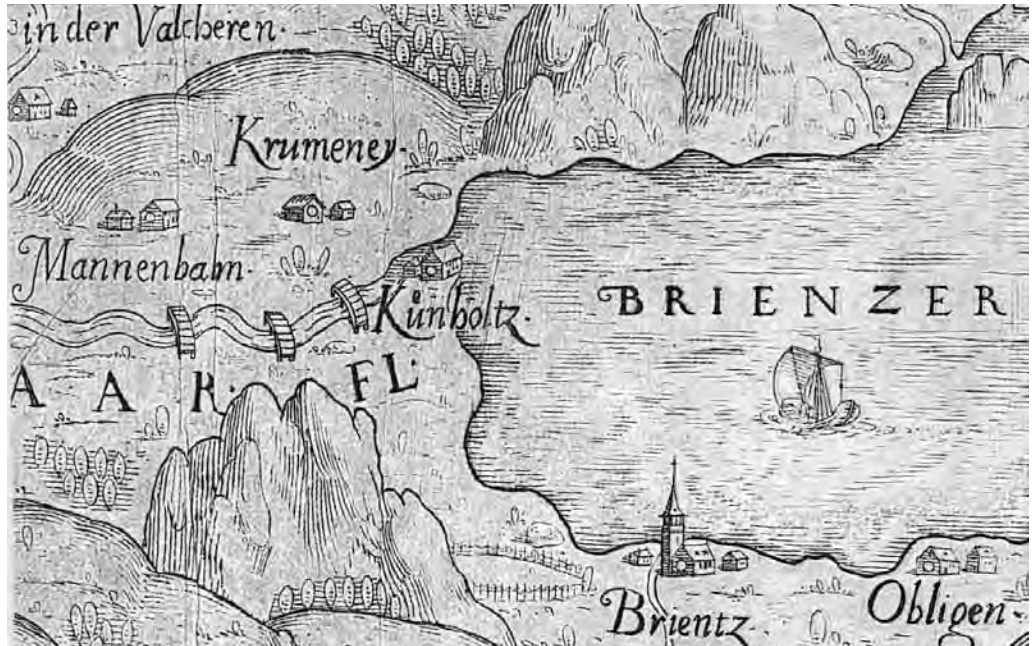
Zuverlässige Angaben liefert allerdings erst die moderne Kartografie, die mit der Dufourkarte von 1864 begonnen hat, mit der Kurvenkarte des Siegfriedatlases fortgesetzt wurde und seit 1938 mit der mehrfarbigen Landeskarte 1:25 000 einen vorläufigen Höhepunkt erreicht hat.

Die folgenden Ausschnitte möchten auf einige Entwicklungen aufmerksam machen, nebenbei die im Buch aufgeführten statistischen Angaben ergänzen und das abstrakte Zahlenmaterial wenigstens teilweise durch das augenfälligere Kartenbild etwas veranschaulichen.

Alte Karten, die ohne trigonometrische Vermessungen erstellt wurden, erheben keinen Anspruch auf exakte Darstellung. So zeigt die Schoepfkarte von 1578 neben Brienz und Kienholz noch das Dorf Krumeney. Im Gegensatz zu heute, wo der Flurname Chrummeney ein Gebiet links der Aare beim Talguet bezeichnet, lag das ehemalige Dorf im Süden des (versumpften?) Talbodens irgendwo zwischen Unterbach und dem Brunnen. Merkwürdigerweise kennen wir keine gesicherten Fakten über diese verschwundene Siedlung.

Der Kartenausschnitt beweist auch, dass zwischen Kienholz und Meiringen drei Brücken über die Aare führten und Kienholz viel näher an der Aaremündung lag als heute. Die ehemalige *Sust* allerdings war zu dieser Zeit bereits nach Tracht verlegt worden wegen Bergsturzgefahr und Überschwemmungen im Talboden.

Die nach heutigen Begriffen recht primitive Schoepfkarte wurde im 19. Jahrhundert abgelöst durch weit genauere und in einem einheitlichen Massstab aufgenommene Darstel-



Schoepfkarte 1578.



Denzlerkarte 1859 – 61.

lungen, die möglich wurden durch neue und bessere Möglichkeiten der Kartografie.

Der Ausschnitt auf Seite 208 stammt aus der so genannten Denzlerkarte, die 1859 – 61 geschaffen wurde.

Im Vergleich zu heute fällt die lockere Besiedlung auf, die sich zur Hauptsache auf das Gebiet zwischen See und Oberdorfstrasse konzentriert. Schwanden, das damals in Neu- und Altschwanden aufgeteilt wurde, und das Kienholz sind vom Fluhberg noch durch weite, unüberbaute Flächen getrennt. Die Aare mündet beim heutigen Campingplatz in den See; in der Nähe befand sich auch der Platz, wo die militärischen *Ausrüstungs- und Trümmusterungen* stattfanden.

Nur wenige Jahre nach der Denzlerkarte erschien 1870 erstmals der Topografische Atlas der Schweiz in 538 Blättern (so genannter Siegfriedatlas 1:50 000, bzw. 1:25 000). Das Blatt Brienz weist gegenüber der Denzlerkarte nur wenig Veränderungen auf; immerhin hat die Aare durch die nun angelaufene Korrektur ein neues Bett bekommen und fliesst in begradigtem Lauf am heutigen Ort in den See.

Wichtige Neuerungen zeigt die Ausgabe 1905 des Siegfriedblattes. In die Augen springt der bedeutende Zuwachs an Gebäuden, was darauf zurückzuführen ist, dass nun auch Scheunen und Ställe in der Umgebung des Dorfes erfasst werden. Als neue Objekte sind die 1888 eröffnete Brüniglinie und die 1892 beendete Rothornbahn eingetragen und ein erweitertes Netz von Strassen und Wegen.

Es dürfte recht anregend sein, anhand der letzten Ausgabe der Landeskarte (Nr. 1209, Blatt Brienz), die wohl in den meisten Haushalten vorhanden ist, und der eindrucklichen Flugaufnahme von 1993 (s. S. 210) die Entwicklung des Siedlungsraumes unseres Dorfes mit den vorliegenden Kartenausschnitten zu vergleichen – und zu staunen über die gewaltigen Veränderungen.

Topografische Karten vermögen wohl die Lage und Ausdehnung eines Dorfes zu zeigen, Auskünfte über Bauart, Aussehen, Material, Alter

u.a. von einzelnen Häusern bleiben sie unschuldig. Gerade Brienz verfügt aber, wie eingangs erwähnt, über zahlreiche Wohnbauten von bedeutendem architektonischem Wert. Diese Baudenkmäler, die sogar vielen Einheimischen kaum bekannt sind, verdienen eine besondere Würdigung, für die wir Dr. h.c. Hans Guggler gewinnen konnten, einen anerkannten Fachmann für bäuerlich-dörfliche Baukultur. Mögen seine Ausführungen dazu beitragen, dass Einheimische und Besucher auch bisher unbeachtete Schönheiten an alten Häusern mit anderen Augen betrachten (s. S. 211–227)!



Siegfriedkarte/Topografischer Atlas der Schweiz 1905.



Flugaufnahme Brienz und Umgebung 1993. (Flugaufnahme 2009 mit Flurnamen im Anhang.)

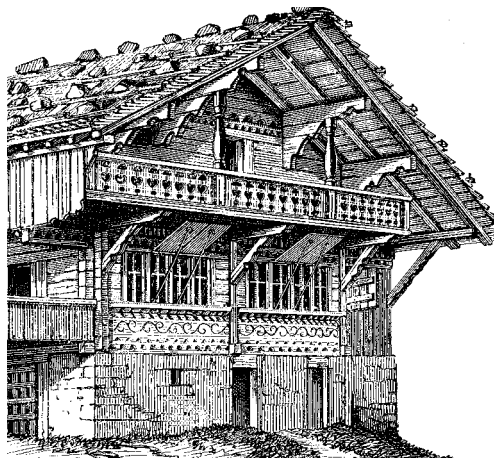
Das Brienerhaus

Dr. Hans Gugger

«Die Bauart der Schweizerhäuser ist sowohl in malerischer und konstruktiver, als auch in künstlerischer und historischer Beziehung höchst anziehend und belehrend; insbesondere haben die Holzbauten des Berner Oberlandes durch ihre ganz eigenthümliche und sehr reiche Ausbildung einen allgemein anerkannten Werth gefunden.» Das schrieb der deutsche Architekt und Hausforscher *Ernst Gladbach*, der 1857 als Professor für Baukonstruktion an das neugegründete Eidgenössische Polytechnikum in Zürich berufen worden war.

Man ist erstaunt, mit welcher Intensität und Begeisterung dieser Landesfremde unsere Hauslandschaft mit dem Zeichenstift in der Hand zu einer Zeit, als ihm noch kein Auto und in weiten Gegenden auch noch keine Eisenbahn zur Verfügung stand, erforscht hat. In der erwähnten Publikation bildet Gladbach ein Haus in Brienz ab – es ist ein Holzstich nach seiner Zeichnung – als Beispiel für «die unter dem Schutz des weit vorstehenden Giebedachs angebrachten Vorlauben¹, welche hauptsächlich in Brienz, Interlaken und Grindelwald beliebt waren, jedoch in Verbindung mit dem Blockbau in den Urkantonen niemals vorkommen.» Gladbach, der auch ein Tafelwerk zum «Schweizer Holzstil» geschaffen hat, auf das wir noch zurück-

1) Die Bezeichnung für die giebelseitige Laube über dem Wohnkranz ist nicht einheitlich. In Brienz wird sie laut einer Umfrage als «Sommerlaube» bezeichnet. In Grindelwald heisst sie «Vorzug», und «Sommerlaube» bedeutet dort die breite traufseitige Laube. Wir bevorzugen die Begriffe Giebel- oder Frontlaube.



«Brienerhaus», Holzstich nach einer Zeichnung von E. Gladbach.



Das Haus am See mit der Frontlaube auf dem Buchdeckel des Architekturwerkes Graffenried/Stürler.



Das heute noch erhaltene, um 1780 erbaute Haus an der unteren Gasse in Oberried, nach einer Lithografie von Graffenried und Stürler. Der Aufriss rechts zeigt, wie die nur wenig tiefe Laube von den vorstehenden Balken der Blockwand getragen wird.



Das Haus der heutigen Apotheke an der Hauptstrasse 105. Zu der vor 1900 entstandenen Ablichtung schreibt Jakob Hunziker, dass «das teilweise von Reben umrankte Haus die ganze fröhliche Heiterkeit dieser Bauart atme.»

kommen werden, war nicht der Erste, der auf die Bedeutung unserer Holzbauten aufmerksam machte. Bereits im Jahr 1845 edierten die beiden Berner Architekten *Adolf von Graffenried* und *Ludwig von Stürler* ein grossformatiges Tafelwerk (41 x 55 cm) mit dem Titel «Schweizerische Architektur oder Auswahl hölzerner Gebäude aus dem Berner Oberland.» Schon die Phantasiezeichnung auf dem Buchdeckel zeigt am Ufer eines Sees in der Art des Brienersees ein Holzhaus mit einer giebelseitigen Laube.

Auf den Tafeln XI und XII wird alsdann von einem «Wohnhaus zu Ried am Brienersee» – es ist Oberried in der Kirchgemeinde Brienz – vor-

erst die vollständige reich beschnitzte Fassade und dann ein reizendes Detail mit einem diskutierenden Paar auf der Giebellaube dargestellt, siehe die Abb. S. 211 und 221.

In den Jahren 1900 bis 1914 erschien das Fundament der schweizerischen Hausforschung (*Richard Weiss*), das achtbändige Werk von *Jakob Hunziker* «Das Schweizerhaus nach seinen landschaftlichen Formen und seiner geschichtlichen Entwicklung.»² Und wieder ist es ein Haus mit einer Giebellaube, das der unermüdete Forscher, dem nun der Fotoapparat zur Verfügung stand, auf der Seite 92 des siebenten Bandes als für Brienz typisches Haus darstellt. Es ist das bis jetzt glücklich erhalten



Das Haus Kirchbühl 2, Zeichnung von Karl Girardet (1813 – 1871).

gebliebene, 1776 erbaute Haus an der Hauptstrasse 105, in dessen Erdgeschoss sich heute eine Apotheke befindet.

Aber nicht nur die frühen Hausforscher bringen dieses Giebellaubenhaus mit Brienz in Verbindung, auch die bildenden Künstler dokumentieren sie in ihren Werken.

2) Siehe zu den hier eingangs erwähnten Autoren die kritisch wertende Arbeit von *Edwin Huwiler*, dem wissenschaftlichen Leiter des Ballenberg, im Jahrbuch 1996 des Freilichtmuseums mit dem Titel «Schweizerische Hausforschung» (S. 45 ff.: *Graffenried* u. *Stürler*, S. 49 ff.: *Gladbach*, S. 75 ff.: *Hunziker*).



Die «Sommerlaube» am Haus von 1602 an der Brunngasse, die nachträglich mit Stichbalken und Bügen und mit auf die Blockvorstösse der Zwischenwand abgestützten Streben angebaut worden ist.



An dem um 1750 erbauten Haus an der Alpgasse ist ausser der Seitenlaube auch die Frontlaube schon mit dem Neubau entstanden, wie an den zu einer Konsole vorgezogenen Balken der Blockwand zu erkennen ist.

Nun müssen wir aber dieses «Brienzerhaus» doch etwas relativieren. Die Frontlaube finden wir, wie das schon *Gladbach* erwähnt, nicht nur in Brienz, sondern auch auf dem Bödéli und überhaupt im Gebiet der beiden Seen und nirgends so konsequent wie in Grindelwald. Wir werden sie aber, und das macht unsere Hauslandschaft ja so faszinierend, weder im Hasli noch im Frutigland oder dem Simmental und dem Saanenland an einem vor 1900 erbauten Holzhaus finden. (Ganz seltene Ausnahmen – z.B. in Reichenbach – bestätigen die Regel.)

Wichtig ist nun aber die Feststellung, dass die Giebellaube ursprünglich am Brienzerhaus nicht vorhanden war. Dies im Unterschied zu Grindelwald, wo sie schon im 16. Jahrhundert nachgewiesen werden kann.³ Sie ist an den zahlreichen Häusern des 16. und 17. Jahrhunderts erst später, wohl meist erst im 18. und frühen 19. Jahrhundert angehängt worden. Ein frühes Beispiel einer schon von Anfang an mit dem Neubau konzipierten, leider später gekürzten Giebellaube findet sich am undatierten, um 1750 erbauten Haus an der Alpgasse 12.

Im Gegensatz etwa zu den zierlichen Sommerlauben an der Brunngasse, die von *Stichbalken* getragen werden, die nachträglich neben den *Gwättvorstössen* eingelassen wurden und durch Büge an der Blockwand abgestützt werden müssen, ruht hier die Laube auf Konsolen, die durch verlängerte Balken der Seitenwände und der Stubentrennwand gebildet werden.

Der reiche Bestand von Häusern aus dem 16. und 17. Jahrhundert

Im Unterschied zu zahlreichen Dörfern des Oberlandes ist Brienz nie von einem verheerenden Dorfbrand heimgesucht worden.⁴ Dem ver-

danken wir, dass in unserem Dorf wohl der grösste Bestand von Hausbauten aus dem 16. Jahrhundert erhalten geblieben ist. Da es Brauch war, vor allem in dieser frühen Zeit, den Hausbau auf der Giebelseite zu datieren, haben wir Kenntnis von ihrer Entstehungszeit.

Ein instruktives Beispiel zeigt die Abbildung vom Haus Thomann an der Hauptstrasse 77, (Seite 214), wo 1999 die erste Auflage unseres Buches gedruckt worden ist. Die Jahrzahl 1552 ist mit römischen Zahlzeichen und arabischen Ziffern, die sich erst um die Jahrhundertwende in der heutigen Form durchgesetzt hatten, in den Balken unter dem alten Rauchloch in der Mitte der ursprünglichen Giebelwand eingekerbt worden. Das bald 450-jährige Haus Thomann an der heute belebten Strasse ist aber auch ein belehrendes Beispiel für das Schicksal dieser wertvollen Bauten aus früherer Zeit. Schon auf dem abgebildeten Ausschnitt der Fassade ist zu erkennen, dass das Haus wohl bereits im späten 17. Jahrhundert vergrössert und die First, die 1552 über dem erwähnten Rauchloch lag, erhöht und nach rechts versetzt worden ist. Im 18. Jahrhundert wurde dem Haus auf die ganze Breite die damals Mode gewordene Sommerlaube angehängt. Die Wellenfriesen und zierlichen Ausschnitte der Brüstung belegen diese Zeit. Lange stand das Haus friedlich unten am See, unberührt vom Durchgangsverkehr, der früher durch die Oberdorfstrasse führte.

3) Schon am Haus am Stutz von 1555 stammt nach *Chr. Rubi* die Frontlaube aus der Bauzeit. Ebenfalls am Haus in der *Schwendi* von 1572 ist die Laube, die auf einer Rosskopfkonsole liegt, für das 16. Jh. belegt.

4) Betroffen waren vor allem Frutigen 1726 und 1827, Erlenbach 1765, Guttannen 1803, Meiringen 1879 und 1891 und Grindelwald 1892.



Die Front des Hauses an der Hauptstrasse 77 erzählt seine bald 450-jährige Geschichte dem Betrachter bereitwillig. Siehe dazu den Text Seite 213.

Dies änderte, als der Fremdenverkehr eine immer grösser werdende Bedeutung erlangte und die durchgehende Seestrasse, die heutige Hauptstrasse, entstand, die sich alsbald zur Geschäftsstrasse entwickelte. Nun hatte das Haus, dessen Bewohner bis anhin von der Landwirtschaft oder dem Fischfang gelebt hatten, ganz anderen Ansprüchen gerecht zu werden. Im aus Bruchsteinen gemauerten Erdgeschoss kamen anstelle des Geissenstalles Geschäftsräume für Dienstleistungen. Zudem verlangten die Ferienwohnungen erhöhte Stuben mit grösseren Fenstern. All die baulichen Veränderungen lassen sich heute an dieser Fassade ablesen. Trotz allen Umbauten und Ergänzungen finden wir aber noch Reste der

feinen Zierrillen aus der Bauzeit, und noch immer stützen die für das Jahr 1553 typischen Blockkonsolen die linke und die des 17. Jahrhunderts die rechte Hälfte des weit vorkragenden, schwach geneigten Satteldaches, das ursprünglich mit Steinen beschwert war.

Der Jahrzahl wegen sind wir bei einem Haus stehen geblieben, dessen Front uns bei näherer Betrachtung seine Geschichte durch die Jahrhunderte verraten hat. Um das Erkennen all dieser zeitbedingten baulichen Eigenheiten zu erleichtern, sei nun im Folgenden versucht, die Entwicklung des Hausbaus in unserem Dorf vor allem anhand der Fassadengestaltung darzustellen.

Das Haus des 16. Jahrhunderts und seine Zierelemente

Die ältesten Häuser in Brienz waren durchwegs hölzerne Blockbauten auf einem aus Bruchsteinen gemauerten, als Sockel dienenden Kellergeschoss. Sie wiesen meist einen annähernd quadratischen Grundriss auf, sofern sie nicht als Doppelhäuser errichtet wurden. Das Wohngeschoss bestand frontseitig aus einer breiten und einer schmälere Stube. Auf der Rückseite schloss sich den beiden Gemächern auf die ganze Breite die bis zum Dach offene Küche mit der Feuerstelle an, in der oft eine kleine Küchenkammer abgesondert war.

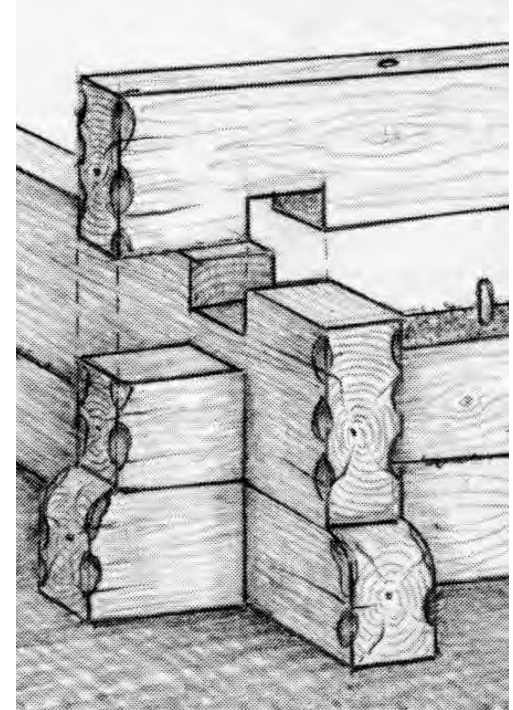
Aus der Küche führte eine Treppe über eine Galerie zu den niederen Kammern im oberen Geschoss. Auf den von Blockwänden getragenen *Pfetten* lag das schwach geneigte Satteldach. Die Dachhaut bestand aus grossen, mit Steinen beschwerten Dachschindeln, die auf dem von Rafen gestützten Lattenrost lagen. Ein Kamin kannte man an diesen frühen Bauten nicht. Der Rauch der Feuerstelle strich durch das niedrige Estrichgeschoss, die «Ruessdili», wo das Fleisch zum Räuchern Platz fand, zur Öffnung in der Giebelwand. Den Zugang zur



Die ursprünglich durch ein Türchen verschliessbare Öffnung zwischen der bis zum Dach offenen Küche und der «Ruessdili» (Russdiele) unter der First des Hauses Krummgasse 3 aus dem Jahr 1561.



Die fünf dreifachen «Rosskopfkonsolen» am Haus Oberdorfstrasse 36/38 von 1553. Unter der erneuerten Jahrzahl ist das Gesims mit den feinen Rillen erkennbar, und die Blockvorstösse belegen eine breite und eine schmale Kammer.



Die Verbindung der Blockwände, das «Gwätt», Zeichnung Ch. Rubi.

Haustüre, die in die Küche führte, erreichte man über eine traufseitig mit einer Laube verbundene Treppe.⁵

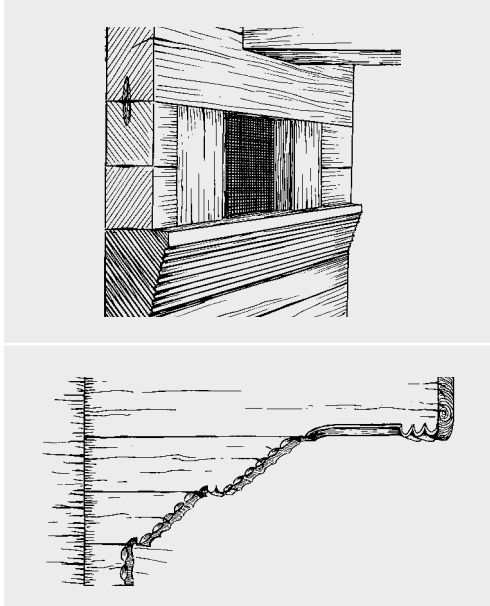
Wie erwähnt handelt es sich bei uns um reine Blockbauten. Dies im Unterschied zum Haus westlich der Niesenkette, im Simmental und Saanenland, wo das Wohngeschoss einen mit liegenden *Flecken* ausgefachten Ständerbau aufweist. Von Blockbau spricht man, wenn die Wände, die das ganze Haus tragen, aus übereinander geschichteten Vierkantbalken bestehen, die an ihren Enden durch sich entsprechende Einschnitte rechtwinklig verkämmt sind. Diese Verbindung nennt man im Bernbiet «Gwätt».

In der Schriftsprache schreibt man von gestrickter Bauweise. Auch die Trennwände der Stuben und Kammern werden in dieser Weise in die Aussenwände eingefügt, so dass an der Hausfront an ihren Blockvorstössen die Stubeinteilung zu erkennen ist. Die bündig übereinander geschichteten Vierkantbalken ergaben eine flache, schmucklose Hausfront, die einzig in der Vertikalen durch die erwähnten Blockvorstösse belebt wurde.

5) Ein instruktives Beispiel für dieses frühe Brienzerhaus mit der offenen Feuerstelle ist das weitgehend auf den ursprünglichen Zustand des späten 16. Jahrhunderts zurückgeführte Haus Nr. 1021 von Matten auf dem Ballenberg (heute mit modernem Umbau).

Es ist nun faszinierend zu verfolgen, wie die Zimmerleute bestrebt waren, diese Hausfronten mit Ornamenten und mit schattenspendenden Vorstössen auch in der Horizontalen zu beleben. Wir wollen versuchen, diese Bemühungen zeitlich einzuordnen.

Die frühesten Schmuckformen sind die vertiefte Hohlkehle oder Rille und der Halbrundstab oder Wulst, beides Zierformen aus gotischer Zeit. Am auffallendsten sind diese mehrfachen Rillen an dem angefasten Gesims oben im Giebfeld zwischen den Blockkonsolen, die die beiden Zufirsten tragen.



oben: Das Gesims unter dem Rauchloch mit dem Rillenornament (Rillenfas) am Giebfeld der Oberdorfstrasse 56 von 1576.

unten: Blockkonsole mit zwei und drei Halbrundstäben desselben Hauses, Zeichnung Ch. Rubi.

In der Folge hat man das ganze Giebfeld etwas vorgezogen, den leicht vorkragenden Balken angefasst und diese Abschrägung mit mehreren parallelen Rillen versehen. Mit diesem Rillenfas schmückte man auch die anfänglich nur wenig vorkragenden Gesimse der meist gekuppelten Fenster der beiden darunter liegenden Stockwerke.

Mit dem Halbrundstab verzierte der Zimmermann die Unterseite der frontseitig gestaffelt vorstossenden Balkenenden, die den schützenden Dachvorsprung tragen und die wir als Blockkonsolen bezeichnen. Als besonders reiches Beispiel zeigt die Abbildung die Konsolen des weit vorspringenden Daches am 1553 erbauten Haus an der Oberdorfstrasse 36/38



Die mit zahlreichen Rautenfriesen beschnitzte Front des um 1640 erbauten Hauses an der Hauptstrasse 15. Die Inschrift ist durch feine Konsölichen unterbrochen. An den Gwättvorstössen ist das grosse drei Stuben breite Haus zu erkennen.

(Haus Mathyer / Tobler). An je drei Balkenenden sind vier dieser Stäbe eingehauen und durch angerundeten Aushub freigestellt. Die schrägen Kanten sind zudem mit Rundaushüben (Eierfas) gebrochen. Man wird durch diese Formgebung an Pferdeköpfe erinnert, eine Bezeichnung, die sich denn auch dafür eingebürgert hat. Zahlreich sind diese frühen, meist mehr als 400-jährigen Konsolen bei uns erhalten geblieben, auch wenn das betreffende Haus längst umgebaut worden ist.⁶ Auf der Abbildung ist zudem das oben erwähnte mit Rillen verzierte Gesims unterhalb der Jahrzahl gut erkennbar.

Die Rillen, der Halbstab und die mit den Rundaushüben, dem Eierfas gebrochenen Balkenkanten blieben bis ins 17. Jahrhundert der einzige Schmuck der Fassade wand.

Die Fassadengestaltung im 17. Jahrhundert

Das Bedürfnis, die Hausfront intensiver zu gestalten, finden wir erstmals am grossen, als repräsentatives Bauwerk um 1640 erstellten Haus an der Hauptstrasse 15 (Haus Michel / Änderdorf). Aufschlussreich ist die Inschrift: «DAR ZIMMERMEISTER IST IM HASLILAND WOLLBEKANT SIN NAMEN IST ADELIAN BALMER GENAMPT.»

Im Hasli, diesem erstaunlich selbständigen Kulturbezirk, hat sich früh eine reiche Zimmermannskultur entwickelt, die nicht nur für Brienz, sondern für weite Teile des Oberlandes zum Vorbild geworden ist. Bereits 1561 beginnt mit dem Bau des Feldhauses in Wiler bei Innertkirchen durch *Hans Hallbarter*⁷ mit dem konsolengestützten Vorkrag des Giebfeldes diese neue Fassadensprache.



Fassadenteil an der Äusserstgasse 3 mit den Würfelfriesen und den ursprünglichen Fenstergewänden des Gadengeschosses.



Der kräftige Vorkrag des Giebfeldes am Haus an der Äusserstgasse 3, wo bei genauem Hinsehen immer noch feine Rillenfriese, wie sie im 16. Jahrhundert Mode waren, zu erkennen sind. Typisch für die Bauzeit von 1644 ist die abgeschrägte Blockkonsole mit den halbkreisförmigen Aushüben.

1603 und 1605 verwendet *Jakob Abplanalp* diesen Vorkrag auch an seinen Neubauten in Willigen. Zuvor hat 1598 *Hans Jühni* an dem reichgestalteten Haus Eisenbolgen in Meiringen zur Betonung der horizontalen Fassadenelemente in unserer Region erstmals die Würfel- und Rautenfriese eingesetzt, die nun der ebenfalls aus dem Hasli stammende *Adelian Balmer* in unserem Dorf anwendet, und das gleich in einem so üppigen Ausmasse, wie wir es später bei uns nicht mehr finden.⁸

Nicht nur das Giebfeld, sondern auch das darunter liegende Geschoss ist dem unteren gegenüber kräftig vorgezogen. Diese Vorkrage werden durch zierliche, auf die ganze Wand verteilte Konsolen zumindest optisch gestützt. Das Rillenornament musste nun bis auf ein letztes Fries an der Gadenwand fast vollständig dem Rautenornament weichen. Nicht weniger als acht zum Teil doppelte Rautenfriese – vor der Änderung des unteren Geschosses waren es noch mehr – überziehen die Wand.

Eine neue Gestaltung erfuhren auch die nun in einer konsequenten Schräge behauenen Blockkonsolen, deren Balkenvorstösse an der Unterseite anstelle der Halbstäbe mit einem halbkreisförmigen Aushub belebt worden sind. Wenn wir zuvor von gotischen Elementen geschrieben haben, so ist es nun die Sprache der Renaissance, die sich hier an dieser Fassade mit dem Betonen der Horizontale kundtut. Das grosse, drei Stuben breite Haus ist später mit einer Querfirst zur neuen Hauptstrasse erweitert worden, wobei auch die Zierfriese weitergeführt worden sind.

Nicht aus dem Hasli, sondern aus der Gegend von Interlaken kam der Zimmermeister *Hans*

Boss, der 1644 das Haus an der Äusserstgasse 3 erbaut hat. Diesem Meister verdanken wir bis hinunter nach Thun zahlreiche qualitätvolle Bauten.⁹ Obwohl um die selbe Zeit errichtet, wirkt die in den oberen Teilen gut erhaltene Fassade gegenüber dem Werk des *Adelian Balmer* eher altertümlicher, weist sie doch immer noch vier Rillenfriese auf. Auch ist nur das Giebfeld durch einen kräftigen, konsolengestützten Vorkrag vorgezogen. Hier sind es nun Würfel, die oben in einfacher und unten in doppelter Reihe die neue Schmuckform dokumentieren.

Am späteren seeseitigen Anbau kommt dann auch das Rautenfries wieder zu Ehren. Besonders erwähnenswert sind die ursprünglichen Fenstergewände im oberen Stockwerk und die Blockkonsolen, die am Bauteil von 1644 dieselbe Gestaltung aufweisen wie am Haus Nr. 15 an der Hauptstrasse, während diejenige des Anbaus mit ihrer Rundung schon ins nächste Jahrhundert weist.

-
- 6) Ein geradezu amüsantes Beispiel ist am Geburtshaus unseres Dichters *Albert Streich* an der Oberdorfstrasse zu finden, dessen Front vollständig erneuert worden ist. Doch kündigt eine einzige Blockkonsole immer noch davon, dass das Haus ursprünglich aus dem 16. Jh. stammt.
 - 7) Der vermutlich aus dem Goms stammende Zimmermeister hat 1563 die Stubendecke signiert. Es ist anzunehmen, dass er auch der Erbauer des Hauses ist.
 - 8) Von *Adelian Balmer* sind im Hasli Hausbauten erhalten, in Innertkirchen von 1633, 1643, 1649, 1657, auf dem Hasliberg von 1642, 1654 und in Gadmen von 1650. (Siehe dazu *H.C. Affolter* «Die Bauernhäuser des Kt. Bern», Bd. 1, «Das Berner Oberland», Basel 1990. Dieser grundlegenden Publikation haben wir weitere wichtige Daten und Fakten entnommen.
 - 9) Von *Hans Boss* sind von 1618 bis 1675 zahlreiche Bauten nachgewiesen. Ein schönes Beispiel ist das Gemeindehaus in Matten von 1643. Siehe dazu die in der Fussnote 8 erwähnte Arbeit von *H.C. Affolter*, S. 484.

Es scheint, dass im 17. Jahrhundert gegenüber dem vorangehenden weniger Neubauten entstanden. Doch wurden in dieser Zeit viele bestehende Häuser durch seitliche Anbauten erweitert und dabei auch die neuen Zierformen verwendet.

Die barocken Formen des 18. Jahrhunderts

Das Würfel- und Rautenfries blieb bis ins 18. Jahrhundert die bevorzugte Schmuckform und fand auch Verwendung, als sich um 1700 vorerst im Simmental und im Saanenland barocke Elemente dazu gesellten.¹⁰ Die Würfel wurden nun durch Blendbogen verbunden, und Motive aus der Pflanzenwelt belebten, vorerst mit dem Pinsel aufgetragen, bald aber auch als Flachschnitzerei ins Holz gearbeitet, die Hausfassaden. Auch hier sind es nicht vor allem Neubauten, sondern Änderungen am Stubenwerk be-

stehender Häuser, die mit diesen Wellenranken und Blumen- und Blattmotiven geschmückt wurden.

Ein eindrückliches Beispiel bietet das 1576 erbaute Stähli-Haus an der Oberdorfstrasse 56, dessen unterer Teil der Fassade wohl in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufwändig und mit zum Teil gestellten Balken erneuert worden ist. Die zu Konsolenreihen geformten Würfel mit den erwähnten Blendbogen sind hier in derselben Art in den Vorkrag gearbeitet wie an der 1776 erbauten «Apotheke» an der Hauptstrasse 105, deren Zimmermeister wir leider nicht kennen. Eher beeinträchtigt wird diese kunstvoll erneuerte Wand durch die vermutlich noch etwas später vorgebaute, ebenfalls sehr sorgfältig gestaltete Sommerlaube, ein Dilemma, auf das wir noch zurückkommen werden.

Es entstanden aber auch stattliche Neubauten, die sich gegenüber den Altbauten meist durch grössere Stubenhöhen auszeichneten. 1749 war es das eigenwillig aufwendige «Beckli-Haus» an der Oberdorfstrasse 96, das wie aus einer anderen Welt, im Unterschied zu dem bei uns üblichen Blockbau, bis obenaus als Ständerbau errichtet worden ist. Nicht liegende, an den Ecken durch das *Gwätt* verbundene Balken trugen hier die Last des Hauses, sondern kräftig dimensionierte stehende Hölzer.¹¹ Stark vorkragende Gesimse gliederten die Front, die ganz auf zusätzliche Ornamente verzichtete. Das Haus ist am 19. Juli 1998 abgebrannt.

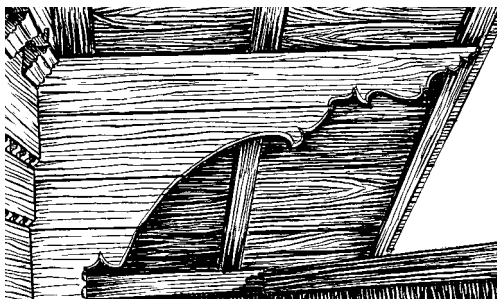
Dagegen ist die Fassade des ums Jahr 1750 erbauten Gasthofes zum Kreuz – es ist das älteste erhaltene Gebäude in Tracht¹² – mit der neuen Ornamentik dieser Zeit überzogen worden. Die flach geschnitzten Verzierungen sind nur wenig erhöht. Umso kräftiger wirken die elegant geschwungenen Blockkonsolen unter dem Dachvorsprung.

Kurz nach der Jahrhundertmitte sind alsdann unten an der Hauptstrasse zwei eindrückliche Gebäude entstanden, die glücklicherweise erhalten geblieben sind. Es sind dies der 1758 erbaute und 1768 erweiterte Alte Bären (Hauptstrasse 69) und der Schiffschopf von 1764.

Eine schöne Frakturschrift¹³ unter dem von Konsolen gestützten Vorkrag des Bären besagt, dass «Im 1758 Jahr *Hans Fischer* Ein Teil Von Diesem Hauss Lahn Bauen Har.» Die beim Neuaufbau 1985 sorgfältig restaurierte Fassade weist nur zurückhaltend Romben- und Würfel-friese auf, und auch der zehn Jahre jüngere Anbau musste ohne die damals Mode gewordenen aufwändigeren Ornamente auskommen.



Die vielfältigen Ornamente der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts am Haus der Apotheke an der Hauptstrasse 105.

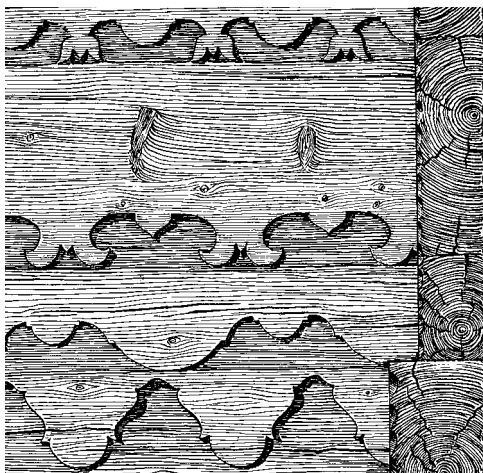


Die in barocken Formen gestaltete Blockkonsole der Apotheke. Zeichnung Ch. Rubi.

Noch schlichter gestaltet ist der als reiner Zweckbau errichtete Schiffschopf, dessen Fassade heute verrandet ist. Im Gegensatz dazu ist das 1776 erbaute, bereits erwähnte Haus der heutigen Apotheke (Hauptstrasse 105) überaus reich mit vielfältigen Motiven verziert worden. Wellen-, Zickzack- und Kielbogenfriese wechseln mit nur schwer beschreibbaren Gebilden, deren farbige Fassung sorgfältig erneuert worden ist.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen zudem die in vielen Varianten konkav und konvex geschwungenen Blockkonsolen, die den grossen Dachvorsprung tragen. Es ist nun die Sprache des Barock, die sich hier kundtut. Erstaunlich ist, dass die Brüstung der schon mit dem Neubau entstandenen Sommerlaube, die anscheinend original erhalten ist, keine schmückenden Ausschnitte aufweist.¹⁴

Das am aufwändigsten gestaltete Haus des 18. Jahrhunderts stand jedoch nicht im alten Dorfteil von Brienz, sondern in Tracht an der Stelle der heutigen Post. Das 1787 errichtete Bauwerk (Hulliger-Haus) ist 1975 ins Freilichtmuseum Ballenberg versetzt worden. Die eindrücklich symmetrisch gestaltete Fassade mit



Die reichen Flachschnitzereien nach Motiven aus der Pflanzenwelt am 1787 erbauten Brienzlerhaus auf dem Ballenberg.

der regelmässigen Verfensterung und den horizontalen Akzenten der Vorkrage und Gesimse ist vollständig mit Flachschnitzereien überzogen. *Christian Rubi* hat für uns noch am alten Standort ein instruktives Detail dieser Wellen-, Tulpen- und Blattfriese gezeichnet.

Im selben Jahr 1787 ist auch der schöne Bau des Gasthofs Steinbock errichtet worden. Es ist die Zeit, als der alte Dorfkern des Änderdorfes sich allmählich mit Tracht verband.

Auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind noch aufwändig gestaltete Hausfassaden entstanden, die zudem unverändert auf uns gekommen sind. So das gut erhaltene Haus Chilchgasse 6, das neben dem alten Rombenfries eine reiche Ornamentik aufweist, die aus pflanzlichen Vorbildern abgeleitet ist. Und noch im Jahr 1845 baute der Zimmermeister *Andreas Senger* das reizende, etwas im Hintergrund liegende Häuschen an der Oberdorfstrasse 82

mit einem reichen, flach geschnitzten und bemalten Dekor, der uns nun an die Biedermeierzeit erinnert. Beide Häuser sind ursprünglich nicht für Brienz gebaut und erst später von Schwanden und aus dem Hasli hierher versetzt worden. Für derartige Verschiebungen, die früher öfters vorkamen, eignete sich der *gwättete* Blockbau ganz besonders, konnten doch die Balkenlagen zerlegt und wieder zusammengefügt werden, ohne Schaden zu nehmen.

In den Jahren 1830 und 1851 sind alsdann die Häuser am Tunnelgässli 1 und 5 in Tracht errichtet worden, wobei am letzteren das traditionelle Satteldach durch einen Gerschild zum Krüppelwalmdach geworden ist; eine Dachform, die bereits 1734 – 1735 von Werkmeistern aus dem Unterland am Pfarrhaus und der Pfrundscheune gebaut worden ist. Etwas zurückhaltender sind ihre Fassaden mit Ornamenten ebenfalls aus dem Formenschatz des 18. Jahrhunderts, jedoch ohne pflanzliche Motive, geschmückt worden.

10) Erstmals 1670 an der Kastlanei in Saanen.

11) *Emil Thomann* verdanken wir den Hinweis, dass der aus dem Unterland stammende Werkmeister, der im Auftrag des Staates 1734/35 die Pfrundscheune beim Pfarrhaus errichtete, auch das «Becklihaus» erbaute, das zuvor mit mehreren Häusern auf dem Bord einem Schadenfeuer zum Opfer gefallen war. Es musste um die Jahrhundertwende einem Neubau weichen.

12) Die Jahrzahl 1688 ist am Giebel erst später angebracht worden und bezieht sich auf eine Erneuerung des Tavernenrechts und nicht auf das Baudatum.

13) Die Inschriften des 17. Jh. sind dagegen noch mit den Versalbuchstaben der «Steinschrift», die wir «Grotesk» nennen, oder der reicheren Form der «Antiqua», die zusätzlich Füsschen und Abschlussstriche (Serifen) aufweist, geschrieben worden.

14) Das Haus erhielt kurz nach 1900 einen Anbau mit Querfirst. Auch ist später das Erdgeschoss erneuert worden. Der durch *Stichbalken* gestützte Vorkrag in der Art der um 1600 im Hasli errichteten Bauten ist modern.

Die Sommerlaube (Frontlaube)

Wir haben hier versucht, insbesondere die Entwicklung der Fassadengestaltung an unseren mit einer Ausnahme als Blockbauten errichteten Häusern von der Zeit um 1500 bis ins 19. Jahrhundert nachzuzeichnen und dabei festgestellt, wie der Zimmermann bestrebt war, die ursprünglich flache Wand mit einem Spiel von Licht und Schatten zu beleben, was er durch vorkragende Balken und kunstvoll geschnitzte Friese verwirklichte.

Dieses feine Spiel wurde nun durch die eingangs erwähnte Giebel- oder Frontlaube erheblich beeinträchtigt. Die behutsam abgestuften Elemente traten plötzlich in den Hintergrund oder wurden gar zugedeckt, und der stark vorspringende Bauteil warf einerseits seinen Schatten auf die darunter liegende Wand und entzog andererseits den schön gestalteten Giebelteil dem unten stehenden Betrachter.

Dies mag mit ein Grund sein, dass hier im 18. Jahrhundert die Fassadengestaltung mit wenigen Ausnahmen nicht die Intensität erreichte wie im westlichen Oberland. Allerdings hat man oft der Schwelle und dem Brüstungsbalken der Laube ein schönes Profil gegeben oder diese mit einem Zierfries bereichert und damit versucht, den geschilderten Verlust wettzumachen. Auch sind die Bretter der Laubenbrüstung mit kunstvollen Ausschnitten bereichert worden. Oft dienten als Vorlage die *Docken* steinerner Brüstungen. Oder es traten an ihre Stelle gedrechselte *Staketen*, und einen besonderen Akzent setzte der schön gestaltete, durch einen *Stichbalken* mit der Giebelwand verbundene Laubenpfosten mit dem zierlichen Knauf.



Das prachtvolle Brienerhaus aus dem Jahre 1515 an der Schleggasse mit der wohl um 1770 angebauten Frontlaube.

Wann die erste dieser Frontlauben in Brienz an ein Haus gebaut worden ist, werden wir wohl nie in Erfahrung bringen.¹⁵ Alle drei Lauben, denen die Westseite der Brunngasse das vielbewunderte Bild verdankt – früher waren es noch mehr – stammen aus dem 18. Jahrhundert, obschon die Häuser rund 200 Jahre älter sind. Es ist gut ersichtlich, wie sie nachträglich mit Stichbalken und stützenden Bügen angefügt worden sind.

Ein besonders schönes Beispiel bietet das auch in seinem Erhaltungszustand bedeutende Haus Fischer an der Schleggasse 8 aus dem Jahr 1515. An der vorzüglich gestalteten, später vorgehängten Laube mit dem zierlichen Mittelpfosten sind die Brüstungsbretter nach einem Ornament ausgeschnitten, das wir häufig am Emmentalerspeicher des 18. Jahrhunderts fin-

den und das als Rüderswiler Blume bezeichnet wird. – Oder wer hätte nicht seine Freude an dem hübsch behauenen schrägen Hängepfosten, mit dem die Laube am Haus Schlagenhauf an der Hauptstrasse 19/23 oben an der Zufirst aufgehängt ist?

Die Frontlaube, die nun seit dem 18. Jahrhundert zum eigentlichen Charakteristikum des Brienerhauses geworden ist, ist ja sehr schmal und bietet in der Tiefe meist nicht viel mehr als einen halben Meter Raum. Sie war keineswegs für den Frühstückstisch oder den Liegestuhl der Feriengäste gedacht. Dass sie, zur Gasse gewendet, auch zur Kommunikation mit der Aussenwelt diente, wie das der Zeichner der reizenden Situation in Oberried darstellt, ist nicht von der Hand zu weisen. Gebaut aber wurde sie vor allem zum Trocknen und Dörren



Das Gespräch auf der Laube. Lithografie von Graffenried und Stürler (Ausschnitt), siehe auch die Abbildung Seite 211.

von Nüssen¹⁶, Obst und den Stangenbohnen, dem Fisel (abgeleitet vom lat. *Phaséolus*). Auch hängt man hier gelegentlich ein Wäschestück an die Sonne oder eine Bettdecke zum Verlüften. Doch taugte sie sicher nicht zum Trocknen der grossen Wäsche, die ja meist jährlich nur zweimal stattfand, und für die auf freiem Feld oder am Seeufer eine lange Leine aufgespannt werden musste.¹⁷

Dass diese Laube aber auch zur Zierde des Gassenraumes geworden ist, belegt ja wie erwähnt die Brunngasse. Hier erkennt man

jedoch auch, dass sie ihre ästhetische Funktion nur erfüllt, wenn sie in der ursprünglichen Form über die ganze Breite der Hausfront gespannt ist. Allzu oft ist sie ja leider später auf ein Balkönchen reduziert worden.

15) Die vorne erwähnte um 1750 erbaute Laube an der Alpgasse 12 dürfte einen Anhaltspunkt geben.

16) *Peter Wyss* machte den Schreibenden auf den grossen Nussbaumbestand und die Verwendung der Nüsse für die Krapfen aufmerksam, und *Erich Schild* hat auf den «Fisel» (Bohnen) hingewiesen.

17) Von der «grossen Wäsche» hat uns *Helene Schild* erzählt. Siehe dazu die Abbildungen auf den Seiten 14 und 15 in «Alt Brienz», Brienz 1981.

Die Nebengebäude

Die Scheuer

Das Haus, das wir bis jetzt beschrieben haben, war die Wohnstätte des Bauern oder des Handwerkers und Fischers, die sich ebenfalls von der eigenen Landwirtschaft ernährten. Im Unterschied zum Unterland, aber auch zu den Tälern des Frutiglandes, befanden sich in Brienz höchstens Kleinviehställe unter der First des Wohnhauses; vom Ziegenstall im gemauerten Kellergeschoss haben wir vorne ja berichtet. Der Kuhstall und der Bergeraum für die Winterfütterung hatte dagegen seine eigene First, und diese Scheuer stand oft in erheblicher Distanz zum Wohnhaus.

Es waren meist schmucklose, aber wohlproportionierte Gebäude, die mit ihren regelmässigen Blockwänden über dem in der Regel gemauerten Stallgeschoss und mit dem schwach geneigten Satteldach, dessen Brettschindeln früher mit Steinen beschwert waren, auch der Beachtung wert sind.

Einen besonderen Akzent verliehen diesen Bauten die senkrechten, aussen und innen an der Blockwand angebrachten Keilstangen, die man in Brienz mit «Nagel» bezeichnete, die das Ausbiegen der nur an den Ecken durch das *Gwätt* zusammengehaltenen liegenden Balken zu verhindern haben. Diese Keilstangen werden ihrerseits von Klammern zusammengehalten in Form von durch die Wand gestossenen *Stichbalken*, die ausser- und innerhalb derselben eine Öffnung aufweisen, in der die Keilstangen, die oft noch zusätzlich oben in die *Dachpfette* gezäpft sind, verankert werden.



Die Stallscheune an der Äusserstgasse, deren Blockwand mit den «Schliessen», so nannte man in Brienz diese Vorrichtung mit Keilbalken und Klammer, gesichert ist. Rechts daneben: Dieselbe Wand von der Innenseite gesehen.



An der Scheuer der Birgigasse ist dank der später ausgesägten Öffnung die oberste Klammer vollständig sichtbar.

Oft hat man anstelle der Klammern kräftige Holznägel durch eine Bohrung gestossen, die aussen mit einem dicken Kopf und innen mit einem Loch versehen sind, durch das ein Keil geschlagen wird.

Im Dorf sind nur wenige dieser Scheunen, die vor allem im Winter eine wichtige Funktion zu erfüllen hatten, erhalten geblieben, und auch die sind, um neuen Aufgaben gerecht zu werden, meist umgebaut worden. Ein vielfältiger Baubestand ist aber auf den Alpweiden von der untersten Vorsass bis hinauf zum obersten Stafel noch in seiner Funktion zu finden. Vom einfachen Heuschober bis zur ausgewachsenen Alphütte mit Käseküche und Schlafkammern ergäben sie ein eigenes Kapitel, auf das wir hier verzichten müssen¹⁸.

18) Die Kantonale Denkmalpflege verfügt über eine vollständige, jedoch unkommentierte Fotodokumentation des Baubestandes der Brienzner Alpen. Zum Problem der Erhaltung s. S. 139.

Der Speicher

Vom Ruedissee-Speicher

Unten am See stand bis 1955 mit der Front zur Strasse, die im Jahre 1602, als dieses eindrucksvolle Bauwerk errichtet wurde, noch nicht die durchgehende Hauptstrasse war, ein grosser Speicher mit drei Geschossen. Sein ursprünglicher Standort am Ruedissee ist auf der alten Aufnahme, die wir dem eingangs erwähnten Hausforscher *Hunziker* verdanken, gut dokumentiert, ist doch links die Ländtemauer zu erkennen.¹⁹

Mit «See» bezeichnete man ja in Brienz eine Landestelle, einen kleinen Hafen. Bereits dem vorne ebenfalls zitierten *Professor Gladbach* ist dieses kräftig gestaltete Gebäude aufgefallen, hat er ihm doch in seinem Tafelwerk eine ganze Seite gewidmet.

In einem Kommentar schreibt er u.a.: «Die unteren Räume dieses Speichers dienen zur Aufbewahrung von Heu, die mittleren für Käse und die oberen für Obst und Fleisch. Letzteres wird durch die vom nahen See abgekühlte Luft getrocknet.» So wird die Benutzung zur Zeit Gladbachs in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewesen sein. Wir glauben aber, dass dieses auffallend grosse Bauwerk 1602 als Ländtespeicher für die ein- und abgehende Schiffsfracht, vor allem den «Sbrinz» errichtet worden ist.²⁰

Der Speicher ist ein hölzerner Blockbau. Feine Rippenfriese zieren die Gesimse und gotische Eselsrücken die Türstürze der Front. Der Schwellbalken des kräftig vorkragenden Obergeschosses trägt die folgende Inschrift mit dem seltenen Hinweis auf das Klima des Baujahres:



Der grosse, 1602 erbaute Ruedissee-Speicher am ursprünglichen Standort unten am See.

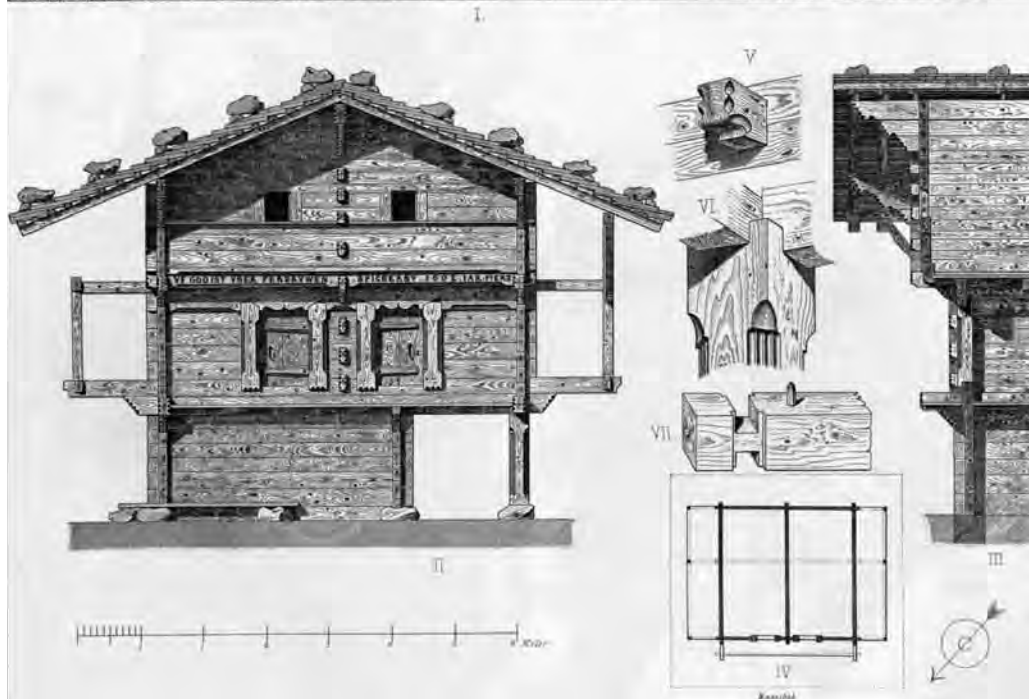
VF GOD IST VSER FERDRUWEN. – IN DIS NAMEN HAN IH VD UND HM DN SPICHER BUWEN BS HACH IM 1602 IAR UND AS I MERZN FAND BUCHIS LOUB UND GRAS FANT.»

Zum Gästehaus umfunktioniert, ist der Ruedissee-Speicher 1968 an der Talstrasse 8 neu aufgebaut worden.

Der kleine Vorratsspeicher

Im Unterschied zu den Ackerbaugebieten des Unterlandes sind grosse Speicherbauten im Oberland selten. Es scheint, dass im Keller- und Estrichgeschoss des Talhauses genügend Lagerräumlichkeiten zur Verfügung standen, so dass das Ausweichen auf eine separate First in der Regel nicht nötig war.

Wenn aber doch ein eigenes Gebäude notwendig war, wurde es in bescheidenen Dimensio-



Der Ruedissee-Speicher im Tafelwerk von Glattbach. In der oberen Hälfte des Stahlstiches hat der Zeichner den Speicher in eine Phantasielandschaft mit einem Haus aus dem 18. Jahrhundert gestellt, die nicht dem wirklichen Standort entspricht.

19) Im Bildband «Alt Brienz» ist der Standort des Speichers, der im Gegensatz zum heutigen Zustand auf der Rückseite eine Bretterverschalung aufwies und 1955 abgebrochen wurde, sowohl von der Seeseite (S. 12) und der Gassenseite (S. 30) am Westrand des heutigen Rössli-Parkplatzes gut zu erkennen.

20) Siehe dazu Seite 145 und 146.



Im Giebfeld reich verzierter Speicher an der Oberdorfstrasse 53.

nen und im Unterschied zum Unterland, wo der Speicher der Brandgefährdung wegen in einer bewussten Distanz zum Haus mit der Feuerstelle steht, unmittelbar neben dem Wohngebäude errichtet, mit dessen Dach er später sogar verbunden wurde.

Ein schönes Beispiel aus dem 18. Jahrhundert steht neben dem 1540 erbauten Haus an der Behämngasse 7 (Haus Fuchs). Über dem gemauerten Kellergeschoss, dessen seitlich ausgebuchtetes Türgreis verrät, dass hier auch Fässer gelagert worden sind, liegen die beiden im Blockbau erstellten Speichergeschosse. Zum unteren mit der aufwändigen Gittertüre

führt eine gewinkelte Steintreppe, und das obere wird durch eine Laube erschlossen. Heute ebenfalls mit dem Haus verbunden ist der 1784 erbaute Speicher an der Oberdorfstrasse 52 (Haus Zurbuchen), dessen Front mit dem konsolgestützten Vorkrag über der Türe mit dem kunstvoll durchbrochenen Brett am Sturz sehr schön gestaltet ist.

Ein im Giebfeld ausnehmend reich verzierter Speicher aus dem Jahre 1733 steht oberhalb des Hauses Fischer/Duforêt, Oberdorfstrasse 53. Dem gemauerten Erdgeschoss ist nur ein hölzernes Speichergeschoss mit einer tiefen Frontlaube aufgesetzt, die wie die Sommerlaube am Haus zum Trocknen und Dörren von Früchten und Gemüse diente, und die nur über eine Leiter erreichbar ist. Auch hier weisen die Türen aus gekreuzten Leisten gefügte Lüftungsgitter auf. Wie bei den Wohnbauten haben wir uns auch bei den Speichern nur auf den vermutlich sehr reduzierten Bestand im Dorf beschränkt und auf den Einbezug der zierlichen Käsespeicher auf den Alpen ebenfalls verzichten müssen.

Das Back- und Dörrhaus

Zum Haus gehörte früher auch das Back- und Dörrhaus, das in unserem Dorf im Unterschied zu den benachbarten Dörfern Schwanden, Oberried und Brienzwiler fast vollständig verschwunden ist. Die einfachste Form war der Feldofen, den man der Brandgefahr wegen in einer gebührenden Distanz vom Wohnhaus entfernt errichtet hat. Da und dort ist er in ruiniertem Zustand noch erhalten. Dem gemauerten Ofen ist ein einfaches Dächlein aufgesetzt, das auf der Feuerlochseite mit seinem starken Vorkrag ein bescheidenes Schutzdach anbietet. Beim weiter entwickelten Ofenhaus ist dem



Ebenfalls an der Oberdorfstrasse ist dieses Ofen- und Dörrhaus erhalten geblieben.

grossen Backofen ein abschliessbarer gemauerter Vorraum angebaut. Das stark vorspringende schützende Satteldach ruht auf einem kräftigen hölzernen Block. Ein Bauwerklein dieser Art ist beim Haus an der Oberdorfstrasse 80 glücklich erhalten geblieben.

Vom Briener Schnitzler und seiner Hausfassade

Im Schnitzlerdorf ist die Frage besonders aktuell, wer denn eigentlich der Schöpfer und Ausführende all der Verzierungen war, von denen wir hier berichtet haben, und die uns ja behilflich waren, die Bautätigkeit auch zeitlich einzuordnen. Es war der Zimmermann, der dafür verantwortlich zeichnete und nicht der Schnitz-

ler, dessen Tätigkeit bei uns ja erst im frühen 19. Jahrhundert einsetzte, zu einer Zeit, da die letzten der hier beschriebenen Ornamente in aufwändiger Arbeit mit dem Profilhobel, dem Hammer und dem Stecheisen entstanden sind. Ganz ausnahmsweise und erst in unserem Jahrhundert hat ein Schnitzler seine Fertigkeit auch an der Hausfassade angewendet. So bereicherte *Emil Thomann* im Jahr 1932 anlässlich eines Umbaus des grossen, heute als Doppelhaus genutzten, 1774 errichteten Gebäudes an der Oberdorfstrasse 102 die Zierkonsolen über dem zweiten Wohngeschoss mit Masken, in der Art wie das in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts besonders in Bönigen üblich war. Von der Hand seines Vaters stammt zudem der 1912 kunstvoll in das heikle Kastanienholz geschnitzte Adler, der auf der Brüstung der Frontlaube steht.

Vom Schweizer Holzstil der Wende zum 20. Jahrhundert ²²

Bereits im 18., besonders aber in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts errichtete man,



Der ostseitige Anbau der Apotheke an derselben Strasse als reichstes Beispiel des Schweizer Holzstils in unserem Dorf.

ausgelöst durch die Zeit der Romantik und auch der Aufklärung, in England, Frankreich und Deutschland, aber auch in der Schweiz (Arlesheim) zur Bereicherung herrschaftlicher Garten- und Parkanlagen Zierhäuser aus anderen Kulturbereichen. Besonders beliebt wurden die Schweizer Chalets oder Swiss Cottages.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts waren es dann die Welt- und Landesausstellungen, die mit diesen reichverzierten, oft in verkleinertem Massstab errichteten Bauten die Besucher anlockten. Das wiederum regte auch bürgerliche Bauherren an, ihre Häuser in der Art dieser Schweizer Chalets zu erbauen. Die grosse Nachfrage führte dazu, dass nicht mehr der Hobel und das Stecheisen des Zimmermanns, sondern dank der unterdessen eingetretenen Mechanisierung die Maschine für die reichen Verzierungen eingesetzt wurde. Dieser Schweizer Holzstil, wie wir diese Entwicklung heute nennen, verbreitete sich in Europa vor allem nördlich der Alpen bis hinauf nach Island, aber auch nach Übersee.²³

Auch bei uns in Brienz standen vor allem die zahlreichen Neubauten unten an der Hauptstrasse unter dem Einfluss dieses neuen Stils, der ja eigentlich aus dem Ausland zu uns gekommen war. Als eindrückliches Beispiel sei das Gusset-Haus an der Hauptstrasse Nr. 59 erwähnt. Auffallend hoch sind die Stockwerke über dem nun von Anfang an als Verkaufsladen konzipierten Erdgeschoss. Das Dach, das nur noch wenig Vorschermer bietet, ist steiler geworden, weil es nicht mehr mit Steinen beschwert werden musste.

Die Konsolen unter den *Pfetten* des Quergiebels sind nun in der typischen Laubsägemanier



Das um die Jahrhundertwende unter dem Einfluss des Schweizer Holzstils erbaute Gusset-Haus an der Hauptstrasse 59.

dieser Zeit aus einem durchbrochenen Holz gebildet, und für die Verzierungen der Fassade hat man auf die Formen des 18. Jahrhunderts zurückgegriffen.

21) Zu den Ofenhäusern und Speichern in der Gegend der Oberländer Seen siehe *Alfred von Känel* im Jahrbuch vom Thuner- und Brienzensee 1971.

22) Wir verwenden hier den Begriff «Schweizer Holzstil», wie ihn *Jürg Schweizer* auch im «Kunstführer Berner Oberland» verwendet. Man hat früher eher verächtlich von «Schweizerhäuschenstil» gesprochen. Heute wird auch synonym der Begriff «Schweizerhaus-Stil» verwendet.

23) Siehe dazu die entsprechenden Kapitel von *E. Huwlyer* in dem unter Anm. 2 erwähnten Jahrbuch, S. 55–75.

Das reichhaltigste Exempel des Schweizer Holzstils bietet jedoch der 1899/1900 erfolgte östliche Anbau der schon mehrmals erwähnten Apotheke an der Hauptstrasse 105. Es gehörte lange Zeit zum guten Ton, dass man sich abschätzig über dieses reiche «Kremänzel» äusserte, dessen Ornamentformen sich von den historisierenden Vorlagen bis zum Jugendstil entwickelten. Vieles ist dieser falschen Einschätzung wegen verloren gegangen und sogar mit dem Segen staatlicher Experten dem Feuerofen übergeben worden. Manche anmutig verzierte Giebfelder und Dachränder sind deshalb auch in Brienz in eine langweilige Alltagswelt zurückgekehrt. Die wieder erweckte Wertschätzung belegt ja der Wiederaufbau der reich mit Laubsägearbeiten verzierten Burgdorfer Fabrikantenvilla von 1872 auf dem Ballenberg.

Aus der Zeit des Heimatstils

Direkt am einheimischen Vorbild hat sich dann wieder der 1905 gegründete Heimatschutz orientiert. Es scheint, dass der aufwändige Neubau an der Hauptstrasse 73 (Haus Zahner) unter diesem Einfluss ums Jahr 1913 anstelle eines Vorgängerbaues aus dem 16. Jahrhundert errichtet worden ist, von dem man nicht nur die alte Dachneigung, sondern auch die Giebelwand mit Blockkonsolen und der altertümlichen Inschrift übernommen hat. Als besonders schönes Beispiel möchten wir abschliessend das 1915 erbaute, wohlproportionierte und mit viel schmückender Zimmermannsarbeit bereicherte Haus Hirsch an der Trachtlistrasse 1 hervorheben.

All die in dieser Zeit unter dem Einfluss des Heimatstils entstandenen Häuser sind echte, in der Brienzertadition über einem gemauerten Erd-



Vom Schweizer Holzstil ist auch dieser reizende Balkon an der Hauptstrasse 100 geprägt.

geschoss erstellte Holzbauten und nicht mit Holz drapierte Betonkonstruktionen, wie sie leider später auch gebaut worden sind.

Kleines Nachwort

Der Verfasser dieser Hausbetrachtung hatte als Ortsfremder oft den Eindruck, dass man sich in Brienz wohl am Zustandekommen des grossartigen Freilichtmuseums auf dem Ballenberg engagiert hat, dabei sich aber wenig um die Erhaltung des ausserordentlich umfangreichen und frühen eigenen Baubestandes kümmerte, den doch, wie wir gesehen haben, sehr eigenständige Merkmale prägen, die er nur mit wenigen Ortschaften teilen muss (Frontlauben).

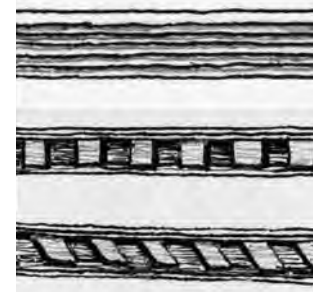
Sowohl der Umfang wie auch die zur Verfügung stehende Zeit erlaubten es nicht, ein vollständiges Inventar zu erstellen, das bis jetzt auf wissenschaftlicher Basis nicht verwirklicht worden ist. Es ging vor allem darum, die Augen für die aufschlussreichen, dem flüchtigen Blick aber entzogenen Formen und Gestaltungen zu öffnen. Vom grossen Altbestand – allein aus dem 16. Jahrhundert stammen mehr als 20 Häuser, wovon 11 an der Fassade datiert sind – haben wir selbst wichtige Bauten nicht einzeln erwähnen oder gar abbilden können. Dies darf aber nicht die Meinung aufkommen lassen, dass diese Bauten deshalb weniger wertvoll und nicht erhaltens- oder schützenswert seien.

An der Fassade datierte Häuser von 1511 bis 1602 in Brienz

- 1511 Behämngasse 11 ²⁴
- 1515 Schleggasse 8
- 1540 Behämngasse 7
- 1552 Oberdorfstrasse 71/73
- 1552 Hauptstrasse 77
- 1553 Oberdorfstrasse 36/38 ²⁴
- 1561 Krummgasse 3 ²⁵
- 1562 Alpgasse 6
- 1576 Oberdorfstrasse 56
- 1584 Oberdorfstrasse 53
- 1591 Oberdorfstrasse 88
- 1602 Oberdorfstrasse 13

Nach zeittypischen Merkmalen sind rund 10 weitere Bauten im Kern dem 16. Jahrhundert zuzuweisen. Es ist der umfangreichste Baubestand dieser frühen Zeit in einem bernischen Dorf.

Die frühen Ornamente



Rillenfries

Würfelries

Rautenfries

Bild: Dachkonsolen am Brienzlerhaus aus vier Jahrhunderten. Aus dem Skizzenheft des Verfassers.

²⁴) Jahrzahl erneuert.

²⁵) Jahrzahl von der Verrandung abgedeckt.

Unser Quai – ein Phönix aus der Asche

Max Gygax



Uferpartie in der Nähe der Schiffhände Tracht um 1895.

Vom Seegarten zur Promenade

Die alten Griechen wussten von einem Vogel, Phönix genannt, zu berichten, der von Zeit zu Zeit verbrannte, um sich dann, verjüngt und schöner als zuvor, aus der Asche zu erheben. Ähnliches trifft auch auf die Seepromenade von Brienz zu, die, zerstört von einem unheimlichen Jahrhundertsturm, neu erstanden ist, reizvoller und einzigartiger als vorher.

Die erste Quaianlage, die das Seeufer vor dem Dorf der Öffentlichkeit erschloss, war gewissermassen ein Kind der Brienznerseebahn, deren Linienführung die Untertunnelung von Brienz

erforderte. Einen wichtigen Beitrag zur Verwirklichung des Werks leistete eine vom Gemeinderat eingesetzte Kommission, die am 28. Februar 1911 ihre Arbeit aufnahm; eine Arbeit, die sich über sieben Jahre mit weit mehr als hundert Sitzungen hinziehen sollte! In zähen Verhandlungen wurden schliesslich alle auftauchenden Schwierigkeiten überwunden, Hindernisse aus dem Weg geräumt und stets versucht, die Finanzierung des aufwändigen Vorhabens sicherzustellen, ohne die Gemeinde, die noch den Schulhausbau von 1904 zu verkraften hatte, über ihre Möglichkeiten zu belasten.

Der Wunsch nach einem Quai hatte bereits zehn Jahre früher den Verkehrsverein Brienz bewogen, einen Entwurf zu einer solchen, vor allem den Hotelgästen dienlichen Anlage ausarbeiten zu lassen. Die Kosten von Fr. 190 000.– sollten mit einer Geldlotterie gedeckt werden. Diese Art Finanzierung erwies sich aber als unmöglich, und das gescheiterte Projekt verschwand in der berühmten Schublade. Der kantonalen Baudirektion, die 1902 den Gemeinderat um die Fixierung der allfälligen Linienführung eines zukünftigen Quais ersucht hatte, wurde, wohl in Erwägung der finanziellen Lage der Gemeinde, geantwortet, dass diese Festlegung keinen Zweck habe ... Die wenig hoffnungsvolle Einschätzung änderte sich jedoch bald; es ergab sich nämlich eine neue Situation durch den bevorstehenden Bau der Brienznerseebahn und des unter dem Dorf zu erstellenden Tunnels. Dabei würde eine gewaltige Menge Aushubmaterial anfallen, das vielleicht ohne grosse Kosten zur Aufschüttung eines Quais verwendet werden konnte.

Der Verkehrsverein kam denn auch unverzüglich auf seine seinerzeitige Anregung zurück, und mit der Einsetzung der oben erwähnten Kommission nahm dann das Abenteuer «Quai-bau» seinen Anfang, nicht ohne Erörterungen, ob die Anlage durchgehend vom Änderdorf bis nach Tracht oder nur als Teilstück zu erstellen sei. Erwogen wurde auch die Beschränkung auf die Ausgestaltung einzelner ausgewählter Plätze am See, was bedeutend kleinere Kosten verursacht hätte.



Vor dem Quaibau: Uferpartie mit durch Mauern geschützten Seegärten.

Wie alte Photographien zeigen, lagen vor den ufernahen Häusern meist Gärten, die, durch eine mehr oder weniger hohe Mauer vor dem Wellenschlag geschützt, bis ans Wasser reichten. Sozusagen alle Seeanstösser besaßen auch eine staatliche Konzession zum Erwerb von weiterem Seegrund, womit sie im Bedarfsfall ihre Seegärten hätten vergrössern können. Auf diese Konzession mussten sie nun verzich-

ten, da der Staat der Gemeinde den Seegrund für den Quaibau unentgeltlich überliess. Diese Verzichtserklärungen erfolgten übrigens fast anstandslos, da ein befestigtes Ufer, wie die Pläne es vorsahen, den Anstössern auch Vorteile brachte.

Mit den SBB wurde ein Vertrag ausgehandelt, der die Lieferung von Tunnelaushubmaterial

regelte, das zur Hinterfüllung der Quaimauern dienen sollte; der Preis von 15 Rp. pro m³ kam beiden Partnern entgegen. Nach allen Vorbereitungen durch die Kommission beschloss schliesslich die Einwohnergemeindeversammlung am 23. März 1912 die Ausführung des projektierten Quais nach den vorliegenden Plänen und allfällig nötig werdenden Änderungen und Ergänzungen. Zu diesem Zweck

Verzichtleistung.

Ich Unterzeichnete erkläre hiemit auf meine Konzession zur
Erwerbung von Seegrund vor meinem Seegarten auf der Gerbi
zu Gunsten der Gemeinde verzichten zu wollen, sofern die Erstellung
einer Quaianlage innert 3 Jahren zu Stande kommt.

Brienz, April 1911



Verzichtleistung.

Der Unterzeichnete erklärt hiemit auf seine Konzession zur
Erwerbung von Seegrund vor seinem Seegarten auf der Gerbi
zu Gunsten der Gemeinde verzichten zu wollen, sofern die Erstellung
einer Quaianlage innert 3 Jahren zu Stande kommt.
Brienz, April 1911 P. Kuster

wurde die Aufnahme eines Darlehens von Fr. 75 000.– bewilligt, wobei für Verzinsung und Amortisation ein Teil der Forsterträge verwendet werden sollte. Beiträge erwartete man aber auch von privater Seite, besonders von den Wirten und Hoteliers, denen eine attraktive Strandpromenade sicher vermehrt Gäste zuführen würde.

Als Kuriosum sei noch vermerkt, dass ein Gemeinderat vorschlug, auch den Rössli spielbesitzer Scheidegger, der jeweils am Brienzermärt zum Vergnügen der Dorfjugend in Brienz gastierte, um einen Zustupf zu ersuchen. Der Staat sicherte eine Subvention von 25 % der Baukosten zu, begrenzt auf Fr. 30 000.–. Dieser Beitrag stiess der Gemeinde ziemlich sauer auf, war er doch an die Bedingung geknüpft, die

Gemeinde müsse ihrerseits einen festgelegten Beitrag an die Brienzseebahn entrichten, ohne dass die SBB verpflichtet würden, in Brienz-West eine Station zu bauen, wie es von der Gemeinde kategorisch gefordert wurde.

Der Bau

Mit der Vergebung der Bauarbeiten an die Firma *Bosshard-Steiner* und Cie. konnte die Quaibaukommission die Hände keineswegs in den Schoß legen. Zu den unzähligen grösseren und kleineren Schwierigkeiten und Händeln, welche naturgemäss ein solches Projekt mit sich bringt, gehörten z.B. die Landabtretungen. Wohl hatten die Seeanwohner ohne weiteres auf ihre Seegrundkonzessionen verzichtet; jetzt aber, wo es darum ging, einen Teil des Gartens oder Hausvorplatzes für den Quai zur Ver-

fügung zu stellen, war die Bereitschaft weniger gross.

Immerhin gelang es, ohne auf überrassene Forderungen einzugehen und ohne Enteignungsverfahren, das nötige Terrain zu erwerben und ebenso die Durchfahrtsbewilligungen für den Transport des Aushubmaterials vom Tunnel zu den verschiedenen Baustellen auf dem Quai. Probleme ergaben sich auch mit den bisherigen Abwasserleitungen und Kloaken, die bis vor die Quaimauern verlängert werden mussten und beim Aufschütten von Material oft beschädigt und verstopft wurden, was dann gelegentlich zu nicht gerade appetitlichen Situationen führte.

Da sich vor der Abschlussmauer der neuen Anlage auch bei niedrigem Wasserstand kein natürliches Flachufer mehr erstrecken würde wie bisher, brauchte es auch neue Ländten für die Ruderschiffe. Harte Verhandlungen gab es immer wieder mit dem Schleusenmeister in Unterseen, der den See nicht so absenken wollte und konnte, wie es für die Bauarbeiten tunlich gewesen wäre. Das hatte dann auch finanzielle Konsequenzen, indem der Unternehmer darauf pochte, ein zu hoher Pegelstand verursache Mehrarbeit und Verzögerungen, für die er zusätzlich zu entschädigen sei.

Das Verhältnis zur Bauunternehmung gestaltete sich auch bei anderen Gelegenheiten recht schwierig, so beim Einsturz eines Teilstücks der eben fertig gewordenen Quaimauer; bis die Verantwortung festgestellt und die Kostenübernahme für den Zwischenfall geregelt war, dauerte es mehr als ein Jahr.



In der Wydi vor dem Quaibau.

Der Ausbruch des 1. Weltkrieges im August 1914 mit all seinen Begleiterscheinungen zwang für kurze Zeit zu einem Arbeitsunterbruch am Quai, der nun bereits ziemlich weit fortgeschritten war. Im Oktober standen die Anpflanzung von Bäumen und Sträuchern sowie die Bekiesung der Strandpromenade zur Diskussion – das Werk näherte sich sichtbar der Vollendung! Am 14. April 1915 konnte der «Brienzer» melden:

«Die 3. Sektion unserer Quaianlage, Bären-Pfarrhaus, geht ihrer Vollendung entgegen; es bedarf nur noch einer Anzahl Ruhebänke, und das Stück kann dem Verkehr übergeben werden. Wohl jedermann muss Freude haben an der gelungenen Arbeit. Ein Spaziergang könnte sich dort zu einem wirklichen Genuss gestalten.»

Dann aber wird schon der Warnfinger aufgehalten und nach Einschränkungen gerufen: «Leider muss konstatiert werden, dass unsere Jugend sich das Privilegium des Aufenthalts zum voraus genommen hat. Die halbwüchsigen Buben erblicken eine besondere Freude darin, das ohnehin etwas spärlich gestreute Kies mit mehr oder weniger Eleganz in den See hinaus zu schleudern. Der Spaziergänger ist stellenweise nicht sicher vor diesem Geschoss. Was man mit dem Quai sicher nicht schaffen wollte, einen Tummelplatz für die Jugend, ist nun Tatsache geworden. Wenn hier nicht energisch eingeschritten wird, so werden unsere fremden Kurgäste wenig Erholung und Ruhe finden auf der Seepromenade. Es muss Aufgabe der Behörde sein, hier rechtzeitig mit fester Hand einzugreifen, sonst ist der Zweck unserer rationalen und kostspieligen Anlage verfehlt.»



Quaibau beim Trachtbach ca. 1912–13. Links oben «Wengers Hubel».

Offensichtlich herrschten damals etwas andere Ansichten über die der Jugend zu gewährenden Freiräume als heute, was sich auch in der Anstellung eines Wärters zeigte, den der Berichterstatter noch bis in die Mitte der Zwanzigerjahre als «Quaischreck» in lebhafter Erinnerung hat. Der Ordnung halber sei vermerkt, dass er nicht nur grienschmeissenden Buben aufzulauern hatte, sondern vom Gemeinderat beauftragt war, das Wäschehängen auf dem Quai, das Lagern von Schwemmholz und weitere unerwünschte Tätigkeiten zu unterbinden. Zu seinen Aufgaben gehörte auch, dafür zu sorgen, dass Kinder, die sich (sogar im Sommer!) nach zwanzig Uhr noch im Freien aufhielten, verzeigt und ihre Eltern gebüsst wurden.

Die angeführte Einsendung im Lokalblatt könnte den Eindruck erwecken, der Quai sei damals kurz vor der Fertigstellung gestanden. Das traf im Grossen und Ganzen zu, auch wenn noch ständig Unzulänglichkeiten zu beheben waren. Diese Arbeiten dauerten noch an, als die Anlage bereits im Betrieb, allgemein zugänglich und schon fast Bestandteil des Dorfbildes geworden war.

Nicht zuletzt diese sich in die Länge ziehenden Fertigstellungsarbeiten ohne markanten Schlusspunkt führten dazu, dass das grossartige Werk, das Brienz zu einer einzigartigen Seepromenade verhalf und viel zu seinem guten Ruf als Fremdenort beigetragen hat, dass dieses Werk, so unglaublich das erscheint, überhaupt nie eingeweiht wurde!

Bei den heutigen Gewohnheiten, wo Prominente und Politiker keine Gelegenheit versäumen, sich auch bei herzlich unbedeutenden Anlässen mit einer Rede oder wenigstens mit ihrer Anwesenheit in Erinnerung zu rufen, grenzt das fast an ein Wunder; ein Wunder, das wohl auch von der Sparsamkeit der verantwortlichen Brienzer Behörden zeugt, welche jede unnötige finanzielle Belastung der Gemeinde zu vermeiden suchten. Der Bau des Quais kostete übrigens ungefähr gleichviel wie das ein Dutzend Jahre vorher errichtete neue Schulhaus am Hobacher.

Die mit viel Weitsicht und grossen Opfern in Hinsicht auf die touristische Zukunft des Dorfes erstellte Seepromenade bewährte sich und diente 75 Jahre lang nicht nur der einheimischen Bevölkerung, sondern wurde vor allem von Besuchern und Gästen sehr geschätzt. Wohl erforderte die Quaianlage ständigen Unterhalt und nach einem aussergewöhnlichen Sturm im Jahr 1955 einige Reparaturen, doch von bedeutenden Schäden blieb sie verschont; ein Beweis auch für die solide Arbeit der Projektverfasser, Arbeiter und Ingenieure.

Der erste Jahrhundertsturm

Und dann kamen die zwei verhängnisvollen Tage vom 27./28. Februar 1990 und besonders die dazwischen liegende Nacht; Tage, die in die Dorfgeschichte eingegangen sind! Durch das Berner Oberland fegte unwiderstehlich der Orkan «Vivian» und suchte auf seiner verheerenden Bahn auch die Gemeinde Brienz heim. Neben riesigen Schäden an Wald und Gebäuden zerstörte er den Quai fast in seiner ganzen Länge vom westlichen Dorfeingang bis nach Tracht. Eingestürzte Mauern, entwurzelte Bäume und weggespültes Terrain zeugten von der

unheimlichen Kraft des Sturmes und der wilden Wellen, welchen der scheinbar festgefügte Quai nicht mehr gewachsen war (siehe auch S.43).

Als am Morgen nach der Unglücksnacht das Ausmass der Verwüstungen einigermaßen überblickbar war, beschlich wohl die meisten Brienzer ein Gefühl ungläubigen Staunens, gemischt mit Betroffenheit und Trauer über die Zerstörung des Wahrzeichens von Brienz. Keinen Gefühlen hingeben konnten sich Wehrdienste und die Polizei, die seit dem Einsetzen des Sturms ständig im Einsatz waren, an vielen Orten gleichzeitig Hilfe leisten mussten und weitere Schäden zu begrenzen suchten. Nach einer Begehung, an der auch Kantonsvertreter teilnahmen, wurde Brienz zum Katastrophengebiet erklärt. Da nicht nur der Quai weitgehend zerstört war, sondern auch Kanalisationsleitungen freigelegt oder weggerissen waren und bei weiteren Stürmen Gefahr für die hinter dem Quai liegenden Gebäude bestand, drängten sich Sofortmassnahmen auf.

Mit Baumstämmen und fast 5000 m³ Blöcken vor allem aus dem Steinbruch Ballenberg wurden blossgelegte Uferpartien, beschädigte und noch intakte Mauern vor weiterem Wellenschlag geschützt, um den Quai baldmöglichst wieder einigermaßen begehbar zu machen. Eine grosse Hilfe bedeutete dabei der Einsatz von Militär, das mit schwerem Spezialgerät Tag und Nacht an der Verstärkung des Ufers arbeitete. Die Blockwurfsicherungen mussten im Laufe der Quaierneuerung zum grössten Teil wieder entfernt werden, da der neue Uferabschluss einer besonderen Pfahlfundierung bedurfte und zudem eine dauernde Beanspruchung von Seegrund mit dem See- und Flussufergesetz im Widerspruch steht.



So wirkte «Vivian».

Ein neuer Quai entsteht (1990–92)

Ohne Verzug an die Hand genommen wurde die Planung des Quaineubaus, um die das Dorfbild wesentlich bestimmende Anlage bald wieder erstehen zu lassen. Eine vom Gemeinderat gewählte Spezialkommission erhielt den Auftrag, alles vorzukehren, damit spätestens bis zur 850-Jahr-Feier von Brienz 1996 der Quai wieder hergestellt sei.

Diese Zielsetzung deckte sich völlig mit der Meinung der Dorfbevölkerung, welche sich der Bedeutung der Quaianlage für die touristische und damit auch wirtschaftliche Vermarktung von Brienz durchaus bewusst war. Das geht

auch daraus hervor, dass sich viele Leute über die Neugestaltung Gedanken machten und in zwei Mitwirkungsverfahren Stellung nahmen zu den Vorschlägen einer Projektgruppe. Diese war aus anfänglich zwölf Bewerbern vom Gemeinderat und der Quaineubau-Kommission ausgewählt worden und bildete ein Team, das neben den beruflichen Qualifikationen auch über die örtlichen Detailkenntnisse und Vertrautheit mit den Briener Verhältnissen verfügte. Wenn die Mitwirkungsverfahren keine umwerfenden Ergebnisse und völlig neue Ideen erbrachten, so lieferten sie immerhin die Bestätigung, dass Behörden und Projektverfasser auf dem richtigen Weg waren, auch wenn, wie bei einem so grossen Werk nicht anders zu erwarten war, sich in Einzelfragen widersprüchliche Auffassungen zeigten.

Allgemeine Zustimmung fanden folgende Forderungen:

- die Uferverbauung muss sturmsicher sein;
- sie soll dem Besucher etwas bieten;
- die Zugänglichkeit zum Wasser ist zu fördern;
- die Ufergestaltung soll aufgelockert werden;
- es ist eine naturgerechte Bauweise anzustreben.

So selbstverständlich diese Anliegen erscheinen, so verschieden waren die Ansichten, wie sie am besten zu verwirklichen wären. Sollte der Quai völlig neu in einheitlicher Bauweise, oder vielleicht vor dem Änderdorf oder beim «Bären» und der Gärbi so hergestellt werden, wie er ursprünglich ausgesehen hatte? Unmittelbar verbunden mit dieser Frage war auch der

Abschluss gegen den See. Es gab anfänglich Stimmen, die nicht zuletzt in Hinsicht auf die finanziellen Konsequenzen glaubten, der Quai könnte hinter dem schützenden Blockwurf, der als provisorische Ufersicherung diente, einfach in alter Manier saniert werden. Nach einem längeren Denkprozess wurde dann aber doch klar, dass sowohl wegen gesetzlicher Bestimmungen wie aus ästhetischen und technischen Erwägungen ein halbbratziges Flickwerk nicht in Frage kommen konnte, auch wenn das schliesslich zur Ausführung empfohlene ganzheitliche Projekt von der Gemeinde grosse Opfer verlangen würde.

Als neue Formen, welche in erster Linie den Wunsch nach besseren Zugangsmöglichkeiten zum Wasser erfüllten und erst noch die gleichförmig eintönigen Ufermauern angenehm unterbrachen, boten sich Abtreppungen an. Diese hatten erstmals Anwendung gefunden beim Uferweg vor dem «Schützen» und waren bei Einheimischen und Fremden auf grosse Zustimmung, ja Begeisterung gestossen. Die breiten Stufen aus Natursteinen erlauben bei jedem Pegelstand den Kontakt mit dem Wasser und machen es möglich, den See in des Wortes wahrster Bedeutung «hautnah» zu erleben.

Mit zum vorteilhaft veränderten Ortsbild von Brienz, wie es sich vom See her erschliesst, tragen auch die Brüstungsmauern bei, welche den Quai seewärts begrenzen. Sie ersetzen weitgehend die früher verwendeten Eisenegeländer. Die nur wenig über den Boden hochgezogenen Mauern dienen vor allem auch als einladende, breite Sitzgelegenheiten, die neben den üblichen Ruhebänken gerne benützt werden. Zusammen mit nur wenig beschädigten Teilen der früheren Anlage, die aber aus Sicher-



Ein Stück neuer Quai mit fast unverändertem Erscheinungsbild.



Der neue Quai: freier Zugang zum Wasser; breite Sitzmauern anstatt Geländer.



Wasserspiele auf der Ostseite des Bootshafens beim Hotel Bären.

heitsgründen auf soliden Fundamenten neu und verstärkt erstellt werden mussten, ohne das alte Erscheinungsbild wesentlich zu verändern, ergibt sich eine abwechslungsreich gegliederte Promenade. Diese hebt sich vorteilhaft vom ehemaligen, doch etwas eintönigen Quai ab, behält dessen Besonderheiten aber bei, zu denen die Brücklein mit den dahinter liegenden Bootsplätzen gehören, die mithelfen, die Seepromenade zu strukturieren. Erwähnt seien auch die verschiedenen Plätze, die wichtige Punkte des Dorfes markieren und es mit dem See verbinden. Eine besondere Stellung nimmt dabei der unweit von der Schiffflände liegende «Chohlplatz» ein, der aufgewertet wurde und nun für kulturelle Veranstaltungen und andere Anlässe noch besser gerüstet ist als früher.

Eine bedeutende Veränderung erfuhr auch die Hafenanlage beim «Bären»; sie wurde vergrößert, erlaubt einen guten Zugang zum Wasser und stellt zweifellos eine der bemerkenswertesten Partien des Quais dar.

Alles in allem: Ein Jahrhundertsturm hat ein Jahrhundertwerk zerstört, aber auch ermöglicht, ein neues Jahrhundertwerk entstehen zu lassen, ein Werk, das an anderen Schweizerseen seinesgleichen sucht. Die biedere, etwas sterile und strenge Gleichförmigkeit der alten Anlage, die durchaus dem damaligen Zeitgeist und Geschmack entsprach, wurde abgelöst durch eine moderne, beschwingte Promenade, die ein neues natürlicheres Verhältnis zum See vermittelt. Die scharfe Grenze zwischen Land und Wasser ist aufgehoben; die Trennung der beiden Elemente durch starre Mauern hat einem harmonischen Ineinander-Übergehen Platz gemacht; der See kommt der flanieren-

den Besucherschar entgegen, nimmt sie gewissermassen auf und lässt sie an seinen reizvollen und vielfältigen Möglichkeiten teilhaben. Kurz, aus dem neuen Quai ist eine lebendige, überzeugende und glücklich zwischen Land und Wasser vermittelnde Stätte geworden, mit einer fast südländisch lockeren, heiteren Ausstrahlung.

Er lädt nicht nur zum Spazieren ein, sondern noch mehr zum Verweilen, zum beschaulichen Ausblick über die sich im Laufe des Tages und der Jahreszeiten ständig verändernde weite Seefläche und die umstehenden Berge. Der Untergang des alten Quais war sicher ein katastrophales Ereignis, entpuppt sich aber im Nachhinein nicht nur als Unglück! Auf den Trümmern, die «Vivian» hinterlassen hat, ist ein noch schöneres, den Besuchenden noch dienlicheres Werk entstanden, ein Werk, das Brienz auf der Seeseite ein neues Gesicht verliehen hat und wahrlich ein freundliches und einnehmendes!

Es wäre eine Unterlassungssünde, wollte man nur mit berechtigtem Stolz des einzigartigen Werks gedenken, ohne wenigstens auch die Kostenseite kurz zu beleuchten. Der neue Quai hat seinen Preis, einen Preis, der die Gemeinde ausserordentlich belastet! Verschlungen schon die zur Schadenbegrenzung unmittelbar nach der Katastrophe eingeleiteten Sofortmassnahmen fast eine Million Franken und lautete eine erste Schätzung für die Wiederherstellung auf Fr. 2 500 000.–, so stellte sich diese schon bald als viel zu optimistische Fehlrechnung heraus.



Brienz ca. 1870: Vor den Häusern Seegärten. Ungefähr dem Flachufer entlang entstand später der Quai.

Beim letzten Mitwirkungsverfahren war denn auch bereits die Rede von 8,8 Mio., was in der Abstimmungsbotschaft zum Quaineubau vom 6.12.92 schliesslich auf Fr. 12 200 000.– korrigiert wurde. Genauere Untersuchungen, schlechter Baugrund, der Einbezug zusätzlicher Arbeiten u.a. führten zu dieser Kostenexplosion. Das bedeutet, um einen Vergleich anzustellen, dass die neue Seepromenade ziemlich genau hundertmal mehr gekostet hat als der von 1911 bis 1915 erstellte erste Quai!

Hinweis auf die Verzeichnisse (ab Seite 369):

Erklärungswürdige Begriffe und alle erwähnten Personen sind im Anhang aufgeführt und werden im Buchtext mit Schrägdruck hervorgehoben. Masse und Gewichte sowie Sachbegriffe sind in weiteren Verzeichnissen einsehbar. Im Buch erwähnte Orte, insbesondere die Brienzler Flurnamen, lassen sich dank zwei beigefügten Karten lokalisieren.

Von Wasser, Abwasser und Elektrizität

Rudolf Perren-Zurflüh

Jetzt und einst

Wie, schon wieder eine Rechnung von der Gemeinde im Briefkasten? Ist es die Stromrechnung? Oder sind es die Wasser- und Abwassergebühren? – Schon wieder! Mutter legt die Post weg, eilt in die Küche, dreht den Hahnen, lässt das klare Wasser in den Kochtopf fliessen und stellt diesen auf die Platte. Ein Dreh am Schalter des Kochherds, dann eilt sie in den Keller, knipst das Licht an, – und jetzt schrillt noch das Telefon! Schnell mit den Kartoffeln in die Küche! «Ja ja, ich komme!» – Wie sie in die Küche zurückkehrt, kocht das Wasser schon. Eine weitere Drehung am Herdschalter, dann schnell die Kartoffeln gewaschen! Das Abwasser verschwindet gurgelnd durch den Ablauf in der Kanalisation. Klick! Der Dampf-abzug beginnt zu summen... So leicht kam man in der guten alten Zeit nicht zu Wasser, Wärme und Licht. Bevor Ururgrossmutter mit Kochen begann, holte sie am nächsten Brunnen einen oder zwei schwere Kessel Wasser, schleppte sie treppauf in die Küche und füllte das grosse Becken. Dann holte sie im «Schopf» (Schuppen) einen Korb voll Brennholz. Kochherdtürchen auf, Asche herauskratzen und in den Kübel schütten, Späne und Scheiter im Herd aufschichten! Nun schöpfte sie mit dem «Gätzi» Wasser aus dem Becken in die Pfanne und setzte diese auf. Ein, zwei, drei Schwefelhölzer strich sie an, bis die Späne zu brennen begannen. War das «Chemi» (Kamin) kalt, hatte sie den Schieber zu öffnen vergessen oder wehte ein widriger Wind, so füllte sich die Küche mit Rauch. Aber kein Telefon schrillte.

Das Abwasser floss in den «Bschittflesch» (Jauchegrube), in eine Sickergrube oder in einen Kessel und aus diesem mit Schwung zum Fenster hinaus in die Gassenschäli. Die Jauche trug man zu gegebener Zeit als Naturdünger in den Garten, oder man führte sie auf den «Häärfelblätz» (Kartoffelacker) ins Kienholz.

Die Mühsal mit dem Wasser

Von 1798 bis 1880 stieg die Einwohnerzahl unserer Gemeinde von 1022 auf 2757 an; Dorf und Tracht wuchsen zusammen; auch im Kienholz wurde gebaut. Es mangelte bald an Quellwasser. Brunnen, die aus Quellen und einer Brunnstube im Mühlebachbord gespeist wurden, gab es nur im Dorf, und auch da nicht in allen Gassen. Vom Schiffschopf bis ins Kienholz aber fehlten solche Wasserspender. Dort war man auf den Bach, auf Sodbrunnen, den See oder das Regenfass angewiesen.

Die damalige Wasserversorgung verursachte viel Ärger und Mühe: Bei Trockenheit schwanden oder versiegten Quellen. Im Winter gefror das Wasser oft in den wenig tief verlegten hölzernen «Tiicheln» (Röhren), die Brunnen blieben oft wochenlang leer. Reparaturen an den anfälligen Leitungen unterbrachen die Versorgung und belasteten die kargen Gemeindefinanzen. Floss genügend Wasser, so versumpfte der Ablauf aus Brunnen Baumanns Wiesland, liess im Winter die Krummgasse vereisen, floss bei Lehrer Michel in den Keller...

Solches Ungemach plagte nur Dörfler, die Brunnen benützen konnten. Östlich der Äusserstgasse klagte man dagegen häufig über verschmutztes Wasser. Dass man kein Quellwasser bekam, mit seinen Tellen (Steuern) aber zum Unterhalt der Brunnen und Leitungen im Dorf beitragen musste, empfand man dort als ungerecht.

Beim Gemeinderat häuften sich Beanstandungen und Begehren: Mängel sollten umgehend behoben, neue Brunnen errichtet werden. Im Kienholz, dessen Sodbrunnen von verunreinigtem Grundwasser gespeist wurden, verlangte man immer wieder nach gesundem Trinkwasser.

Die bedrängte Gemeindebehörde sah sich ständig hin- und hergerissen zwischen den vielen Begehren und den knappen Geldmitteln. Sie liess hier einen Brunnen, dort eine Leitung flicken, sah wohl ein, dass sich eine Gesamtlösung aufdrängte, schreckte aber vor den Kosten zurück und schob das mühsame Geschäft vor sich her:

Schon an der Altjahrs-Gemeindeversammlung 1869 beauftragten Grossrat Johann *Flück* und Lehrer *Kehrli* die Behörde abzuklären, wie mehr Quellwasser für alle Bewohner beschafft und wie die dabei entstehenden Kosten gerecht verteilt werden könnten. Der Rat übertrug die Abklärungen einem Dreierausschuss.

1874: Die Märzgemeinde verlangt vom Rat bis zur nächsten Gemeindeversammlung Vorschläge für neue Brunnen. Bauführer *Wüthrich* wird mit der Angelegenheit betraut.

Märzgemeinde 1878: Unter wachsendem Druck schlägt der Rat vor, mit dem knappen Quellwasser drei weitere Brunnen zu speisen. Die Anwesenden verlangen nach eingehender Diskussion eine ausgearbeitete Vorlage bis zur Dezembergemeinde. Das Geschäft versickert bei einer fünfköpfigen Kommission.

Im Juli 1880 beschliesst der Gemeinderat, «eine Kommission von drei Mitgliedern auszuwählen, die Wasserversorgung im Ganzen zu untersuchen und bis zum 15. August Rapport zu erstatten.» Der Auftrag bleibt, wie die vorangegangenen, unerledigt oder wird vom Rat nicht weiter behandelt.

Nachdem die November-Gemeindeversammlung 1880 vom Rat nochmals ergebnislos die Vorlage eines konkreten Projekts verlangt hat, legt Bauführer *Wüthrich* im August 1882 der Behörde einen ausführlichen «Plan und Devis zu einer vollständigen Wasserversorgung für Dorf und Kienholz» vor. Der Rat beschliesst nach einer ersten Durchsicht, «auf geeignete Zeit eine öffentliche Versammlung zu veranstalten, in welcher diese Angelegenheit gehörig diskutiert werden kann.»

Aber nun lassen sich die Unzufriedenen nicht länger vertrösten: Wie der Rat an der Gemeindeversammlung vom Oktober 1882 die etappenweise Erstellung einer Wasserversorgung bis zum Faulbach und die Erstellung einiger weiterer Brunnen im Dorf vorschlägt, heissen die Anwesenden einen Gegenantrag gut, Ge-

suche aus dem Dorf seien abzuweisen, bis eine Hauptleitung ins Kienholz erstellt sei. Der Rat erhält Auftrag, bis zur nächsten Gemeindeversammlung ein entsprechendes Projekt ausarbeiten zu lassen.

Im Juli 1883 erkundigt sich Gemeinderat *Hirsch* nach dem Stand der Angelegenheit. Aber erst im November 1884 taucht das Geschäft im Ratsprotokoll wieder auf: Kapitän *Tschaggeny* erinnert die Behörde schriftlich an die Notwendigkeit einer rationellen Wasserversorgung und meldet, er habe mit Ingenieur *Studer* in Thun gesprochen. Dieser wäre bereit, sich der Sache anzunehmen. – Das war der zündende Funke: «Bezugnehmend hierauf wird nach einiger Beratung erkennt, man wolle vom Anerbieten des Herrn Ingenieur Studer Gebrauch machen.»

Vom Projekt zur neuen Wasserversorgung

Noch im November fand mit Herrn Studer eine Besichtigung der Quellen statt, und schon am 10. Januar 1885 erhielt der Rat ein Projekt mit Übersichtsplan 1:3000, Kostenberechnung und Bericht zugestellt.

Geplant war, ein Reservoir am Gampeli durch eine 126 m lange Leitung mit den Quellen am Mühlebach zu verbinden. Eine eiserne Druckleitung sollte vom Reservoir ostwärts über Nussbaum und Schleggasse durch die Unterdorfstrasse ins Kienholz führen, wobei das Rohrkaliber mit zunehmender Entfernung von 150 bis auf 19 mm zu reduzieren sei. Eine Zweigleitung war über den Wiesplatz ins Oberdorf geplant; sie sollte in der Wydi in die Hauptleitung münden. Querstränge verbanden Haupt- und Zweigleitung durch die Brunnen- und die Äusserstgasse, während in den andern Gassen nur Steigleitungen aus dem Unterdorf bis in

halbe Höhe vorgesehen waren. Weitere Zweigleitungen hatten vom Nussbaum aus westwärts das Bort und die Kirche sowie vom Wiesplatz aus die Birgigsgasse zu versorgen. Weil der Wasserzufluss aus den gefassten Quellen auf 70 bis 80 Minutenliter zurückgehen könne, müsse nach weiteren Quellen gesucht werden. Das Reservoir habe wenigstens $6 \times 6 \times 3 \text{ m} = 108 \text{ m}^3$ Nutzraum aufzuweisen, und auch so werde es bei starkem Wasserverbrauch nicht genügen; Zuleitung von Bachwasser werde zeitweise nötig sein. – Die Kosten veranschlagte Herr Studer auf Fr. 66 000.–. Nach Ergänzung des Projekts durch den ortskundigen Bauführer *Wüthrich* rechnete man mit einer Totalsumme von Fr. 71 000.–.

Der Gemeinderat ernannte eine Kommission, die sich zusammen mit Gemeindeschreiber *Egger* sogleich an die Arbeit machte. Sie beschaffte sich Angaben über die Wasserversorgungen von Thun, Bern und Twann und unterbreitete dem Rat auf Grund dieser Unterlagen Vorschläge. – Ingenieur *Rothembach* von Bern überprüfte das Projekt Studer/*Wüthrich* im Auftrag des Regierungsrats und stutzte es auf Fr. 60 000.– zurück.

Im Februar 1888 unterbreitete die Wasserkommission dem Rat das nochmals überarbeitete und ergänzte Projekt samt Devis, den Entwurf für ein Wasserreglement und den Antrag, die Vorlage der nächsten Gemeindeversammlung vorzulegen. Eine vom Gemeindeschreiber verfasste Broschüre orientierte die Bürger über das geplante Werk und dessen Kosten.

Gemeindeversammlung vom 31. März 1888 um 12 Uhr im Unterweisungslokal: 223 Stimmberechtigte werden gezählt. Traktandum I lautet:

«Besprechung und Beschlussnahme über Erstellung einer neuen Wasser- und Hydrantenversorgung nach ausgearbeitetem Projekt. Im Einschluss eventuell Aufnahme eines diesbezüglichen Anleihens und Annahme eines Wasserreglements.»

Eintreten wird mit 118 gegen eine Stimme beschlossen. Das Wasserreglement wird gar mit 129:0 Stimmen gutgeheissen. Nun folgen die Hauptabstimmungen über Projekt und Devis. – Mit 123 gegen 11 Stimmen wird nach reger Diskussion beschlossen, das Projekt auszuführen. Der Rat erhält Vollmacht, das Werk ganz oder abteilungsweise zur Konkurrenz auszu-schreiben und, falls die Eingaben die Devis-summe von Fr. 55 000.– nicht überschreiten, erstellen zu lassen.

Nun noch die letzte Hürde, die Finanzierung. Hierfür braucht es die Zweidrittelsmehrheit der Anwesenden. Grosse Spannung! Rund hundert Bürger haben sich bisher der Stimme enthalten. – Endlich: Der Darlehensaufnahme stimmen 136 zu. Aber 149 wären nötig. Das Geld kann so nicht beschafft werden; die Wasservorlage ist gescheitert.

Die Enttäuschung äussert sich in hitzigen Voten. Schliesslich verschafft sich der Rat den Auftrag, die Brunnenfrage nochmals zu überprüfen, nach andern Wegen zur Mittelbeschaffung zu suchen und an der nächsten Gemeindeversammlung neue Anträge vorzubringen.

Stimmabstinz und Gegnerschaft kamen wohl vor allem aus dem mit Quellwasser versorgten Dorfteil. Dem trugen Wasserkommission und Rat in der Gemeindeversammlung vom 27. Oktober mit ihrer neuen Vorlage Rechnung. Sie

lautete: «Antrag des Gemeinderates über Beschaffung der nöthigen Geldmittel: Belastung der Nutzniesser gegenwärtiger Dorfbrunnen, eventuell Aufnahme eines Darlehens.» Gemeinderat *Wenger* erklärte den 171 Anwesenden, das Wasserversorgungsprojekt an sich sei beschlossen. Auftraggemäss habe der Rat nach neuen Wegen zur Mittelbeschaffung gesucht, und er schlage nun die Gründung eines Wasserbau-fonds vor, in den die Benützer der bestehenden Brunnen und die Gemeinde Beiträge zu leisten hätten. Dieses Verfahren werde allerdings die Erstellung einer neuen Wasserversorgung weit hinauszögern. Der Rat empfehle daher als Alternative nochmals eine Darlehensaufnahme.

Nachdem ein Regulativ für den Wasserbau-fonds mit den vorgesehenen Gebühren verlesen und beraten worden war, entschieden sich in einer Eventualabstimmung 95 Bürger für und 20 gegen den Fonds. Die Aufnahme eines Darlehens von Fr. 43 000.– wurde in der zweiten Eventualabstimmung von 124 Anwesenden befürwortet. Das Zweidrittelsmehr betrug 114 Stimmen. Die Darlehensaufnahme war beschlossen, das Werk konnte endlich verwirklicht werden!

Nun gingen Rat und Wasserkommission mit neuem Schwung ans Werk. Die Bauleitung wurde dem Projektverfasser *Studer* übertragen. Im Februar 1889 bewilligte der Regierungsrat einen Beitrag der Brandversicherung von Fr. 10 000.–, die Darlehensaufnahme und die Öffnung der Strassen zum Verlegen der Leitungen, und ebenso genehmigte er das Wasserreglement. Auf die Ausschreibung gingen Mitte März fünf Offerten ein, die teuerste für Fr. 50 500.–, die billigste für Fr. 42 000.–



René Michel an einem gusseisernen Hebelbrunnen.

Der Rat vergab die Arbeiten an Unternehmer *J. Weber* in Bern mit dem niedrigsten Angebot. Bald frassen Pickel und Schaufeln Gräben in Grundstücke und Strassen. Der Verkehr war behindert, die Wasserzufuhr stockte, es gab verschmutztes Wasser, aber das Werk kam gut voran. Schon im Juni waren die Arbeiten so weit fortgeschritten, dass Gesuche um Hausanschlüsse eingereicht werden konnten. Im September/Oktober wurde die Hauptleitung im Kienholz verlegt, und gegen Jahresende konnte die neue Wasser- und Hydrantenanlage zur Inspektion durch die Brandversicherungsanstalt gemeldet werden.

Ingenieur *Rothenbach* inspizierte die Anlage am 18. Dezember, und nach Einsicht in dessen günstigen Bericht wies der Regierungsrat die Brandversicherung schon am 28. Dezember an, der Gemeinde den zugesicherten Beitrag von Fr. 10 000.– auszuzahlen.

Die Generalrechnung des Unternehmers *Weber* betrug Fr. 50 665,90. Ingenieur *Studer* verlangte für Bauleitung und Arbeiten Fr. 1182,25. Zusammen mit Landentschädigungen und anderem stellte sich die Gesamtabrechnung auf Fr. 53 597,90. Die Devissumme wurde nicht überschritten.

Nun verfügte Brienz über eine Wasserversorgung, die mit ihren eisernen Hebelbrunnen einem grossen Teil des Wohngebiets Quellwasser verschaffte. Brunnen in jeder Gasse und bis ins Kienholz hinaus! – Jederzeit gutes Wasser in der Nähe oder gar im Haus! – Können wir nachfühlen, was dies damals bedeutete?

Wohin mit dem Abwasser?

Seit 1890 wuchs unser Wasserleitungsnetz stetig und versorgte bald auch die Randgebiete. Immer mehr Hausanschlüsse machten die Brunnen überflüssig. Man genoss es, jederzeit Wasser im Haus zu haben und nach Bedarf oder Belieben darüber zu verfügen. Der Verbrauch stieg und stieg. Die Suche nach neuen Quellen – von Ebligen bis Brienzwiler – wurde zum Dauerbrenner.

Der steigende Verbrauch erbrachte immer mehr Abwasser, das entsorgt werden musste. Wohin damit? – Von Zeit zu Zeit liess der Gemeinderat durch Austrommeln «das hierorts leider übliche Ausschütten von Abwasser in die Gassenschäli oder auf die Strasse» verbieten.

Jauchefahren durchs Dorf sollten mit Rücksicht auf die fremden Gäste während der Saison nur morgens vor 8 oder nachmittags nach 4 Uhr stattfinden. Eine Gaststätte leitete ihr Abwasser aus Küche und Abort kurzerhand in eine Coullisse (Strassenwasser-Ablauf) auf dem Trachtplatz, wo sich Reisende von Schiff und Bahn trafen. Wegen verstopften und stinkenden Abläufen auf der Gärbi, beim Schiffschopf und anderswo wurde reklamiert. Der Dorfarzt Dr. *Körber* und die Gesundheitskommission wiesen immer wieder auf unhygienische Zustände hin...

Der See lag nahe; der Quai bestand noch nicht. Anwohner leiteten ihr Abwasser dorthin ab, was bei niedrigem Wasserstand zu unappetitlichen Zuständen führte.

Eine Rohrleitung der Anwohner am Grubengässli hatte die Gemeinde mitfinanziert. Als um 1904 ähnliche Beitragsgesuche eingingen, regte Gemeinderat *Adolf Schild* an, eine Kanalisationsanlage für das ganze Dorf zu planen. Die Behörde erwog, Kostenberechnungen anzustellen und liess vorläufig die schlimmsten Übelstände mit örtlichen Ableitungen in den See beheben: auf der Gärbi, in der Wydi, am Trachtstutz.

Der Quaubau 1913–1915 erschwerte die Entsorgung zum See. Rohrleitungen wurden noch rechtzeitig aus dem Schiffschopf und aus der Äusserstgasse verlegt.

Als sich in den folgenden Jahren die Klagen über unhygienische Abwasserverhältnisse bei der Schnitzlerschule, in der Alpgasse, am Trachtstutz und an andern Orten häuften, entschloss sich der Rat, ein Gesamtprojekt und Kostenberechnungen für eine Kanalisation im Dorf er-

stellen zu lassen. Am 24. März 1917 stimmte die Gemeindeversammlung der Vorlage zu. Die vorgesehenen Arbeiten wurden etappenweise ausgeführt.

Im Dezember 1926 genehmigte die Gemeindeversammlung einen neuen Gesamtplan, der eine Hauptleitung durch die Staatsstrasse mit Abläufen zum See und Spülvorrichtungen beim Trachtbach und beim Wangbächli vorsah. Nun wuchs das Kanalisationsnetz weiter, bis sich der grösste Teil des Wohngebiets in den See entsorgte. Man war das Dreckwasser und den leidigen Gestank los!

Der Weg zur ARA

«Der Zürichsee stirbt!» – «Der Genfersee ist verschmutzt!» – «Der Hallwilersee erstickt!» – Solche Meldungen häuften sich Ende Vierziger und in den Fünfzigerjahren in den Medien. Das Abwasserproblem nahm neue Dimensionen an.

Der Altjahrgemeinde 1955 eröffnete Gemeinderat *Alfred Amacher*, dass seit 1950 ein Gesetz die Zuleitung von ungereinigtem Wasser in den See verbiete. Nun müssten Haus- und zentrale Kläranlagen gebaut werden. Früher oder später werde auch Brienz nicht um eine zentrale Anlage herumkommen. Eine solche bedinge aber jahrelange Vorbereitungen und werde viel kosten; es gelte voranzuplanen. – Sehr schnell war es so weit: Der Gemeindeversammlung vom 5. Juni 1956 musste Baupräsident Amacher mitteilen, dass man gezwungen sei, schon jetzt eine Lösung zu suchen. Wenn die Gemeinde den Bau einer Gesamtkläranlage beschliesse und innert 10 Jahren baue, könne auf den Bau von Hauskläranlagen verzichtet werden.



Die ARA mit Stapelbehälter für hygienisierten Schlamm, Faulturm, Nachklärbecken und Betriebsgebäude.

Der Gemeinderat beantrage die Erstellung eines generellen Kanalisationsprojekts und eines Bauprojekts für den Hauptsammelkanal. – Damals herrschte rege Bautätigkeit; neue Quartiere mussten erschlossen, mit Licht und Wasser versorgt, vom Abwasser entsorgt werden. Dringende Strassen- und Trottoirbauten waren im Gange und standen noch bevor. Auf der Gemeinde lasteten schon Fr. 768 000.– Schulden.

Dass es den Stimmbürgern unter diesen Umständen schwer fiel, dem Millionenprojekt zuzustimmen, ist begreiflich. Lang und hart wurde diskutiert, aber schliesslich wurde dem Ratsantrag zugestimmt. – Im Mai 1957 legte der Rat der Gemeindeversammlung ein generelles Kanalisationsprojekt vor, an dessen Kosten von 1,9 Millionen Franken der Staat zur Zeit 57 %

später nur noch 40 % beitragen werde. Die Vorlage wurde zu besserer Prüfung zurückgewiesen. Am 21. Dezember aber wurde das verbesserte Projekt samt Etappenplan mit 114 gegen 75 Stimmen genehmigt.

Die erste Bauetappe vom neuen Quartier im Birgli zum Laborator war schon ausgeführt. Unter der umsichtigen Leitung des Präsidenten der Kanalisationskommission, Bankverwalter *Fritz Abplanalp*, kam das Projekt etappenweise zur Ausführung. Ein Hauptkanal, der das Abwasser aus dem Wohngebiet sammeln und in die ARA befördern sollte, wurde durch den Quai, vor dem Fluhberg durch und über den Heger zur ARA verlegt. Des fehlenden Gefälles wegen mussten fünf Pumpwerke eingebaut werden. Die zweistufige Kläranlage sollte später auch die Abwasser der Nachbargemeinden

Schwanden und Hofstetten verarbeiten können. Anfang November 1969 war der Bau so weit fortgeschritten, dass Klärwärter *Michel* sich bei der Endmontage in sein neues Amt einarbeiten konnte. Im Juli 1971 wurde die mechanische Klärung (1. Stufe) und im April 1972 die biologische Anlage (2. Stufe) in Betrieb genommen.

Weil auf Axalp in den Fünfziger- und Sechzigerjahren zahlreiche Ferienhäuser gebaut worden waren, stellte sich das Abwasserproblem auch dort. Nachdem sich der Bau einer ARA im Balmi oder Teiffental als unwirtschaftlich und finanziell untragbar erwiesen hatte, wurde eine Ableitung in die ARA Brienz geplant. Die Gemeindeversammlung vom 17. Dezember 1973 beschloss einen Kredit von Fr. 1 314 800.– für die Kanalisation auf Axalp und eine Falleitung in die bestehende Kläranlage.

Am 18. Juni 1976 genehmigten die Stimmbürger die Abrechnung über den Bau der gesamten Abwasseranlage mit Kosten von Fr. 7 246 528.–. Nach Abzug der Staats- und Bundesbeiträge verblieben der Gemeinde noch Fr. 1 362 352.– zuzüglich Zinsen, Löhne, Abnahmekosten usw., total Fr. 2 430 181.–.

1979 ergab die Schlussabrechnung der Axalp-Kanalisation Kosten von Fr. 1 080 190.– abzüglich Beiträge von Fr. 410 472.–.

Die rege Bautätigkeit seit den Fünfzigerjahren stellte auch die Nachbargemeinden Schwanden und Hofstetten vor Wasser- und Abwasserprobleme. Solche lassen sich gemeinsam rationeller lösen. Ende Oktober 1973 feierten Schwanden und Brienz den Zusammenschluss ihrer Wasser- und Abwasseranlagen.

Seit 1976 benützen und verwalten Schwanden, Hofstetten und Brienz die ARA gemeinsam: Eine Kommission mit Vertretern der drei Gemeinden regelt Betrieb, Ausbau und Kosten der Anlage.

Licht und Kraft aus dem Draht – eine lange Vorgeschichte

Ein Stromunterbruch! Wir erleben hautnah, wie sehr die Elektrizität den Alltag innert einem Jahrhundert verändert hat: Kein Licht, Herd und Ofen erkalten, Haushaltgeräte, Radio und Fernseher versagen den Dienst, Maschinen stehen still, in Geschäften streiken Türen und Kassen, in Büros und Banken fallen Computer aus...

Die Dorfgemeinde Meiringen verfügte schon seit 1888/89 über eine «elektrische Lichtanlage», gespiesen vom eigenen Kraftwerk am Alpbach. Hier in Brienz versorgten die Lampenisten *Mathyer* und *Michel* die Strassenlampen noch mit Petrol – nicht immer zu aller Zufriedenheit: Anwohner reklamierten wegen erloschenen Lampen, der Gemeinderat rügte verschwenderischen Umgang mit dem 18¼ bis 30 Rappen pro Liter teuren Brennstoff.

Da fragte Fabrikant *Eduard Binder* im März 1898 beim Gemeinderat an, ob die Gemeinde «geneigt wäre, ihm elektrische Kraft zu öffentlicher Beleuchtung abzunehmen.» Herr Binder plante die Errichtung eines Elektrizitätswerks am Eistlenbach. Der Rat beauftragte sogleich eine Kommission, die Angelegenheit zu prüfen. Ein Jahr später lag ein Vertrag «über Errichtung von elektrischen Stromleitungen und Transformatorstationen auf Gemeindegebiet» vor, der die Interessen beider Partner zu wahren suchte.

Am 29. April 1899 lehnte aber eine ausserordentliche Gemeindeversammlung nach heftiger Eintretensdebatte den Vertrag und damit auch die Einführung der elektrischen Strassenbeleuchtung knapp mit 119:121 Stimmen ab.

Der Gemeindeversammlung vom 29. Dezember 1900 empfahl der Rat einen neuen, günstigeren Vertrag mit Herrn Binder zur Annahme. Mehrere Bürger schlugen vor, auch mit den Herren *Bucher*, Luzern, und *Flotron*, Meiringen, die am Reichenbach ein Elektrizitätswerk planen, zu verhandeln. In einer Vorabstimmung beschlossen die Anwesenden, Herrn Binder die Erstellung eines Verteilnetzes auf Gemeindegebiet zu gestatten; von Verhandlungen mit den Herren *Bucher* und *Flotron* sei abzusehen. In der Hauptabstimmung wurde mit grosser Mehrheit beschlossen, mit Herrn Binder über Stromlieferung zu verhandeln.

Im April 1901 ersuchten *Bucher* und *Flotron* um Erlaubnis zum Bau einer Starkstromleitung Reichenbach–Interlaken über Brienzler Gemeindegebiet. Sie boten auch Strom zu einem festen Tarif an. Nun entschloss sich Herr Binder, auf sein Eistlenbach-Werk zu verzichten und mit den Planern des Reichenbachwerks eine Lösung zu suchen. Da beschloss auch der Gemeinderat, mit *Bucher* und *Flotron* zu verhandeln. Binder war einverstanden, und am 7. Oktober stimmte die Gemeindeversammlung diesem Vorgehen zu.

Im Spätherbst 1902 wurde die Starkstromleitung über Gemeindegebiet erstellt. Nun aber verzögerte sich der Bau der Wasserkraftanlage Schattenhalb; Private und eine AG stritten sich um die Baukonzession.

Anfang Januar 1903 ersuchte der Brienzler Gemeinderat die kantonale Baudirektion, «es möchte im Interesse der Gemeinden, welche schon lange auf die elektrische Kraft warten, die Reichenbachkonzession an die betreffende Aktiengesellschaft erteilt werden.»

Die Gemeinden mussten aber noch länger warten. Inzwischen boten sich andere Kraftlieferanten an: *Alexander Aebischer* wollte im Sommer 1903 Quellen im Eggechenwald zur Stromerzeugung fassen. Der Rat bewilligte einen Kredit, aber die Grabungen verliefen erfolglos. Hierauf stieg der Rat auf ein Anerbieten, Elektrizität durch «Kraftgas» zu erzeugen, nicht mehr ein. Dagegen folgte er Anfang 1905 der Einladung des Kanderwerks zu einer Vorbesprechung, worauf Verhandlungen folgten. Im Mai darauf versicherte *Bucher*, das Reichenbachwerk werde nach Erhalt der Konzession innert Jahresfrist erstellt; er werde den seinerzeit abgeschlossenen Vertrag in allen Teilen halten. Im November offerierte ein *Alfred Bracher* Strom aus einem geplanten Kraftwerk Wilderswil, das aber nicht gebaut wurde. 1906 berechneten *Guggenbühl*, Zürich, ein Kraftwerk in Brienzwiler und *Gubler & Co*, Zürich, eines am Eistlenbach. 1907 ersuchten *Fritz Tschageny*, *Peter Huggler* und *Adolf Schild* die kantonale Baudirektion um Bewilligung, Quellen zu Kraftzwecken zu fassen; der Gemeinderat lehnte die Begutachtung aber ab, weil er unterdessen im Hinblick auf ein Kraftwerk Messungen am Giessbach veranlasst hatte. Gegen Jahresende reichte auch ein Kraftwerk am Hasliberg Offerten ein.

Elektrischer Strom vom Reichenbach

Im März 1908 vernimmt der Rat, dass die Kraftwerk Reichenbach AG die Konzession endlich erhalten habe und dass schon im Verlaufe des Sommers Licht und Kraft ab Starkstromleitung bezogen werden könne! Jetzt kommt das Geschäft in Fahrt: Eine Kommission macht zu Händen einer April-Gemeindeversammlung Erhebungen über die Erstellungskosten von Trafostationen und einer Sekundärleitung sowie über die Zahl privater Strombezüger im Dorf. Ingenieur *Dr. Blattner* vom Technikum Burgdorf wird mit der Überprüfung des Vertrags mit Reichenbach und den Kostenberechnungen beauftragt. Im Oktober stimmt die Gemeindeversammlung dem begutachteten Vertrag zu. Ein Zusatzartikel wird angefügt: Falls das Werk bis 1. Mai 1909 nicht zur Stromabgabe bereit ist, wird die Gemeinde nicht mehr an das Abkommen gebunden sein. – Das Verteilnetz soll aus Kostengründen nicht verkabelt, sondern als Freileitung erstellt werden. – Die Arbeiten werden zur Konkurrenz ausgeschrieben.

Nach Beratung durch Dr. Blattner beantragt der Rat der Altjahrgemeinde 1908, zur Erstellung eines Sekundärnetzes einen Kredit von Fr. 50 000.– zu beschliessen: Fr. 40 000.– für das Netz im Dorf, Fr. 2000.– für Zähler und Fr. 8000.– für eine Anlage im Kienholz. 183 von 191 Anwesenden stimmen der Vorlage zu, und das Reglement über Stromabgabe wird samt Tarif genehmigt.

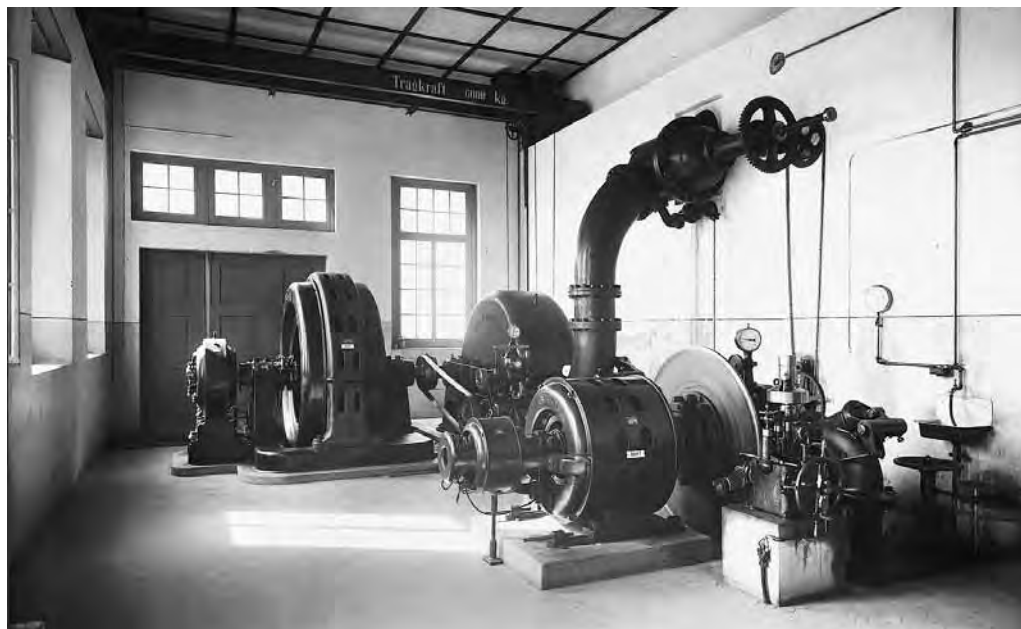
Sechs Firmen reichen Offerten ein. Dr. Blattner prüft die Eingaben und arbeitet im Februar 1909 die Verträge mit den Unternehmern aus. *Pauli* in Arth soll das Sekundärnetz erstellen, *Bracher* in Thun und *Mumprecht* in Herzogenbuchsee die Hausinstallationen.

Der Rat wählt Schlosser *Otto Schild* als Aufseher über die gesamte elektrische Anlage. Die Arbeiten beginnen. Rat und Kommission bekommen viel zu tun: Sie verhandeln mit Grund- und Hauseigentümern wegen Leitungsstangen, Trafostationen und Strassenlampen; Bäume, die dem neuen Licht im Wege stehen, müssen geschnitten oder gefällt werden.

Wirte und Wasserwerkbesitzer wünschen Spezialtarife. Strassenlampen, eine Schaltuhr für die Dorfbeleuchtung und Messgeräte für die Trafos sind zu beschaffen. Unternehmer verlangen Teilzahlungen; Arbeiten und Rechnungen geben Anlass zu Beanstandungen. Verteilnetz und Telegrafenerleitung kommen sich in die Quere; Unternehmer *Pauli* ist mit seinen Arbeiten um mehr als einen Monat im Rückstand usw.

Aber am 1. Juni 1909 fliesst Strom durch das Leitungsnetz. Am 7. Juni genehmigt das Starkstrominspektorat die Leitungsanlage mit einigen Änderungen. Am 4. Oktober liefert Dr. Blattner einen günstigen Inspektionsbericht über die Hausinstallationen ab. Der grösste Teil des Dorfes kann mit Elektrizität versorgt werden; nachts erstrahlt Brienz im neuen Licht.

Nicht aber das Kienholz. Dort versorgt Mechaniker *Theodor Thöni* schon seit 1904 sein Haus mit Werkstätte und einige Nachbarhäuser mit Strom, den er aus seiner selbst gebauten Kraftanlage am Faulbach gewinnt. Im Herbst 1908 spricht die Behörde mit ihm über Stromlieferungen. Im Kienholz denkt man einige Zeit sogar daran, eine Anlage auf eigene Kosten zu bauen und zu unterhalten, aber im März 1911 reichen Bäckermeister *Rudolf Flück*, *Theodor*



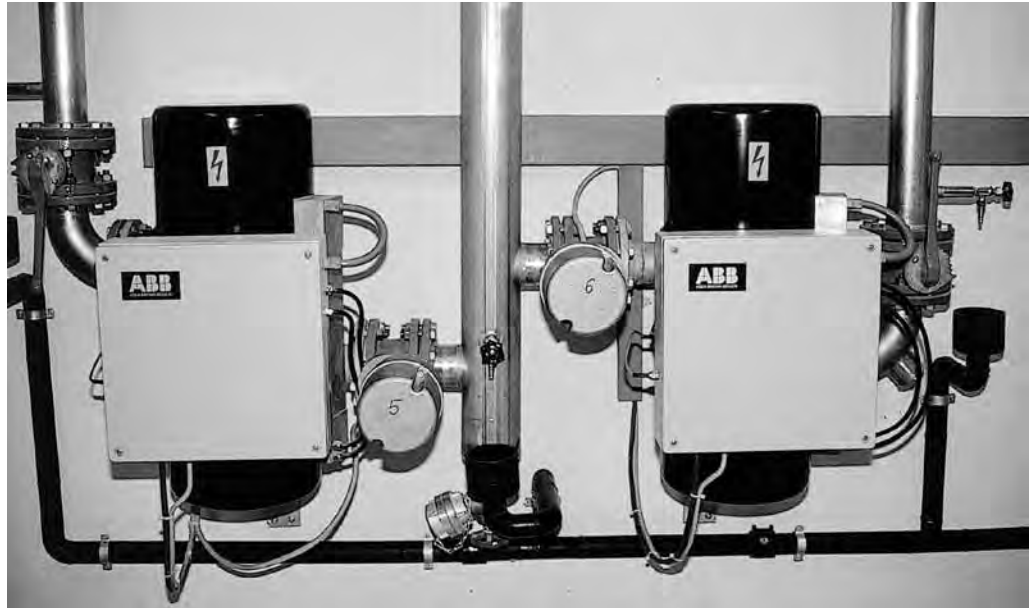
Kraftwerkzentrale Schattenhalb um 1940.

Thöni und andere Interessenten ein Projekt von Elektriker Kirchhoff in Meiringen ein für das Sekundärnetz im Kienholz und ersuchen die Gemeinde um dessen Ausführung. Ein Schreiben von Lehrer Thomann, die Anwohner seien sich über die Einführung des elektrischen Lichts noch nicht schlüssig, veranlasst den Rat, die Angelegenheit vorerst ad acta zu legen.

Ein neuer Vorstoss der Befürworter im Juli wirkt: Der Rat beschafft sich die Pläne von Kirchhoff und Mumprecht, lässt im Kienholz Abonnementsverträge unterzeichnen und schreibt die Arbeiten aus. Neun Unternehmer reichen Offerten zwischen Fr. 8656.– und Fr. 11 823.– ein, die zusammen mit den Plänen Dr. Blattner zur Prüfung unterbreitet werden. Nachdem der Regierungsrat die Aufnahme eines Darlehens von Fr. 10 000.– bewilligt hat, erhält die Firma Baumann-Kölliker in Zürich den Auftrag zum Bau des Verteilnetzes und die Konzession für Hausinstallationen. 1912 erhält auch das Kienholz endlich Licht und Kraft aus dem Draht.

So kam Brienz zu gutem Wasser und zu elektrischem Strom, und so wurden wir das Abwasser los. Aber die Wasserversorgungs-, Kanalisations- und Elektrizitätsanlagen mussten immer wieder erweitert und den sich verändernden Gegebenheiten angepasst, defekte und überalterte Teile mussten repariert und ersetzt werden. Die seitherige Entwicklung im Einzelnen aufzuzeigen, würde den gegebenen Rahmen sprengen; ein knapper Überblick muss genügen.

Wasserversorgung: Das Dorf wuchs und mit ihm das Verteilnetz und der Wasserverbrauch. Schon nach wenigen Jahren herrschte in Trockenzeiten und nach Brandfällen oft Wasser-



UV-Entkeimungsanlage im Reservoir Breitenberg.

mangel. Neue Quellen wurden gesucht und gefasst, und neue Wasserreservoirs wurden gebaut. 1937–41 kaufte Brienz von Brienzwiler Quellenrechte im Farnigraben und erstellte die Zuleitung zum Reservoir Ballenberg. Die rege Bautätigkeit auf der Lauenen und im Feld in den Fünfziger- und Sechzigerjahren verlangte umfangreiche Netzerweiterungen, und Quellwasser wurde wieder knapp. Verhandlungen mit den Nachbargemeinden Schwanden, Hofstetten und Brienzwiler ermöglichten um 1970 die gemeinsame Fassung der Gorgenquelle am Eistlenbach und den Bau der nötigen Leitungen. Seit 1986 stand das Grundwasserpumpwerk im Fluhberg bereit, und seit 2000 sichert das neue Grundwasserpumpwerk vor der Jugendherberge beim Lambach notfalls die Wasserversorgung. Der Neubau des 1889 erstellten Reservoirs Gampeli wird unser Verteil-

netz ab Frühsommer 2011 wieder speisen. – 1999 verbrauchten wir Brienz 698 623 m³ Wasser oder 648 Liter pro Person und Tag. 2009 waren es noch 589 457 m³ oder je Person und Tag 474 Liter. Haben die 2007 in jedem Haus eingebauten Wassermesser zu sparsamerem Verbrauch angehalten?

Die Abwasser- und Kanalisationsanlage erlitt im vergangenen Jahrzehnt zweimal schwere Schäden: Im Mai 1999 stieg der Seespiegel nach Schneeschmelze und starken Niederschlägen übermässig an. Eindringendes Seewasser beeinträchtigte ARA (Abwasseranlage) und Hauptleitung schwer. Das Unwetter im August 2005 beschädigte die Anlage und das Pumpwerk Fluhberg so stark, dass das Abwasser aus dem Dorf mehrere Wochen in den See floss, bis die umfangreichen Reparaturen



Elektrizität aus Trinkwasser: Turbine und Generator im Reservoir Breitenberg.

abgeschlossen werden konnten. Die vom Kanton 2004 verfügte Sanierung der Abwasserentsorgung auf Planalp verzögerte sich wegen Widerstand und Rechtshändeln bis zur Inbetriebnahme 2008. In den letzten 15 Jahren verursachte die Trennung des Regenwassers vom Schmutzwasser und dessen Ableitung in Bäche und See durch ein zweites Leitungssystem grosse Kosten. – Die ARA, seit 1972 im Betrieb, ist dank fachmännischer Wartung noch in gutem Zustand. Sie wird aber in 12 bis 15 Jahren total saniert oder neu gebaut werden müssen. – 2009 wurden 450 797 m³ Abwasser gereinigt. Das sind 851 Liter pro Haushalt und Tag.

Elektrizität: Nachdem die Gemeindeversammlung vom 7. Oktober 1901 dem Antrag des Gemeinderats, mit den Elektrowerken Reichenbach über Stromlieferung zu verhandeln, zugestimmt hatte (s. S. 243), begann eine Elektrizitätskommission unter dem Vorsitz von Eisenhändler *A. Grossmann* ihre Arbeit. Herr *Binder* stellte der Gemeinde seine Pläne und Kostenberechnungen sowie die bei ihm eingegangenen Abonnementsgesuche für Licht und Kraft gegen Entgelt zur Verfügung. Beraten durch *Dr. E. Blattner*, Burgdorf, verhandelte die Kommission mit dem Kraftwerk Reichenbach und Zulieferungsfirmen und leitete die nötigen Vorbereitungs- und Installationsarbeiten, bis der Strom am 1. Juni 1909 erstmals durch das *Sekundärnetz* floss.

Von Anfang an musste die elektrische Anlage fortlaufend erweitert, verbessert und repariert werden. 1946 wurde sie auf Normalspannung 220/380 Volt umgebaut.

1999 kaufte die Gemeinde von der EWR Energie-AG (Reichenbach) das 74-jährige Kraftwerk am Giessbach, das 2004 durch einen Brand zerstört und nach dem Umbau 2005 wieder in Betrieb genommen wurde. Seit 2001 liefert das Kleinkraftwerk beim Lambach Strom. Alle unsere Kraftwerke decken gegen 30 % des jährlichen Energiebedarfs der Gemeinde.

Der Energieumsatz unserer Elektrizitätsanlage nahm von 1999 bis 2009 um 9,26 % zu auf 20 021 283 Kilowattstunden. Ihr unterirdisches Kabelnetz wuchs auf 100 376 m an, während die Freileitungen auf 5023 m reduziert werden konnten.

Wasser, Abwasser, Elektrizität: Die Anlagen beanspruchen viel Arbeit und Unterhalt, verursachen grosse Kosten. Wir sind die Nutzniesser und bezahlen dies mit Gebühren.

Hinweis auf die Verzeichnisse (ab Seite 369):

Erklärungswürdige Begriffe und alle erwähnten Personen sind im Anhang aufgeführt und werden im Buchtext mit Schrägdruck hervorgehoben. Masse und Gewichte sowie Sachbegriffe sind in weiteren Verzeichnissen einsehbar. Im Buch erwähnte Orte, insbesondere die Brienzer Flurnamen, lassen sich dank zwei beigefügten Karten lokalisieren.

Feuerwehrmagazin und neue Sporthalle

Ruedi Perren-Roesti

Das neue Feuerwehrmagazin beendet ein Unwetterkapitel

Mit seinen 52 Metern Länge und 18 Metern Tiefe prägt das lindengrüne Feuerwehrmagazin das Ortsbild im Ostteil des Dorfes Brienz. Nach nur neunmonatiger Bauzeit schlüsselfertig, präsentiert sich das Hauptquartier der Feuerwehr an der Hauptstrasse am östlichen Dorfeingang in idealer Lage für Einsätze im weitläufigen Gemeindegebiet. An der Einweihungsfeier vom 28. November 2009 nahm neben Behörden und Gästen auch die Schlagersängerin und Feuerwehrfrau *Monique* teil.

Was lange währt, wird endlich gut: Vier lange Jahre hatte die Gemeinde Brienz auf den Bezug des neuen Feuerwehrmagazins gewartet. Ursache für den Neubau war die Unwetterkatastrophe vom August 2005. Damals war das 1986 zusammen mit dem Gemeindehaus erbaute «alte» Feuerwehrmagazin am Unterlauf des Glyssibachs durch die Gesteins- und Schlammlawine vollständig zerstört worden. Aufgrund der Raumansprüche des Wasserbauprojektes Glyssibach musste der alte Standort aufgegeben werden. Bevor aber ein Neubau erfolgen konnte, waren aufgrund eines Gemeinderatsbeschlusses zuerst die Ansprüche aller am Privateigentum Betroffenen zu regeln.

«Mit der Schlüsselübergabe ist das Kapitel Unwetter 2005 für unsere Feuerwehr abgeschlossen», verkündete der Briener Gemeindepräsident *Peter Flück* am 28. November 2009 anlässlich der Einweihungsfeier. Am selben Anlass brauste die ausgebildete Feuerwehrfahrerin und bekannte Schlagersängerin *Monique* mit Blaulicht und Sirene in die Halle. Ihre Fahrkünste bewies sie am Steuer des Feuerwehrfahrzeugs «Gliessbach 2», dem sie seinerzeit Patin gestanden hatte und das nun ihren Namen trägt. Sie überbrachte die Fahne der Feuerwehr Brienz, ein Geschenk des Feuerwehr-Pikettvereins.

Albrecht Thöni, der als Präsident des Bauausschusses die Nachfolge von *Peter Flück* angetreten hatte, erklärte nach der Weitergabe eines grossen silbernen Schlüssels an den Feuerwehrkommandanten *Peter Messerli*, die stattliche Anlage sei «eher Hauptquartier denn Magazin». Der lange Weg zum Ziel sei nicht immer einfach gewesen. Standortsuche, Landerwerb, Projektierung durch die *von Allmen* Architekten AG Interlaken, Zonenplanänderung, Überbauungsordnung und schliesslich die Urnenabstimmung vom 1. Juni 2008, bei welcher der Neubau angenommen und ein Kredit von 3,85 Millionen Franken bewilligt wurde, seien die entscheidenden Hürden gewesen. Beachtlich sind im Zusammenhang mit der Finanzierung die Beiträge aus den verschiedensten Quellen, welche auf schweizweite Solidarität mit unserer Gemeinde schliessen lassen.



Altes Feuerwehrmagazin am Glyssibach mit Unwetterschäden (August 2005).



Das neue Feuerwehrmagazin am Tag der offenen Tür (1. Mai 2010): Das Publikum bestaunt den Wagenpark und das markante Gebäude.

Brienz erhielt Entschädigungen für das nicht mehr verwendbare alte Magazin – Wasserbauprojekt und Gebäudeversicherung – von 1,33 Millionen Franken. Der Kanton Genf spendete 200 000 Franken, die Berner Kantonalbank 100 000 Franken; aus dem allgemeinen Unwetter-Spendefonds wurden 420 000 Franken eingesetzt. Die Bundesämter für Strassen und die Gebäudeversicherung übernahmen je einen Beitrag von 200 000 Franken.

Zusammen mit dem Löschzug Oberried zählt die Feuerwehr Brienz im Spätherbst 2009 rund hundert ausgebildete Fachleute. Auf den 1. Januar 2011 findet ein Zusammenschluss mit den Feuerwehren von Hofstetten und Brienzwiler statt, dem Beispiel der Gemeinde Schwanden folgend, die sich schon in den 90er Jahren des

letzten Jahrhunderts den Brienzern angeschlossen hat. Bereits jetzt ist das Magazin so eingerichtet, dass das regionale Führungsorgan der fünf Gemeinden rund um Brienz bei Sondereinsätzen von dort aus operieren kann. Das ganze Gebäude besteht aus der grossen Fahrzeughalle mit ihren Toren zum Vorplatz und zur Hauptstrasse hin sowie den beiden zweigeschossigen sogenannten «Kopfbauten», welche die Halle ost- und westwärts einrahmen. Diese sind zukunftsweisend dimensioniert und umfassen Schulungsräume, Einsatzzentrale, Atemschutzraum, Schlauchwaschanlage, Werkstatt und Treibstofflager.

Grün, so heisst es, ist die Farbe der Hoffnung. Mag die grüne Farbgebung des Gebäudes neben der gelungenen Abstimmung auf die



Einsatzübung bei simuliertem Verkehrsunfall.

Grüntöne der unmittelbaren Umgebung und des nahen Ballenbergs auch der Hoffnung Ausdruck geben, dass die Feuerwehr möglichst selten zu Hilfe gerufen werden muss und von ihrem neuen Hauptquartier aus weiterhin rasch und effizient wirken kann.

Die neue Sporthalle ersetzt die alte Turnhalle

Nach rund eineinhalbjähriger Bauzeit wurde die Gemeinde Brienz um einen markanten Holzbau reicher. Die über 8 Millionen Franken teure Doppelsporthalle kann durch eine anhebbare Faltwand unterteilt werden und wird südwärts durch einen grossen, als Bühne nutzbaren Mehrzweckraum abgeschlossen. Das Meisterwerk der Zimmermannskunst entstand am selben Standort wie die alte, ebenfalls in Holz konstruierte Turnhalle.

«Anstelle der noch gut in Erinnerung stehenden altehrwürdigen Turnhalle ergänzt die entstehende Doppeltturnhalle mit ihrer schlichten, in der Falllinie des Hanges abgedrehten, flachen Form das stattliche Schulhaus zu einem sich gegenseitig befruchtenden Ensemble.» So beginnt der 2009 verfasste Projektbeschrieb des Berner Architekten *Rolf Mühlethaler*. Mit dem Neubau entstand auf dem von Bäumen gesäumten Platz, neben dem 1903 erbauten Dorfschulhaus, vor einer einzigartigen Geländekulisse ein öffentlicher Raum, der mehrfach benutzt- und bespielbar ist – ein Geschenk an alle Generationen. Gleichzeitige Innen- und



Alte Turnhalle, Baujahr 1937/1938.



Die neue Sporthalle fügt sich ins Gelände ein; Blick von Norden (Herbst 2009).

Aussenveranstaltungen, z.B. ein sommerliches Dorffest, sind mit dem neuen Mehrzweckbau möglich.

Die vor dem zweiten Weltkrieg erbaute alte Turnhalle, in den wesentlichen Teilen ein Holzbau, konnte nach ihrer Fertigstellung zuerst nicht sportlich genutzt werden, da sie in den Kriegsjahren als Lebensmittellager diente (s. S. 271). Aus Spargründen hatte man auf eine Unterkellerung verzichtet. In der Folge faulte das Holz des Hallenbodens, so dass saniert werden musste. Als Resultat der aufwändigen Erweiterungsarbeiten entstand im Untergeschoss der legendäre Schwingkeller mit kombinierter (Hoch-)Weitsprunganlage für das Nationalturnen und den Schulbetrieb. Den damaligen Bedürfnissen von Schule und Vereinen genügte die einfache Normhalle über Jahrzehnte.

Dass die alte Turnhalle in absehbarer Zeit ersetzt werden musste, zeichnete sich nicht erst in jüngster Zeit ab. So mussten aus Überlastungsgründen Schulklassen aus dem Dorfschulhaus schon seit längerem in die Turnhalle Kienholz, im östlichen Dorfteil erbaut, ausweichen, und es fehlte ein grösserer Saal für Veranstaltungen.

Das Projekt für die neue Halle wurde sorgfältig aufgegleist und realisiert, indem Expertengremien die Machbarkeitsstudie, den Projektwettbewerb, den Bau und die Kostenkontrolle des schliesslich rund 8,5 Millionen Franken teuren Baus begleiteten. Damit möglichst viele Bauprojekte mit einem guten Kosten-Nutzen-Verhältnis ausgearbeitet werden konnten, wurde im Dezember 2007 sogar das Baureglement erweitert, so dass seither in Zonen der öffent-



Charakteristische Holzkonstruktion der neuen Halle (Rohbau, Herbst 2009).

lichen Nutzung auch Flachdächer und andere Dachformen zugelassen sind. Im Raumprogramm eingeschlossen sind ebenso die Aussenportanlagen und weitere Aussenanlagen wie Pausenplatz, Velo- und Autoabstellplätze.

Geologische Besonderheiten, die Hanglage sowie die Tatsache, dass der Eisenbahntunnel direkt unter der Anlage durchführt, galt es für die am Wettbewerb Teilnehmenden zu berücksichtigen. Das Projekt *Mühlethaler* wurde von der Jury einstimmig zur Realisierung empfohlen und von den Briener Bürgerinnen und Bürgern mit einem Kostenrahmen von 7,5 Millionen Franken am 25. November 2008 gleichzeitig mit der ersten Vorlage zum neuen Feuerwehrmagazin angenommen. Die schliesslichen Kostenüberschreitungen sind hauptsächlich mit der Teuerung begründet worden.

Im oben erwähnten Projektbeschrieb werden die Qualitäten des neuen Bauwerks wie folgt beschrieben: «Der eindruckliche Ingenieurholzbau ist Zeugnis der in den letzten Jahren äusserst innovativen Entwicklung und Anwendung des Baustoffes Holz. Zum massiven Schulhausbau eignet sich die Holzbaukonstruktion im Besonderen um die Verbindung zu den qualitätvollen Holzhäusern der Region Brienz herstellen zu können, erinnert aber auch an die alte Turnhalle, welche ebenfalls in Holz konstruiert war. Die in Elementen vorgefabrizierte Konstruktion erforderte höchstes Wissen und viel Erfahrung in der vorbereitenden Planung, damit die Aufrichte, wie geschehen, in nur wenigen Tagen erfolgen konnte. Innovative moderne und traditionelle Zimmermannskunst vereinen sich in Brienz exemplarisch.»



Zimmermannskunst: Montage der imposanten Dachträger im Spätsommer 2009.



Einweihungsfeier vom Sonntag, 24. Oktober 2010.

Im Gegensatz zur alten Halle konnte das markante Bauwerk mit seiner stattlichen Doppelturmhalle (Innenabmessung: 23,5 x 44,0 Meter) bereits unmittelbar nach der rund eineinhalbjährigen Bauzeit am 24. Oktober 2010 der begeisterten Bevölkerung zur Nutzung übergeben werden.

Kirche und Schule



Unsere Kirche

Rudolf Perren-Zurflüh

In unserer Kirchgemeinde, zu der die politischen Gemeinden Oberried, Brienz, Schwanden, Hofstetten und Brienzwiler gehören, stehen heute vier Kirchen: seit 1939 die Kirche in Brienzwiler, seit 1941 die römisch-katholische Kirche in der Dindlen, seit 1968 die Kirche in Oberried und, seit neun Jahrhunderten, **die Dorfkirche auf dem Burgstollen**.

Am Thunersee reichen alte Bauteile einiger Kirchen ins erste Jahrtausend zurück. Die erste («unterirdische») Kirche in Meiringen wird ins 11., die Kirche in Goldswil ins 12. Jahrhundert datiert. Seit wann steht wohl auf dem Felsbuckel des *Burgstollen* ein Gotteshaus?

Anlässlich der Innenrenovation von 1939/40 ermöglichten Grabungen Einblicke in die Baugeschichte unserer Kirche. In einer kleinen Gruft im Chor und an mehreren Stellen im Schiff fand man Gebeine, leider ohne nennenswerte Beigaben: Im Historischen Museum in Bern werden zwei Tonperlen, vielleicht von einem Rosenkranz, ein silbernes Amulett und zwei Glasscherben, möglicherweise von einem Reliquiengefäss, aufbewahrt. Im Chor stiess man auf die Grundmauern der halbrunden Apsis (Altarnische) einer **romanischen Kirche**.

Von ihr sind noch die Nord- und Südmauern des Schiffs und die des Turms erhalten. Die Kirche war nur 19 m lang. Treppen führten, wie heute, zu den Toren auf der West- und Nordseite. Acht kleine Rundbogenfenster hoch oben in den 90 cm dicken und 6,5 m hohen Mauern



Alter und neuer Nordeingang.

liehen dem Raum gedämpftes Licht. Man vermutet, dass die *Freiherren* von Opelingen/Brienz diese Kirche um 1140 auf dem Burgstollen anstelle eines hölzernen Kirchleins hatten erbauen lassen. Sie schenkten ihr Gotteshaus dem Kloster Engelberg. Dass nicht das nahe Interlakner Kloster bedacht wurde, hat seinen Grund wohl im gespannten Verhältnis der *Freiherren* zu dieser *Propstei* (s. S. 74).

Erstmals erwähnt wird unsere Kirche in einer Urkunde von 1212: *Kaiser Friedrich II.* bestätigt der Abtei Engelberg deren Besitz. 1219 erneuern *Kuno von Brienz*, sein Bruder *Rudolf von Raron* und dessen Sohn auf dem Kirchhof von Visp und dann auch in der Brienzener Kirche vor den Pfarrgenossen die Vergabung. Engelberg pflegte Gotteshaus und Pfarrei von da an während mehr als 300 Jahren bis zur *Reformation* 1528: Mönche des Klosters besorgten als *Leutpriester* den Gottesdienst und betreuten die



Ansicht von Nordwesten.

Gläubigen. Sie bezogen von den Kirchgenossen bestimmte Abgaben zuhanden der Abtei und für ihren persönlichen Unterhalt sowie allerlei Spenden. Engelberg sorgte dagegen für Unterhalt und Ausbau unseres Gotteshauses. Als Schutzheilige der Kirche galten die Muttergottes und die Apostel Petrus und Paulus. Der *Kirchsprengel* Brienz gehörte zum *Dekanat Münsingen* und zum *Bistum Konstanz*.



Schiff und Chor nach der Innenrenovierung von 1939/40.

Gotische Chorerweiterung: Wahrscheinlich schon vor 1400 wurde die halbrunde Apsis abgerissen, der Chor um Turmbreite nach Osten erweitert und dreiseitig abgeschlossen. So gewann man Raum für den Altar und die gottesdienstlichen Handlungen. Vermutlich damals wurde das Nordtor näher an den Turm verlegt. (Das ursprüngliche Rundbogentor ist seit der Aussenrenovierung 1976 wieder sichtbar.) Reiche Wandmalereien erhielt unsere Kirche im 15. Jahrhundert sowohl innen wie aussen. Leider haben davon nur stark verblasste Reste an den Aussenmauern überdauert: Beweinung und *Gnadenstuhl* an der Nordwand, Christophorus auf der Seeseite.

Der Chor wurde 1519, kurz vor der **Reformation**, nochmals ostwärts erweitert; er erhielt damals seine heutigen Masse. Die Jahrzahl MCCCCCVIII und ein Steinmetzzeichen sind an der Südostecke der Aussenmauer eingemeisselt. Damals rangen die Briener leidenschaftlich um den rechten Glauben, bis Bern die Erneuerung 1528 durchsetzte (S. 86). Die «abgöttischen» Wandbilder wurden überdeckt, Altar, Heiligenstatuen und vermutlich auch eine



«Portlaube» (Empore) mit Schnitzerei «Jesu Einzug in Jerusalem».

Orgel entfernt. Die Regierung in Bern übernahm anstelle Engelbergs und des Bischofs von Konstanz die kirchliche Oberaufsicht.

Blitzschläge, Stürme und ihr Alter setzten unserer Kirche arg zu. Im 17. Jahrhundert war der Dachstuhl verfault, die Kirche reparaturbedürftig. Sie vermochte zudem nicht mehr alle Predigtbesucher zu fassen. Ein grosszügiger

Umbau 1679/80 nach Plänen des Kirchenbauers *Abraham Dünz* I. und unter der Leitung des Thuner Baumeisters *Häberli* verlängerte das Kirchenschiff um gut 6 m nach Westen. Die Mauern wurden erhöht und hinten im neuen Anbau eine «Portlaube» (Empore) eingebaut. Die grossen Fenster brachten mehr Licht in den Raum. Ein Walmdach überdeckte Chor und Schiff. Damit erhielt unsere Kirche annähernd ihr heutiges Aussehen. Die Gemeinde lieferte 100 Fässchen Kalk, der an Ort gebrannt wurde. Die *Gnädigen Herren* in Bern steuerten 500 Pfund (= 150 Kronen) an die Baukosten von total 864 Kronen bei. Vier Berner *Patrizier* stifteten je eine farbenprächtige Wappenscheibe. Auf dem Kirchendach ersetzten Ziegel die Schindeln; der Turm dagegen blieb noch mehr



Schnitzerei an der Kanzel: «Der gute Hirt», «Heilung des Blinden», «Jesus und die Samariterin».

als 200 Jahre mit Holz gedeckt, weil seinem geschwächten Mauerwerk die Mehrbelastung nicht zugetraut wurde.

Ein Blitzschlag richtete Sonntag, 2. September 1883, nachmittags schweren Schaden an. Der Turm wurde stark beschädigt. Schlimm sah es auch im Innern der Kirche aus: «Der Blitz schlug in der nordöstlichen Ecke der Kirchendiele ein wohl klaftergrosses Loch, fiel dann in schräger Richtung in die Orgel, welche er total demolierte und drang südöstlich durch die Mauer ins Freie, auch diese noch spaltend und die obersten Tritte der neuen Friedhoftreppe zertrümmernd.» Zerstört oder stark beschädigt waren auch alle Fenster mit den wertvollen Wappenscheiben, die Chorbestuhlung und die drei Türen. *Heinrich Baumgartner*, Pfarrer in Brienz 1872–1894, erkannte im gewaltigen Blitz-

schlag «eine so recht im vollen, ja im buchstäblichen Sinne des Wortes durchschlagende Predigt Gottes von seiner Allmacht, aber auch eine nicht minder ergreifende Predigt von seiner bewahrenden Barmherzigkeit und Gnade», denn wenige Stunden vorher sei die Gemeinde in der Kirche zu Gottesdienst und Abendmahl versammelt gewesen. – Im Zusammenhang mit den umfangreichen Reparaturarbeiten erhielt ein Chorfenster ein Glasgemälde, das man 1939/40 wieder entfernte.

1902 wurde das Innere der Kirche mit dekorativen Malereien ausgestattet. *Frau Pfarrer Baumgartner-Kuhn* half damals der stark belasteten Kirchgemeinde mit einem Darlehen.

Nachdem im Frühjahr 1936 während eines Gottesdienstes eine Gipsrosette sich in Teilen von der Kirchendecke gelöst hatte und im Mittelgang zersplittert war, beschloss die Kirchgemeinde eine gründliche **Innenrenovation**.

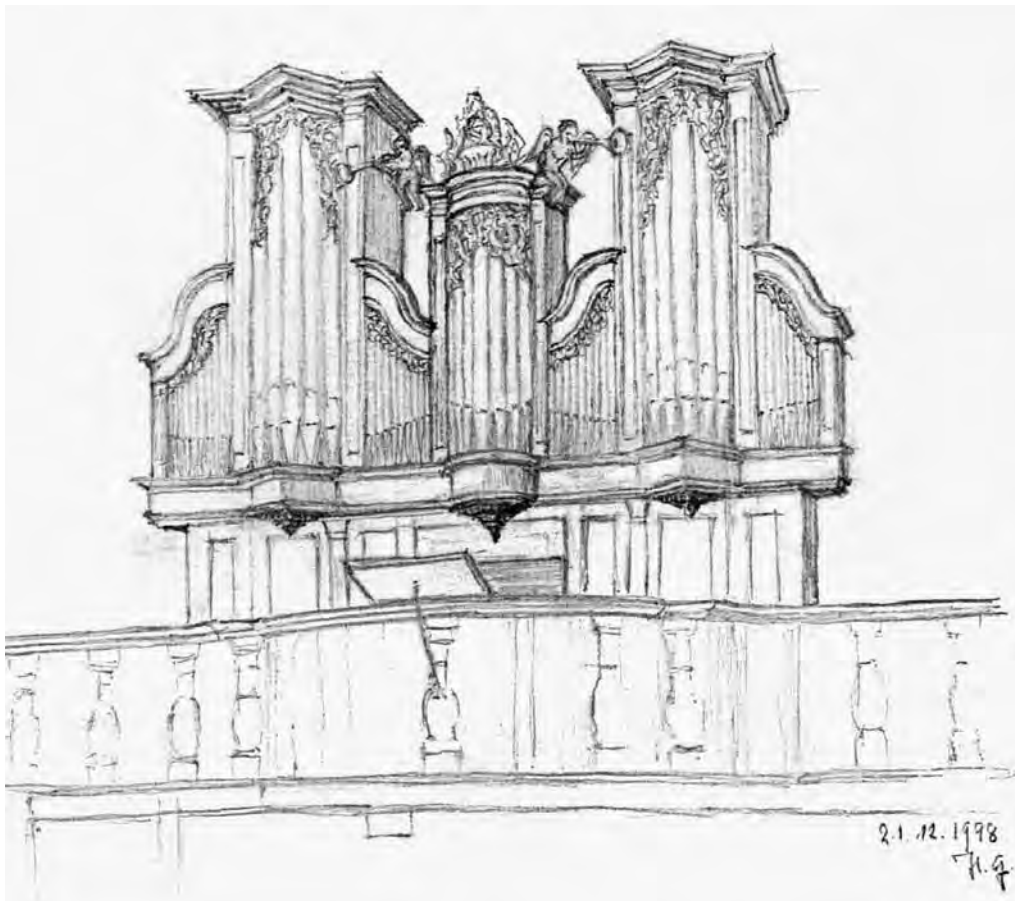
Innenrenovation

Unter der Leitung und nach Plänen von Architekt *Hans Huggler*, Brienz, erhielten 1939/40 Chor und Schiff ihr heutiges Aussehen: Man entfernte die Orgellaube im Chor und ersetzte die alte Kanzel an der Südwand durch eine neue neben dem Nordeingang. Aus dem Schiff verschwanden die grossen Eisenöfen und die langen Ofenrohre; die Heizung wurde in die Küsterei verlegt. Unter der erneuerten Empore fanden ein Taufstübli und ein Geräteraum Platz.

Flachschnitzereien nach Entwürfen von Bildhauer Hans Huggler-Wyss an der Front der Empore (Einzug Jesu in Jerusalem) und an der Kanzel (Christus als Sämner, mit den Kindern, als guter Hirt, bei der Heilung des Blinden und mit der Samariterin) fügen sich gut in den schlichten Raum. An der Südwand steht neben einem grossen Holzkreuz der Spruch: «Einen andern Grund kann niemand legen ausser dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.» – Alt ist im erneuerten Raum nur noch der Taufstein mit spätgotischem Fuss und dem Becken aus dem 17./18. Jahrhundert.

Die Orgel

Nachdem die *Reformation* die Musik für mehr als hundert Jahre aus dem Gottesdienst verbannt hatte, wirkten gegen Ende des 17. Jahrhunderts wieder Posaunisten auf dem *Burgstollen* mit. 1781 wird Lehrer *Caspar Flück* als Organist erwähnt. (Weil er der Erste seines Amtes war, blieb seinen Nachkommen bis heute der Zuname «Orgeller».) Nicht lange vorher muss in der Kirche eine Orgel installiert worden sein. Zu dieser ersten Orgel schreibt Dr. h.c. Hans Guggler:



Die alte Orgel vor dem Blitzschlag 1883. Zeichnung von Dr. Hans Guggler nach einer Foto der zerstörten Orgel.



Die neue Orgel, Geschenk der Gemeinde Bolligen.

«Die Brienzler waren mit von den Ersten, die im Oberland ein so kostbares Instrument anschafften. ... Der Versuch, eine Rekonstruktion des Gehäuses nach dem Fotodokument von der am 2. September 1883 durch Blitzschlag zerstörten Orgel zu zeichnen, zeigt auf, dass die Erbauer dieses Instruments aus dem Tal der Rhone stammten. Es waren dort die *Carlen* in Gluringen und die *Walpen* in Reckingen, die über Generationen hinweg dieses anspruchsvolle Handwerk ausübten.

Der fehlenden schriftlichen Quellen wegen ist es nicht möglich, die Orgel in Brienz einer dieser Orgelbauerfamilien zweifelsfrei zuzuweisen. In der Art, wie das Werk mit dem kleinen Mittel-turm aufgestellt war, entsprach es den Instrumenten, die *Felix Alois Carlen* 1789 für Gsteig und *Joseph Anton Carlen* mit seinem Sohne Anton 1838 für Ringgenberg gebaut haben.

Die Form der Gesimsprofile und vor allem der Wechsel von Spitz- und Rundturm entsprachen jedoch mehr der Orgel der *Gebrüder Walpen* von 1809 in Frutigen.»

Nach dem schon erwähnten Blitzschlag von 1883 schuf die Firma *Goll*, Luzern, die Orgel, an die wir Älteren uns noch erinnern. Sie stand im Chor erhöht auf einem Läublein. 1940 wurde sie nach Kriens verkauft, und die Firma *Tschannun*, Genf, baute das Instrument, das bis vor kurzem im Chor stand.

Nun erhält unsere Kirche wiederum eine neue Orgel. Sie diene seit 1973 in Bolligen und soll dort durch ein zum alten Erscheinungsbild der Orgel passendes Instrument ersetzt werden. Auf einen Antrag aus der Mitte der Versammlung beschloss die Bolliger Kirchgemeinde grossherzig, die Orgel der Kirchgemeinde Brienz zu schenken. Das Werk der Orgelbau Genf AG mit 26 Registern wurde von Orgelbauer *Thomas Wälti* in seiner Werkstätte in Gümligen revidiert und hier neu aufgebaut.

Der Turm ist in seinen unteren Teilen möglicherweise älter als die romanische Kirche. Er ist bis zur Spitze des Pyramidendaches ca. 30,5 m hoch und misst am Grund 5 auf 5,2 m. Seine Mauern sind unten 1,17 bis 1,5 m dick, nach oben verjüngen sie sich. Blitzschläge beschädigten im Verlauf der Jahrhunderte Dach und Gemäuer immer wieder und verursachten Reparaturen. Die schönen Turmfenster wurden zur Verstärkung teilweise zugemauert.

1953 leitete Architekt *Christian Frutiger*, Küssnacht ZH, umfangreiche Sicherungs- und Renovationsarbeiten. Dabei kamen die ursprünglichen Fenster zum Vorschein. Sie wurden

freigelegt und unter Verwendung der grösstenteils noch vorhandenen originalen Säulen, Sattelsteine und Tuffsteinbogen restauriert. Heute zeigt der Turm wieder seine schöne spätromantische Gliederung durch die 2-, 3- und 4-fach gekuppelten Rundbogenfenster mit ihren schlanken Säulen.

Drei Glocken bilden das Geläute mit der eigenartigen Stimmung f', g' und es". Das älteste Glöcklein trägt die Jahrzahl 1473. Es soll einst in einer Kapelle in der Vorsass *Martis*, am Wege zur *Planalp*, geläutet haben. (Auf eine Martinskapelle lässt der Name «Martis» schliessen.) Die grösste Glocke goss Meister *Franz Sermund* in Bern aus dem Erz zweier Glocken, die um 1552 ein Blitz beschädigt hatte. Sie wurde 1572 aufgezogen. Erst seit 1823 ruft unser Geläute dreistimmig zum Gottesdienst.

Bei der **Aussenrenovation** 1976 wurde das Christophorus-Bild an der südlichen Aussenwand freigelegt und restauriert. Fachleute sicherten auch die Malereien an der Nordwand. – Eine Sonnenuhr, deren Gestänge man im Turm gefunden hatte, wurde nach Berechnungen von *Dr. sc. nat. W. Brunner*, Kloten, an der Südwand montiert und von *Heinz Schild*, Brienzwiler, in Sgraffito-Technik beschriftet und verziert. Sie zeigt – so die Sonne will – mit arabischen Ziffern die mitteleuropäische Zonenzeit, unsere Uhrzeit, und mit römischen Ziffern unsere Orts-Sonnenzeit. – Ein Hochfenster über dem Südeingang und das alte Nordportal, beide einst zugemauert und bisher vom Verputz verdeckt, wurden im Umriss sichtbar belassen.

Seit bald 900 Jahren blickt unser Gotteshaus vom *Burgstollen* über das Dorf und seine Kirchengemeinde. Viele Generationen haben in ihm auf ihre Weise Gottesdienst und Abendmahl, Taufe, Hochzeit und kirchliche Feste gefeiert, von Verstorbenen Abschied genommen, in Notzeiten Trost und Zuflucht gesucht. Jedes Zeitalter hat seine Spuren hinterlassen. Aussehen und Ausstattung wurden verändert, aber Wesentliches hat alle Zeiten überdauert. So wie die Kirche unsere Vorfahren aus dem oft mühseligen Alltag zur Andacht rief, bietet sie auch uns Raum und Gelegenheit zur Besinnung.



Kirche mit «Änderdorf» (westlicher Dorfteil), Ansicht von Nordosten.

Von der Schule, von Schulhäusern und Schulmeistern

Max Gyga

Johann Rudolf Nöthiger, der von 1770–1783 als Pfarrer in Ringgenberg wirkte, verfasste als aufmerksamer und kritischer Beobachter von Land und Leuten eine Beschreibung der Brienzerseegegend. Darin schildert er auch das tägliche Leben der Bevölkerung.

Seine nicht immer schmeichelhaften Aussagen beruhen zum Teil wohl auf eigenen unangenehmen Erfahrungen, so wenn der Pfarrherr den Oberländern allerlei üble Charaktereigenschaften anhängt, wie Eigennutz, Rachgier, Misstrauen, grosse Einbildung und andere wenig einnehmende Züge. Dass solche Zuweisungen auf eine mehr oder minder grosse Zahl von Seeanwohnern zugetroffen haben, berechtigt allerdings Nöthiger kaum zu so pauschalen Verallgemeinerungen. Er relativiert denn auch seine Ausführungen und hält an anderer Stelle fest, die Sitten seien noch unverderbt, die Leute einfältig und natürlich, manierlich und dienstbar, wenn der Eigennutz nicht leide. Er billigt ihnen auch zu, häuslicher zu sein, nicht im höchsten Grade arbeitsam, aber auch nicht lasterhaft und ausschweifend. Eine solche Kennzeichnung erinnert lebhaft an die üblichen Horoskope, die so unverbindlich gehalten sind, dass sie jedem erlauben, daraus zu entnehmen, was gerade beliebt – etwas trifft auf jeden Fall zu!

Die Bemerkung, das Volk, wozu bei Nöthiger immer auch die Brienzer gehören, sei nicht gerade arbeitsam, wird nur wenig später auch von *Franz Niklaus König*, dem in Interlaken wohnhaften Maler, bestätigt. Er verzeiht den

Oberländern allerdings den Mangel an Arbeitsliebe, da dieser grösstenteils durch die Zufriedenheit erzeugt werde, die sie trotz geringer Kost glücklicher sein lasse als Tausende, die in grossem Wohlstand leben. Sie belächeln diejenigen, die einer besseren Kost oder Kleidung wegen ihr Leben nur mit Arbeiten verbringen. Und dann stellt König noch fest, die Lernbegierde sei bei diesem Volk überhaupt kein Charakterzug, im Gegenteil werde alles auf Bequemlichkeit berechnet, und was man nicht tun müsse, werde sicher nicht getan.

Anfänge

Bezogen auf die Schule, von der hier die Rede sein soll, eröffnen die Ausführungen der beiden Zeitgenossen um die Wende vom 18. ins 19. Jahrhundert eigentlich nicht gerade verheissungsvolle Aussichten! Ganz hoffnungslos stand es aber um den Bildungswillen der so arg kritisierten Oberländer wohl nicht überall, wie das Beispiel von Brienz zeigt. Zu einer Zeit, als die Schule noch durchaus nicht als nötig und nützlich angesehen wurde, sondern eher als lästiger Zwang, der den Eltern die Kinder entzog, die für allerlei Arbeiten im Haus und draussen eingespannt werden konnten, gab es in Brienz immerhin schon eine Schule, die sogar etwas kosten durfte. Nachgewiesenermassen erwarb nämlich die Gemeinde 1674 an der Alpgasse eine Stube samt Nebenraum, um dort eine Schulklasse unterzubringen. Es ist anzunehmen, dass dieser Kauf im Zusammenhang steht mit einer von der bernischen Obrigkeit um diese Zeit erlassenen Schulordnung.

Darin wurde u.a. verlangt, es solle, wo es sich machen lasse, das ganze Jahr unterrichtet werden, und die Eltern sollten ihre Kinder zur Schule schicken, sobald sie «etwas erfassen könnten.»

Zur Wahl des Schulmeisters hatten die Dörfler nichts zu sagen; diese erfolgte durch die Amtsleute und den Pfarrer. Als Lehrer wünschte sich die Obrigkeit geeignete, gottesfürchtige Personen, welche die Kinder beten, gedruckte Schrift lesen und womöglich schreiben lehren könnten. Vorgeschieden und Hauptfach war das Auswendiglernen des *Katechismus*. Aus der Schulpflicht wurde nämlich nur entlassen, wer die Fundamente der Religion erlernt hatte, es sei denn, dass ihm dies aus geistigem Unvermögen nicht möglich gewesen wäre.

Dienerin des Regimes

Die obligatorische Teilnahme am Unterricht scheint mehr oder weniger streng auch überprüft worden zu sein; das geht jedenfalls aus einem damaligen *Chorgerichts*beschluss hervor, worin saumselige Väter ermahnt werden, ihre Kinder fleissiger zur Schule zu schicken. Angeführt sei noch ein weiterer Eintrag vom Januar 1675: «*Jaggi Dönis Jaggi* weilen er dem *Elsi Balmer* umb ein feürzüg seinem vatter hinderrucks und unwüssend Hew verkauft uss einer Dilj – daran sein vatter und *Josi Kerli* theil haben, und beid Hew verloren haben. Nun weilen nit leugnen können, ouch *Elsi Balmer* gestendig gewesen, ist erkannt worden, es solle der vatter In bysein 2 oder 3 chorrichterem



Eine Schule nach der alten Mode (Albert Anker).

den Knaben mit der ruoten howen, dass er sich inskünftig dafür sich hüten lehme.»

Die chorgerichtliche Strafkompentenz, die sich auch auf die Schule erstreckte, zeigt deutlich, dass diese eng mit der Kirche verbunden war und deren Aufsicht unterstand. Das erklärt sich aus der historischen Entwicklung: Die bernische reformierte Kirche war eine vom Staat verordnete und gegen mancherlei Widerstände rigoros durchgesetzte Einrichtung. Abhängig von diesem Staat wirkte sie als politisch-religiöse Bildungsanstalt, die neben und mit der Ver-

kündigung des neuen, allein geduldeten Glaubens auch den Herrschaftsansprüchen des aristokratischen Regimes zu dienen hatte.

Das geht deutlich hervor u.a. aus der Predikantenordnung von 1748, wo den Predigern vorgeschrieben wird, das Volk zu Gehorsam und Untertänigkeit gegenüber der Obrigkeit zu ermahnen. Den meisten Geistlichen fiel dies übrigens nicht schwer; was dem aristokratisch regierten Staat und seinen Repräsentanten diene, nützte mittelbar auch ihnen, da sie selbst zum grössten Teil der privilegierten städ-

tischen Oberschicht entstammten und aus biblischen und manchmal auch sehr eigenützigen Gründen überzeugt waren, dass die Obrigkeit von Gott eingesetzt und jeder Untertan deshalb verpflichtet sei, ihr und ihren Vertretern Ehrerbietung zu erweisen und ohne Murren alle ihre Gebote und Verbote zu befolgen.

Die vom Staat festgelegte kirchliche Lehre war verbindlich und duldete keine Abweichungen. Um sie durchzusetzen, mussten die Leute zum Kirchenbesuch gezwungen werden, was mit obrigkeitlichen *Mandaten* immer wieder verord-

net wurde. So gebietet schon das Reformationsmandat von 1628: «...dass menniglich, was Stands jeder sye, nach dem befehl Gottes die predigen Göttlichen worts und die gebätt mit flyss besuchen ... sölle ... die fahrlässigen zur besserung ermahnen, wo aber die gewarneten Hussvätter und Hussmütterten zwo oder drey Predigen ohne ... entschuldigung versumen wurdend, (sollen sie) mit etlicher tagen Gefangenschaft zu wasser, muss und brot bis uff besserung gestraft (werden).»

Auch wenn die vielen *Mandate* sich in erster Linie gegen Lasterhaftigkeit und Sittenverderbnis richteten, bezweckten sie mittelbar ebenso den Erhalt der bestehenden gesellschaftlich-politischen Strukturen, anders gesagt der Herrschaft der *Gnädigen Herren*, als der von Gott eingesetzten Obrigkeit.

Diesem Ziel hatte auch die Volksschule zu dienen, da die Belehrung der Untertanen zu wenig Wirkung versprach, wenn sie erst bei der erwachsenen Bevölkerung einsetzte. Der Schulunterricht bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, und mit dem Scheitern der Helvetik noch darüber hinaus, bildete, um die damaligen Verhältnisse zusammenfassend und etwas vereinfachend zu kennzeichnen, einen wichtigen Teil der obrigkeitlich verfügbaren Volksbeeinflussung, der die Predigt, aber auch die durch Schulmeister und Pfarrer für Kinder, Knechte und Mägde gehaltenen Kinderlehren und die gelegentlichen Examen der Väter und Hausmütter zu dienen hatten.

Beginnend mit der von der bernischen Obrigkeit gegen den Willen weiter Bevölkerungskreise durchgesetzten *Reformation*, war die Schule bis zur endgültigen Einführung demokratischer

Verhältnisse nicht viel mehr als ein zweckdienliches Instrument der regierenden Aristokratie zur Festigung und Erhaltung ihrer Macht.

Nach diesem für das Verständnis des früheren bernischen Schulwesens nicht ganz unwichtigen Abstecher nun zurück nach Brienz!

In der Stube an der *Alpgasse*, die wie schon erwähnt, 1674 gekauft worden war und nebenbei dem Verkäufer *Daniel Stähli* in der schulfreien Zeit auch weiterhin zur Verfügung stand, wurde während fünfzig Jahren nur eine Klasse unterrichtet, die alle Dorfschüler einschloss. Da sie zeitweise weit über hundert Schüler aufwies, ergab sich 1723 die Notwendigkeit, sie zu teilen. Als Lehrkräfte an den zwei Klassen amtierten damals *Hans Stähli* und sein *Sohn Hans Stähli der Jüngere*. Von weiteren Schulmeistern bis zum Ende des Jahrhunderts kennt man ausser den Namen nur wenig. Sie sind verzeichnet in der Festschrift zur Einweihung des neuen Schulhauses am *Hobacher* (1904).

Viel Verständnis wurde der Schule übrigens in Brienz bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts nicht entgegengebracht. Eine vom damaligen Pfarrer um 1790 entworfene fortschrittliche Schulordnung, welche die Kinder vernünftigerweise nach ihrem Alter und ihren Fähigkeiten in Klassen einteilen wollte, musste jedenfalls wieder aufgegeben werden, da trotz guter Erfolge viele Eltern die Neuerung zum Anlass nahmen, ihre Sprösslinge gar nicht mehr zur Schule zu schicken.

Helvetik und Schule

Eine grundlegende Verbesserung des Unterrichtswesens schien sich nach dem Untergang des Alten Bern (1798) mit der von den Franzo-

sen diktierten neuen Verfassung anzubahnen. Während der kurzen Zeitspanne der Helvetik versuchte die helvetische Regierung trotz widrigster Umstände wie Krieg, Plünderungen, Beschlagnahmen und enttäuschten Erwartungen der Bevölkerung, die vom Sturz der alten Ordnung eine sofortige Verbesserung der materiellen und politischen Verhältnisse erhofft hatte, den Ideen der Französischen Revolution zum Durchbruch zu verhelfen.

Vor allem bemühte sich *Philipp Albrecht Stapfer* (1766–1846), Minister für Wissenschaften und Künste, ein sehr fähiger und von bestem Willen beseelter Mann, um die Hebung der bisher völlig vernachlässigten Volksschule. Seine Ziele fasste er in die heute noch gültigen Worte zusammen: «Kein Staat ist ... lauter aufgefordert, die Ausbreitung nützlicher Kenntnisse unter allen seinen Bürgern ... zum Hauptzweck der Bemühungen ... zu machen, als derjenige, dessen Verfassung allen Bürgern gleiche Rechte zusichert und den Zugang zu allen Stellen ohne Ausnahme öffnet. In Ländern, wo nur wenige Familien sich das Recht anmassen, Vormünder und Führer der übrigen zu sein, ist es begreiflich, oder selbst Vorsichtsmassregel, dass der Volksunterricht als Nebensache behandelt, oder gar vernachlässigt wird... »

Um einen Überblick über den genauen Zustand des Schulwesens in den Kantonen zu gewinnen, ordnete Stapfer 1799 eine Umfrage an, um dann gestützt auf die Ergebnisse die nötigen Massnahmen zur Verbesserung der Volksbildung treffen zu können. Ihm schwebte ein allgemeiner Unterricht vor, der dem Bürger nicht nur die nötigen Kenntnisse zur Ausübung seiner politischen Rechte und Pflichten vermittelt, sondern ihn auch befähigt hätte, einen

Beruf zu erlernen und sich so ein gesichertes Auskommen zu verschaffen.

Die weitsichtigen Pläne *Stapfers* zur Hebung der Volksbildung fielen leider schon nach kurzer Zeit den veränderten politischen Verhältnissen zum Opfer, indem die helvetische Verfassung der *Mediations*verfassung Platz machen musste, die 1815 ihrerseits abgelöst wurde durch die Periode der *Restauration*, welche eine Wiederherstellung der politischen Herrschaftsverhältnisse brachte, wie sie vor 1798 bestanden hatten. Für die Erneuerung des Schulwesens wirkte sich das natürlich sehr ungünstig aus. Ein Durchbruch der von Stapfer vorgeschlagenen Massnahmen für ein besseres Bildungswesen und vor allem für eine bessere Volksschule erfolgte erst 1831 mit der *Regeneration*, welche zu einem freiheitlichen Staat mit gleichberechtigten Bürgern führte.

Eine ernüchternde Umfrage

Die Stapfersche Umfrage war trotzdem nicht nutzlos; sie lieferte einigermaßen zuverlässige Angaben über das Schulwesen, auch für den Kanton Oberland und den Distrikt und das Dorf Brienz. Die von den Schulmeistern womöglich selbst zu beantwortenden Fragen bezogen sich auf die lokalen Verhältnisse, wie die zum Schulbezirk gehörenden Dörfer, Weiler, Höfe, die Schulwege u.a.m. Wichtige Angaben erwartete Stapfer über den Unterricht.

Einige Fragen seien hier aufgeführt:

- Was wird in der Schule gelehrt?
- Wird nur im Winter Schule gehalten?
Wie lange?
- Welche Schulbücher sind eingeführt?
- Wie lange dauert täglich die Schule?

Es folgten noch Fragen über die persönlichen Verhältnisse der Schulmeister und Schüler, über die Schulfonds und Schulgelder, das Schulhaus und das Einkommen der Schulmeister.

Soviel bekannt, wurde bei uns die Umfrage vom Pfarrer beantwortet, da wie andernorts den Schulmeistern die dazu nötigen Kenntnisse fehlten. Die Angaben sind nicht nur bemerkenswert in Hinsicht auf das Schulwesen; sie geben auch Auskunft über die damalige Gliederung des Dorfes. Die wichtigsten Ergebnisse seien hier zusammengefasst.

In Brienz, das etwas über 1000 Einwohner zählte, gab es im Jahr 1799 217 Schüler, die sich auf die einzelnen Dorfteile wie folgt verteilen:

im Dorf Brienz		171 Kinder
im Dörfli Tracht	mit 8 Häusern	20 Kinder
Fluhberg	mit 3 Häusern	6 Kinder
Kreuzweg im		
Kienholz	mit 4 Häusern	3 Kinder
Kienholz	mit 4 Häusern	4 Kinder
Kienholz weiter		
hinaus	mit 4 Häusern	3 Kinder
Lauimatte	mit 2 Häusern	4 Kinder
beim Ballenberg	mit 3 Häusern	4 Kinder
hinterm Ballenberg	mit 1 Haus	2 Kinder

A	a	B	b	c	e	f	g	h
i	l	m	n	o	p	q	r	s
t	u	v	w	x	y	z		
A	c	f	i	m	p	s	v	x
a	d	g	h	n	q	r	u	y
b	e	h	k	o	v	t	w	z
Ach	Dach	Schiff						
arm	being	clair						
alt	best	eintz						
Dorf	Elff	Frantz						
dyn	erbe	facht						
dach	ejch	fisch						
Gott	Hans	Jörg						
gibt	hat	Jost						
gnad	hecht	Jung						

Knab	Luz	Marz
kauff	kauff	miß
kechr	kecr	milch
Kim	Dytr	Dost
mit	sig	port
müß	dytr	pünder
Dual	Kauff	Gack
quast	ved	fisch
quint	eecht	faltz
Tropf	Vogt	Wachr
weinck	von	wirt
trancck	vlun	warm
Kell	Lump	Zontz
zang	jich	gal
zich	jich	zinsf.

Aus dem Namenbüchlein, mit dem die Schüler lesen lernten.

Alle Schüler wurden im Alpgassschulhaus unterrichtet, was etlichen einen Schulweg von knapp einer Stunde bescherte. Um das Schulhaus scheint es ziemlich übel bestellt gewesen zu sein, wird doch beklagt, für die kleinen Kinder sei der Zugang böse und die niedrigen Stuben wären noch feucht seit der letzten Überschwemmung.

Unterrichtet wurden die Kinder von den beiden Schulmeistern *Kaspar Flück* und *Ulrich Egger*, wobei sich der eine den «Namenbüchlein» widmete, das heisst den Anfängern, welchen erst das Buchstabieren beigebracht wurde. Als Lehrmittel diente: «Das Namenbüchlein Sambt dem Vatter Unser / Glauben / Zehen Gebotten / auch anderen schönen Gebäthen / mit unterschiedlichen Sylben / der Jugend vast nützlich und fürderlich zu lehren.»

Dieses Namenbüchlein war 1727 in der «Hoch-Oberkeitlichen Truckerei» in Bern erschienen und beinhaltete neben den angeführten Stoffen das kleine und grosse Alphabet sowie die Vokale im Anlaut mit allen Konsonanten und umgekehrt. Es folgten ein- und mehrsilbige Wörter mit jedem Buchstaben des Alphabets. Im Unterricht tönte das dann so:

ab eb ib ob ub ... ac ec ic oc uc ...
ad ed id od ud ...

oder ba be bi bo bu ... ca ce ci co cu ...
da de di do du

auch arm ach alt arg aff ... knab koch kalb
krut käs kräbs ...

Der Kollege gab sich ab mit denen, die das Namenbüchlein hinter sich hatten und schon lesen konnten. Als «Fragenbüchler» befassten sie sich vornehmlich mit dem Heidelberger *Katechismus*, der die Grundlage der Unterweisung in Schule und Kirche bildete. Die Fragen und Antworten mussten auswendig gelernt werden und wurden tagtäglich immer wieder abgehört.

In seinem Entwicklungsroman «Der grüne Heinrich» fällt *Gottfried Keller* ein nicht gerade schmeichelhaftes, dafür umso zutreffenderes Urteil über diesen Unterricht: «Die andere peinliche Erinnerung ... sind mir der Katechismus und die Stunden, während derer wir uns damit beschäftigen mussten. Ein kleines Buch voll hölzerner, blutloser Fragen und Antworten ... musste während der so unendlich scheinenden Jugendjahre in ewigem Wiederkäuen auswendig gelernt und in verständnislosem Dialoge hergesagt werden.»

Ungeachtet der vorher erwähnten hohen Schülerzahl in Brienz war die durchschnittliche Anwesenheit gering; sie betrug im Sommer nur etwa 25 bis 30, im Winter 20 bis 70 Schüler. Wie andernorts ging auch hier die Mithilfe daheim und in Wald und Feld vor. Die Sommerschule nahm nur einen halben Tag pro Woche in Anspruch, jeweils am Samstag nach vier Uhr! Besser sah es im Winter aus, wo die Schüler in drei aufeinanderfolgenden Schichten von 8–9, 11–1 und 2–3 Uhr unterrichtet wurden.

Schulzwang bestand kaum, und bei chorgeordneten Mahnungen wegen unfleißigem Schulbesuch waren saumselige Väter um eine Ausrede nie verlegen; schlechte Wege, Armut, Kleidermangel, Klagen über den Schulmeister

und sogar Geistesschwäche der Kinder dienten als Vorwand, die als unnötig erachtete Schule zu schwänzen.

Die geringe Besoldung der Schulmeister, welche diese mit allerhand Nebenbeschäftigungen aufzubessern versuchten, entsprach oft kaum den Einkünften eines Feldmausers. Sie wurde ausgerichtet aus dem Gemeindegeld und den Erträgen des Schulguts und betrug für die beiden Brienz Schulmeister je Fr. 92,50 im Jahr, was einem sehr guten Lohn entsprach, der weit über dem lag, was die anderen Lehrer im Distrikt Brienz, zu dem Brienzwiler, Schwanden, Hofstetten, Ebligen, Oberried, Niederried, Goldswil und Ringgenberg gehörten, erhielten. Vergleichshalber sei angegeben, was *Pfarrer Kuhn* von seiner Gemeinde Sigriswil berichtet. Dort erhielt der Ziegenhirt einen Lohn von Fr. 62.– und wurde erst noch gepflegt; der Schulmeister bekam für die Sommer- und Winterschule zusammen Fr. 25.–! Nicht grundlos klagt der Schulmeister von Leissigen mit einer Besoldung von Fr. 40.–: «Wan ein Schulmeister nicht sonst zu Leben hette, so könnt er für ein solch Lohn den Beruf nicht versehen.»

Allgemein stand es um die bernische Landschule schlecht, wie die Stapfersche Umfrage deutlich beweist. Zusammenfassende Urteile fehlen leider für den Distrikt Brienz; es darf aber angenommen werden, dass hier ähnliche Verhältnisse herrschten – mit löblichen Ausnahmen – wie im benachbarten Distrikt Interlaken, von dem *Pfarrer Lutz* in Gsteig berichtete: «Schon die Antworten (auf die Umfrage), die elenden Handschriften etc. der Schullehrer können einigen, aber gewiss noch lange keinen hinreichenden Begriff über ... die ganz unter aller Kritik sich befindliche Lehrart und Ver-

fassung unserer Schulen gewähren. Kein einziger Schulmeister kann für sich selbst gehörig lesen und schreiben und keiner ... hat das mindeste Gefühl von der Grösse ihrer Unwissenheit.»

Der Sachlichkeit halber sei festgestellt, dass dieses verallgemeinernde Urteil sich vor allem auf die intellektuellen Fähigkeiten der Schulmeister und ihre fehlende Ausbildung bezog. Das schloss nicht aus, dass viele mit grossem Einsatz und viel gutem Willen unter schwierigsten Umständen ihre undankbare Aufgabe erfüllten, so gut es ihnen möglich war. Sie hellen das sonst eher trübe Bild der Schullandschaft zu dieser Zeit doch etwas auf.

Schulmeister Kehrli

Zu den Schulmeistern der besseren Sorte gehörte sicher auch *Johann Kehrli* (1774–1854); das darf aus seiner langen Tätigkeit geschlossen werden. Er wirkte, ohne je eine besondere Ausbildung genossen zu haben, von 1804 an 30 Jahre als Lehrer in seinem Heimatdorf und erfreute sich allgemeiner Wertschätzung. Über seine eigentliche Lehrtätigkeit ist wenig bekannt, ausser der Tatsache, dass er ein ausgezeichnete Musiker und Sänger war, der nicht nur mit seinen Kindern *Bäbi*, *Hans*, *Gritli*, *Köbi* und *Heinz* den Giessbachbesuchern zur Unterhaltung Volkslieder vortrug und das Alphorn blies, sondern auch in der Schule den Gesang pflegte und mit seinen Schülern schöne Erfolge erzielte.

So bereicherte er 1808 das Alphirtenfest in Unspunnen mit beifällig aufgenommenen Liedern seines Mädchenchors, wofür ihm sogar eine Anerkennungsprämie zugesprochen wurde. Wichtiger als sein Schulmeisteramt und

seine Organistentätigkeit in der Dorfkirche dürfte seine Rolle als Giessbachpionier gewesen sein; ihm gehört zweifellos das Verdienst, das Naturwunder der stiebenden Wasserfälle zugänglich gemacht und damit dem Fremdenverkehr erschlossen zu haben, unterstützt dabei vom damaligen Ortsgeistlichen, *Pfarrer Daniel Wyss*.

Dieser, ein grosser Schulfreund und von der Notwendigkeit eines guten Unterrichts überzeugt, suchte die Dorfschule auf jede Weise zu fördern und war auch die treibende Kraft, als es darum ging, die 1674 gekauften, nun baufälligen Stuben an der Alpgasse durch ein richtiges Schulhaus zu ersetzen.

Das Schulhaus mit der «Narrenkappe»

Die Geschichte dieses Neubaus gedieh zu einer Tragikomödie und wirft kein gutes Licht auf die für die Ausführung Verantwortlichen, die sich von allem, nur nicht von gesundem Menschenverstand leiten liessen. Errichtet wurde ein zweistöckiges Gebäude aus Holz, das aber wegen seiner Einteilung und Einrichtung als völlig verfehlt und untauglich befunden wurde, so dass die Obrigkeit in Bern, nachdem ihr das Ergebnis eines Augenscheins und verschiedene Berichte bekannt geworden waren, den Brienzern kurzerhand befahl, den Bau aufzugeben, abzureissen und ein Schulhaus zu bauen, das seinen Zweck auch erfüllen könne!



Nach F.N. König: Schulmeister Kehrli singt mit seinen Kindern.



Das alte Schulhaus an der Alpgasse mit der «Narrenkappe».

Dagegen gab es keinen Widerspruch; wohl oder übel kam die Gemeinde der unmissverständlichen Warnung nach, begann im Frühling 1819 nochmals von vorn und brachte das Schulhaus bis zum Winterbeginn unter Dach, diesmal zur Zufriedenheit der staatlichen Aufsichtsorgane. Dem zweistöckigen Bau aus Mauerwerk wurde ein Teil der abgerissenen Fehlkonstruktion aufgesetzt als drittes Stockwerk, das von witzigen Dörflern prompt als «Narrenkappe» verspottet wurde. Da die Gemeinde, wohl aus Trotz, kein Beitragsgesuch für den Bau an die Wohlgeborenen, Hochgeachteten, Hochgeehrten, Hochwürdigen Herren in Bern machen wollte, übernahm *Pfarrer Wyss* die Rolle des Bittstellers, in der Hoffnung,

die Oberen würden sich grossmütig erweisen. Die *Gnädigen Herren* zeigten sich tatsächlich versöhnlich und bewilligten schliesslich 100 Neutaler.

Aufbruch

Im Verlauf der Dreissigerjahre traten *Johann Kehrl* und sein Kollege *David Michel* von ihrem Schulmeisteramt, das sie ohne Ausbildung nur dank ihrer Intelligenz und einer natürlichen Lehrbegabung zur Zufriedenheit der Gemeinde ausgeführt hatten, zurück. Ihre Demission fiel in eine bewegte Zeit, die durch den Aufbruch zur Demokratie gekennzeichnet war. Die Standesvorrechte waren endgültig gefallen, das Volk souverän, jeder Bürger verfügte über gleiche

Rechte und Pflichten. Der Weg zu einer besseren Schulung des Volkes war gegeben, und das bedeutete vor allem, eine bessere Lehrerschaft heranzubilden, denn ohne eine gute Volksschule ist ein demokratischer Staat nicht denkbar.

In Wimmis und in Hofwil boten *Pfarrer Langhans* und *Philipp Emanuel von Fellenberg* Weiterbildungskurse für amtierende Schulmeister an, in denen ein neuer Geist und neue Auffassungen über die Aufgabe der Schule in Bezug auf Unterricht und Erziehung vermittelt wurden. 1832 beschloss der Grosse Rat dann die Errichtung einer Normalschule für den deutschen Kantonsteil, wo Jünglinge zu Lehrern ausgebildet werden konnten. Damit hielt ein frischer, auch von *Pestalozzis* Ideen beeinflusster Geist Einzug in bernischen Schulstuben.

Ein erster Vertreter der neuen Schulmeistergeneration in Brienz war *Jakob Kehrl*, der 1834 an die Stelle seines Vaters *Johann* gewählt worden war. Er hatte sich in Kursen und bei einem längeren Aufenthalt in Hofwil mit den neuen Unterrichts- und Erziehungsmethoden vertraut gemacht und versuchte nun, sie in die Praxis umzusetzen. Noch länger als sein Vater, nämlich während 38 Jahren, wirkte er als geschätzter Lehrer in seinem Dorf, dem er auch als Gemeindepräsident diente.

Zunehmende Schülerzahlen und die Einsicht, dass in Klassen mit fast hundert Schülern kein fortschrittlicher und erspriesslicher Unterricht möglich sei, führten 1838 zu einer Aufteilung der Schüler in drei Klassen, nachdem seit über hundert Jahren nur eine zweiteilige Schule bestanden hatte. Eine weitere Erleichterung und Verbesserung ergab sich bereits zwei Jahre später mit dem Bau eines eigenen kleinen

Schulhauses im Kienholz. Damit wurde nicht nur der Wunsch vieler Eltern in diesem Dorfteil nach kürzeren Schulwegen berücksichtigt; es ergab sich durch die neue Klasse eine spürbare Verkleinerung der Schülerzahlen in den drei Schulstuben an der Alpgasse.

Rascher Ausbau der Dorfschule

Die erfreuliche Entwicklung der Dorfschule setzte sich fort, was sich auch im finanziellen Aufwand für Besoldungen und Schulzwecke spiegelte. Betrug die Ausgaben im Jahr 1845 knapp Fr. 580.–, so stiegen sie bis 1850/51 auf Fr. 2045.– an. Da mit besseren wirtschaftlichen Verhältnissen auch die Bevölkerung zunahm, sah sich die Gemeinde genötigt, für weiteren Schulraum zu sorgen. Daher kaufte sie 1855

von *Ulrich Kienholz* ein Haus auf dem Trachtbach (östlich vom heutigen Hotel «Adler»), um darin ein Schulzimmer für die Oberklasse zu errichten. Der Raumangel war damit aber nur kurzfristig behoben; er machte bald einen Anbau am Trachtschulhaus nötig, in dem im Herbst 1863 gleich vier Schulzimmer bezogen werden konnten. Gleichzeitig wurde das Zeichnen in allen Klassen eingeführt, was wohl im Zusammenhang mit der florierenden Schnitzerei stand. Zur Beleuchtung der damaligen Besoldungsverhältnisse sei die Entschädigung angeführt, die dem Oberklassenlehrer *Mürset* ausgerichtet wurde: Sie betrug 500.– Fr. in bar, 200 Klafter Pflanzland, dazu 100.– Fr. in bar, ausgerichtet von einem privaten Schulfreund während 6 Jahren.

Die geringe Entlohnung der Schulmeister brachte es mit sich, dass diese oft gezwungen waren, einem Nebenverdienst nachzugehen, was sich gelegentlich sehr unvorteilhaft auf den Unterricht auswirkte. Eine Brienerin, die zu dieser Zeit die Schule besuchte, erinnert sich an die Sechzigerjahre des vorletzten Jahrhunderts im «Briener» vom 29.3.1924:

«Damals hatte man noch keine Lehrerinnen für die ABC-Schützen, und die Lehrer waren so schlecht besoldet, dass sie ohne Nebenverdienst nicht auskommen konnten. Im ersten Schuljahr wurden wir durch einen Lehrer unterrichtet, der neben der Schule den Buchbinderberuf betrieb ... Nachdem die Schüler, welche dicht gedrängt in der Schulstube in der Alpgasse sassen, ihre Aufgaben erhalten hatten, mit der dringenden Mahnung, nicht zu schwatzen und fleissig zu arbeiten, setzte sich der gestrenge Herr Lehrer hinter das Pult und lag seinen Buchbinderarbeiten ob. Fleissig klopfte er dann mit dem Lineal oder mit einer Haselrute auf den Pultdeckel, und wenn der Lärm zu gross wurde, bekamen einige, die es gerade traf, gehörig mit der Haselrute aufs Leder. Gewöhnlich aber entschlief unser guter Pädagoge bei seiner Arbeit, was nicht zu verwundern war, da er fast alle Abende bis spät arbeitete.

Fortschrittlich gesinnte Familienväter konnten diesem veralteten Schulbetrieb nicht weiter zusehen und gründeten eine Privatschule. Dort im Unterdorf, in der düsteren, schattigen Stube des uralten Hauses bezog *Fräulein Kehrl* als erste Lehrerin in Brienz den Katheder. Sie wusste durch zielbewussten, strammen Unterricht die junge Schar so anzuziehen, dass alle mit wahrer Lust zur Schule gingen und sichtbar schnelle Fortschritte machten.



Das alte Schulhaus zu Tracht.

Dieser Umstand machte dann doch die Ältesten des Dorfes und die ganze Bevölkerung aufmerksam, und alle erkannten den grossen Unterschied in der Schulführung der Dorfschule gegen die Privatschule. Bald wurde die tüchtige Privatlehrerin *Fräulein Kehrli* an die Primarschule gewählt. Damit wurde die Privatschule aufgelöst und in die Gemeindeschule aufgenommen. Dieses erste Jahr mit der Lehrerin bleibt uns immer in Erinnerung, es waren 113 Kinder (!) in der Mittelstube des alten Alpgassenschulhauses. Was da unsere Lehrerin für eine Aufgabe hatte, lässt sich leicht denken. Doch voll Jugendkraft und Arbeitslust liess sie die Zügel nie hangen, und der Erfolg war ein auffallender, so dass bald noch eine zweite Lehrerin angestellt wurde. Zu dieser Zeit wurde auch das neue Schulhaus auf dem Trachtbach bezogen.»

Die immer noch zunehmenden Schülerzahlen in den ohnehin überfüllten Klassen machten im Frühling 1868 die Eröffnung einer weiteren Klasse nötig, die im Alpgass-Schulhaus untergebracht wurde. Bei dieser Gelegenheit wurden erstmals auch zwei Frauen als Lehrerinnen an die beiden Elementarklassen gewählt, nämlich die vorstehend vielgerühmte *Margareta Kehrli* und *Anna Blatter*.

Schulfragen aller Art beschäftigten um diese Zeit die Gemeinde laufend; so übernahm sie von nun an die Versorgung der Schulhäuser mit dem nötigen Heizmaterial, nachdem seit 200 Jahren jeder Schüler im Winter jeweils ein Holzscheit mitgebracht hatte.



Das Alphabet der deutschen Schreibschrift, wie es noch bis 1920 allgemein bekannt war. Heute kann diese Schrift von vielen kaum gelesen werden; die vorliegende Tabelle könnte eine Hilfe sein beim Entziffern von Briefen aus Urgrossmutter's Zeiten.

Um Raum für eine weitere Klasse zu schaffen, wurde das kleine Kienholzschulhaus, dem eine Zeitlang auch die Fluhbergler zugeteilt waren, aufgestockt und damit ein zusätzliches Zimmer gewonnen. Ferner mussten auf Geheiss der Kantonalen Erziehungsdirektion beim Trachtbach-Schulhaus und im Kienholz Turnplätze errichtet oder vergrössert werden.

In personeller und in Hinsicht auf die Schülerzahlen präsentierte sich die Schule am Ende des Jahres 1879 wie folgt:

I	Oberklasse zu Tracht		
	Lehrer <i>Peter Flück</i>	60 Schüler	
II	Oberklasse zu Tracht		
	Lehrer <i>J. Michel</i>	72 Schüler	
III	Oberklasse zu Tracht		
	Lehrer <i>Peter Flück d.J.</i>	76 Schüler	
IV	Klasse Alpgasse		
	Lehrer <i>von Bergen</i>	70 Schüler	
V	Klasse Alpgasse		
	Lehrerin <i>Margareta Kehrli</i>	74 Schüler	
IV	Klasse Alpgasse		
	Lehrerin <i>A. Baumann-Blatter</i>	68 Schüler	
	Unterklasse Kienholz		
	Lehrer <i>Oth</i>	56 Schüler	
	Oberklasse Kienholz		
	Lehrer <i>Thomann</i>	53 Schüler	
	Sekundarschule		
	Lehrer <i>Fr. Bichsel</i>		
	Lehrer <i>Joh. Wyss</i>		

(Die Zahl der Sekundarschüler ist nicht bekannt zu diesem Zeitpunkt; sie dürfte in den ersten Jahren der Sekundarschule ziemlich gering gewesen sein.)

Die Sekundarschule kommt

Das Stichwort «Sekundarschule» ist gefallen; ihre Entwicklung sei hier kurz nachgezeichnet, wobei die Festschrift «100 Jahre Sekundarschule Brienz 1869–1969» von *Ernst Fuchs* wegweisend sein soll.

Was bisher über das Schulwesen allgemein und Brienz im besonderen da und dort ange-tönt wird, nämlich unzulängliche bis unerfreuliche Zustände im Unterricht, verursacht durch äussere Umstände, manchmal aber auch durch unfähige Lehrkräfte – all das wirkte sich hemmend und störend auf den Schulbetrieb aus. Eltern, denen an einer guten Bildung ihrer Kinder gelegen war, empfanden die Missstände besonders schwer und liessen die Kinder gelegentlich privat unterrichten, da sie überzeugt waren, dass solide Grundkenntnisse, wie sie eine gute Schule vermitteln sollte, für das spätere Geschäftsleben oder eine Tätigkeit im aufblühenden Fremdenverkehr unabdinglich waren. Besorgte Bürger fanden sich darum 1868 veranlasst, die Gründung einer Sekundarschule ins Auge zu fassen.

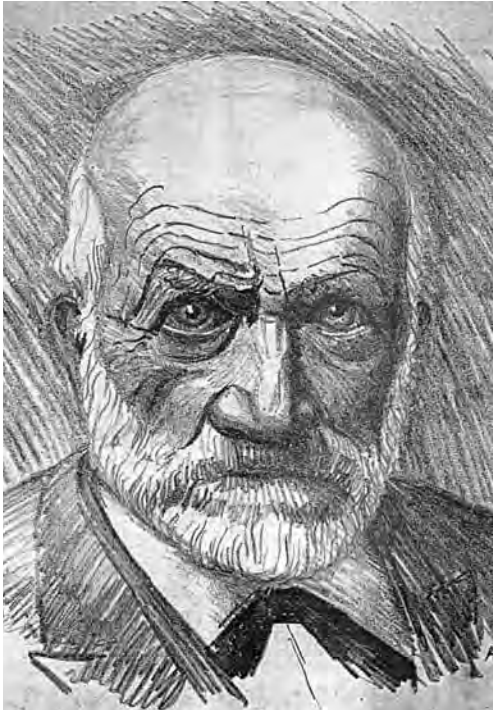
Gemäss dem bernischen Sekundarschulgesetz von 1856 mussten sich entweder die Gemeinde, Genossenschaften oder Private verpflichten, die Kosten des Schulbetriebs für jeweils sechs Jahre zu übernehmen, lediglich die Hälfte der Lehrerbesoldungen wurde vom Staat bezahlt. Weil die Gemeinde Brienz für die geplante Sekundarschule keine Kosten zu entrichten verpflichtet war, blieb die Finanzierung ganz den Initianten überbunden. So schlossen sich diese zusammen zu einem so genannten Garantenverein, dessen vorerst nur wenige Mitglieder jährlich Fr. 1200.– aufzubringen versprochen.

Die Ausgaben für ein Schuljahr wurden auf Fr. 4500.– geschätzt, was zu folgendem Budget führte:

für die Besoldung		
der Lehrer	Fr. 3400.–	
für Einrichtung	Fr. 350.–	
für Lokalzins	Fr. 350.–	
für Lehrmittel	Fr. 300.–	
für Heizung und		
Beleuchtung	Fr. 100.–	Fr. 4500.–
Diese Kosten sollten gedeckt werden durch		
den Staatsbeitrag von	Fr. 1700.–	
Schulgelder von	Fr. 40.–	
pro Kind	Fr. 1600.–	
die Garantensumme	Fr. 1200.–	Fr. 4500.–

Sowohl der Sekundar- wie der Primarschulinspektor waren dem Vorhaben günstig gesinnt, da sie annahmen, unter den 560 Schulkindern in Brienz und weiteren 420 in Oberried, Schwanden, Hofstetten und Brienzwiler würden genügend zukünftige Sekundarschulanwarter zu finden sein, und andererseits könnten die stets überfüllten Primarschulklassen etwas entlastet werden. Welches finanzielle Wagnis die mutigen Gründungs- und Garantenmitglieder auf sich nahmen, geht aus den Auflagen hervor, zu denen sie sich gegenüber dem Staat verpflichten mussten. Sie hatten während sechs Jahren aufzukommen

- für ein zweckmässiges Schullokal samt Heizung, Beleuchtung und Unterhalt;
- für die nötigen Gerätschaften, Lehrmittel, Apparate, Sammlungen und eine Bibliothek;
- für Einrichtungen zum Turnen;
- für die Kosten der Schulverwaltung;
- für die Lehrerbesoldungen, soweit diese nicht durch die Staatsbeiträge bestritten wurden.



Sekundarlehrer Fritz Bichsel, ein weit bekannter Brienzler Schulmeister (Zeichnung: Hans Grunder).

Diese von etwa vierzig Brienzler Persönlichkeiten unterschriebene Verpflichtung bewog die Regierung am 8. April 1869, in Brienz eine Sekundarschule zu bewilligen. Nun ging alles sehr schnell: Die Vorschläge des Garanten- oder Sekundarschulvereins, wie er auch genannt wurde, für die Bildung einer Sekundarschulkommission und etwas später für die Wahl von zwei Lehrern wurden von der Erziehungsdirektion bestätigt, und bereits am 1. Juli konnte die Sekundarschule mit 20 Schülern eröffnet werden.

Die ersten Jahre waren gekennzeichnet durch häufigen Wechsel der Lehrkräfte. Diese verfügten zudem bis 1887 über keine besondere Ausbildung, hatten sich aber immerhin über Studien auszuweisen, die sie zur Tätigkeit als Sekundarlehrer einigermaßen befähigten. Schuld am häufigen Wechsel und an der Tatsache, dass sich Bewerber um eine ausgeschriebene Stelle oft nur spärlich meldeten, war wohl auch die Besoldung, die andernorts besser ausfiel als in Brienz.

Mit der Erhöhung des Staatsbeitrags, die unter anderem mit den hohen Lebensmittelpreisen im Oberland begründet wurde, entschärfte sich die Situation wesentlich, was sich auch in den Dienstjahren niederschlug, während denen die Lehrer an der Schule wirkten. So brachte es z.B. Friedrich Bichsel, der 1873 gewählt wurde, auf 44 Jahre, bevor er 1917 altershalber zurücktrat. Der sehr initiative, geschätzte Lehrer kümmerte sich auch um das Los der ausgetretenen Schüler durch Berufsberatung und die Vermittlung von Stipendien.

Weit über die Grenzen des Oberlandes hinaus bekannt war Bichsels Kollege *Hans Michel*, der von 1885–1923 als Sekundarlehrer in Brienz wirkte. Er begründete eine Schreibmethode und Schrift, die sich durch gute Lesbarkeit und flüssig zu schreibende Buchstabenformen und Verbindungen auszeichnete. Vielerorts löste die nach ihm benannte «Michel-Schrift» die alte deutsche Schreibschrift ab, bis sie dann von der Hulliger- und der Schweizer Schulschrift verdrängt wurde.

Untergebracht waren die zwei Sekundarklassen zuerst in einem Wohnhaus auf der «*Gärbi*», bevor sie 1887 ein etwas besser eingerichtetes

Lokal in einem anderen Gebäude beziehen konnten. Eine bleibende Stätte fand die Schule dann 1904 im neuen Schulhaus am *Hobacher*, wo sie endlich auch über Räumlichkeiten und Einrichtungen verfügte, die einen gedeihlichen Unterricht ermöglichten.

Mit dem Einzug am *Hobacher* begann sich die Sekundarschule rasch weiter zu entwickeln. Noch im gleichen Jahr wurde die Bildung einer dritten Klasse beschlossen, 1908 übernahm die Gemeinde die Pflichten des Garantenvereins, und infolge des grossen Andrangs zu den Aufnahmeprüfungen bewilligte der Regierungsrat noch eine vierte Klasse. Auch der weitere, abschliessende Ausbau liess nicht lange auf sich warten; er erfolgte im Frühjahr 1914, und damit verfügte Brienz über eine normale fünf-klassige Sekundarschule, wie sie bis 1993 Bestand hatte.

Das neue Dorfschulhaus

Nach diesem Vorgriff auf die Entstehung und Entwicklung der Sekundarschule sei auf den Bau des Schulhauses eingegangen, das noch heute, zusammen mit der Kirche, das Dorfbild bestimmt. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts erwiesen sich die Schulräume für die Sekundarschule, aber auch für die auf das Alpgass- und Trachtschulhaus verteilten Primarklassen immer mehr als unzulänglich. Das veranlasste die verantwortlichen Behörden in den Neunzigerjahren, sich mit dem Bau eines neuen Schulhauses in zentraler Lage zu befassen.

Die Ausarbeitung der Baupläne, die Kostenberechnungen und der Standort verursachten keine Schwierigkeiten, desto mehr aber der Erwerb des vorgesehenen Platzes am *Hobacher*, der verschiedenen Eigentümern gehörte. Erst



Schulhauseinweihung 1904.

nach zähen und langwierigen Verhandlungen und der Drohung mit Expropriation kam es zu einer gütlichen Einigung und zum Kauf des Terrains für das Schulhaus und die Zufahrtsstrassen, u.a. für die Verlängerung des Gärbigässleins. Widerstand regte sich dann, als es um die Finanzierung des Bauvorhabens ging. Sie scheiterte vorerst anlässlich einer turbulenten Gemeindeversammlung, die wohl die Ausführung des vorgelegten Projektes guthiess, aber die Aufnahme eines dafür nötigen Darlehens verweigerte! Vorschläge, den wenig abträglichen Bauwald abzuholzen oder ihn dem Staat zu verkaufen, um mit dem Erlös das Schulhaus zu bauen, scheiterten, und das Unternehmen drohte zu stocken. Erst eine von

fortschrittlichen Bürgern verlangte ausserordentliche neue Gemeindeversammlung im Sommer 1902 genehmigte dann merkwürdigerweise fast einstimmig die Aufnahme eines Darlehens von Fr. 120 000.–, das mit einer zusätzlichen Steuer von 0,5% verzinst und mit den Reinerträgen aus dem Forstwesen abbezahlt werden sollte.

Damit stand dem Bau nichts mehr im Wege, die Ausführung schritt planmässig vorwärts, und am 10. April 1904 konnte die Einweihung des neuen Schulhauses, das der Gemeinde grosse Opfer abforderte, stattfinden. Sieben Primar- und vorläufig drei Sekundarschulklassen standen neben hellen grossen Zimmern auch ver-

schiedene Nebenräume zur Verfügung und für den vollamtlichen Abwart bis 1938 eine Wohnung im Erdgeschoss. Die Baukosten beliefen sich, inbegriffen Pläne, Vorarbeiten, Bauaufsicht, Gebäude, Platz und Zufahrtsstrassen auf Fr. 147 327,65, eine Summe, die heute nur ungläubiges Staunen auslösen kann!

Gute alte Zeit?

Das neue Schulhaus markierte, mit leichter Verspätung, den Beginn eines neuen Jahrhunderts; eines Jahrhunderts, das gerade auch der Schule wichtige Neuerungen und Veränderungen bringen sollte, wie wir heute rückblickend feststellen können. Vorerst freilich war davon nur wenig zu spüren; sowohl die Primar- wie die Sekundarschule hatten sich neben dem alltäglichen Unterricht mit Problemen auseinanderzusetzen, die den Schulbetrieb oft erschwerten: Es fehlte immer wieder an genügendem und geeignetem Schulraum, da die finanzielle Lage der Gemeinde nur den Einsatz von beschränkten Mitteln für Schulzwecke erlaubte. Es gab mitunter umstrittene Lehrerwahlen, die ebenso für Gesprächsstoff sorgten wie unerfreuliche Vorkommnisse mit Schülern und handgreiflichen Pädagogen! Trotz der gegenüber früher verlängerten und verbesserten Lehrerausbildung entwickelten sich nämlich nicht alle im Seminar ausgebildeten Schulmeister auch zu wirklichen Meistern ihres Berufs. Es gab nach wie vor solche, die aus den verschiedensten Gründen von ihrer Aufgabe überfordert und ihr nicht immer gewachsen waren.

Daneben figurieren in der Erinnerung alter Briener aber auch Charakterköpfe, die schon zu ihrer Zeit und darüber hinaus als originelle Schulmeister, geliebt und gefürchtet, verehrt und belächelt, einen fast legendären Ruf be-

sassen. Wir müssen es uns und dem Leser versagen, die in den letzten 300 Jahren im Dorf tätigen Lehrkräfte auch nur aufzuzählen, geschweige denn zu würdigen.

Fest steht, was in Protokollen und mündlich überliefert ist, dass einige Schulmeister sich manchmal recht ausgefallener Erziehungsmethoden bedienten, die nicht bei allen Eltern auf eitel Zustimmung stiessen. Das traf auch zu für jenen strengen Lehrer im alten Kienholzschulhaus, der während des Unterrichts strikte Aufmerksamkeit verlangte und keine Ablenkung irgendwelcher Art duldete. Schülern, die unnötigerweise mit Bleistift, Lineal oder mit der Federschachtel hantierten, nahm er das Spielzeug weg, warf es zum Fenster hinaus oder im Winter sogar in den geheizten Kanonenofen.

Ein Vater, dessen Sprössling auf diese unübliche Art seine Federschachtel samt Inhalt eingebüsst hatte, kam auf eine ausgefallene Idee, dem Schulmeister eins auszuwischen. Er besorgte eine neue Schachtel, präparierte sie mit einer gehörigen Dosis Schwarzpulver, die er vom Stöckesprengen noch übrig hatte, und munterte seinen Buben auf, am nächsten Tag absichtlich herausfordernd damit zu spielen. Es kam wie gewünscht: Der ahnungslose Schulmeister konfiszierte das Ärgernis, schritt damit zum Ofen, öffnete das Törchen und schmiss die Federschachtel in die Glut! Die Überlieferung meldet, dass er das besagte Ofentörchen nicht mehr als zugeschlagen hatte, als es auch schon samt der Fassung mit einem gewaltigen Knall in die Schulstube gesprengt wurde... Die weitere Verbrennung von Schulmaterial, das zu jener Zeit übrigens noch von den Eltern berappt werden musste, soll mit diesem Anschlag ein für allemal gestoppt worden sein!

Schulkommission und Gemeinderat zeigten bei der Behandlung von heiklen Schulgeschäften und vor allem bei schwerwiegenden, oft mit persönlicher Tragik verbundenen Schwierigkeiten von Lehrkräften viel Verständnis und drückten auch mal ein Auge zu mit Rücksicht «auf den etwas nervös und überreizt scheinenden Gesundheitszustand» eines Lehrers.

Missstände wie noch 100 Jahre früher, als Eltern ihre Kinder zum Betteln anhielten, anstatt sie in die Schule zu schicken, waren um 1900 herum natürlich behoben; die Aufgabe, das Schulwesen ständig zu verbessern, blieb. In einem öffentlichen Bericht über den Stand der Schule bedauerte die Schulkommission z.B. die überfüllten Klassen, die Armut eines Teils der Dorfbewohner und die mangelnde Begabung vieler Schüler, welche einen erspriesslichen Unterricht erschwere. Die Feststellung beweist nebenbei, dass die Frage, wie die Schule mit ungleich befähigten Schülern umzugehen hat, nicht erst heute zu reden gibt.

Dann zeigen diese Streiflichter auch die Bedingtheit der oft verherrlichten «guten alten Zeit».

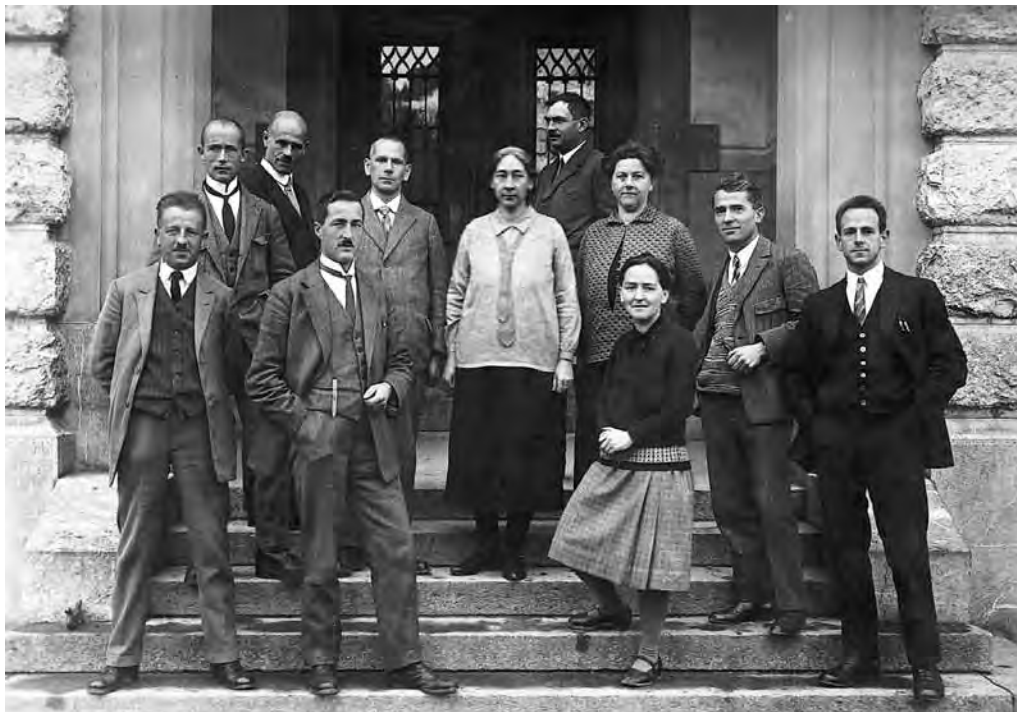
Diese lebt eigentlich nur in den Köpfen von Schwärmern, die nicht dabei waren; die Wirklichkeit sah meist anders aus! Ein Beispiel liefert ein Gemeinderatsbeschluss von 1912, der im revidierten Ortspolizeireglement bestimmt, dass Schulkindern das Tragen von Waffen verboten sei! Schwierigkeiten mit der Schuljugend, wie sie heute allorts beklagt werden, sind durchaus keine moderne Erscheinung; sie gehörten schon vor hundert und mehr Jahren durchaus zum Schulalltag.

Bildung hat ihren Preis

Brienz konnte sich glücklich schätzen, dass sachlich und überlegt urteilende Schulkommissionsmitglieder immer wieder vernünftige und vertretbare Lösungen zum Wohl der Schule fanden. Das zeigte sich beim ständig wiederkehrenden Thema der Lehrerbesoldungen, die lange, wenigstens teilweise, von der Gemeinde ausgerichtet wurden. Mit welchen Argumenten in dieser heiklen Angelegenheit gelegentlich gefochten wurde, geht aus der Diskussion um eine Besoldungsverbesserung hervor, die Gemeinderat und Schulkommission an einer gemeinsamen Sitzung im Frühjahr 1908 führten.

Nach befürwortenden Voten der Schulkommission wandte sich ein Gemeinderat gegen die vorgeschlagene Erhöhung, da Brienz, wie er versicherte, auch bei einer niedrigeren Besoldung noch genug Lehrer bekomme und das Heil der Schule nicht in der Aufbesserung des Lohnes liege, da die Lehrer ja deswegen nicht mehr leisten würden als bisher! Dass die Besoldungserhöhung trotzdem mit nur einer Gegenstimme beschlossen wurde, stellt der stets bewiesenen Schulfreundlichkeit der Brienzler und ihrem meist ungetrübten Verhältnis zur Lehrerschaft ein gutes Zeugnis aus; ein Zeugnis, das mit ganz wenig Ausnahmen durch langjährige, vorbildliche Arbeit der Lehrkräfte vollauf verdient wurde.

Von den Schulverhältnissen, wie sie zur Zeit des Schulhausbaus 1904 und nur wenig anders noch in der Zwischenkriegszeit herrschten, bis zu den heutigen Strukturen führt ein weiter Weg. Nicht alle der fast unübersichtlich vielen Neuerungen stiessen gleich von Anfang an auf ungeteilte Zustimmung; oft bedurfte es mehrerer Anläufe, bis die Skepsis gegenüber



Lehrerschaft der Primar- und Sekundarschule Brienz um 1930: Peter Schild, Johann Walz, Hans Kienholz, Oskar Perren, Willi Hirsch, Frau Mathilde Mätzener, Hans Schild, Frau Klara Hug, Fr. Berta Gander, Hans Grunder, Paul Gilgien.
(Es fehlt Gottfried Hug.)

dem Ungewohnten überwunden war. Mädchen- und Knabenhandarbeit, Hauswirtschaft, Mädchenturnen, Schülerversicherung, Gartenbau und Schulzahnpflege waren bei manchem Bürger ebenso umstritten wie Hilfsklassen für Schwachbegabte und andere, heute selbstverständliche Errungenschaften.

Nicht immer lag der Grund für die anfängliche Ablehnung von Neuerungen in der Einsichtslosigkeit der Gegner; allzuoft spielte eher die Rücksicht auf die finanziellen Folgen für die Gemeinde eine ausschlaggebende Rolle. So wurde beispielsweise 1922 gegen den Antrag des Gemeinderates und der Schulkommission

die unentgeltliche Abgabe der Lehrmittel von der Gemeindeversammlung zurückgewiesen, vier Jahre später aber dann doch eingeführt, allerdings nur für die Dorfschüler; Eltern von auswärtigen Kindern hatten weiter für Bücher, Hefte und anderes Material selber aufzukommen.

Zu einem Vergleich mit den heutigen Ausgaben für das Schulwesen mag die Gemeinderrechnung vom Jahr 1923 anregen.

	1923	1997
Primarschule	Fr. 28 675.26	Fr. 1 315 000.–
Sekundarschule	Fr. 7 445.61	Fr. 815 000.–

Der überaus bescheidene Aufwand für die Schulen, den der Rechnungsabschluss für das Jahr 1923 ausweist, wurde schon bald von wesentlich höheren Ausgaben übertroffen. Das Anwachsen der Dorfbevölkerung, neue gesetzliche Vorschriften, veraltete oder fehlende Einrichtungen, Bedürfnisse von Sport- und anderen Vereinen erheischten dringend die Erneuerung und Erweiterung der Schulanlagen.

Begonnen wurde 1933 mit der Renovation des Schulhauses am Hobacher, die in mehreren Etappen erfolgte. Kurze Zeit später standen zwei Projekte auf der Traktandenliste der Gemeindeversammlung, die sich wegen der angespannten Finanzlage der Gemeinde gegenseitig konkurrenzten: die Dorfleute im Kienholz verlangten einen Neubau anstelle ihres vernachlässigten alten Schulhauses, und die Briener forderten mit einem Initiativbegehren, es sei endlich die schon lange fällige Turnhalle zu erstellen. Obschon die Gemeinde auch noch einen Beitrag von fast Fr. 100 000.– an die Brienerbergstrasse zu entrichten hatte, der die Schuldenlast auf Fr. 480 000.– steigen liess, wurden schliesslich beide Bauvorhaben bewilligt. Ausgeführt wurden die billigsten Varianten, was sich schon nach wenigen Jahren als Fehler erwies. In der aus Spargründen nicht unterkellerten Turnhalle, die während des Krieges 1939–1945 als Lebensmittellager diente, verfaulte der Boden, was dann doch noch eine Unterkellerung nötig machte, abgesehen von teuren Reparaturen. Auch beim neuen Kienholzschulhaus, das nur ein Schulzimmer, ein Lehrerzimmer und einen kleinen Zusatzraum enthielt, führte die mangelnde Voraussicht bald zu Nachbesserungen, indem es schon zehn Jahre später um drei Schulräume erweitert werden musste.

Immerhin! Auch die billige Turnhalle wurde freudig begrüsst, sowohl vom Turnverein wie von Lehrerschaft und Schülern. Im «Brienzer» meldete sich sogar die Unterschülerin *Frida Linder* zum Wort:

«Letzten Montag haben wir das erste mal in der Turnhalle geturnt. Jedes konnte 2 mal sich an dem Stangengerüst sich aufziehen und wider hinunter lassen. Wir sind auch durch die Sprossenwand hinauf gecklettert. An dem Stemmbalken kann man sich gut strecken. An den Ringen kann man schön plampen. Ich vreau mich auf die Turnstunde. Besten Danck für die Halle.»

Berechtigte Ansprüche auf ein zweckmässigeres Lokal meldete auch der Kindergartenverein an. Nachdem zuerst der Ankauf einer Militärbarracke erwogen worden war, setzte sich dann die Ansicht durch, ein dauerhaftes Kindergartengebäude zu errichten. Damit war den Brienzern geholfen, nicht aber dem ständig wachsenden Kienholz, wo das Bedürfnis nach einem Kindergarten ebenso gross war. Es wurde befriedigt mit einem schmucken Neubau, der 1962 bezogen werden konnte.

Schon vorher machten die ständig steigenden Schülerzahlen die Eröffnung einer Oberklasse im Kienholz unumgänglich. Sie fand auf Zusehen hin Platz in einem ausgebauten Kellerraum des Schulhauses. Und schon wieder war Brienz an der Reihe! Es folgte ein Renovationsprogramm für das bald sechzigjährige Dorfschulhaus am Hobacher, in dem die Zentralheizung erneuert wurde, bevor die Zimmer eine Modernisierung erfuhren. Zur selben Zeit beschlossen wurde die Erstellung einer Sportanlage mit Hart- und Rasenplatz.



Schulhausanlage Hobacher mit Sportplatz und alter Turnhalle.

Die Einweihung des gelungenen Werks wurde im April 1964 mit einem Staffellauf quer durch Brienz und turnerischen Wettkämpfen begangen.

Der Bau eines Schulpavillons für die unteren Klassen war vorsorglicherweise beim Landerwerb für die Sportanlagen berücksichtigt worden; er fand die Zustimmung der Gemeindeversammlung. Die rasante Entwicklung der Primar- und Sekundarschule spiegelte sich auch in der Eröffnung neuer Handarbeitsklassen, die wegen drückendem Platzmangel zum Teil im Kirchgemeindehaus untergebracht wurden.

Nicht zuletzt dieses Schulraumdefizit bewog Gemeinderat und Schulkommission, ein Gesamtkonzept für die nächste Zukunft auszuarbeiten, das der Gemeindeversammlung am 1. Juli 1982 vorgelegt wurde. Es sah vor

- den Ausbau und die Renovation des Schulhauses im Kienholz;
- den Ausbau und die Renovation des Kindergartens in Brienz;
- den Neubau von zwei Schulgebäuden mit Pausenhallen als Verbindung zur Turnhalle.

Der voraussichtliche Kostenaufwand: 6–7 Millionen! Das setzte einen vorläufigen Schlusspunkt unter die bauliche Entwicklung der Brienzer Schulen, die begonnen hatte mit dem Kauf der zwei Stuben für 100 Kronen an der Alpgasse, dann über das Trachtschulhaus zum



Fügt sich gut in die Umgebung und die Landschaft: Das Kienholz-Schulhaus.

Bau am Hobacher führte, einem Bau, der 1904 noch keine 150 000 Franken gekostet hatte! Die heutigen millionenschweren Investitionen dürfen allerdings nicht nur als drückende Belastung der Gemeinde angesehen werden, sie spiegeln auch den wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt, den uns das zu Ende gehende 20. Jahrhundert beschert hat.

Keine Weltverbesserungsanstalt

Neben der laufend angepassten und verbesserten Ausstattung der Schule mit zweckmässigen Räumen, Lehrmitteln aller Art (1995 konnte die Schule z.B. 12 Computer für Fr. 60 000.– anschaffen), Bibliotheken und Apparaten, wandelten sich auch die Schulorganisation und die Auffassungen, wie die vom Zeitgeist abhängigen Anforderungen in die Schulwirklichkeit um-

zusetzen seien. Dabei gilt es, sich vor Illusionen zu hüten: Die Schule ist stets ein Kind ihrer Zeit; sie kann die gegebenen politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Verhältnisse nicht ändern; diese bestimmen im Gegenteil Ziele und Inhalte der Schule.

Die Hoffnung, gerade ideal gesinnter Pädagogen, durch und mit der Schule die Welt verbessern zu können, erwies sich bisher stets als eine nicht zu verwirklichende Idee. Schulen vermitteln Werte und Errungenschaften der Vergangenheit und Gegenwart; ihre Aufgaben im einzelnen werden von den Wünschen, Anforderungen und Bedürfnissen der jeweiligen Gesellschaft bestimmt, gleichgültig, ob es sich um Erziehung zur Selbständigkeit, Teamarbeit, Fremdsprachenkenntnisse, Umgang mit dem

Computer, körperliche Ertüchtigung, Bekämpfung von Aids oder anderes handelt. Unterricht und Erziehung sind deshalb, verhaftet den Zeitumständen, stetigen Veränderungen unterworfen, die auch Lehrmethoden und Lehrmittel beeinflussen. Wenn das Wissen der Menschheit sich alle fünf Jahre verdoppelt und der technische Fortschritt, wie wir tagtäglich selbst feststellen können, beängstigend zunimmt, ist kaum zu bestreiten, dass sich das auch auf die Schule auswirkt.

Eine tiefgreifende Veränderung in der Struktur der bernischen Schule brachte das neue Volksschulgesetz, das 1993 nach der Ablehnung einer Initiative für ein Schulmodell 5/4 in Kraft trat. Die mehr als hundertjährige, fünf Klassen zählende Sekundarschule, in die begabte Schüler nach dem 4. Schuljahr übertreten konnten, wurde auf drei Klassen verkürzt, mit Übertritt nach dem 6. Schuljahr. Als Primarschule bezeichnet werden nun die ersten sechs Schuljahre; die Sekundarschule umfasst die Klassen 7–9 der Oberstufe, aufgeteilt in Real- und Sekundarschule. In die Volksschule integriert sind nun auch die Kindergärten; ihre Kommissionen sowie die der Hauswirtschaft werden aufgehoben.

Die verschiedenen Möglichkeiten, wie die Oberstufe gestaltet werden kann, beschäftigte die Gemeindeversammlung vom Dezember 1993. Der Entscheid fiel schliesslich zugunsten des Modells, in dem Deutsch, Französisch und Mathematik in zwei Niveauebenen unterrichtet werden, während die anderen Fächer gemeinsam oder getrennt erteilt werden können. Als Sekundarschüler gilt, wer mindestens in zwei Niveaufächern den erhöhten Anforderungen genügt.

Ob mit dem neuen Schultyp, insbesondere mit der Aufhebung der strengen Trennung von Primar- und Sekundarschule, die Erwartungen, vor allem die erhoffte Aufwertung der Real- schule, erfüllt werden, wird die Zukunft weisen.

Es wäre müssig, sich hier mit den leidenschaftlich und oft unsachlich geführten Auseinandersetzungen zwischen Gegnern und Befürwortern zu befassen; das neue Volksschulgesetz ist demokratisch abgesehen, und wir haben ihm einstweilen nachzuleben. Im übrigen halten wir es am besten wie *Gottfried Keller*, der sich bei ähnlicher Gelegenheit tröstete:

... und läuft das Kind auf schlechten Sohlen,
so wird es schon der Teufel holen!

Was weniger krass ausgedrückt sagen will, dass auch Schulgesetze nicht für die Ewigkeit geschaffen werden. Die Schule ist immer mehr und in immer rascherer Folge Veränderungen und neuen Entwicklungen ausgesetzt; was heute als richtig und nötig erachtet wird, ist in wenigen Jahren vielleicht schon überholt und muss neuen Verhältnissen angepasst werden.

Hinweis auf die Verzeichnisse (ab Seite 369):

Erklärungswürdige Begriffe und alle erwähnten Personen sind im Anhang aufgeführt und werden im Buchtext mit Schrägdruck hervorgehoben. Masse und Gewichte sowie Sachbegriffe sind in weiteren Verzeichnissen einsehbar. Im Buch erwähnte Orte, insbesondere die Brienzer Flurnamen, lassen sich dank zwei beigefügten Karten lokalisieren.



Zur Schule gehören neben Schulhäusern und Schulmeistern vor allem die Schüler und Schülerinnen. Stellvertretend für alle sei diese Klasse aus dem Jahr 1950.

Die Schule Brienz im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts

Ruedi Perren-Roesti

Sinkende Schülerzahlen und Klassenzusammenlegungen, Neuerungen im Zeitalter der elektronischen Datenverarbeitung (EDV), 100 Jahre Schulhaus Dorf, Bau einer Doppelturnhalle, Ausbau des Spezialunterrichts und *integrative Schulung*, Einführung der *Spez. Sek.*, der Basisstufe und der Tagesschule – all dies unter dem Patronat der «Geleiteten Schule», wie das neue Schulleitungsmodell bezeichnet wird. Aber zuerst alles der Reihe nach!

Wer die oben genannten Schwerpunkte der Brienzener Schulen im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts gelesen hat, fragt sich wohl, ob und wie das alles zu bewältigen sei. Die Schule ist ein Spiegel der sich immer rasanter wandelnden Gesellschaft. Jüngste Entwicklungen, insbesondere neue Berufsfelder erfordern angepasste Unterrichtsinhalte und neue Schulstrukturen. Eine Unterrichtsreform löst die andere ab. Inwiefern all dies leistbar ist und wann bewusst «entschleunigt» werden soll, sind zwei umstrittene Fragen, die nicht nur in Brienz zu beantworten sind. Die folgenden Abschnitte widerspiegeln nur im Überblick das Geschehen in einer Landschule, welche immer wieder neue Herausforderungen zu bewältigen hat.

Ein erster Bereich, der sich stark gewandelt hat, ist die Schulleitung: Bis gegen Ende des letzten Jahrhunderts existierten recht selbständige Einzelschulen (Primar- und Sekundarschule) und Schulhäuser (Brienz Dorf und Kienholz). Im jetzigen Modell der «Geleiteten Schule» werden alle Schulen der Gemeinde durch eine

zentrale Schulleitung geführt, was unter anderem eine Folge der gestiegenen Anforderungen ist. Nachdem die Schulkommission im Jahr 2001 einer Arbeitsgruppe unter der Leitung des nachmaligen Schulinspektors *Peter Santschi* den Auftrag gegeben hatte, die Leitungsstrukturen zu überarbeiten, wechselte die Schule Brienz zu einem hierarchischen Modell mit einer Schulleiter- und einer Vizeschulleiterstelle.

Brienz war damit unter den ersten Schulen im Kanton Bern, die diese heute verbreitete Schulleitungsform einführten. Aufsicht übt heute wie früher die Schulkommission aus, wobei nach einer Revision im Jahr 2008 viele Kompetenzen der Schulkommission an die Schulleitung übergingen. Damit wurde die Schulleitung weiter professionalisiert, was auch mit der ersten hauptamtlichen Schulleiterin, *Regina Graf-Michel*, deutlich wird.



Computerraum, Dachgeschoss Schulhaus Dorf

Im Jubiläumsjahr 2003 ereignete sich viel Bedeutsames: Mit einem bunten Schulfest feierten Gemeinde und Schule den hundertsten Geburtstag des altherwürdigen Schulhauses Brienz Dorf. Dass in der alten Gebäudehülle hochmodern gearbeitet wird, beweist unter anderem der Ausbau der EDV-Anlage (elektronische Datenverarbeitung) im selben Jahr. Bis heute sind drei Computerräume eingerichtet worden, deren Auslastung hoch ist. Die Schule Brienz verfügt nun über eine eigene *Homepage* (Seite im Internet) sowie eine gut eingerichtete *Internetplattform* (Möglichkeit für Lehrkräfte und Schülerschaft, Daten im schuleigenen Internetbereich auszutauschen).

Ebenfalls im Jahr 2003 konnte die Sekundarschule eine sechste Klasse eröffnen und gleichzeitig die *Spez. Sek.* einführen. So ergab sich neu eine dreiteilige Oberstufe mit Real-, Sekundar- und *Spez.-Sek.*-Klassen. In den folgenden Jahren erreichte die Oberstufe mit über 180 Schülerinnen und Schülern ausserordentlich hohe Schülerzahlen. Nach 2005 musste wie auf der Primarstufe ein drastischer Rückgang verkraftet werden. Gemeinsam suchten die fünf Gemeinden Oberried, Schwanden, Hofstetten, Brienzwiler und Brienz nach Lösungen.

Die geringeren Schülerzahlen hatten Folgen für die gesamte Schulstruktur. Bis 2008 konnte dank Klassenzusammenlegungen den Vorgaben des Kantons entsprochen werden. Dann musste vorerst eine Klasse geschlossen werden.

Ab 2009 wurde die neue Struktur der Primarschule umgesetzt, mit dem Ziel, eine möglichst langfristige und stabile Planung zu ermöglichen. Kernpunkte sind altersgemischte Klassen und die Möglichkeit der Klassenzusammenlegung, beispielsweise zwischen den beiden Schulstandorten Kienholz und Dorf.

2004 folgten erste Schritte in Richtung der heutigen Tagesschule. In Zusammenarbeit mit dem Frauenverein wurde eine ausserfamiliäre Betreuung von Schulkindern angeboten. Mangels Anmeldungen musste das Projekt jedoch vorläufig auf seine Verwirklichung warten. Ab 2008 regelt der Kanton die Tagesschulangebote und die Gemeinden sind verpflichtet, ab 10 Kindern Betreuungsmöglichkeiten anzubieten. Eine Umfrage im November 2009 ergab ein grosses Interesse, worauf der Gemeinderat eine Arbeitsgruppe mit der Vorbereitung beauftragte.

Am 14. August 2010 konnte die neue Tagesschule im *Max-Buri*-Haus eröffnet werden, wo es separate Räume fürs Essen, für das Erledigen der Hausaufgaben und fürs Lesen hat. Sogar über eine Werkstatt und ein Krankenzimmer beziehungsweise einen Ruheraum verfügt das oben genannte Haus. Die Tagesschule bietet eine Betreuung ab Schulschluss Ende Vormittag, einen Mittagstisch sowie Aufgabenhilfe und Betreuung am Nachmittag. Die Jüngsten werden nach der Schule abgeholt und auf ihrem Weg begleitet. Damit verfügt Brienz über eine weitere neuzeitliche Institution, die der gesellschaftlichen Entwicklung der letzten Jahre, zum Beispiel unregelmässigen Arbeitszeiten der Eltern, Rechnung trägt.



Basisstufe mit 4- bis 8-jährigen Kindern im neuen Schulhaus Brienz Dorf.

Als eine von dreizehn Gemeinden im Kanton beteiligt sich Brienz am Schulversuch der Basisstufe, mit den allgemeinen Zielen eines flexibleren Schuleintritts und der individuellen Förderung. D.h. der Kindergarten und die beiden ersten Schuljahre werden zu einer sogenannten Basisstufe zusammengeführt. Je nach Begabungen, Fähigkeiten und persönlicher Reife haben die vier- bis achtjährigen Kinder die Möglichkeit, die Basisstufe drei bzw. vier oder fünf Jahre zu besuchen. Eine Versuchsklasse richtete sich im ehemaligen Werkraum im Erdgeschoss des Dorfschulhauses ein. Gleich-

zeitig wurde der zweijährige Kindergarten eingeführt. 2012 wird über die Einführung der Basisstufe abgestimmt.

Seit 2009 organisieren die Gemeinden in der Region Interlaken–Oberhasli die Angebote Spezialunterricht und *integrative Förderung* nicht mehr im Verband von rund dreissig Gemeinden, sondern eigenverantwortlich. Spezialunterricht ist ein Angebot der Schule zur Unterstützung von Kindern mit besonderem Förderbedarf. Die Schule bietet Spezialunterricht mit den folgenden Schwerpunkten an:



«Räbenlichtleni» schnitzen: Die Grossen helfen den Kleinen.

- Logopädie unterstützt Kinder und Jugendliche mit Störungen oder Auffälligkeiten im Bereich der Sprache.
- Psychomotorik unterstützt bei Schwierigkeiten, sich angemessen zu bewegen. Diese fallen bei alltäglichen Bewegungen, im Turnen, Schreiben und oft auch im Verhalten gegenüber anderen Menschen auf.
- Integrative Förderung ermöglicht, Schülerinnen und Schüler mit Lern-, Entwicklungs- oder Verhaltensschwierigkeiten innerhalb der Regelklassen zu schulen und individuell zu fördern. All diese Formen des Förderunterrichts bedingen eine enge Zusammenarbeit der Klassenlehrkräfte und der Heilpädagoginnen und Heilpädagogen.



Rechnen mit oder ohne Einsatz der Finger?

Der Spezialunterricht ist für Eltern kostenlos und in der Bildungsgesetzgebung geregelt. Neu arbeiten die fünf Gemeinden im Einzugsgebiet der Sekundarschule Brienz zusammen. So stehen mehr Mittel zur Verfügung, und Entscheide können besser auf das einzelne Kind und die gesamte Schulsituation abgestimmt werden.

Der Bau der Doppelturnhalle und die damit verbundene Neugestaltung des Aussenbereichs der Schulanlage Dorf stellt ebenfalls einen Meilenstein für Gemeinde und Schule dar. Nach der Einweihung im Oktober 2010 müssen keine Klassen mehr für ihren Sportunterricht vom Dorf ins Kienholz ausweichen. (Vergleiche Kapitel «Feuerwehrmagazin und neue Sporthalle» S. 246–250.)

Das neue Jahrhundert hat für die Briener Schule mit weitsichtigen Entscheiden begonnen, die hier nur lückenhaft vorgestellt werden können. Mit ihrem ausserordentlichen Einsatz leisten Schulkommission, Schulleitung und Lehrerschaft Bedeutendes. Dafür gebührt ihnen grosser Dank! Trotz schwierigen Bedingungen wie sinkenden Schülerzahlen hat Brienz heute (2010) eine moderne und beispielhafte Schule, die einen erfolgreichen Schulbetrieb ermöglicht und einen guten Ruf geniesst. Mögen die angefangenen Projekte gelingen und zukünftige Herausforderungen weiterhin zum Wohl unserer Schulgemeinschaft angepackt werden!

Verkehr und Tourismus



Bahnhof Brienz um 1895. Im Verkehrsknotenpunkt Tracht treffen sich Strasse, Bahn und Schiff.

Vom Verkehr – Geschichte und Geschichten

Max Gyga

Ein vielfältig geknüpftes Verkehrsnetz, das sowohl den Bedürfnissen der Land-, Alp- und Forstwirtschaft dient, aber auch gewerbliche und vor allem touristische Erwartungen erfüllt, ist für eine Gemeinde wie Brienz von existenzieller Bedeutung. Diese Erkenntnis hat denn auch seit jeher die Entwicklung des Dorfes mitbestimmt. Die ständige Vergrößerung des Angebots an Möglichkeiten, Brienz auf dem Wasserweg, auf Strassen und mit der Bahn zu erreichen und die verschiedensten Ausflugsziele in der Region leicht besuchen zu können, gehörten deshalb stets zu den Hauptanliegen der Gemeinde.

Natürliche Voraussetzungen kamen der Erschliessung entgegen. Der See bot sich von jeher an als freie, billige Wasserstrasse, die praktisch keine Bau- und Unterhaltskosten verursachte und bis in die Neuzeit hinein erst noch bequemere Transportmöglichkeiten eröffnete als die meist schlechten und manchmal auch unsicheren Strassen. Brienz zog aber nicht nur Nutzen aus der Schifffahrt; die Lage oben am See machte es auch zum Umschlagsplatz für Personen und Waren, die über den Brünig in die Innerschweiz oder ins Hasli und weiter über Grimsel und Griespass oder umgekehrt befördert wurden. Diese topographischen und historischen Gegebenheiten bildeten gewissermassen das Grundmuster, um das sich, neuen Erfordernissen und Zeitumständen Rechnung tragend, immer bessere und neue Verkehrswege rankten.



Johann Friedrich Dietler (1804–1874): Ruhende Schifferinnen beim Giessbach.

Wenn wir uns hier der Entwicklung einzelner Verkehrsträger zuwenden, dann kann es sich nicht um eine auch nur annähernd vollständige Darstellung handeln, da, um bloss ein Beispiel zu nennen, die Angelegenheit der Brienzseebahn Gemeinderat und Gemeindeversammlung über eine Zeit von mehr als 20 Jahren beständig beschäftigte und in mehr als einem halben Hundert Sitzungen beraten wurde! Wir beschränken uns deshalb darauf, Hauptzüge der Verkehrserschliessung aufzuzeigen, die

auch kulturhistorisch von Interesse sind. Unberücksichtigt bleibt das den vorwiegend lokalen Bedürfnissen dienende Weg- und Strassennetz, das gerade in den letzten Jahren stark erweitert wurde. Wenn in dieser kurzen Verkehrsgeschichte weiter zurückliegenden Ereignissen mehr Raum gewährt wird, so aus der Überlegung, dass diese wohl weniger bekannt sind als Geschehnisse in noch junger Vergangenheit.

Von Schiffern und Schifferinnen

Bevor das Dampfschiff auf dem Thuner- und Brienersee Einzug hielt, waren Oberlandreisende auf die gewöhnlichen Post- und Ruderboote angewiesen. Diese konnten bei günstigem Wind auch Segel setzen, was die Rudermannschaft von der schweren Arbeit etwas entlastete. Je nach Wetter und Laune der Schifflleute dauerte die Fahrt von Thun zum Neuhaus drei bis fünf Stunden, vom Zollhaus in der Nähe der heutigen *Beau-Rivage-Brücke* nach Brienz-Tracht etwas weniger. Auf beiden Oberländer Seen galten von der Regierung festgesetzte Tarife, die auf Verlangen vorgewiesen werden mussten, damit die Fahrgäste nicht übers Ohr gehauen werden konnten. So bezahlte man um 1800 herum auf dem Postschiff vom *Zollhaus* nach Tracht auf dem 1. Platz 10 Batzen und 5 für den 2. Platz.

Der Umgang mit den Schiffen gestaltete sich nicht immer leicht, genau so wenig wie mit den Kutschern, und dies trotz obrigkeitlicher Vorschriften. Viele galten als unverschämte, geldgierige Kerle, nur darauf erpicht, die Reisenden zu prellen, wo sich dies machen liess. Immerhin räumt der Reisehandbuch-Verfasser *Ebel* ein, es gebe auch achtbare und redliche Leute unter ihnen, besonders unter Berücksichtigung des Umstandes, dass der Fremdenverkehr nur kurze Zeit daure, die Einnahmen aber für das ganze Jahr reichen müssten. Die leidigen Probleme des saisonbedingten Tourismus, die dem Gastgewerbe unter anderen Erschwernissen heute noch zu schaffen machen, stellten sich also schon früher!

Ebel warnt übrigens aus eigener schlechter Erfahrung: «Man accordiere jedes Mal mit den Schifflleuten für eine Fahrt, bezeichne zum Vor-

aus die Anhaltspunkte, wo man landen oder verweilen will, so wie die Zeit zur Abfahrt, und weiche nur in Notfällen von dem abgeredeten Plane ab, indem die Schifflleute sonst den Contract als gebrochen erklären und unverschämte Forderungen stellen, denen man sich nicht leicht entziehen kann.»

Eine besondere Anziehungskraft, die weit über die Grenzen der Schweiz hinausreichte, übten die singenden Schifferinnen von Brienz aus. Sie ruderten fremde Besucher zu den Giessbachfällen hinüber und unterhielten sie dabei mit heimatlichen Gesängen. Über ihre Dienste, die von vielen Reisenden gerne in Anspruch genommen und meist mit einem guten Trinkgeld entlohnt wurden, berichtet der bekannte Maler und Radierer *Franz Niklaus König*: «In Brienz oder bey Tracht sind Wirtshäuser, wo man gedeckte Schiffe zur Fahrt über den Brienersee findet; man bedient sich hierzu gerne einiger Schiffermädchen, der Schwestern *Brunner*, die eine davon genannt Admiral Nelson; oder der schönen *Elisabeth Grossmann*. Neben dem, dass sie alle gute Schifferinnen sind, geniesst man ihre Gesänge, während sie ihre Ruder recht männlich handhaben.»

Ebenfalls angetan von der Sangeskunst der Brienzermädchen war der deutsche Gelehrte *Joh. Friedr. Benzenberg*, der unsere Gegend 1810 besuchte. Er schrieb: «Die Mädchen, die uns zum Giessbach fuhren, waren zugleich in der Kunst des Gesangs erfahren und liessen sich nicht lange bitten. Die hiesigen Mädchen haben den Ruf, dass sie unter allen Bauernmädchen des Haslithales am besten singen, und sie kommen, wenn sie wissen, dass Fremde im Wirtshaus sind, zu halben Dutzenden und fragen: ob sie eins singen sollen? Ein paar

Flaschen Wein und ein kleines Geschenk ist alles, was sie hiebei ausser dem Vergnügen des Fremden beabsichtigen ...

Als wir am Nachmittag nach Meyringen gingen, begleiteten uns mehrere. Die eine wollte uns den Weg zeigen, eine zweite wollte uns bis Meyringen für einen kleinen Thaler ein Wägeli verschaffen, eine dritte hatte Obst anzubieten. Die guten Leute wissen, dass die schöne Jahreszeit bald vorbei ist, und dass die Fremden eine gewisse Strichzeit haben, wie die Zugvögel, und dass man von ihnen profitieren muss, während sie da sind.»

La belle Batelière

Die berühmteste der Briener Schifferinnen war unstreitig die von König und vielen anderen Reiseschriftstellern erwähnte Elisabeth Grossmann. Sie ging als «La belle Batelière» in die Geschichte des Tourismus im Berner Oberland ein und sogar in die Kunstgeschichte. Zeichner und Maler wie F. N. König, *Emanuel Locher*, *Ludwig Vogel* und viele andere haben sie porträtiert, und unzählige von Reisenden gekaufte Kunstblätter verbreiteten den Ruf des hübschen Naturkindes in aller Welt.

Aus den bildlichen Darstellungen und Reiseberichten ergibt sich ein ziemlich übereinstimmendes Bild der Schönen. Die liebevoll graziöse, aber doch kräftig gebaute Elisabeth trägt die Brienztracht; unter dem Strohhut blicken wache Augen aus dem feinen Gesicht, aufmerksam und selbstbewusst, doch ohne überheblichen Stolz. Überliefert ist das bei aller freundlichen Zuvorkommenheit doch zurückhaltende Wesen, das sich plumper Zudringlichkeit bestimmt entzieht.



Emanuel Locher (1769–1840): Elisabeth Grossmann.
La belle Batelière de Brienz, dédiée au souvenir agréable des voyageurs en Suisse.

Elisabeth wurde 1794 in Brienz geboren als eines von elf Kindern von *Heinrich Grossmann* und einer Grindelwaldnerin. Über die Dorfgrenzen hinaus bekannt wurden auch zwei ihrer Schwestern; *Katharina* heiratete den Schnitzlerpionier *Christian Fischer*, und *Anna* den Meiringer Hotelier *Gabriel Baud*, mit dem zusammen sie den berühmten «Wilden Mann», das spätere «Savage», betrieb.

Die Grossmannkinder wuchsen in kleinbäuerlichen Verhältnissen auf, besuchten aber immerhin im Winter die Schule beim sangesfreudigen Schulmeister *Kehrl*. Die auffallend hübsche Elisabeth beeindruckte schon sehr früh ausländische Gäste, was dazu führte, dass ihr ein russischer Baron einen einjährigen Aufenthalt in einem Erziehungsinstitut in Bern ermöglichte. Danach kehrte sie wieder nach Brienz zurück, wo ihre Hilfe in der grossen Familie mit noch kleinen Kindern gebraucht wurde.

Zusammen mit Freundinnen gehörte sie zu den Mädchen, die fremde Besucher auf dem See herum oder gelegentlich bis zum Giessbach hinüber ruderten, sie unterwegs mit Volksliedern erfreuend. Als Neunzehnjährige begegnete sie im «Bären», wo sie mit anderen Mädchen für die Gäste sang, einem jungen Neuenburger Theologen, der von der reizenden Brienzlerin ausserordentlich beeindruckt war. Schon ein Jahr später tauchte er wieder in Brienz auf und machte der schönen Schifferin ernsthaft den Hof und, bevor er abreiste, eine regelrechte Liebeserklärung. Er versprach, ihr zu schreiben, und tatsächlich entwickelte sich zwischen Professor *François Pettavel*, der seit 1813 am Gymnasium Neuenburg als Lehrer für alte Sprachen wirkte, und dem einfachen Brienzermädchen ein Briefwechsel, der noch erhalten ist.

Im April 1815 besucht *Pettavel* die Familie seiner geliebten *Elisabetha*, wie sie sich nun nennt, hält dort um ihre Hand an und schreibt von Brienz aus seiner Mutter, er werde sich am nächsten Tag verloben und das auch in Neuenburg publik machen.

Pettavels verwitwete Mutter und seine weitere Familie versuchten unverzüglich alles, um diese Mesalliance zu hintertreiben. Gegen die Person der Verlobten ihres Sohnes hatte die Mutter zwar nichts einzuwenden; aber einer unstandesgemässen Heirat von François wollte sie nicht zustimmen; die Verbindung des Sprosses einer vornehmen Neuenburgerfamilie mit einem einfachen, ungebildeten Brienzermädchen kam gar nicht in Frage! So wurde denn das Verlöbnis wieder gelöst, was dem Professor übrigens nicht sehr nahe zu gehen schien, ganz im Gegensatz zu Elisabetha.

Diese ist todunglücklich und findet auch keinen Trost, weder an den brieflichen Rechtfertigungen ihres Freundes, noch an der Überweisung von 800 Franken, die mit der Forderung auf Rückgabe der Briefe verbunden ist, die Pettavel ihr geschrieben hat.

Die beiden haben sich nie mehr gesehen; der Professor heiratete später eine zu ihm passende Neuenburgerin, und Elisabeth Grossmann schon kurz nach der schmerzlichen Enttäuschung den Kaufmann *Peter Ritter* von Unterseen, einen unsteten Menschen, dem es wohl vor allem darum ging, aus dem weitbekannten Namen seiner Frau Kapital zu schlagen. Die Hochzeit mit vielen vornehmen Gästen fand im Sommer 1816 statt.

Zwei Jahre lang verkaufte Elisabeth nun im Magazin ihres Mannes Reiseandenken. Das Geschäft florierte; die «Belle Batelière» zog, wie von Ritter vorausgesehen, immer noch Kunden an. Nach zwei Jahren übernahm das Ehepaar als Pächter das Gasthaus «Zum Gamsbock» in Grindelwald, und auch hier profitierte das Geschäft noch vom Ruhm der ehemaligen Schifferin, soll doch ihr Ruf sogar den der vielbewunderten Gletscher übertraffen haben! Noch als Dreissigjährige, berichten Zeitgenossen, fiel sie durch ihre anmutige Schönheit auf.

Die Geldgier Ritters, der vermögende Gäste oft mit weit überrissenen Rechnungen schröpfte,

führte aber bald zu Schwierigkeiten mit der bernischen Obrigkeit, die sehr darauf bedacht war, dass Fremde nicht übervorteilt wurden. Geldbussen und Anprangerungen in Zeitungen schädeten dem Ruf des Gasthauses. Das führte dazu, dass Ritter die Pacht in Grindelwald aufgab und 1823 in Unterseen das renommierte Stadthaus übernahm, samt einem Magazin mit Brienzerschnitzereien. Elisabeth übte nach wie vor eine gewisse Anziehungskraft auf die Besucher des Bödels aus; ihr persönliches Schicksal jedoch gestaltete sich zusehends bitterer. Sie liess sich von ihrem Mann scheiden, da dieser wegen wiederholter Verstösse gegen obrigkeitliche Weisungen und wegen Betrüge-

N.M. Fröhlich.

1. Im stillen Wasser da schwimmen die Fische wie wohl ist dem Meitschi wens
 2. O! le dig sy ist ein gar frey Ding zu Nacht in dem Bettli da
 3. Hätt i nume Fische mit d' Fige-li all so flog i nit weg über
 4. Über Berg und Thal bis an Boden see, dert gits keini fal-sche

1. le dig ist, di-ra-la-la-la-la, di-ra-la-la-la-la, wens le dig ist.
 2. schreit kei Kind, da schreit kei Kind.
 3. Berg u. Thal, über Berg u. Thal.
 4. Knabe meh, falsche Knabe meh.

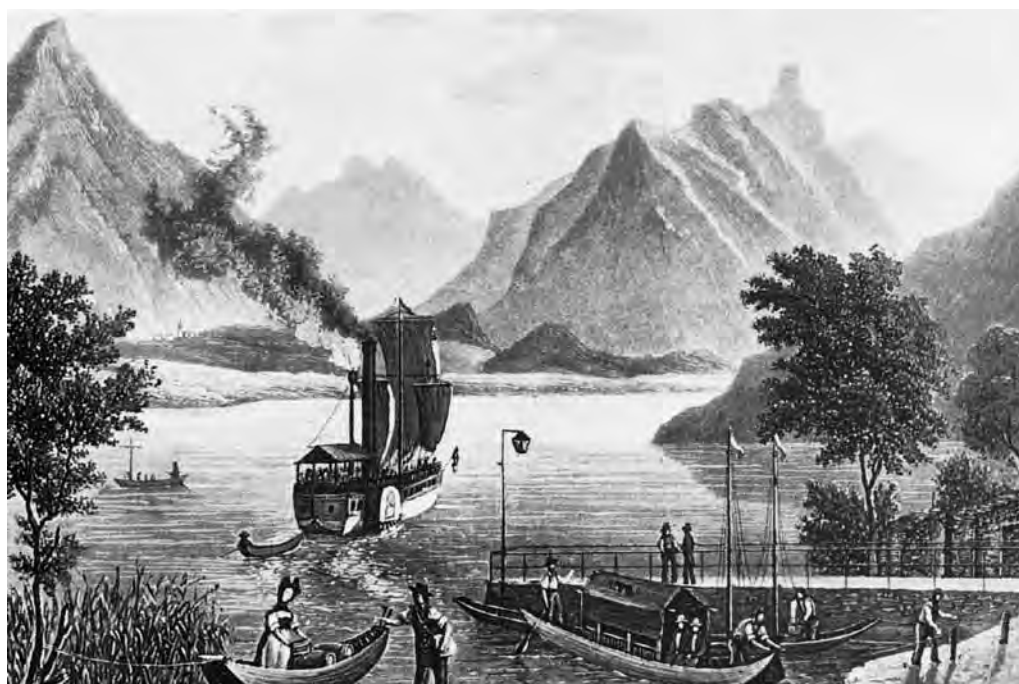
Eines der Giessbachlieder aus dem Repertoire der Brienzner Schifferinnen.

reien gebüsst und sogar ins Gefängnis gesteckt wurde. Unerklärlicherweise nahm sie die Beziehung zu Ritter nachher wieder auf, bis dieser hoch verschuldet 1838 starb. Ein Jahr später schloss sie eine zweite Ehe mit dem Brienzer *Peter Michel*, der in Zweilütschinen wirtete.

Nach zwölf Jahren schon wird sie wieder Witwe. Sie ist nun 58-jährig und nur noch ein Schatten der einstmals gefeierten schönen Schifferin. In Interlaken übernimmt sie noch eine kleine Gastwirtschaft und tröstet sich mit der Lektüre religiöser Bücher über die Vergänglichkeit irdischer Freuden und Güter. Ihr Tod am 20. März 1858 hinterlässt nur wenig Spuren. Der «Oberländer Anzeiger» meldet lediglich, die

früher in weiten Kreisen bekannte schöne Schifferin habe eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen und sei in nicht eben glänzenden Verhältnissen gestorben.

Es liegt eine tiefe Tragik über dem Leben dieser zeitweiligen Kultfigur der Fremdenindustrie am Brienzersee. Ein Unmass von Enttäuschungen begleitete den Abstieg von den Höhen allgemeiner Bewunderung und buchstäblich europaweiter Bekanntheit zur kaum noch beachteten Schenkenwirtin. Dass *Elisabeth* das durchgestanden hat, neben einem unwürdigen Gatten und der Sorge für ihre vielen Kinder nicht zu verzweifeln, zeugt von menschlicher Grösse der «Belle Batelière de Brienz».



Das «Schiff Matti» verkehrte unter vier verschiedenen Namen! Es wurde 1838 erbaut für den Genfersee und hiess zuerst «Echo»; von 1839 bis 1843 fuhr es als «Giessbach» auf dem Brienzersee, von 1843 bis 1846 auf dem Thunersee als «Schiff Matti» und schliesslich als «Helvetia».

Eine neue Zeit – die Dampfschiffahrt

Schon zu Lebzeiten von Elisabeth Grossmann begann mit der Inbetriebnahme des DS GUILLAUME TELL auf dem Genfersee (1823) das Zeitalter der Dampfschiffe in unserem Land. Ein Jahr später durchpflügte der erste Raddampfer den Bodensee, und in den Dreissigerjahren setzte sich das neue Transportmittel auch auf den übrigen Seen durch.

Die Dampfschiffahrt auf dem Brienzersee entwickelte sich vor allem dank den Brüdern *Knechtenhofer* von Thun. Diese unternahmen mit dem von einer Fabrik in Paris gebauten Dampfschiff BELLEVUE im Jahr 1835 Fahrten zwischen Thun und Neuhaus–Unterseen. Das neue Verkehrsmittel, das bald die langsamen Ruder- und Segelboote verdrängte, die bisher den Transport von Personen und Waren auf dem Thunersee besorgt hatten, wurde schon im ersten Jahr rege benützt und versprach, ein gewinnbringendes Geschäft zu werden. Diese vielversprechenden Aussichten des knechtenhoferschen Unternehmens bewogen *David Gottlieb Matti*, der im Kienholz den Gasthof «Bellevue» gekauft hatte, auch auf dem Brienzersee ein solches Schiff einzusetzen.

Er erwarb von einem Engländer das kleine Dampfschiff L'ECHO, das auf dem Genfersee verkehrte, und brachte es nach einem abenteuerlichen Transport auf einem von 26 Pferden gezogenen Wagen zum Brienzersee. Auf seinem Land, das sich vom Hotel bis zum See hinunterzog, wurde am Ufer ein Steg gebaut, damit die Reisenden auch gleich in der Nähe seines Gasthofes ein- und aussteigen konnten. Diese Ländte blieb bis 1843 und wurde dann nach Tracht verlegt, wo schon seit langem eine *Sust* zum Warenumschatz bestand.

Gegen die Einführung der Dampfschiffahrt auf dem Brienersee hagelte es übrigens Proteste bei der Berner Regierung; neben den Schifflenten, die mit Recht um ihre Existenz fürchteten, meldeten auch die Gemeindebehörden Bedenken an aus Sorge, das Dorf könnte durch Funkenwurf in Brand geraten. Die Regierung wollte Dampfschiffe allerdings nicht verbieten, doch hatte *Matti* Sicherheitsmassnahmen zu treffen, welche eine mögliche Brandgefahr weitgehend verhindern sollten.

Im Frühjahr 1839 war es dann so weit; *Mattis* GIESSBACH, wie er sein Schiff umgetauft hatte, nahm den Betrieb auf zwischen Kienholz und Interlaken, mit einem Halt beim Giessbach. Die Spekulation des Bellevue-Hoteliers und Hobbykapitäns *Matti* auf die Anziehungskraft der berühmten Wasserfälle, die eine ständig wachsende Schar von Besuchern anlockten, schien aufzugehen, gedieh doch das Unternehmen anfänglich wie gewünscht.

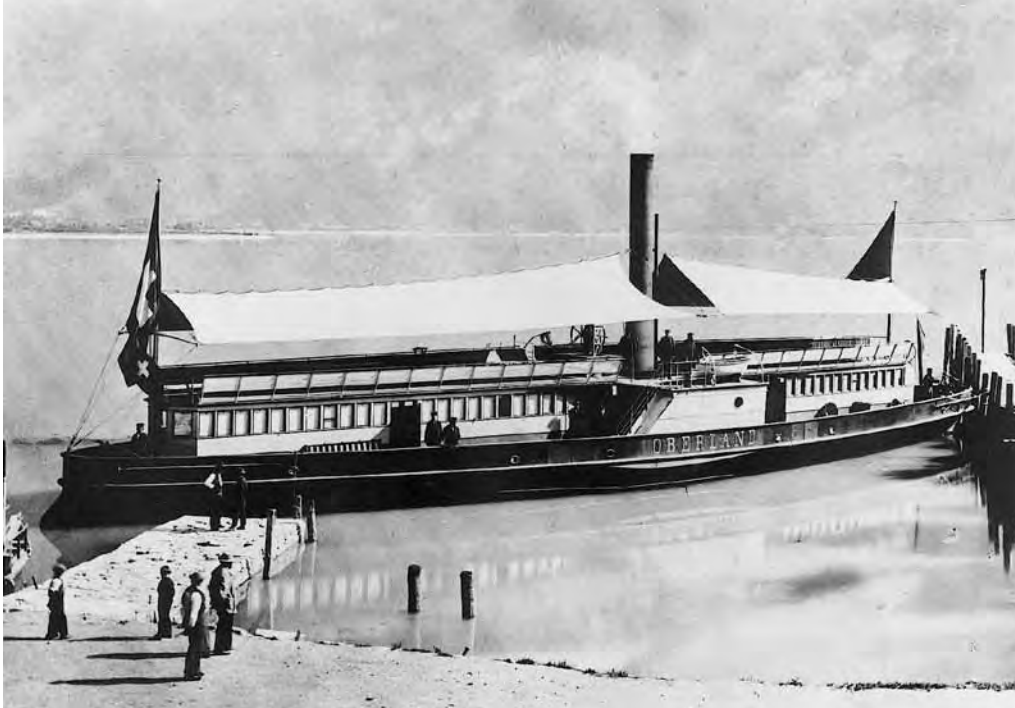
Mit zum Erfolg trug auch der ehemalige Schulmeister *Kehrl* bei, der sich seit seinem Rücktritt ganz dem kleinen Gasthof auf der Giessbachmatte widmen konnte, wo er den Fremden nicht nur Erfrischungen und geschnitzte Andenken verkaufte, sondern sie immer noch mit Alphornweisen erfreute. Der Erfolg *Mattis* entging natürlich den Gebrüdern *Knechtenhofer* nicht. Sie gründeten mit Leuten, die auch vom Dampfschiffieber angesteckt waren, im Jahre 1842 die «*Vereinigte Dampfschiffahrtsgesellschaft für den Thuner- und Brienersee*», abgekürzt VTB. Bereits im folgenden Winter verlegten sie die BELLEVUE auf den Brienersee, selbstverständlich nicht zur Freude *Mattis*! Das Schiff erhielt neu den Namen FAULHORN und versah den Dienst auf dem Brienersee bis



Dampfschiff «Lötschberg», das letzte Dampfschiff auf unserem See.

1857. (Nach einem Umbau diente es später noch als Schleppkahn auf dem Thunersee, bis es in einem gewaltigen Sturm 1864 vor Oberhofen versank.) Da *Matti* befürchtete, mit seinem Schiff der Konkurrenz durch das DS FAULHORN nicht begegnen zu können, überführte er seinen Dampfer GIESSBACH kurzerhand auf den Thunersee! Dort verkehrte das SCHIFF MATTI, wie es nun hiess, zwischen Thun und Neuhaus und suchte dem DS NIESEN der VTB das Wasser abzugraben, bis diese Gesellschaft 1846 den lästigen Spielverderber aufkaufte und als HELVETIA weiterbetrieb. *Matti* aber hatte von seinen Seeabenteuern genug und widmete sich fortan seinem Hotel im Kienholz und dem Weinhandel.

Die Turbulenzen um die Schifffahrt auf dem Brienersee fanden mit dem Rückzug *Mattis* keineswegs ein Ende. Im Jahr 1856 nahm *Conrad von Rappard*, der am Giessbach ein Hotel hatte errichten lassen, einen eigenen Schraubendampfer in Betrieb, der fahrplanmässig nach Interlaken und nach Brienz fuhr. Dieses Schiff, auch GIESSBACH genannt, erwies sich aber als Fehlkonstruktion und wurde schon ein Jahr später abgebrochen durch die VTB, die unterdessen die Giessbachbesitzung gekauft hatte. Als Ersatz diente das Dampfschiff INTERLAKEN, erbaut 1857 von *Escher-Wyss* in Zürich. Die gleiche Firma lieferte zwei Jahre später noch einen weiteren Dampfer, den dritten mit dem Namen GIESSBACH.



Das alte Dampfschiff «Oberland» mit den charakteristischen Zeltplanen (um 1880).

Sowohl der «Inderlächler» wie der «Giessbächler» zogen fast 100 Jahre ihre Furchen in den Brienersee, was nur möglich war dank gutem Unterhalt, regelmässigen Überholungen und verschiedenen Änderungen.

Die VTB bevorzugte, wie rings um den Brienersee immer wieder beklagt wurde, vor allem die Anliegen des unteren Sees, was weiter nicht erstaunt, da das Hauptverkehrsaufkommen und damit auch der grösste Teil der Einnahmen von der Schifffahrt auf dem Thunersee herrührten. Die stiefmütterliche Behandlung des oberen Sees führte 1869 sogar zur Gründung einer «Oberländischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft», die auch gleich einen Salondampfer

für den Brienersee in Auftrag gab. Der Streit zwischen der VTB und dem erwähnten Konkurrenzunternehmen wurde dann aber friedlich beigelegt, indem die «Oberländische Dampfschiffahrts-Gesellschaft» sich auflöste, ehe sie überhaupt den Betrieb aufgenommen hatte. Den bestellten Salondampfer übernahm die VTB unter dem Namen OBERLAND. Er verstärkte die kleine Brienersee-Flotte ab dem Jahr 1870. Der weiter aufblühende Fremdenverkehr, der auch durch den *Deutsch-Französischen Krieg* von 1870/71 nur unwesentlich beeinträchtigt wurde, machte bald den Einsatz eines weiteren Schiffes auf dem Brienersee nötig. 1871 wurde das DS BRIENZ vom Stapel gelassen. Dieses Schiff befuhr den See bis 1956,

während das DS OBERLAND bereits 1925 ausser Dienst gestellt wurde.

Das Aufkommen der Dampfschiffe hatte natürlich sehr unliebsame Folgen für die Ruderknechte, die bisher mit ihren Lastkähnen die Warentransporte zwischen Brienz und Interlaken besorgt hatten. Sie wurden fast von einem Tag auf den andern arbeitslos, sofern sie nicht eine andere Anstellung fanden, wozu sich im Tourismusgeschäft immerhin verschiedene Möglichkeiten anboten. Weniger betroffen waren anfänglich die Aktivitäten der Schifferinnen; bis ins letzte Viertel des 19. Jahrhunderts ruderten sie nach wie vor fremde Gäste zum Giessbach hinüber oder führten sie vor dem Dorf spazieren.

Zur Sicherheit der Besucher erliess der Gemeinderat übrigens Vorschriften und ordnete u.a. eine jährliche Kontrolle der Betriebstauglichkeit der Ruderboote durch einen Fachmann an. Weiterhin fehlten auch nicht die Gesangs-darbietungen mehr oder weniger hübscher Brienerinnen, die allerdings nicht bei allen Zuhörern auf eitel Wohlwollen stiessen, da sie oft zu nur schlecht getarnter Bettelei verkamen. So schreibt der deutsche Reiseschriftsteller *Woldemar Kaden* um 1880: «Früher empfing den Besucher vor seinem schlichten Holzhaus der Schulmeister *Kehrl* mit dem frischen Gesang seiner wohlgeschulten Kinder. Jetzt empfangen den mit dem Dampfschiff Landenden in der Warthalle am See einige verblühte, abgeseungene Dorfjodlerinnen, auf den Gewinn dresiert, wie so vieles im Berner Oberland.»

Wir können durchaus Entsprechungen zur heutigen Zeit feststellen, wenn in vielen Berichten von damaligen Zeitgenossen und auch Behör-

den bedauert wird, dass der Tourismus nicht unbedingt zur Hebung der Sittlichkeit und des allgemeinen Wohlstandes beigetragen habe. Neben einer Minderheit, die ohne Zweifel vom Fremdenverkehr profitierte, lebten viele Dorfleute in sehr armen Verhältnissen, und es ist begreiflich, dass sie sich auch ein Stück vom «Touristenkuchen» abzuschneiden wünschten. Das führte dann oft und bedauerlicherweise zu Belästigungen der Fremden durch aufdringliches Anbieten von Blumen, Reiseandenken verschiedenster Art und Dienstleistungen, die niemand begehrte. Besonders übel wurden die Besucher des Giessbachs von Händlern und Bettlern heimgesucht; das unerfreuliche Treiben artete schliesslich so aus, dass der Gemeinderat einschreiten musste.

Nicht zuletzt dank dem Bau neuer Bahnlinien setzte sich die touristische Entwicklung ungebrems fort. So brachte die neue 1888 eröffnete Brüniglinie einen vermehrten Zustrom von Touristen, da diese eine schnelle Verbindung zwischen dem Vierwaldstättersee und dem Berner Oberland herstellte; eine Verbindung, die dem Reisenden erlaubte, ohne grossen Zeitaufwand gleich beide Regionen zu besuchen.

In diese Hochblüte des Fremdenverkehrs fallen auch die Eröffnung der Brienz Rothorn Bahn und der Berner Oberland Bahnen (BOB). Diese erbauten beim *Zollhaus*, heute Interlaken Ost, einen neuen Bahnhof. Damit verbunden war auch die Wiederaufnahme des Schiffsverkehrs auf der Strecke Interlaken–Bönigen. Die ständig zunehmende Zahl der Reisenden, welche das Berner Oberland besuchten, erheischte auch auf dem Brienzsee neue Transportmittel. Ab 1898 sorgte das DS JUNGFRAU mit einem Fassungsvermögen von 500 Personen

für die Vergrösserung des Angebots, und 1901 brachte das Motorschiff MERCUR eine wesentliche Verbesserung und Beschleunigung des Güterverkehrs, was sich aufdrängte, da zu der Zeit eine Brienzseebahn wohl geplant, aber noch nicht gebaut war.

Eine wichtige Änderung der Besitzverhältnisse erfolgte 1913, indem die «Vereinigte Dampfschiffahrtsgesellschaft für den Thuner- und Brienzsee» zusammen mit der Thunerseebahn von der Berner Alpenbahngesellschaft Bern–Lötschberg–Simplon (BLS) übernommen wurde. Seither gehört der Schiffsfahrtsbetrieb auf den beiden Oberländerseen der BLS.

Die erfreuliche Entwicklung der Schiffsfahrt hielt an bis zum unerwarteten Ausbruch des 1. Weltkrieges im Sommer 1914. Nachdem 1911 fast eine halbe Million Passagiere auf dem Brienzsee befördert worden waren, erstaunt es nicht, dass 1914 noch der Salondampfer LÖTSCH-

BERG dem Verkehr übergeben wurde – zum denkbar ungünstigsten Zeitpunkt, wie sich sogleich zeigte. Der Kriegsausbruch setzte allen Hoffnungen auf einen sich günstig entwickelnden Fremdenverkehr ein jähes Ende. Der Strom der Feriengäste versiegte, Kohlemangel erzwang zeitweise sogar die Stilllegung von Schiffskursen, und zu allem Unglück für den Schiffsverkehr auf dem Brienzsee kam 1916 noch die Eröffnung der Bahnlinie zwischen Brienz und Interlaken, was den Güterverkehr auf dem See schlagartig zum Erliegen brachte.

Das Güterschiff MERCUR wurde nicht mehr benötigt und ging 1918 im Tausch gegen das Motorschiff MARS auf den Vierwaldstättersee. Als MS ISELTWALD fuhr dieses Schiff auf dem Brienzsee besonders in verkehrsschwachen Zeiten bis zum Verkauf an einen Privatmann 1969, der das Schiff auf dem Murtensee einsetzte.



Bildlegende siehe Seite 289.



Zwei alte Brienzer Hotels in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts: Oben der «Bären» und links das «Bellevue» im Kienholz, das ab 1863 der Familie Hamberger gehörte, die am See ein Labor zur Herstellung von Feuerwerk betrieb.

Die im Gefolge des 1. Weltkrieges sich abzeichnende und in den Dreissigerjahren voll ausbrechende Weltwirtschaftskrise hatte verheerende Auswirkungen auf den Fremdenverkehr und vor allem auf die Schifffahrt auf den Oberländer Seen. Wohl brachte die Abwertung des Schwei-

zer Frankens 1936 einige Erleichterungen und trug zur Wiederbelebung des Tourismus bei, doch wurden die Hoffnungen schon bald wieder zunichte gemacht durch den Ausbruch des 2. Weltkrieges (1939–1945).



Tracht um 1895 mit Dampfschiff «Giessbach».

Die Brienerseefflotte wird modernisiert

Die Nachkriegszeit war gekennzeichnet durch ein gewaltiges Wirtschaftswachstum, das auch den Tourismus erfasste. Der Verkehr in jeder Form schwoll an und erforderte neue Lösungen und Einrichtungen. Die Schifffahrt auf dem Brienersee erwies sich als veraltet und unwirtschaftlich. Ja, es stellte sich sogar die Frage, ob der Betrieb nicht eingestellt werden sollte, da seit Jahren nur Defizite angefallen waren. Gegen einen solchen Abbau wehrten sich natürlich die Gemeinden rund um den See und weitere am Tourismus interessierte Kreise, weil damit ein tragender Pfeiler der regionalen Wirtschaft eingestürzt wäre. Sie erklärten sich bereit, die Erneuerung der Brienerseefflotte finanziell zu unterstützen. Mit dieser Rückenbedeckung liess die BLS darauf 1950 das MS ROTHORN und 1956 das MS INTERLAKEN er-

stellen. Die veralteten, im Betrieb zu aufwändigen Raddampfer INTERLAKEN und JUNG-FRAU, soweit sie nicht schon stillgelegt waren, wurden aus dem Verkehr gezogen und abgebrochen. Erhalten blieb zum Glück der Raddampfer LÖTSCHBERG, Prunkstück und Stolz der Brienerseefflotte, nach einer Umstellung von Kohlen- auf Ölfeuerung, was auch eine Reduktion der Besatzung erlaubte.

1969 erfolgte der Ersatz des nur 90 Personen Platz bietenden MS ISELTWALD durch ein neues, grösseres Motorschiff gleichen Namens, das nun 250 Personen aufnehmen konnte bei einer Besatzung von ebenfalls nur zwei Mann wie beim alten Schiff. Im Winter 1992/93 wurde das Schiff dann noch um 3,5 m verlängert, womit sich das Fassungsvermögen auf 300 Personen erhöhte. Der Innenraum erfuhr eine den

heutigen Ansprüchen entsprechende Renovation; zur Verfügung stehen nun 90 Plätze, das sind 30 mehr als vorher. Im Winter 2000/2001 wurde der Brienerseedampfer LÖTSCHBERG nach Vorgaben der Denkmalpflege renoviert und erhielt 2008 dafür vom Internationalen Rat für Denkmalpflege ICOMOS die «Besondere Auszeichnung 2008».

Zu unserer Übersicht über die Brienerseefflotte sei der Vollständigkeit halber noch erwähnt, dass 1949 das MS MORGARTEN vom Thuner auf den Brienersee verschoben und dort als HARDER zur Entlastung des «Iseltwaldnerlis» eingesetzt wurde. Später diente es für sommerliche Rundfahrten ab Brienz und nach Bedarf für Ausflüge von Gesellschaften. Die bedeutendste Verstärkung erfuhr die Brienerseefflotte durch die Inbetriebnahme des 1981



Das ausgemusterte, nach Holland verkaufte Motorschiff «Rothorn».



Warum nicht? Die im Ethno-Look herausgeputzte alt-neue «Jungfrau» anlässlich der 2. Jungfernfahrt am 22. April 1999.

in der Bodanwerft in Kressbronn gebauten modernen Motorschiffs BRIENZ. Es weist als einziges auf unserem See drei Decks auf, die 1000 Personen fassen, mehr als der Salon-dampfer LÖTSCHBERG: Damit kann problemlos auch ein Grossandrang von Ausflüglern bewältigt werden, wie er sich an besonders schönen Sommer- und Herbsttagen einzustellen pflegt.

Ausgemustert und nach Holland verkauft wurde das bald fünfzigjährige MS ROTHORN. Der Abgang dieses Schiffes wurde wettgemacht durch die Verlegung der über vierzigjährigen JUNGFRAU vom Thuner- auf den oberen See. Nachdem das zerlegte Schiff in einem aufwändigen Transport in die Werft in Interlaken Ost gebracht und dort instandgestellt worden war, konnte es im Sommer 1999 auf dem Brienzensee eingesetzt werden.

Mit der laufenden Erneuerung der Brienzensee- flotte leisten die BLS einen wichtigen Beitrag im Dienst der oberländischen Wirtschaft. Es ist daher durchaus angebracht, dass Brienz mit den anderen Seegemeinden und weiteren am Fremdenverkehr interessierten Kreisen sich an den Kosten beteiligt. Ein zugkräftiges Verkehrsangebot ist unerlässlich, um einer vom Tourismus abhängigen Gegend immer wieder neue Gäste zuzuführen.

Karrwege und Strassen

Damit stand es lange Zeit nicht zum Besten, da für den lokalen Verkehr die nur spärlich benützten und meist schlecht unterhaltenen Wege zu den Nachbardörfern durchaus genügten.

Eine Ausnahme machte seit alter Zeit schon die Verbindung mit Meiringen. Diese Strasse war

Teil des wichtigen und einträglichen Handelsweges über die Grimsel ins Wallis und weiter über den Griespass ins Pomat und die Lombardei. Die von Säumern auf Pferden und Maultieren ausgeführten Güter bestanden zur Hauptsache aus Vieh, Käse, Leder und Eisenwaren, und auf dem Rückweg führten die Kaufleute Wein, Reis, Gewürze, Glaswaren u.a. mit sich. Der Umschlag der über den See kommenden und abgehenden Güter erfolgte während Jahrhunderten im Kienholz, ungefähr in der Gegend des heutigen «Labrators». Dort befand sich eine Schiffländte, verbunden mit einer *Sust*, gemeinsam unterhalten von Hasli und Brienz. Ab 1594 übernahmen die Brienzler den Unterhalt allein und durften dafür einen Sustlohn für gelagerte Waren erheben, der damals einen Kreuzer für eine Rosslast betrug. Die Beförderung von Gütern sowohl auf dem See wie zwischen Brienz und Meiringen unterlag Bestimmungen, welche die Rechte und Pflichten aller am Handelsverkehr Beteiligten umschrieben. Ein erstes Abkommen zwischen Bern, Wallis und dem Pomat (Val Formazza) befasste sich schon 1397 mit dem Säumerwesen nach der Lombardei. Im 17. Jahrhundert erfolgte die Beförderung von Kaufmannsgütern zwischen Brienz und Meiringen mit Fuhrwerken oder Schlitten durch die sogenannten Landkarrer.

Wegen der durch den Lambach und Schwanderbach immer wieder angerichteten Verheerungen und Überschwemmungen wurden um diese Zeit Schiffländte und *Sust* nach Brienz-Tracht verlegt. Die Schiffleute waren aber verpflichtet, wenn die Kienholzlauen unpassierbar war, die Fracht bis zur Einmündung der Aare oder sogar ein Stück flussaufwärts zu bringen und sie dort den Karrern zu übergeben.

Die von einem obrigkeitlichen Ausschuss und der Landschaft Hasli ernannten und vereidigten Landkarrer hatten allerlei Auflagen zu erfüllen. Verlangt wurde Gewissenhaftigkeit, Einsatzmöglichkeit und der Besitz von mindestens zwei guten, mit Blachen und Harztüchern ausgerüsteten Fuhrwerken. Erwartet wurde, dass der Transport rasch und ohne Beschädigung der Ware abgewickelt werde, wobei Güter in die Ferne und Lebensmittel bevorzugte Behandlung erfuhren.

Willkürlichen Forderungen der Karrer beugte die Regierung vor durch genau festgelegte Fuhr-löhne, die z.B. um die Mitte des 18. Jahrhunderts für die Strecke Tracht – Meiringen oder umgekehrt folgende Ansätze erreichten:

1 <i>Saum</i> Wein,	
1 <i>Mütt</i> Kernen oder Roggen	5 Batzen
1 <i>Zentner</i> Käse	
oder anderes Fahrgut	3 Batzen
1 <i>Lage</i> l Wein	3 Batzen
1 Fässli Salz	10 Batzen

Dieser Tarif ermässigte sich beim winterlichen Schlittentransport ungefähr um ein Fünftel.

Eine Unzahl von Verordnungen, Abkommen und Vereinbarungen über Fahrzeiten, Unterhalt der Strasse, *Sust* und Ländte, über Gebühren, Zölle und Abgaben aller Art regelten nicht nur den Karrerdienst, sondern das nicht immer reibungslose Verhältnis zwischen Haslern und Brienzern und zur Regierung.

Wie nötig die Zusammenarbeit der Strassenbenützer war, zeigte sich immer wieder bei den häufigen Überschwemmungen, die nach und nach zu einer Versumpfung eines grossen Teils des *Aarebodens* geführt hatten.

Durch die gewaltige Wassernot von 1762 wurde die Strasse beispielsweise so in Mitleidenschaft gezogen, dass sie streckenweise neu angelegt werden musste. Auch zur Zeit der Helvetik waren die von Brienz zu unterhaltenden Strassen oft in einem beklagenswerten Zustand. Das geht etwa hervor aus einem Schreiben vom August 1802, das der *Statthalter* des Distrikts Brienz an die *Munizipalität* (Gemeinderat) richtete. Es sei hier im Original zitiert, weil es nicht nur den Zustand der damaligen Briener Hauptstrasse beleuchtet, sondern auch einen Seitenblick auf den Zustand der bernischen Landschulen um 1800 erlaubt:

«Bürger und Freunde,
Bei der Letzten besichtigung der Strassen welche der Kirchgemeinde Brienz zu machen, und zu unterhalten Obligen fand ich vorzüglich einiche davon so schlecht, dass sie sich unmöglich Lenger in solchen Verfall lassen können, ich wiederhole daher mein schon oftere Schrift, und Mündtlich Ansuchen, diesmal noch dahin, dass Ihr solche Anstalten treffen werdet, dass für diesmal wenigstens die Strassen von Tracht, bis unter den Balenberg, mit einbegrif der Faulbach Brüg und die Gurgen Blaten die wirklich gefarlich für das Fuhrwesen aussehen, ferners die Strassen von Brienz gegen Ebligen, bis Lengstens am Nechst köntfigen Samstag in guten und brauchbaren Stand gestellt werden, wo nicht ich genothiget bin, diesen Strafflichen Ungehorsam, einer Oberbehörde, anzuzeigen, welches den nach Theillige und unbeliebige Mas reglen nach sich ziehen könnten.
Gruss und Freundschaft
der Unterstatthalter sig. Fischer

Eine entschiedene Verbesserung der Strassenverhältnisse im Haslital erfolgte nach der Entsumpfung des Talbodens; die Hauptstrasse, früher oft überschwemmt, lief nun ungefährdet neben der begradigten und eingedämmten Aare her von Meiringen bis zur Wylerbrücke.

Ein rentabler Kutschenbetrieb

Weniger wichtig als die Strasse nach Meiringen nahmen die Briener lange Zeit den Brünig. Das ist verständlich, da er verkehrsmässig und wirtschaftlich von geringerer Bedeutung war. Dazu kam, dass der Weg über das Gebiet von Hofstetten und Brienzwiler führte, Ausbau und Unterhalt mithin die Briener nur ganz am Rande betraf. Immerhin bestand bereits anfangs des 19. Jahrhunderts eine Fusspost über den Pass nach Luzern, die dreimal wöchentlich verkehrte. Einen Karrerdienst wie zwischen Brienz und Meiringen gab es nicht; für Warenbeförderung boten sich aber private Pferdebesitzer an.

In den Jahren 1857–62 erfolgte dann der Ausbau des Brünigweges zu einer Fahrstrasse, und schon 1861 fuhr erstmals ein Postwagenkurs

von Brienz nach Alpnachstad. Die neue Verbindung zwischen der Innerschweiz und dem Berner Oberland erfreute sich bald regen Zuspruchs; die Postkutschen waren meist so ausgelastet, dass die fahrplanmässigen Kurse durch Beiwagen der örtlichen Kutscher ergänzt werden mussten. Bis zur Eröffnung der Brünigbahn wurden jährlich gegen 25 000 Reisende befördert, und die Strecke war damals der einzige Kutschendienst der Schweizerischen Postverwaltung, der einen Gewinn abwarf.

Die Seestrasse

Lange vernachlässigt, wie aus der angeführten Beschwerde des Statthalters hervorgeht, war auch die Seestrasse nach Ebligen und Interlaken. Dies braucht nicht zu verwundern; weder Briener noch Interlakner Schiffeuten lag auch



Die letzte Brünigpost vor dem Postbüro im «Hotel Weisses Kreuz» (Museum für Kommunikation Bern).

nur das Geringste an einer für Fuhrwerke tauglichen Landstrasse, die ihnen das Transportmonopol entzogen hätte. Viele Ruderknechte fanden auf dem See regelmässigen und guten Verdienst; Güterverkehr auf dem Landweg hätte diesen nur schmälern können. Es kam dazu, dass für den Verkehr zwischen den Dörfern am rechten Seeufer kein grosses Bedürfnis bestand; ein mehr oder weniger erhaltener Fussweg genügte durchaus. In einem noch aus dem 18. Jahrhundert stammenden Gutachten wird denn auch festgehalten, die Landstrasse von Interlaken nach Brienz sei zum Teil völlig ruiniert, zum Teil von eigennützigem Anstössern so verengt worden, dass kaum mehr Fussgänger durchkämen. Die Dorfschaften, so schlug der Gutachter der Regierung vor, sollten angewiesen werden, die Landstrasse wieder herzustellen und sie wenigstens «für Vych und Pferdtr brauchbar zu machen». Vorgeschlagen wurde auch eine Verbreiterung auf 8–10 Schuh und die Absicherung gefährlicher Stellen mit starken Abschränkungen.

Der eigentliche, ungefähr der heutigen Linienführung entsprechende Ausbau zu einer Fahrstrasse erfolgte in verschiedenen Etappen von 1846 an und zog sich hin bis in die Sechzigerjahre. Mit eingeschlossen war auch die Dorfstrasse, für die eine Breite von 16 Fuss vorgesehen wurde. Der Widerstand gegen die Landverbindung mit Interlaken war erloschen, da seit 1839 Dampfschiffe auf dem Brienzersee verkehrten, die den Ruderknechten buchstäblich das Wasser abgegraben hatten.

Die neue Strasse verhalf Brienz übrigens zum heutigen westlichen Dorfeingang. Wie Darstellungen zeitgenössischer Kleinmeister zeigen, verlief die alte Landstrasse nicht auf der See-



Wegstück der alten Verbindung Brienz – Interlaken bei Dittligen (Brienz West).

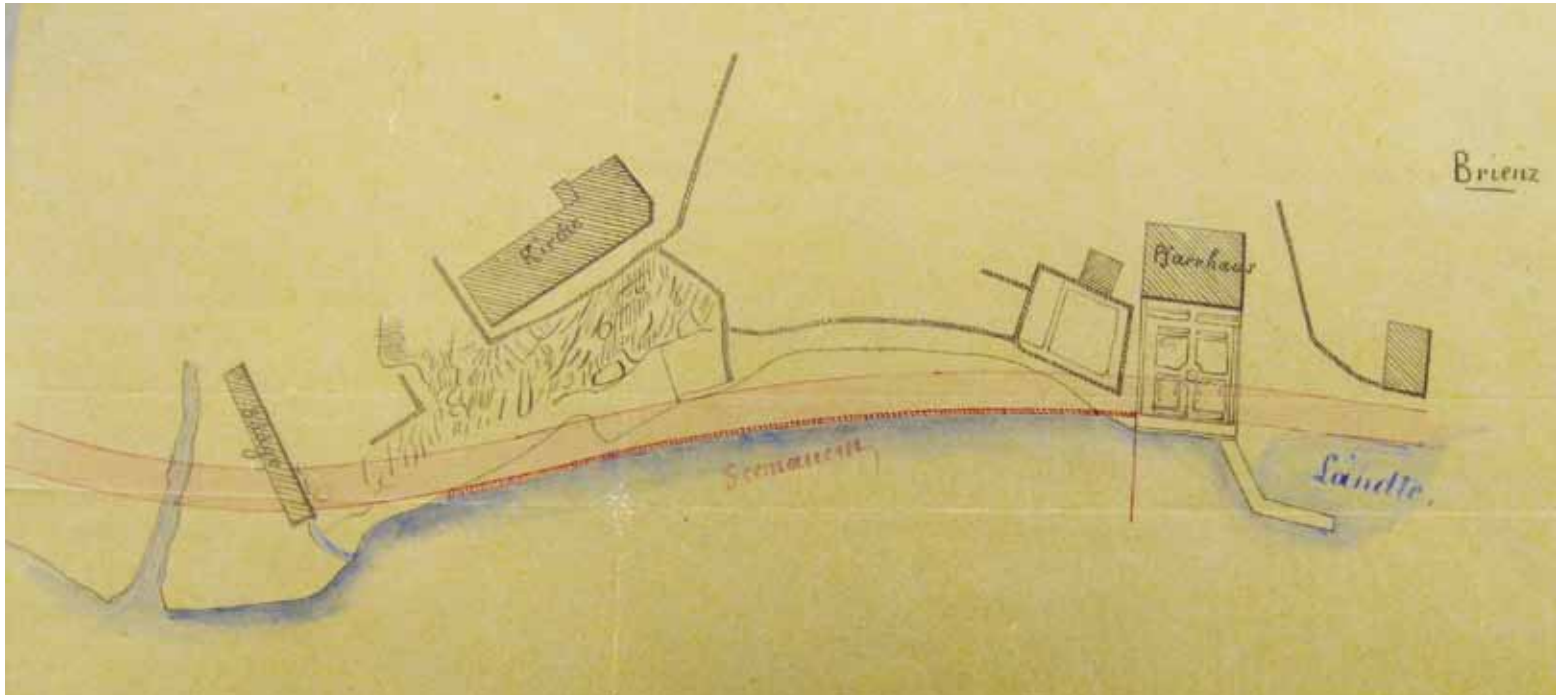
seite der Kirche, sondern führte nördlich der Kirche durch. Dem Bau der Uferstrasse vom Friedhof bis zum heutigen «Löwen» stand die Mühlebachsäge im Wege, weshalb diese 1849 dem Besitzer *Kaspar Egger* von der Einwohnergemeinde abgekauft wurde.

Die Autos kommen

Ganz neue Strassen- und Verkehrsprobleme ergaben sich um die Jahrhundertwende mit dem Aufkommen von Motorfahrzeugen. Bereits 1902 weiss die Lokalzeitung «Der Brienzer» zu berichten von «rasenden Automobilisten», die das Leben von Kindern und Erwachsenen gefährden und Pferde so erschrecken, dass sie durchbrennen. Der Gemeinderat nimmt sich der Sache an und lässt an beiden Dorfeingän-

gen Tafeln anbringen mit der Aufschrift: AUTOMOBIL LANGSAM! Ausserorts galt damals übrigens die Höchstgeschwindigkeit von 25 Stundenkilometern, im Dorf betrug sie 8 km/h! Der Widerstand gegen die neuen, ungewohnten Vehikel hielt lange an; noch 1922 schrieb ein aufgebracht Brienzer in der Dorfzeitung folgende, weniger von Sachlichkeit als gehässiger Übertreibung diktierte Jeremiade (Klage):

«Wie noch in keinem Sommer wird unser Dorf mit den umliegenden Ortschaften von der Plage der Autos und Motorräder schwer heimgesucht. Vom frühen Morgen bis in die späten Nachtstunden sausen in rasendem Flug diese modernen Fuhrwerke durch unsere einzige, enge Dorfstrasse in kaum unterbrochener



Plan von 1860 mit projektierte «Seestrasse», angeschnittener Säge, den Grundmauern der Feste der Herren von Brienz und Ringgenberg sowie der Kirche, dem Pfarrhaus mit angeschnittenem Garten und der damaligen Ländte zum Pfarrhaus.
Quelle: Staatsarchiv Bern, BBX2231

Reihenfolge. Insonderheit sind es die schweren, rasselnden Motorräder, die ohne jegliche Rücksicht auf die Bewohner unseres Dorfes im Dienste eines Wettrennens, oder aus purer Sportlust unser Dorf durchjagen mit einer solchen Rücksichtslosigkeit, dass man sich nur verwundern muss, dass nicht schon längst die schwersten Unglücksfälle vorgekommen sind ... Der sehr berechtigte Unwille über dieses wahnsinnige Jagen greift in unserer Bevölkerung immer mehr um sich ... In erster Linie wird es Pflicht der Gemeindebehörden sein, die Massregeln zu ergreifen, welche dieser Bedrohung der freien Bewegung und des Lebens unserer Bevölkerung sofort ein Ende setzen. Sollten sie

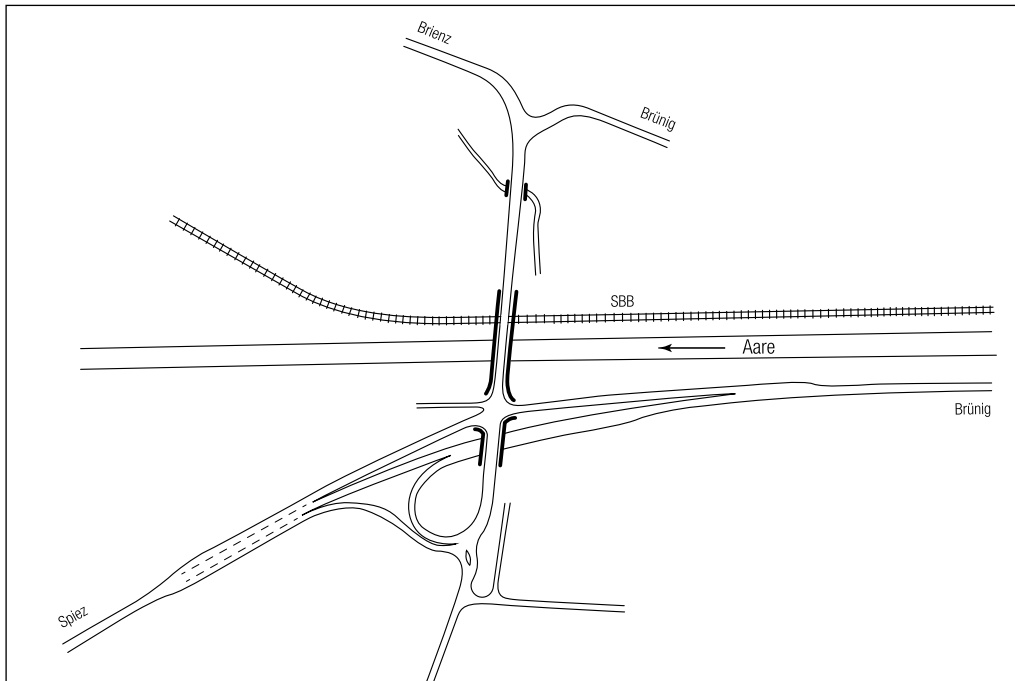
dazu nicht die nötige Kompetenz besitzen, so sollen die Bewohner unserer Dorfschaft zur Selbsthilfe greifen, wie dies auch in anderen Ortschaften geschieht.»

Starker Tabak! So lebensgefährlich war es zum Glück nicht, wie der damals sechsjährige Berichterstatter aus eigenem Erleben weiss. Neben dem Techniker *Grossmann*, dem Mechaniker *Kurt* und dem Dorfarzt *Baumgartner* gab es in Brienz noch keine Autobesitzer, man sah im Dorf nur ganz vereinzelt Autos, und für uns Kinder galten die Lastwagen von Räuber und Messerli aus Interlaken, welche die Spezzereiläden mit Kolonialwaren versorgten, noch

lange als bestaunenswert. Dass Automobilisten keine Narrenfreiheit genossen, geht übrigens auch aus dem ihnen auferlegten Sonntagsfahrverbot hervor, das erst 1923 aufgehoben wurde auf Betreiben von Kreisen, die am Tourismus interessiert waren.

Die N8

Verlief die Entwicklung des Individualverkehrs zwischen den beiden Weltkriegen, bedingt durch die globale Wirtschaftskrise, noch in einem überschaubaren Rahmen, so sprengte sie seit den Fünfzigerjahren alle bisherigen Massstäbe. Die Zahl der Motorfahrzeuge erhöhte sich sprunghaft, und es wurde eng auf



So wurde schliesslich der Anschluss von Brienz an die N8 gelöst.

den Strassen. So zwängten sich auf der schmalen Dorfstrasse vor allem während der sommerlichen Reisesaison alle Autos von und zu den wichtigen Pässen Brünig, Grimsel und Susten buchstäblich zwischen den Häusern durch und liessen Fussgängern kaum noch Raum. Sicherheit und Lebensqualität der Dorfbewohner litten unter der hektischen Verkehrssituation; Abhilfe drängte sich gebieterisch auf.

Zwei Möglichkeiten boten sich an und wurden von Gemeindebehörden erwogen:

- a) Eine Umfahungsstrasse im Feld hinter dem Dorf durch.
- b) Eine völlig neue, nur dem Autoverkehr dienende Strasse auf der linken Seeseite.

Die von einer Mehrheit des Gemeinderats anfänglich bevorzugte Entlastungsstrasse, welche das Dorf nördlich umfahren hätte, stützte sich auf einen Plan des Kantons, der bereits 1957 vorlag. Diesem erwuchs aber sofort starker Widerstand. Neben Bedenken landschaftschützerischer Art, die eine Linienführung hinter dem Dorf als unverantwortlichen Eingriff in ein harmonisches, ruhiges Siedlungsgebiet betrachteten, fürchteten Hoteliers und andere Geschäftsleute sich vor einer Umsatzeinbusse. Sie befürworteten, freilich ohne Vorstellungen, einen Ausbau der bestehenden Dorfstrasse und setzten sich daneben entschieden für die linksufrige Nationalstrasse ein. Nur der Kuriosität halber sei noch erwähnt, dass ein Bürger sogar vorschlug, die Entlastungsstrasse seewärts dem Quai entlang anzulegen!

Die N8, die 1960 dann ins Nationalstrassennetz aufgenommen wurde, hat eine weit zurückliegende, über 100 Jahre alte Geschichte. Bereits 1860–1870 tauchte der Wunsch auf, Iseltwald mit Interlaken und auf der anderen Seite mit Brienz zu verbinden, was mit den Bedürfnissen des Fremdenverkehrs begründet wurde, die einen bequemeren Zugang zum Giessbach und zu den Kurhäusern auf der Axalp erheischten.

Fast ein Jahrhundert lang blieb es trotz wiederholten Vorstössen von Grossräten aus der Region und Initiativkomitees bei Absichtserklärungen und mehr oder weniger ernsthaften Plänen.

Gerade in Brienz fand das Projekt einer linksufrigen Strasse übrigens nur geringes Interesse. Einmal war das Verkehrsaufkommen, wie schon erwähnt, vor dem 2. Weltkrieg noch recht bescheiden, zum andern spielten die gleichen Ängste mit, wie sie schon bei der seinerzeit geplanten linksufrigen Brienzseebahn geäussert worden waren. Noch 1934 erklärte ein besorgter Bürger, Brienz schaufle sich mit einer Strasse auf der Giessbachseite selbst das Grab und schneide sich von Europa ab.

Allgemein herrschte tatsächlich die Meinung vor, wenn schon diese neue Verbindung gebaut werden sollte, so müsse sie vom «Brunnen» dem See entlang geführt werden und zwischen Lammbach und Glyssibach in die bestehende Landstrasse einmünden.

Es brauchte den beispiellosen Autoboom der Nachkriegszeit mit immer unerträglicheren Verkehrsverhältnissen im Dorf, die mit der Eröffnung der neuen Sustenstrasse noch schlimmer geworden waren, um auch frühere Gegner zu

überzeugen, dass einzig durch die N8 eine wirksame Verringerung des Durchgangsverkehrs in Brienz möglich sei und das Dorf davon auf längere Sicht nur gewinnen könne.

Was in der Folge aber noch zu weitläufigen Auseinandersetzungen führte, war die Frage der Linienführung. Setzten die einen auf eine nur 2–3 m über dem Seespiegel liegende Uferstrasse, so die andern auf eine in der Höhe der Sengg und der Giessbach-Hotels verlaufende Höhenstrasse. Gegen die dem See entlang führende Linie meldeten Heimatschutz, Uferschutzverband, der Besitzer des «Giessbachs», Geologen und weitere Kreise sofort Bedenken

an, da das weitgehend unversehrte Naturufer auf keinen Fall verunstaltet werden dürfe. Aber auch die Zustimmung zu einer Höhenstrasse fiel den genannten Gegnern nicht leicht, da diese durch eine Gegend verlief, die in der Liste der zu erhaltenden Landschaften und Naturdenkmäler von nationaler Bedeutung enthalten ist. Ein Kompromiss brachte die Lösung: Die Strasse wurde an den empfindlichen Stellen in Tunnel verlegt und die offene Linienführung so gestaltet, dass durch bestehenden Wald und weitere Sichttarnung eine unzumutbare Beeinträchtigung des Landschaftsbildes vermieden wurde.

Das ist, wie Planern und Bauherrschaft dankbar bescheinigt werden kann, optimal gelungen; die der Natur geschlagenen Wunden sind schon jetzt bald vernarbt.

Leben mit der N8 kann heute auch Brienz. Zwar führt die Autobahn vom Seeende geradenwegs zur Wylerbrücke, doch sorgt eine Anschlussstrasse dafür, dass das Dorf und das Freilichtmuseum Ballenberg ohne grösseren Umweg zu erreichen sind, was die Befürchtungen über wirtschaftliche Nachteile der Umfahrung weitgehend ausgeräumt hat.



Die N8 ist so geschickt in die Landschaft eingebettet, dass sie kaum mehr störend auffällt (gegenüberliegendes Seeufer).

Die Brünigbahn (Brienz–Luzern)

Heute fährt der Reisende in kaum zwei Stunden von Interlaken nach Luzern. Dreimal länger dauerte das Vergnügen noch nach der Eröffnung der Bahn (1888), weil von Interlaken nach Brienz und von Alpnachstad nach Luzern auf das Dampfschiff umgestiegen werden musste. Die über den Pass führende Linie, das eigentliche Kernstück der Brünigbahn, fand erst ein Jahr später eine Fortsetzung auf der Strecke Stad–Luzern, und das letzte Teilstück von Brienz nach Interlaken liess bis 1916 auf sich warten.

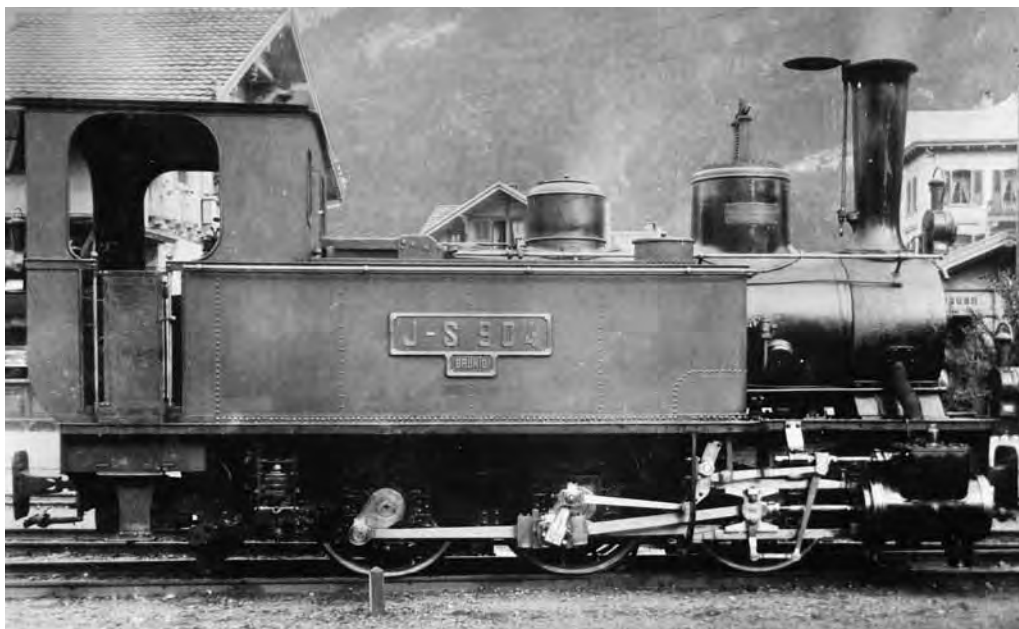
Die Idee einer Brünigbahn entsprang vor allem dem Bemühen, den stockenden Fremdenverkehr, der schon damals die Haupteinnahmequelle des engeren Oberlandes bildete, besser zu entwickeln und mit allen Mitteln zu fördern. So erwirkte denn ein Gründerkomitee mit ein-

flussreichen Persönlichkeiten 1870 vom Grossen Rat des Kantons Bern eine Konzession zum Bau und Betrieb einer Eisenbahn von Brienz nach Stad am Alpachersee. Diese Konzession wurde auch von Obwalden erteilt an einer ausserordentlichen Landsgemeinde im Oktober 1872. In der Folge verzögerten aber heftige verkehrspolitische Auseinandersetzungen sowie die durch eine wenig glückliche Eisenbahnpolitik heraufbeschworene Finanzmisere des Kantons Bern den Baubeginn um etliche Jahre.

Den Brienzern war das gerade recht, denn das Projekt einer schmalspurigen Brünigbahn stiess anfänglich im Dorf auf wenig Begeisterung. In einem «Offenen Brief» an das Bernervolk lehnte der Gemeinderat die geplante Bahn rundweg ab, weil sie keine nachhaltige Belebung des Fremdenverkehrs für Brienz verspreche.

Befürwortet wurde eine normalspurige Transitbahn und bis zu deren Verwirklichung der Bau einer Grimselstrasse. Die ziemlich dürftige Begründung, die sich nur auf lokale Interessen stützte, wurde von den einflussreichen Befürwortern einer Brünigbahn nicht ernst genommen; der Widerstand bröckelte auch im Dorf zusehends ab mit der wachsenden Einsicht in die wirtschaftliche Bedeutung des neuen Transportmittels, das nicht nur Handel und Industrie befruchtete, sondern noch mehr und bestimmt auch in Brienz den Fremdenverkehr, da dank den billigen Tarifen nun auch weniger Wohlhabenden das Reisen möglich war. Von der neuen, durch reizvolle Gegenden führenden Verbindung zwischen der Zentralschweiz und dem Berner Oberland durfte mit Sicherheit ein vermehrter Zustrom von Touristen erwartet werden, und zwar nicht nur in den Fremdenmetropolen Luzern und Interlaken, sondern auch in den kleineren an der Brünigstrecke liegenden Kurorten.

Entgegen einem 1. Projekt von Ingenieur *La Nicca*, das den Brünigpass direkt von Brienz aus angehen wollte, wurde dann die Variante mit der Linienführung über Meiringen gewählt, da sich das Oberhasli begrifflicherweise nicht in ein verkehrspolitisches Abseits verdrängen liess. Ein weiterer Grundsatzentscheid betraf die Frage: Normalspur oder Schmalspur? Sie wurde durch finanzielle Erwägungen entschieden und die erfolgreiche praktische Anwendung des Zahnradsystems bei der Rigibahn. Diese Neuerung versprach für die besonderen Verhältnisse der Brünigbahn mit ihren steilen Zufahrtsrampen eine billigere und sinnvollere Lösung als die sonst überall übliche Normalspur-Adhäsionsbahn, die eine Linienführung über den Brünig nicht erlaubt hätte.



Brünigbahn-Lokomotive, wie sie bis zur Elektrifizierung (1942) im Einsatz war.

Die Ingenieure *Ott* und *Zschokke*, die zusammen mit *Riggenbach*, dem Erfinder der Zahnradbahn, die *Vitznau–Rigi–Bahn* gebaut hatten, legten 1880 ein Projekt vor mit einem für die Schweiz völlig neuen System: Bei einer Spurweite von 1 m wechselten je nach Steigung Adhäsions- und Zahnstangenstrecken ab, ohne dass die Züge dazu angehalten werden mussten. Auf diese Weise konnten neben den technisch problemlosen Flachstrecken auch Steigungen bis zu 120 Promille rasch und sicher bewältigt werden.

Dieses Betriebssystem fand allgemeine Zustimmung, und unverzüglich wurde der Bau durch die Gesellschaft der *Jura–Bern–Luzern–Bahn* begonnen. Bereits 1887 konnte die erste Lokomotive von *Giswil* nach *Meiringen* fahren.

Der Bahnbau war in *Brienz* sehr willkommen, da viele Männer dabei für längere Zeit Beschäftigung fanden. Die durchschnittlichen Tagelöhne von 2,5–4 Franken lassen sich natürlich in keiner Weise mit heutigen Ansätzen vergleichen, entsprachen aber durchaus dem damals üblichen Stand, wenn man weiss, dass die italienischen Arbeiter, die in ihren Baracken auch eine eigene Küche führten, für das Essen pro Tag 80 Rappen zu bezahlen hatten.

Auf ihre Rechnung kam auch die *Burgergemeinde*; sie erhielt als Entschädigung für Land, das sie der Bahngesellschaft verkauft hatte, insgesamt 7603 Franken. Der Bahnhof *Brienz-Tracht* erforderte den Bau einer grossen Abschlussmauer gegen den See; das dahinter durch Auffüllung gewonnene Areal ergab nachher genügend Platz für die zu erstellenden Gebäude.

Die ganze Anlage kam den Bedürfnissen der Reisenden aufs beste entgegen, da der Wechsel von der Bahn auf das Schiff und umgekehrt sich kurz und bequem abwickelte.

Die neue Bahn, die am 13. Juni 1888 mit grosser Begeisterung und Volksfesten diesseits und jenseits des *Brünigs* eingeweiht wurde, brachte auch für *Brienz* eine spürbare Belebung des Fremdenverkehrs. Schon im ersten Betriebsjahr wurden über 130 000 Personen befördert, und die fahrplanmässigen Züge vermochten gelegentlich nicht alle Passagiere zu fassen. Im Gegensatz zu heute galt die *Brünigbahn* anfänglich vorwiegend als *Touristenbahn*, die jeweils am 31. Oktober den Betrieb einstellte. Wer trotzdem über den Berg wollte, war wie früher auf die Postkutsche oder den Schlitten angewiesen. Die Stilllegung des Bahnverkehrs im Winter hatte nichts zu tun mit der Gefährdung durch Schnee oder Lawinen; Hauptgrund waren die so genannten *Reistrechte* in den Wäldern über dem Bahntrasse. Sie erlaubten den winterlichen Holztransport durch *Reiste* (Holzrutschbahnen), die an einigen Orten quer über die Bahnlinie führten. Erst nach langen, zähen Verhandlungen mit den beteiligten Gemeinden und *Bäuerten*, in denen Waldwege, Überführungen und Durchlässe unter den Geleisen zum Transport des Holzes ausgehandelt worden waren, konnte 1904 auch ein fahrplanmässiger Winterbetrieb aufgenommen werden.

Ein vergessenes Projekt: Brienzerseebahn Brienz–Interlaken

Schon kurz nach der Fertigstellung der *Brüniglinie* beschäftigte ein weiteres Bahnprojekt Bevölkerung und Behörden. Es ging um die Fortsetzung der *Brünigbahn* bis nach *Interlaken* und dabei um die Frage, ob diese Verbindung

dem rechten oder linken Seeufer entlang erfolgen solle. 1890 reichte Ingenieur *Pümpin* beim Bund ein Konzessionsgesuch ein für den Bau einer schmalspurigen Eisenbahn von *Bönigen* über *Iseltwald* ins *Kienholz*, wo der Anschluss an die *Brünigbahn* geplant war. Das Projekt fand Unterstützung in *Bönigen* und *Iseltwald* und aus verständlichen Gründen beim Besitzer der *Giessbachhotels*, Herrn *Hauser*.

Entschiedene Ablehnung bekundeten dagegen Persönlichkeiten aus der ganzen Schweiz, die eine Verschandelung der einzigartigen Landschaft auf dieser noch fast unberührten See-seite befürchteten. Der Schriftsteller *Josef Viktor Widmann*, damals Redaktor beim «Bund», ein unermüdlicher Wanderer und Naturfreund, machte sich zum Sprecher der Gegner dieses Bahnprojekts. In einem offenen Brief im «Bund» nahm er kein Blatt vor den Mund und rechnete mit *Pümpin* scharf ab:

«*Iseltwald* werde durch die Erstellung dieser neuen Linie unbedingt bedeutend gewinnen, darf dieser *Pümpin* behaupten. Umgekehrt ist auch gefahren! Unbedingt bedeutend verlieren wird *Iseltwald*, nämlich das Einzige verlieren, was sein Kleinod ist, die unvergleichlich idyllische Schönheit dieser Bucht, wo ... das liebe Dörfchen mit seinem kleinen Vorgebirge daliegt als ein gleichsam vom Himmel gefallenes Stück Poesie.» Und er fuhr fort: «Wir würden, wenn wir Meister wären, gewisse idyllisch schöne Gegenden der Schweiz und besonders des *Berner Oberlandes* nach dem Beispiel der *Vereinigten Staaten* jetzt noch rechtzeitig als *Nationalpark* erklären, woselbst keine Lokomotiven und *Fabrikschlote* dampfen dürften. Und dahin würde in erster Linie das linke *Brienzerseeufer* gehören.»

Ziemlich misstrauisch, wenn auch weniger aus landschaftsschützerischen Erwägungen als handfesten wirtschaftlichen Überlegungen reagierten die Brienzler auf die Pläne für eine linksufrige Bahn. Von einem Anschluss an die Brüniglinie im Kienholz wollten sie nichts wissen, da sie nur Nachteile zu erwarten gehabt hätten, weil Brienz damit vom Durchgangsverkehr abgeschnitten worden wäre. In zahlreichen Sitzungen beschäftigten sich sowohl der Gemeinderat wie auch die Gemeindeversammlung mit Fragen der Aktienkapitalzeichnung, Landabtretung u.a., wollten aber erst verbindliche Beschlüsse fassen, wenn alle Garantien gegeben würden, dass der Anschluss an die Brünigbahn in Brienz Tracht erfolge. Damit versandete das von Anfang an ziemlich spekulative Unternehmen, umso mehr als der Gemeinderat um diese Zeit mit einem Komitee Verbindung aufnahm, das sich für die aussichtsreichere Brienzseebahn auf dem rechten Ufer einsetzte.

Eine Lücke wird geschlossen

1903 wurde die Jura–Simplon-Bahn, die mit der Jura–Bern–Luzern-Bahn fusioniert hatte, ins Netz der SBB eingegliedert und damit auch die Brünigbahn. Bereits ein Jahr später ersuchten die Bundesbahnen um die Ermächtigung, die Brüniglinie durch eine rechtsufrige Brienzseebahn von Brienz nach Interlaken Ost zu vollenden.

Diesem Konzessionsgesuch waren schon zehn Jahre früher Bemühungen vorausgegangen, die auf die Verwirklichung einer solchen Eisenbahn abzielten. So hatte der Gemeinderat Brienz bereits 1893 der Gemeindeversammlung beantragt, sie möge sich mit einem Aktienkapital von Fr. 23 000.– an der Finanzierung der

geplanten Linie beteiligen. Allerdings verknüpfte er den Beschluss mit der Bedingung, es sei im Westen des Dorfes eine Haltestelle mit Billettausgabe zu erstellen, an der zwei bis drei Züge in beiden Richtungen anzuhalten hätten.

Die Hoffnung auf eine baldige Inangriffnahme des Bahnbaus erfüllte sich aber nicht; es sollte noch fast zwei Jahrzehnte dauern, bis es so weit war. Ob die Verzögerung auf den hintergründigen Widerstand der Dampfschiffgesellschaft zurückzuführen war, die verständlicherweise um das Transportmonopol fürchtete oder auf die ungesicherte Finanzierung, bleibe dahingestellt; es blieb unterdessen umso mehr Zeit zur Auseinandersetzung über die Linienführung im Dorfbereich.

Gefährdet war sogar der kurz nach der Jahrhundertwende geplante Schulhausneubau am Hobacher, da ein Projekt von Ingenieur *Lindner* die zukünftige Bahnlinie direkt über den in Aussicht genommenen Schulhausplatz vorgesehen hatte. Die Weiterbearbeitung dieses Projekts unterblieb, und der Bahnbau liess weiterhin auf sich warten. Dafür flammten landesweit Diskussionen auf über die Spurweite, bis 1907 das Bundesgesetz über den Bau einer schmalspurigen Brienzseebahn Klarheit verschaffte.

Umstritten in Brienz war nach wie vor, wo das Trasse durchzuführen sollte. Noch 1909 regte ein Gemeinderat an, bei den SBB vorstellig zu werden wegen einer Verlegung der geplanten Bahnlinie hinter das Dorf mit einem Anschluss an die Brünigbahn zwischen Lambach und Glyssibach; der Bahnhof wäre ebenfalls ins Feld zu stehen gekommen, in der Gegend «bei den Toren».

Der buchstäblich etwas abwegige Vorschlag, der vermutlich erfolgte, um den Bahnhof mehr ins Dorfzentrum zu rücken und damit der Bevölkerung im Änderdorf entgegenzukommen, fand keinen Anklang, trotz der Ablehnung einer Haltestelle Brienz West durch die SBB. Gebaut wurde schliesslich der unter dem Dorf durchführende Tunnel. Damit blieb nicht nur der bisherige Bahnhof an seinem für die Reisenden sehr günstigen Platz, sondern der Tunnelausgang lieferte gleich noch das Material für ein weiteres, zukunftsorientiertes Werk: den Bau einer Quaianlage von Tracht bis fast zur Kirche (man siehe dazu den Artikel «Unser Quai – ein Phönix aus der Asche» auf S. 228–236).

Mit dem Beginn der Bauarbeiten 1912 kamen auch viele Italiener ins Dorf, die als Spezialisten für Tunnelbauten eingesetzt wurden. Sie gaben mit ihrer völlig anderen Mentalität verschiedentlich Anlass zu gemeinderätlichen Interventionen, da sie es mit feuerpolizeilichen Vorschriften und Weisungen über Ruhe und Ordnung etwas weniger genau nahmen als die Brienzler gewohnt waren. Im Allgemeinen wickelte sich das Zusammenleben aber doch reibungslos ab. Zu Schwierigkeiten kam es eigentlich nur gerade beim Ausbruch des 1. Weltkrieges anfangs August 1914. Die Arbeiten am Bahnbau wurden damals von einem Tag auf den andern eingestellt, was zur Folge hatte, dass die Unternehmer keine Löhne mehr bezahlten. Weil die Italiener, die mehr oder weniger von der Hand in den Mund lebten, kein Geld mehr hatten und ihnen in den Dorfläden bei der herrschenden Unsicherheit auch kein Kredit gewährt wurde, litten sie unter Nahrungsmangel, was zu empörenden Reaktionen führte. Der Gemeinderat befürchtete eine Bedrohung der Bevölkerung,



Gruppenfoto von der Einweihung des Tunnels (1915).

umso mehr als die Wehrmänner alle eingerückt waren, und erwoh die Aufstellung einer Bürgerwehr gegen die aufgebrachtten Südländer.

Vernünftigerweise wurde aber zuerst an die Baumeister appelliert, dafür zu sorgen, dass die meuternden Arbeiter wenigstens zu essen bekämen. Diese Massnahme und die nach den

turbulenten Tagen der Mobilmachung wieder aufgenommenen Arbeiten liessen bald wieder Ruhe einkehren. Im Sommer 1915 trat dann Italien an der Seite der Alliierten ebenfalls in den Krieg ein, und eine grosse Anzahl Italiener mussten zur Erfüllung ihrer Wehrpflicht heimkehren – mit wenig Kriegsbegeisterung, wie Brienzer feststellten ...

Ihre Heimkehr fiel zusammen mit der Fertigstellung des Dorftunnels im Juni 1915. Trotz der durch die widrigen Umstände verursachten Schwierigkeiten schritten die Arbeiten an der Brienzerseebahn gut voran. In Tracht erfolgte die Vergrösserung des Bahnhofs, die eine weitere Auffüllung im See nötig machte, damit sich der Passagierverkehr vom Schiff auf die Bahn

und umgekehrt gänzlich auf der Seeseite abwickeln konnte. Und am 23. August 1916 war dann endlich Grund zum Feiern: Nach der festlichen Einweihung befuhr der erste Zug die neue Strecke von Brienz nach Interlaken und schloss damit die Lücke, die noch zwischen dem oberländischen und dem innerschweizerischen Fremdenverkehrszentrum geklafft hatte. Stolz stellte der «Brienzer» fest, dass Bern von Brienz aus nun in drei Stunden erreichbar sei! Zum Vergleichen und Nachdenken mag auch noch der damalige Fahrpreis Brienz – Interlaken anregen: einfach 90 Rappen, retour Fr. 1,35.¹

Entschieden war mit der Fertigstellung der Bahn endgültig auch die Frage der Spurweite, auch wenn *Nationalrat Michel* noch bei Baubeginn wieder eine Normalspurlinie verlangt hatte; es blieb bei der durch ein Bundesgesetz festgelegten Schmalspur. Dieser Beschluss gipfelte übrigens in einem klassischen Kompromiss, wie er für die eidgenössische Politik typisch ist, wenn niemand vertäubt werden soll: Die unterlegenen «Normalspurer» wurden damit getröstet, dass beim Bau Rücksicht genommen würde auf einen späteren Umbau auf Normalspur ... So wurden denn tatsächlich Unterbau, Tunnel und der Geleiseabstand auf den Stationen so dimensioniert wie bei Normalspur üblich! Von Bedeutung war dieses Manöver allerdings nicht; denn heute denkt wohl niemand mehr an eine Änderung der Spurweite. Viel wichtiger war dagegen die während des 2. Weltkrieges vorgenommene Elektrifizierung der Brünigbahn (1941–1942), die wesentlich schnellere Fahrzeiten erlaubte. Trotz der flach verlaufenden Talstrecken von Interlaken nach

Meiringen und Giswil-Luzern weist die Brünigbahn alle Merkmale einer Bergbahn auf. Dies zeigt sich in der ständigen Bedrohung durch Naturgewalten. Neben den vom Brienzergrat abgleitenden Schneemassen, die durch steile Lawinengraben oft bis in den See niedergehen, sind es auf Obwaldnerseite Erdbeben und *Murgänge*, welche die Bahn gefährden.

Die Bedeutung der Brünigbahn lag und liegt in der Belegung des Fremden- und Ausflugsverkehrs. Sollte der Vorschlag verwirklicht werden, mit dem Einbau einer dritten Schiene den Verkehr schmalspuriger Züge auf der Strecke Interlaken Ost – Zweisimmen zu ermöglichen, dann könnte der Reisende ohne Umsteigen, rasch, bequem und beschaulich durch abwechslungsreiche Gegenden vom Genfersee bis an den Vierwaldstättersee fahren. Diese Bilderbuchreise könnte als voralpines Gegenstück zur Fahrt im Glacier-Express durchaus auch Anklang finden.

Mit Dampf aufs Rothorn

Weit über Brienz hinaus reicht ihr Ruf! Die Faszination der dampfbetriebenen Zahnradbahn auf das Rothorn lockt nach wie vor jedes Jahr Scharen von begeisterten Reisenden auf den Brienzer Aussichtsberg. Die Bahn ist ein eindrückliches Beispiel für ein Unternehmen, das, getragen von grenzenlosem Optimismus, in der Zeit des Bergbahnfiebers im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts entstanden ist, und wie viele andere die Hoffnungen auf gewaltige Gewinne nie erfüllt hat. Der Projektverfasser und zusammen mit Bauunternehmer *Bertschinger* auch Erbauer der Bahn, Ingenieur *Lindner*, rechnete anfänglich mit 25 000 Passagieren im Jahr, die eine Bruttorendite des Aktienkapitals von über 20 % und selbst im schlechtesten Fall noch von

6,7 % erbracht hätten. Die Tatsachen sahen leider etwas weniger rosig aus: Schon nach dem ersten Betriebsjahr musste über die BRB der Konkurs verhängt werden.

Ingenieur Lindner, ein begabter, einfallsreicher Spezialist für Bahnbauten, übernahm nach dem verunglückten Start zusammen mit seinem Teilhaber Bertschinger die Eigentumsrechte an der Bahn. Im Jahr 1900 verkauften sie diese und das Kulmhotel für 625 000 Franken an eine neue Aktiengesellschaft, die aber auch nur Defizite einfuhr, abgesehen von einigen Jahren mit einem kaum bemerkenswerten Gewinn. Mit Anleihen, Darlehen gegen Verpfändung der Bahnanlagen und weiteren Massnahmen, die sogar den Abbruch der Bahn ins Auge fassten, konnte sich die BRB von Jahr zu Jahr knapp über Wasser halten, bis der Weltkrieg im Sommer 1914 alle Hoffnungen knickte. Am 9. August 1914 musste der Betrieb eingestellt werden – bis 1931 sollten Lokomotiven und Wagen im Depot verbleiben!

Und auch dies war gar nicht selbstverständlich, bestand doch mehrmals die Absicht, die Bahn zu liquidieren, abzubrechen und mit dem Verkauf des damals gesuchten Alteisens noch etwas für die Aktionäre herauszuholen. Das konnte zum Glück verhindert werden; die Gemeinde und Bahnfreunde von nah und fern stellten die nötigen Mittel zur Verfügung, um die unumgänglichen Unterhaltsarbeiten bis zu einer Wiederaufnahme des Betriebs sicherzustellen. Dass der Unterbruch ganze 17 Jahre dauern sollte, hatte allerdings niemand vorausgesehen; die Nachkriegszeit mit Teuerung, stockendem Fremdenverkehr und Krise dämpfte aber vorerst die Erwartungen auf einen Neubeginn.

1) 1 Fr. von 1916 entspricht 8 Fr. von 2009.

Endgültig gerettet wurde die Bahn 1930, als die Gemeinde Brienz, private und öffentliche Geldgeber sowie die Hauptaktionäre die Mittel aufbrachten, um Unterbau, Rollmaterial und Gebäude, an denen der lange Unterbruch nicht spurlos vorübergegangen war, wieder instand zu setzen. Am 13. Juni 1931 feierte das beflaggte Dorf mit Freunden der BRB aus dem ganzen Oberland die Wiedereröffnung; der Optimismus und Zukunftsglaube der Brienzler, gepaart mit dem Willen, die zum Dorf gehörende, die Wirtschaft belebende Bahn unter allen Umständen zu erhalten, hatten trotz schlechter Zeitumstände über kleinmütige Bedenken gesiegt. Die Treue, welche die Rothornbahn von der Dorfbevölkerung und von Auswärtigen erfahren durfte und immer noch erfährt, bewährte sich: Verbesserungen der Anlagen, Depoterweiterung, neue Lokomotiven und andere Investitionen konnten immer wieder problemlos finanziert werden und dürften das Überleben der Brienzler Nostalgie-Bahn auch in Zukunft sichern.



Zwischenhalt auf der Mittelstation Planalp.



Panoramabild eines Dampfzuges der Brienz Rothorn Bahn beim Aussichtsloch auf der Planalpfluh.



1896 entstand auf dem Fluhberg der Hirschpark, der sich zum heutigen Wildpark entwickelte. Schnee-Eulen, Waldkäuze, Waldohreulen und andere Vögel sowie Steinböcke, Gamsen und Hirsche werden dort gehegt.



Vom Geissenstall zum Parkhotel Giessbach

Max Gygax

Gießbach-Lied. 3 Chanson du Gießbach.

Gefällig ♩ - 72.

Gitarre.

Singstimmen.

Nro. 1.

Piano-Forte.

Von je-nem Ber-ge her - u - ber, Was kluget so silbern so hell, Die Lannen die hangen kühn drü - ber, Was rauschet und stürzet so

schnell, Was rauschet und stürzet so schnell.

2. 3. 4.

Sei-er drum froh und behende,
Ihr Mädchen, den gleitenden Kahn;
Es führen ihn rüstige Hände
Zu jenem Fels-wunder hinan. (bis)

Das Schiflein lustig hinwaltet,
Kübn über den wogenden See.
Manch fröhliches Liedlein erschallet
Durch's Thal hin und über die Höh. (bis)

So werfet nun von euch die Sorgen,
Des Herzens heimliches Weh,
Den Gram vom geirigen Morgen
Hinab in den ruhenden See. (bis)

5. 6.

Was rauschet vom Waldberg herunter?
Was kluget so silbern so hell?
Was kämpfet durch Felsen so munter?
Was rauschet und stürzet so schnell. (bis)

Es stürzet mit donnernder Stimme,
Es brauset der Gießbach herab,
Er kämpfet daß Ruhm er erringe
Zur Ruhstatt im See und im Grab. (bis)

Schon die ersten Reisenden, die auf dem Postschiff vom *Zollhaus* Interlaken nach Brienz gerudert wurden, haben wohl im Vorbeifahren entzückt zum Giessbach hinüber geschaut und staunend verfolgt, wie die wilden Wassermassen stiebend von Fels zu Fels herunterstürzen, bis sie schliesslich im aufgewühlten See zur Ruhe kommen.

Der Giessbach entspringt auf der Alp Tschingelfeld; das zuerst unscheinbare Bächlein wird aber genährt durch alle Wässerchen und Quellen aus dem mächtigen, nach Norden orientierten Bergkessel, der begrenzt wird durch den weiten Bogen vom Bauwald über die Litschgi-burg, das Faulhorn und Hinterbirg bis hin zum Schwarzhorn. Die Schneeschmelze, die in der Höhe bis weit in den Sommer hinein dauert, die oft heftigen Gewitter und die normalen Regenfälle sorgen für eine ziemlich regelmässige Wasserführung, die auch in sehr trockenen Sommern den Giessbach nie versiegen lässt, ganz im Gegensatz zum Mühlebach auf der anderen Seeseite. Dadurch und trotz einer beschränkten Wasserentnahme zur Gewinnung von elektrischem Strom bleiben die Wasserfälle ständig gespiesen, auch wenn sie natürlich bei Hochwasser ein unvergleichlich eindrucklicheres Schauspiel bieten als in wasserarmen Zeiten.

Eine lebendige Beschreibung der Giessbachfälle lieferte um 1876 *Hermann Berlepsch*, ein langjähriger Gast:

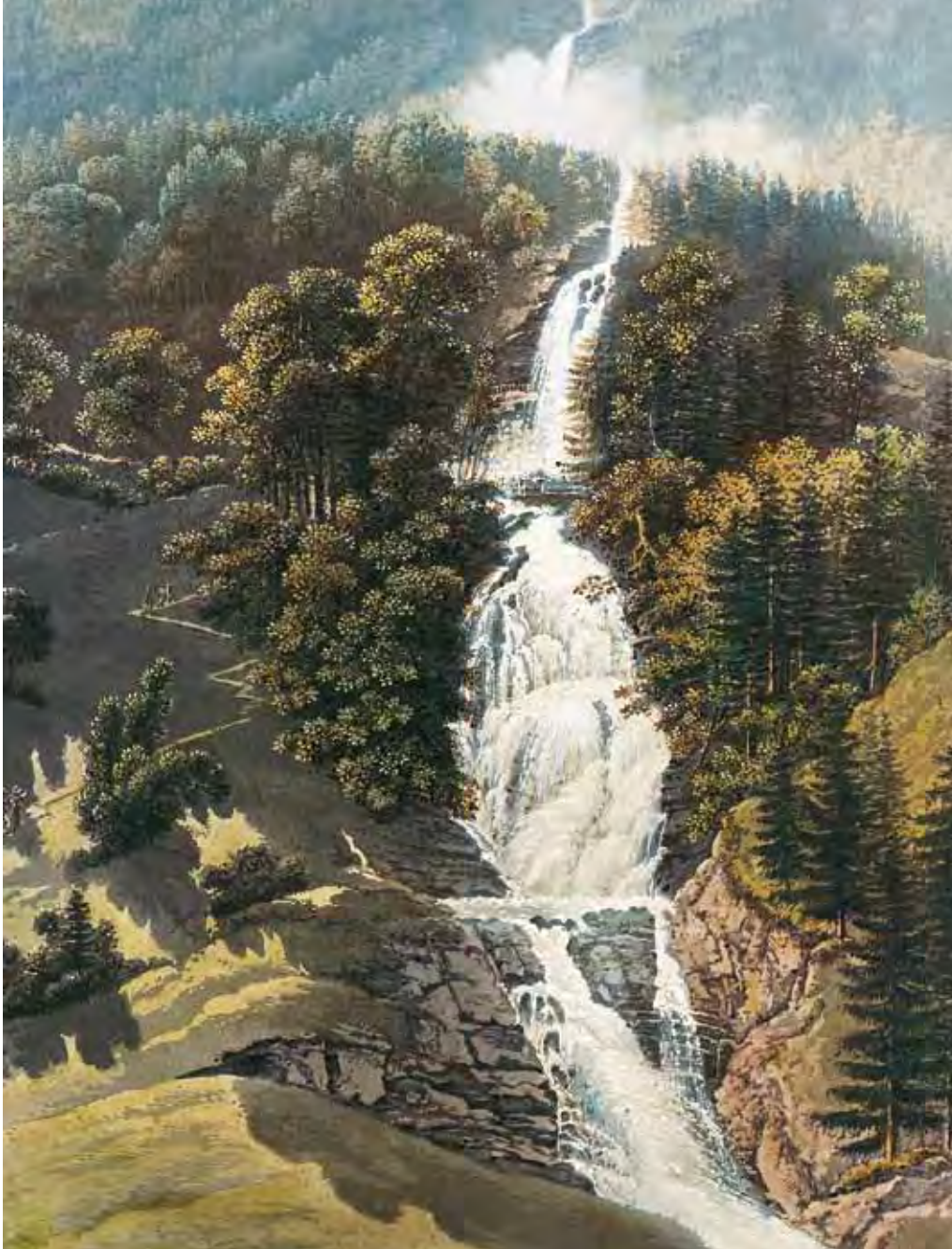
«Der Giessbach zeichnet sich vor allen anderen Sturzkaskaden aus durch die Höhe und Schlankheit seiner Fälle, durch die Verschiedenartigkeit derselben, durch seinen konstanten Wasserreichtum, durch das scheinbar



So verlässt der Giessbach die Botchenschlucht.

Abgeschiedene seiner Lage bei ausserordentlich bequemen Möglichkeiten ihn zu erreichen und durch die Pracht seiner Einrahmung. Kein einziger Wasserfall in den Alpen vereint auf so vollendete und so erhabene Art alle jene Vorzüge, wie solche dem Giessbach eigentümlich sind. Droben bei der Schlucht, die noch keines Menschen Fuss betrat, stürzen von der obersten Brücke die Wassermassen 985 Schweizerfuss (296 m) bis zum Niveau des Brienersees hinab; man kann also rechnen, dass die ganze Fallhöhe über tausend Fuss erreicht, eine Summe, welche den Staubbach überholt. Der unterste, vom Hotel aus sichtbare Fall, ist ohne weiteres der graziöseste; er fasst die Massen, welche droben unbändig wild toben, in Ruhe zusammen und insuiniert dem Publikum, gleichsam mit dem Hut in der Hand: So sieht ein wohlgeordneter Wasserfall aus.

Schon anders gestaltet sich, namentlich von der ersten Brücke aus gesehen, der zweite Sturz. Der vehemente Niederprall aus der Höhe und der im Sturzbecken sogleich empört wieder aufkochende Schaumballen lässt auf den ersten Blick erkennen, dass man es hier mit einem ungefügigeren Gesellen zu tun hat. Aber die bildende Hand im Schöpfungs- und Umgestaltungsprozess der Natur schlug dem Bruder Ungestüm gleichsam ein Schnippchen, indem sie hinter dem Wassersturze die Felswand nach innen zog und dadurch einen Gang passierbar machte, so dass man bei nicht allzu mächtigem Wasserstande trocken und sicher hinter dem Fall hinweggehen und denselben von der inneren Seite betrachten kann, gewiss ein Schauspiel seltenster Art. Man könnte ihn deshalb den Schleierfall oder den Wasserfall der Galerie nennen.



Johann Jakob Wetzel (1781–1834): *Le Giessbach*.

Er gab auch die Veranlassung zu den Illuminationen.

Nun steigern und überbieten sich aber die Fälle, wie man eine Etage nach der andern den Giessbach hinauf klimmt. Immer abenteuerlicher, immer seltsamer wird das grossartige Schauspiel, bis man den vorletztobersten Fall, der vom Hotel aus kaum sichtbar ist, erreicht. Das ist der wildeste, unbändigste, zugleich höchste, dessen ca. 160 Fuss tiefer Sturztrichter vollkommen rund, von den unablässig peitschenden Wellen hohl ausgegast ist. Seine Fallkraft erzeugt solch einen fortwährenden Sturm unmittelbar über dem weissen Gischt der Wellen, dass dieselben, teils wie vom tobendsten Orkan getragen durch die Lüfte entfliehen, teils wie Wasserraketen die Felsen anschliessen; es ist bei vollem Wasserstande, wenn der Giessbach hochgeht, ein wildschöner Anblick, dämonisch zum Mithinabsturz anregend.

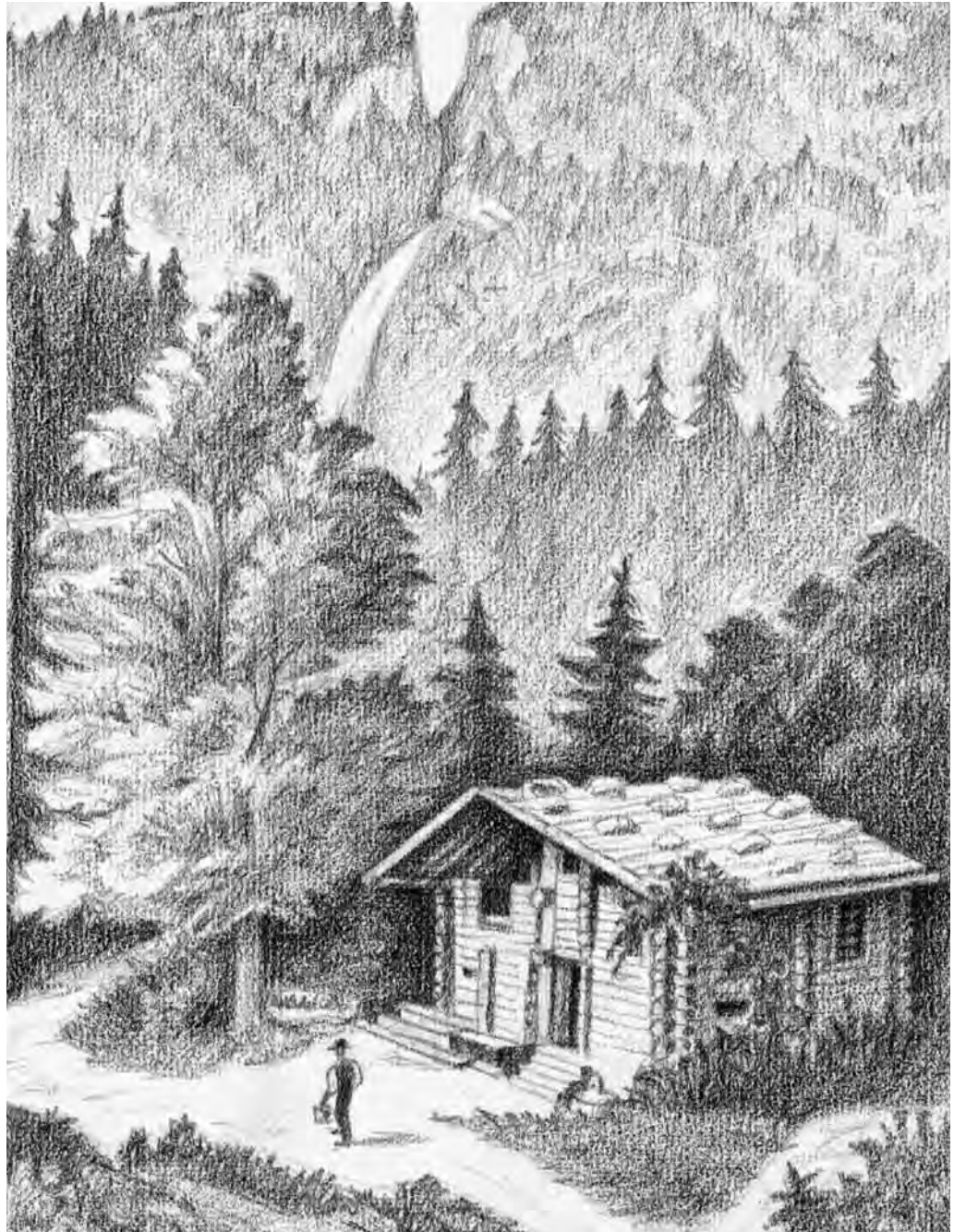
Steigt man endlich zum letzten erreichbaren Fall, wo die letzte Beleuchtungshütte steht, so führt der am Felsen hinlaufende Weg zu einem fest gezimmerten Stege, der den Ausblick nach unten und den Einblick in die schwarze, schaurige Schlucht, aus welcher der Giessbach hervorkommt, gestattet. Man kann jedoch in der Regel auf der Brücke sich nicht aufhalten, weil ein Nebelregen aus der unbekanntenen Felsengasse, oft mit Sturmeswucht hervorschießend, den auf der Brücke Verweilenden verschleucht. Weiter führt der Weg nicht.»

Der Giessbach wird erschlossen

Lange verwehrte das steile, abweisende Felsenufer einen bequemen Zugang zu den Fällen vom See her; auch wenn einheimische Bauern, Holzer und Jäger längst einen Pfad benützten, der auf die natürliche Geländeterrasse hinauf führte, wo sich, gut 100 m über dem Seespiegel, eine einsame Waldwiese versteckte. Hier befand man sich unmittelbar vor den eindrucklichsten Fällen, mitten im Wasserstaub, der die Luft erfüllte und in dem sich die Sonnenstrahlen in allen Regenbogenfarben brachen. In seinem Reisehandbuch von 1814 schreibt *F. N. König*:

«Wer sollte wohl glauben, dass dieser prächtige Standpunkt in den letzten Neunzigerjahren noch ganz unbekannt war, wie man auch in keiner Reisebeschreibung hierüber liest. Selbst *Ebel* (ein deutscher Reisebuchverfasser) sagt in seiner ersten Ausgabe bloss: Gegenüber Brienz fällt der Giessbach in den See. Es wurde mir demnach sehr sauer, die Aufmerksamkeit der Reisenden auf diesen Gegenstand zu erwecken. Und jetzt ziehen dieselben die Giessbachfälle sehr oft den meisten übrigen dieser Art vor.»

Die erwähnte Waldwiese gehörte 1817 dem Schulmeister *Hans Kehrli* von Brienz. Da sommersüber der Schulbetrieb ruhte, verfügte der eher schlecht entlohnte Kehrli nicht gerade über viel Geld, dafür über viel Zeit. Um seine grosse Familie durchzubringen, betrieb er nebenbei eine kleine Landwirtschaft, zu der eben auch die Giessbachmatte gehörte. In der Scheune mit Stall und einem Raum zum Wohnen und Kochen verbrachte er den Sommer, besorgte die Heuernte und schaute zu einer Schar Ziegen. Am Sonntag fuhr er jeweils mit seinem Ruderboot über den See nach Brienz, spielte in der Kirche die Orgel und hielt Kinderlehre.



Kehrli's erste Behausung: eine Scheune mit Küche und Stube am Weg vom See zur Giessbachmatte (nach alter Vorlage).

Dem gescheiterten und am Zeitgeschehen regen Anteil nehmenden Schulmeister blieb natürlich nicht verborgen, dass sich gerade im Berner Oberland eine neue, viel versprechende Entwicklung anbahnte. Die kriegerischen Ereignisse von 1798 mit dem Einfall der Franzosen und die anschliessende unsichere Zeit waren dem aufkommenden Reiseverkehr nicht günstig gewesen. Das änderte sich mit der *Restauration* und den damit verbundenen ruhigeren politischen Verhältnissen. Entscheidend zum Aufschwung des Fremdenverkehrs trugen auch die Hirten- und Äplerspiele in Unspunnen (1805 und 1808) bei. Sie leiteten den Beginn einer Tourismuswelle ein, die sich vorerst auf gehobene, gut betuchte Bevölkerungsschichten beschränkte, da Reisen damals doch eine recht kostspielige Angelegenheit war. Trotzdem, es zeichneten sich ganz neue Erwerbsmöglichkeiten ab, die es zu nutzen galt. So ruderten denn bald einmal Brienzer Schiffeleute und die ob ihrer Anmut und Sangeskunst viel bewunderten Schifferinnen gegen gutes Geld vornehme Herrschaften zum Giessbach zur Besichtigung dieses Naturwunders.

Kehrli erkannte sofort die Bedeutung dieser Entwicklung und suchte sie auf jede Weise zu fördern. Er erstellte einen guten Weg vom See hinauf auf seine Giessbachmatte und wurde dabei von der Regierung unterstützt, da diese vom Nutzen des Fremdenverkehrs für die Bergbevölkerung überzeugt war.

Um den Besuchern etwas zu bieten, errichtete der initiative Schulmeister eine offene Schutzhütte mit einer Sitzbank, von der aus die Fälle gut einzusehen waren.



Kehrli mit Gästen vor seiner gedeckten Schutzhütte. Auffällig die (um 1820) lockere Bewaldung!



George Barnard († 1890): *The Giesbach*. Der (engl.) Kommentar des Künstlers rühmt den Giessbach als einen der hübschesten Wasserfälle mit einer parkähnlichen Umgebung. Die Hütte neben dem Fall sei bewohnt vom Schulmeister von Brienz. Er und seine Familie seien bekannt als die besten Sänger von einheimischen Liedern.

Unternehmungslustige Gäste, welche die imposanten Wasserstürze möglichst aus der Nähe zu erleben wünschten, liessen sich von *Kehrl* oder seinen Kindern hinführen.

Nach und nach entstand ein ganzes Wegnetz, das den Zugang zu den Fällen immer besser erschloss. Als besondere Attraktion galt der Pfad, der hinter den mächtigen Wasserfall oberhalb des Brückleins nach Iseltwald führte. Entlang einer zurückfliehenden Felswand konnte der mutige Besucher trockenen Fusses auf die andere Seite wechseln und dabei den gewaltigen Vorhang des stürzenden Wassers bewundern, das sich unter ihm donnernd in einen felsigen Trichter ergoss.

Daniel Wyss, Pfarrer in Brienz und Förderer von *Kehrl*s Giessbacherschliessung, plante einen Weg bis zum obersten Fall und wurde dabei von *Oberamtmann Haller* von Interlaken mit einem staatlichen Beitrag unterstützt. Wyss erdachte übrigens für jeden einzelnen der vierzehn Fälle einen Namen aus der bernischen Heldengeschichte – Namen allerdings, die sich nie einbürgerten und heute vergessen sind. Erinnerungshalber seien sie hier angeführt, beginnend mit dem obersten Fall:

1. Berchtold von Zähringen
2. Cuno von Bubenberg
3. Walo von Greyerz
4. Die Neunhaupt
5. Ulrich von Erlach
6. Wendschatz
7. Rudolf von Erlach
8. Hans Matter
9. Niklaus von Scharnachtal
10. Seckelmeister Fränkli
11. Hans von Hallwil
12. Adrian von Bubenberg
13. Hans Franz Nägeli
14. Schultheiss N.F. von Steiger

Ein beliebtes Reiseziel

Erwähnung verdient ein Besuch der Allgemeinen Musikgesellschaft Zürich im Jahr 1828. Die Zürcher hatten das Musikfest in Bern besucht und mit einer Reise ins Berner Oberland verbunden, die sie auch zum Giessbach führte.

Von *Kehrl* in seine Stube gebeten, konnten sie nicht nur die prächtige Aussicht auf die Fälle geniessen, sondern auch dem Giessbachlied lauschen, das ihnen *Kehrl* mit seinen Töchtern sang. Ein Abschiedslied, begleitet von Alphornklängen, tönte den Besuchern nach, als sie sich mit reichlichen Geschenken wieder auf den Weg machten. Auf dem Ruderschiff nach Brienz überreichte ein unbekannter Deutscher den Zürchern ein Manuskript mit einem Gedicht, das er «am herrlichen Giessbach seiner Muse abgelauscht habe.» Es sei hier angeführt, weil es Zeugnis ablegt für die romantische Naturschwärmerei, die sich an den Sehenswürdigkeiten des Oberlands, an Seen und Wasserfällen, an Trachtenleuten und Hirten, wilden Gipfeln und Gletschern immer neu entzündete.



Giessbachfälle: Blick vom heutigen Grandhotel Giessbach aus.

Der Garten Gottes am Giessbach

Von Brienz der Nachen eilt hoffnungsvoll fort,
Durchschneidet die silberne Fläche,
Das Herze es sehnt sich nach dorthin, nach dort!
Dem Giessbach, dem König der Bäche.
Es rauschet von ferne der herrliche Fall,
Treibt glänzend die Wogen von dannen,
Von mächtiger Höhe zum silbernen Thal,
Beschattet von freundlichen Tannen.

Ja dorthin mich ruft ein inn'res Gefühl,
Die Sehnsucht will kaum es erwarten,
Dort schwindet der Welten unsteses Gewühl,
Dort! siehe! dort ist Gottes Garten.
Der Nachen erreicht den freundlichen Hain,
Die Fluth bespühlt lieb das Gelände,
Es windet der Fussteig sich über den Rain,
Verlangend folg' ich ihm behende.
Denn Fall an Fall bietet dem Blicke sich dar,
Es sprudelt durch Felsen und Eichen,
Die Wogen sie rollen auch manch hundert Jahr,
Will keine der andern gleichen.
Es bricht sich die Brandung am zacken Gestein,
Zerstiebend erbrausen die Wellen,
Die Sonne in glänzendem strahlendem Schein,
Muss Feuer zum Wasser gesellen.

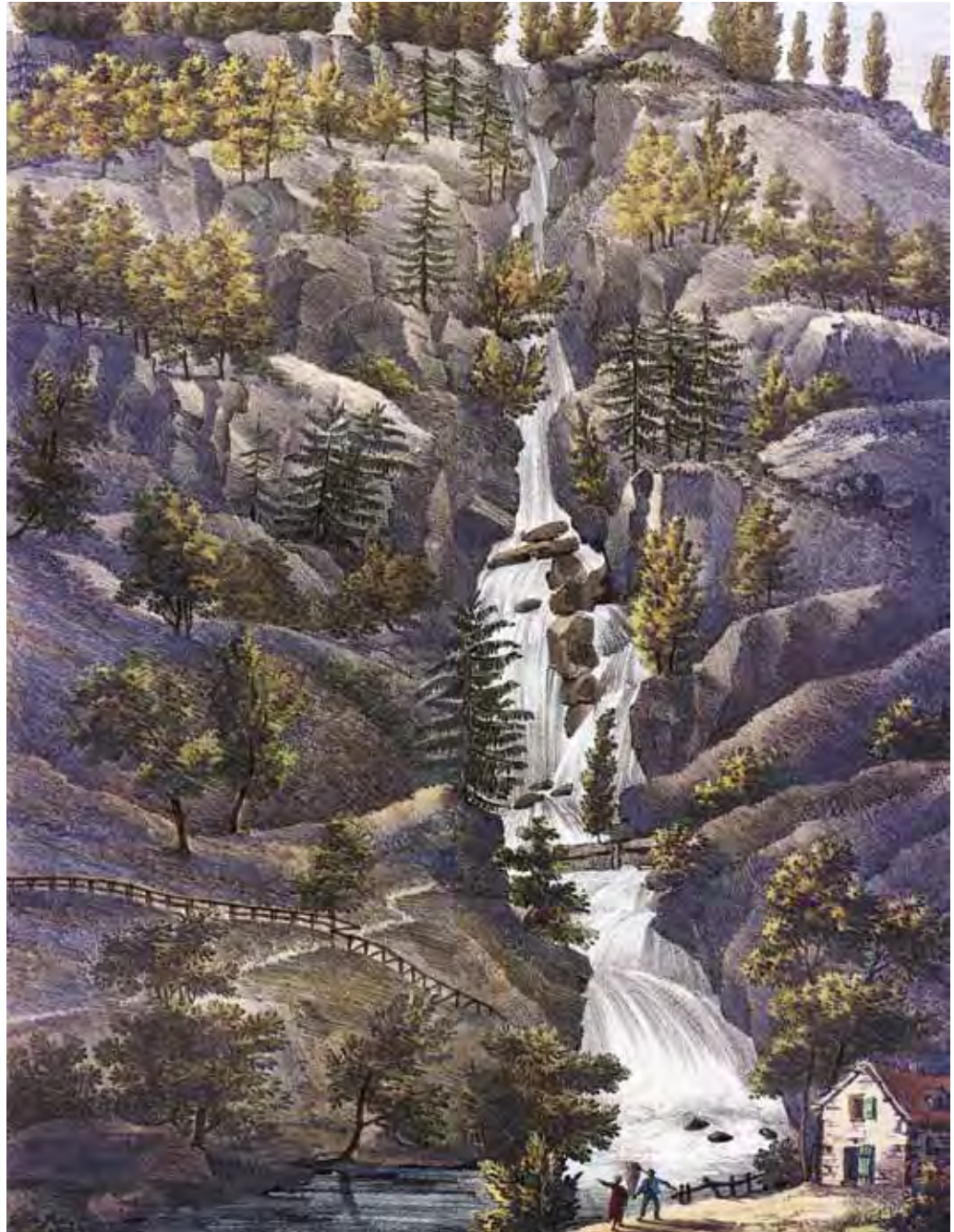
Die zwey Elemente nun innig vereint,
Sie bilden im Einklang den Bogen,
Der sonst nur am schützenden Himmel erscheint,
Jetzt unten in dampfenden Wogen.
Und freundlich zum tosenden Wassergerausch,
Senkt tröstend der Baum seine Zweige,
Die Ruhe mit wilder Erschütt' rung im Tausch,
Begleitet die Fluthen zur Neige.

So brausend die häufige Felswand hinab
Auch stürzte der König der Bäche,
Er findet doch unten im Seegrund sein Grab,
Und Ruhe auf silberner Fläche.
Ach hier nur, hier möcht' ich die Hütte mir bau'n,
In diesen Gefilden wohnt Frieden.
Hier lernst du im Werke den Schöpfer anschau'n,
Erkennest wie viel dir beschieden.

Es jubelt mein Herze dem heimischen Land,
Das Gott sich zum Garten erkoren,
Ich hebe anbetend gefaltet die Hand,
In Lust, in Entzücken verloren.
Es preise sich glücklich, wer Schweizer sich nennt,
Im Lande der Freyheit geboren,
Das Gott der Herr segnend ohn' Anfang und End,
Zum Garten sich hat auserkoren.

Der Besuch der Fälle verlangte einige korp-
liche Anstrengung und machte hungrig und
durstig. Anfänglich konnte *Kehrl*i nur dem Durst
abhelfen, indem er den Fremden in seiner Hütte
Ziegenmilch anbot; eine weitere Bewirtung
wurde ihm von der Obrigkeit untersagt, wahr-
scheinlich auf das Betreiben neidischer Wirte
von Brienz. Um Besuchern zu dienen, die mehr
als nur eine kurze, flüchtige Bekanntschaft mit
der einzigartigen Giessbachlandschaft zu ma-
chen wünschten, zimmerte Kehrl*i* eine kleine
Stube an die Hütte, in der Gäste auf Heu über-
nachten konnten. Bald aber erkannte er, dass
auch das nicht genügte, und so baute er weiter
oben, in unmittelbarer Nahе des Giessbachs,
ein steinernes Haus mit einigen Betten. Im Jahr
1822 erhielt er dann endlich die obrigkeitliche
Erlaubnis, neben Käse, Eiern und Brot auch
Bier und Kirschwasser abzugeben. Kirsch, ver-
mischt mit Wasser oder noch besser mit Milch,
galt damals als unübertroffenes Getränk für alle
Fälle. Es löschte nicht nur den Durst, es half
auch, «die verlorenen Kräfte» wieder herzustel-
len. Verweigert wurde dem Giessbach-Gast-
wirt weiterhin das «Verzapfen von Wein.»

Sehr geschätzt waren die Gesangsdarbietun-
gen der musikalischen Kehrlifamilie. Wenn sich
die Fremden beim Gasthaus versammelten,
standen Kehrlis Kinder gerne zusammen und
erfreuten die Zuhörer mit vierstimmig gesun-
genen Volksliedern. Und begeistert lauschten sie,
wenn sich in das allgegenwärtige Rauschen
des Giessbachs die Töne mischten, die Vater
Kehrl*i* seinem Alphorn entlockte. Diese musika-
lischen Auftritte sprachen sich so herum, dass
Fremde Kehrl*i* auch ausserhalb der Saison in
seinem Haus in Brienz besuchten, um den Ge-
sang der Kinder zu geniessen, die vom Vater
auf dem Spinett begleitet wurden.



Marianne Colston: Kehrlis Gasthaus um 1820.

Franz Niklaus König hat die Szene in einer reizend kolorierten Umrissradierung um 1820 festgehalten (S. 263).

Neben der Erweiterung seines «Etablissements» zum bescheidenen Gasthaus suchte *Kehrli* noch auf andere Weise seinen Gästen zu dienen. Von *Christian Fischer*, der seit ein paar Jahren die Holzschnitzerei berufsmässig betrieb und auch andere Brienzler in diesem Handwerk angelernt hatte, bezog *Kehrli* kleine Gegenstände wie Löffel, Serviettenringe, Nadelbüchlein und allerhand Gefässe, mehr oder weniger gut verziert. Diese von den Giessbachbesuchern gerne gekauften Reiseandenken fanden mit steigenden Besucherzahlen immer mehr Absatz und brachten zusätzlichen Verdienst. *Kehrli* legte ein Lager von Waren an mit den Erzeugnissen der Brienzerschnitzler und griff in stillen Zeiten auch selbst zum Schnitzmesser.

Anfangs der Dreissigerjahre trat er von seinem Schulmeisteramt zurück und widmete sich zusammen mit seinen nun erwachsenen Kindern ganz dem Giessbachgeschäft. Er erhielt endlich die schon lange angestrebte Erlaubnis, Gästen auch Nachtquartier anzubieten und ihnen Wein auszuschenken, was durchaus dem Bedürfnis der damaligen Kundschaft entsprach.

Einen grossen Aufschwung brachte 1839 der Beginn der Dampfschiffahrt auf dem Brienzensee mit *Mattis* «GIESSBACH». Immer mehr Fremde suchten nun die schon weit herum bekannten Fälle auf. Dies erforderte neue Unterkunftsmöglichkeiten für Gäste, die längere Zeit hier verweilen wollten. Für eine weitere Attraktion sorgte *Kehrli*, indem er die Fälle in der

Dunkelheit beleuchten liess; freilich primitiv genug: mit Reisigfeuern neben und hinter den Fällen. Trotzdem! Der Eindruck muss überwältigend gewesen sein; ein Zuschauer schwärmte jedenfalls:

«Der Effekt, welchen der Hauptsturz hervorbringt, wenn hinter demselben ein Haufen Stroh angezündet wird, ist wirklich über alles erhaben; es ist, als ob sich eine ungeheure Masse flüssigen Goldes in einen zauberhaften Abgrund hinunterstürzt, aus welchem eine Wolke von Perlen und Rubinen emporsteigt und ihr magisches Licht auf die umgebenden Haine ausgiesst.»

Ein Pensionshaus entsteht

1854 verstarb *Kehrli*, hoch geachtet von Einheimischen und Fremden als liebenswürdiger und treuherziger Mann, als weitbekannter Sänger und Pionier der Giessbacherschliessung. Seine Erben verkauften noch im gleichen Jahr die ganze Giessbachbesitzung für Fr. 70 000.– an *Conrad von Rappard* aus Frankfurt. Dieser kannte den Giessbach, weil er in *Kehrlis* Gasthaus einmal ein paar Ferientage verbracht hatte und von der reizvollen Gegend begeistert war. Die Verkäufer behielten sich das Recht vor, als Einzige beim Giessbach Holzschnitzereien verkaufen zu dürfen. Man darf also annehmen, das Geschäft mit den Holzwaren sei recht einträglich gewesen.

Die neuen Besitzer setzten auf die Naturschönheiten und die damit verbundenen Entwicklungsmöglichkeiten des Giessbachareals. Unverzüglich machten sie sich daran, diese auch auszuschöpfen. Der Weg von der Schiffflände hinauf zum alten Gasthaus wurde verbessert; hinten auf der Giessbachwiese, etwas abseits

von den Tag und Nacht rauschenden Fällen, entstand ein Pensionshaus mit 60 Betten. Als Miteigentümer beteiligte sich fortan auch *von Rappards Bruder Heinrich* am Ausbau und der Leitung des Unternehmens. Auf Unverständnis, besonders bei den auf diesen Weg angewiesenen Brienzern, stiess die Gebühr, die von Besuchern erhoben wurde, die vom See heraufkamen. Diese Taxe zur Besichtigung der Fälle erfüllte indessen die Erwartungen nicht, da sie kaum etwas einbrachte.

Als Glücksfall darf die Berufung von Herrn *Schmidlin*, eines Schwaben, durch die Herren von Rappard angesehen werden. Angestellt wurde er als Kunstgärtner zur Gestaltung und zur Pflege des weitläufigen parkähnlichen Geländes mit den verschiedenen Gebäuden; er übernahm aber bald auch die Leitung des neuen Pensionshauses.

Die Rappards geben auf

Die Erwartungen der Gebrüder von Rappard auf eine rasche hohe Rendite, genährt von der damaligen Eisenbahneuphorie, welche eine unerhörte Belebung des Reiseverkehrs versprach, erfüllte sich allerdings vorerst nicht. Im Gegenteil! Es kam zu Auseinandersetzungen mit der Dampfschiffgesellschaft, weil diese nach der Meinung der Giessbachhoteliers den Zubringerdienst nicht im gewünschten und für einen erfolgreichen Pensionsbetrieb nötigen Umfang gewährleistete. Als keine Einigung zustande kam, kauften die Rappards kurzerhand ein Dampfschiff mit Schraubenantrieb, das ihnen die Fremden von Brienz und Interlaken zuführen sollte. Der Kauf erwies sich indessen als völliger Reinfall; der zu grosse Tiefgang des Schiffes verhinderte einen vernünftigen Einsatz und brachte nur unnötige Kosten. Dies und weitere



Das von Rappard erbaute Pensionshaus.

finanzielle Sorgen veranlassten dann 1858 die *Gebrüder Rappard*, die Giessbachbesitzung an die «*Vereinigte Dampfschiffahrtsgesellschaft Thuner- und Brienersee*» (VTB) zu verkaufen. Dem Kaufpreis erwuchs zwar anfänglich Opposition; 300 000 Franken schien vielen Dampfschiff-Aktionären weit überrissen. Erst die Aussicht auf stetig wachsende Besucherzahlen und die Möglichkeit, den Giessbach zu einem wichtigen und ertragverheissenden Zielpunkt der Schifffahrt auf dem Brienersee zu machen, besänftigte schliesslich die Gegner des Kaufs.

Mit dem Erwerb der Giessbachbesitzung übernahm die VTB auch den bisherigen Verwalter *Schmidlin* mit Frau und Töchtern. Dieser Familie ist es zu verdanken, dass sich der Giessbach zu einem blühenden Unternehmen entwickelte. Schmidlin schaffte sofort das Weggeld ab, das

den Besuchern der Fälle abverlangt worden war, und dann begann er unverzüglich mit der Vergrösserung des Pensionshauses. Daneben sorgte er während der Sommermonate zweimal in der Woche für die bengalische Beleuchtung der Wasserfälle.

Hambergers Feuerwerk

Hatte *Kehrl* sich noch mit dem wenig spektakulären Abbrennen von Reisig- oder Strohhaufen beholfen, so bedienten sich seine Nachfolger wirksamerer Mittel. Rappard schon hatte einen Bekannten, den Reallehrer und Liebhaber-Feuerwerker *Johann Rudolf Hamberger* von Bern, ermuntert, die Beleuchtung der Fälle zu übernehmen. Nachdem dann die VTB die Besitzung erworben hatten, war ihnen daran gelegen, sich die Dienste Hambergers weiterhin zu sichern, da die illuminierten Fälle eine bedeutende Anziehungskraft ausübten.

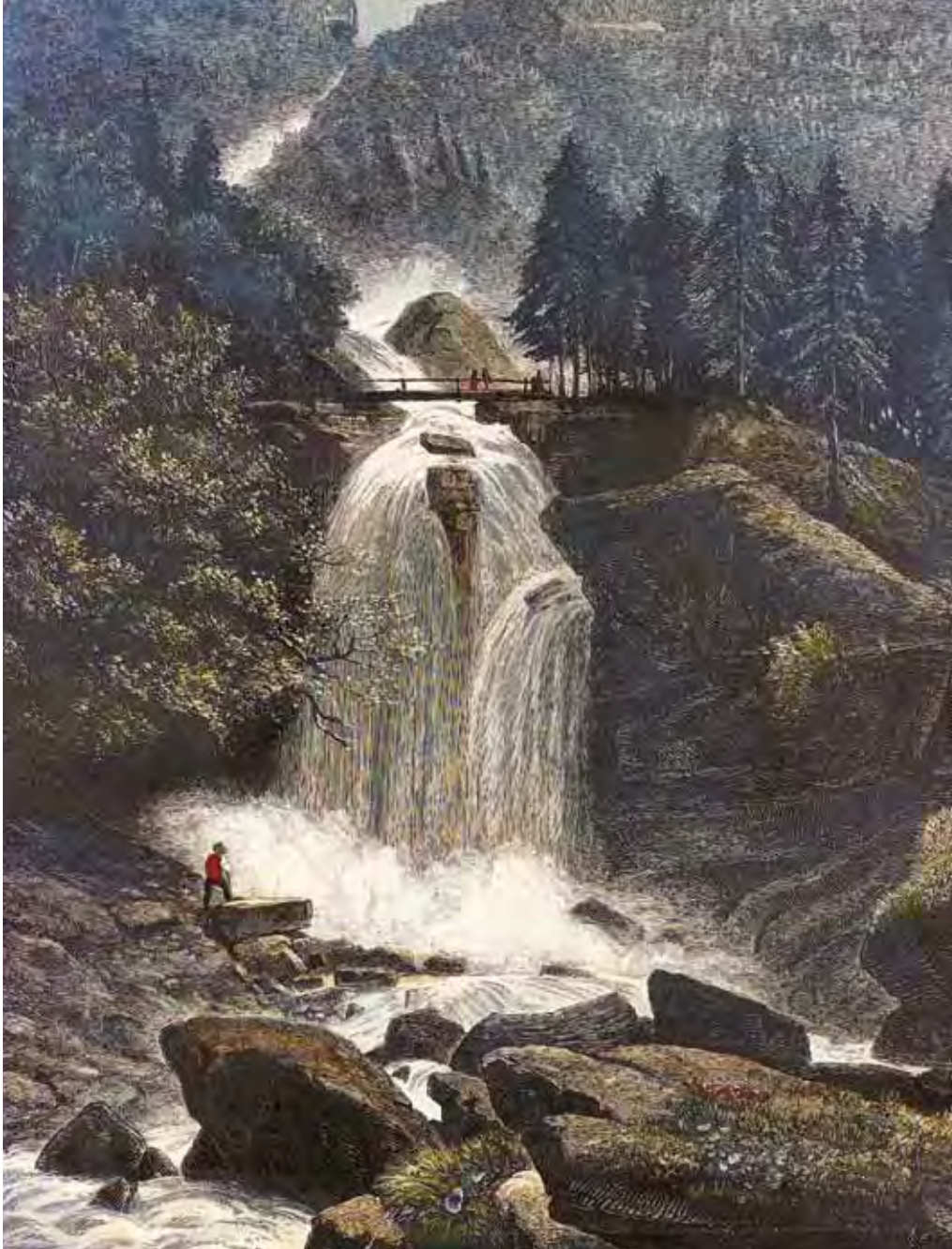
Schmidlin wusste Hamberger zu bewegen, das zum Verkauf stehende Hotel «Bellevue» im Kienholz zu erwerben und es gewissermassen als Filialunternehmen des Giessbach-Pensionshauses zu betreiben. Mit Gästen, die ihm Schmidlin zuweisen würde, mit einem Labor zur Herstellung von Feuerwerk und der Beleuchtung der Fälle würde Hamberger genug zu tun haben. Der Vorschlag fand Anklang; 1863 ging das «Bellevue» an Hamberger und seine Frau, eine Bernburgerin namens Durheim, über. Während diese die Leitung des Hotels übernahm, begann Hamberger mit der Herstellung von Feuerwerk in einem Labor am See.

Die Hambergers fassten übrigens rasch Fuss und erwarben sich grosse Verdienste um das Dorf Brienz. Sie halfen mit bei der Gründung der Sekundarschule, eines Orchesters und bei der Planung der Brienz-Rothorn-Bahn. Sehr gut entwickelte sich das Geschäft mit Feuerwerk, während sich das schlecht rentierende Hotel bald als grosse Belastung erwies. 1880 zog Hamberger dann nach Oberried um und setzte dort in grösserem Rahmen seine Tätigkeit als Feuerwerk-Fabrikant fort.

Ein geschickter Verwalter

Unterdessen ging die erfolgreiche Arbeit Schmidlins beim Giessbach weiter. Seine wohl überlegten Massnahmen zeigten bald Wirkung; neben dem fortschreitenden Ausbau des Pensionshauses, der aus den laufenden Einnahmen beglichen werden konnte, erwirtschaftete der gewiefte Verwalter auch noch eine Dividende auf dem Kaufpreis.

Nicht wenig zu dem erfreulichen Ergebnis trug auch Frau Schmidlin bei, die die Gäste so umsorgte, dass sie sich gleich heimisch fühlten.



Otto Fröhlicher: Der Giessbach am Brienzersee.

Sie hatte für jeden ein freundliches Wort und lenkte den Hotelbetrieb umsichtig und unauffällig. Unterstützt wurde sie dabei von ihren beiden Töchtern, welche bei aller mädchenhaften Zurückhaltung liebenswürdig die Honneurs machten. «Blond und schlank schwebten sie geräuschlos bei der Table d'hôte in der Wirtschaft umher und verstanden es wie wenige, einen angenehmen Verkehr herzustellen. Die poetischen Mädchengestalten blieben manchem Gast lange in Erinnerung.»

Einen Glanzpunkt im Wirken der *Familie Schmidlin* bedeutete zweifellos der Sommer 1865. Im erweiterten Pensionshaus und einem Chalet logierten damals 175 Gäste, die dem Unternehmen nicht nur die Deckung aller Kosten und 5% Dividende einbrachten, sondern darüber hinaus noch einen Reingewinn von Fr. 25 000.–.

Die Ära Hauser: das Grand Hotel

Dann aber wurde die politische Landschaft Europas überschattet vom *deutsch-österreichischen Krieg*; die Gäste, die sich zu einem grossen Teil aus den betroffenen Ländern rekrutiert hatten, blieben aus und damit auch die Einnahmen. Da sich keine Besserung abzeichnete, suchte die *Dampfschiff-Gesellschaft VTB* 1869 die Giessbachbesitzung abzustossen.

Ein Käufer fand sich in der Person von *Karl Hauser*, der kurz vor Ausbruch des *deutsch-französischen Krieges* (1870/71) das gesamte Areal mit allen Gebäuden für Fr. 900 000.– erwarb. Hauser war das Haupt einer mächtigen Hotelier-Dynastie, der unter anderem die Hotels Schweizerhof und Luzernerhof in Luzern, das Gurnigelbad und das Bad Weissenburg gehörten.

Dank seinen Beziehungen zu einflussreichen Persönlichkeiten im In- und Ausland zweifelte der erfahrene Hotelier nicht daran, dass sich die internationale Lage nach dem Kriegsende wieder beruhigen würde und auch für den Fremdenverkehr wieder bessere Zeiten anbrechen dürften. Zukunftssicher erteilte er 1872 dem bekannten Hotelarchitekten *Davinet* den Auftrag, Pläne auszuarbeiten für ein neues Hotel, «das in seinem Totaleindruck sowie in seiner Einzelgliederung der wunderbaren Lage des Giessbachs entsprechend, grossartig genug erdacht sein muss, um Herrschaften höheren Ranges würdig zu empfangen, doch aber auch seiner ursprünglichen Aufgabe als Hotel und Restaurant völlig genüge, um es schon von weitem dem bescheidenen Bürger als Ruhe- und Raststätte zu empfehlen.»

Davinet löste die Aufgabe zur Zufriedenheit *Hausers*, und in verhältnismässig kurzer Zeit (1873–1875) wurde das palastähnliche Grand Hotel gebaut, trotz schwieriger Bedingungen. So musste der Bauplatz zuerst durch Sprengung und Aufführung von Mauern zurechtgemacht werden, um die gewünschte grossartige Lage des Hotels auf dem Felsen hoch über dem See zu ermöglichen. Das anfallende Gestein diente als Baumaterial, Sandsteinblöcke wurden aus den Ostermündiger Steinbrüchen hergeführt, und den Granit für Sockel und Treppen lieferten die zahlreichen Findlinge in den umliegenden Wäldern.

Es entstand ein prachtvolles fünfstöckiges Gebäude mit Parterre, drei Stockwerken und einer Mansarden-Etage. Die Mitte bildete eine Art Pavillon, an den sich beidseitig, etwas abgewinkelt, zwei Flügel anschlossen, der eine mit weitem Ausblick auf den Brienersee, der andere



Süterlin: Chute inférieure du Giesbach (um 1860).

unmittelbar gegen die Wasserfälle gerichtet. Zum Pavillon mit dem Haupteingang leitete eine breite Doppeltreppe, flankiert von zwei mächtigen Tannen. Das Innere des Grand Hotels und seine nähere Umgebung, wie sie sich dem Besucher um 1875 darbot, beschreibt ein langjähriger Gast so:

«Tritt man nun ein in's Haus, so fällt der erste Blick auf das grosse Vestibül. Links öffnen grosse Flügeltüren den Einblick in die prächtigen Conversations- und Lese-Säle, in die Spiel- und Billard-Zimmer, rechts aber in den 300 Gedecken Raum bietenden Speisesaal. Er läuft in einen schwach gebrochenen Winkel, der Flucht des Hauses folgend, aus und hat an der dem Wasserfall zugewendeten Seite einen riesigen breiten Balkon, von dem man an unfreundlichen Abenden die Illumination der Wasserfälle geschützt betrachten kann. In diesem ersten Stockwerk, welches lediglich für gemeinsame gesellschaftliche Zwecke bestimmt ist, befinden sich noch, gegen die Rückseite, das Telegraphen- und Post-Office sowie die Bureaux der Haus-Verwaltung.

Von hier führen helle, bequeme Treppen hinauf zu den circa 150 Zimmern mit 225 Herrschafts-Betten, von denen diejenigen, welche nach den Vorderseiten des Hauses gehen, an Schönheit der Ausblicke geradezu sich überbieten. Etwa 30 Zimmer sind mit Balkons versehen, eine Annehmlichkeit, welche mehrere der schön gelegenen Gasthöfe der Schweiz zeigen.

Unter dem Speise-Saal, *im Rez-de-Chaussée*, befindet sich das grosse Restaurant, welches in der hohen Reisezeit tagsüber von denjenigen Passanten frequentiert wird, die, ohne die Illumination abzuwarten, am gleichen Tag wieder abreisen. Aus den Räumlichkeiten desselben tritt man in eine Ausichts-Halle, wo man an schönen Tagen im Freien und doch im Schatten speisen und ausruhen kann.

Und wem diese Räumlichkeiten noch nicht bequem und luftig genug sind, dem bieten endlich die im Schutze dicht belaubter alter Bäume aufgestellten Bänke der vierfach hinter einander aufsteigenden Terrassen Plätzchen dar, um den Gedanken freien Flug zu lassen und den vorüberziehenden Wolken

Grüsse nach der Heimath aufzutragen oder lieber Entschlafener zu gedenken oder der Abstammung des Menschen vom Affen nachzutrübeln oder die Differenz der Kurse zu berechnen, welche den Spekulanten auch bis hierher verfolgen.

Drum einen Schritt weiter, das lebhafte Gedränge fliehend, welches beim Hôtel, dem Wasserfall gegenüber, an schönen Tagen sich sammelt. Der Weg leitet von selbst gegen das Pensionshaus hin. Zuerst begegnet man Kehrl's Schnitzerei-Magazin, das aus den unscheinbaren Anfängen vor sechzig Jahren zu einem stattlichen Lager künstlicher Handfertigkeit sich herangebildet hat; die Verkäuferinnen sind Enkel des Schöpfers dieser Anlagen. Daneben kommt das Chalet, ein in schlichtem Holzstyl aufgeführtes Landhaus, dessen Zimmer stets im Voraus bestellt werden. Es hat etwas für sich, mitten im Getümmel der vornehmen Welt, dennoch abgeschieden auf sein «home» beschränkt zu sein.

Der Besitzer will in den nächsten Jahren noch einige solche Chalets an geeigneten Plätzen anlegen lassen. Und nun endlich die ursprüngliche Pension Giessbach, vierstöckig mit Mansarden-Wohnungen, auf umfangreichem, reinlichem Kiesplatz gelegen, dieses Eldorado Stadtstaubfliehender, Waldesluftathmender, gemüthlich-fröhlicher Ausruhlinge, das wie dazu geschaffen ist, einem *dolce far niente* zu dienen, – wie einladend und Friede verheissend liegt es im Hintergrunde des waldumfangenen Thälchens!

Es ist ein respektables Haus, welches aus den Anstrengungen der *Schmidlin's*chen Bemühungen nach und nach entsprang. Längs der ersten Etage läuft der mit wildem Wein bewachsene, breite Balkon, der vor dem Parterre eine Veranda bildet. Aber der wilde Flüchtling lässt seinem Emporturnen keine Grenzen setzen, sondern er klimmt zu den Altanen der 2. und 3. Etage und hüllt dadurch einen Theil des Hauses in sein graziöses Blättergewinde ein. Hier ist es, wo der billige Pensionspreis von 7 Francs für den Tag, und die Saison vom Mai bis zum October, herrscht und zwar für Frühstück, fein gekochtes Diner und ergiebiges Souper (ohne Wein aber) gemeinschaftlich mit den Passanten im vorderen grossen Speise-Saal, Logis, Bedienung und Beleuchtung. Damit die Pensionäre aber trockenen Fusses in das vordere Hôtel zu den Mahlzeiten gelangen können, läuft eine im *Foresto-rustico*-Styl erbaute, 280 Schritt lange, schattige Wandelbahn,

welche beide Häuser mit einander verbindet. Im Pensionshaus ist ein eigenes Bureau, welches die Wünsche der daselbst Logierenden entgegennimmt. Etwas höher, am Waldesrand, liegt die Kegelbahn in gleichem Geschmack wie die Wandelbahn erbaut. Pavillons, Ruhebänke, Photographien- und Steinschmuck-Magazine, sowie zur Oekonomie des Hauses gehörige Lokalitäten liegen zerstreut im Walde umher.»

Die Beschreibung des neuen Grand Hotels wäre noch dahin zu ergänzen, dass es auch eine moderne Gasbeleuchtung aufwies, über Wasserklosette und sogar Badezimmer verfügte; für die damalige Zeit sehr luxuriöse Einrichtungen! Unterhalten wurden die Gäste mit Konzerten und Tanzanlässen. Tennis, *Krocket* und eine Kegelbahn sorgten ebenso für eine abwechslungsreiche Beschäftigung der Gäste wie die Ruderboote und Angelgeräte unten am See, die für sportliche Betätigung zur Verfügung standen.

Unter der Leitung *Hausers* entwickelte sich das Unternehmen laufend weiter. Schon vier Jahre nach der Eröffnung des Grand Hotels wurde eine Drahtseilbahn vom See zum Hotel erstellt, um den Gästen den nicht allen zusagenden Aufstieg zu ersparen. Sie überwindet 100 m Höhendifferenz auf einer Länge von nur 350 m, wovon fast 200 m auf eisernen Bogenbrücken über den Giessbach führen. Die Bahnanlage machte auch einen neuen Anlegeplatz für das Dampfschiff nötig; die alte, weiter östlich liegende Ländte wurde weiterhin und wird bis heute von Ruderbooten benützt. Den Bau eines geplanten weiteren Hotels am See unterliess Hauser indessen.

HAUSER FRÈRES

GIESSBACH
DRAHTSEILBAHN

ABFAHRT VON DER SEESTATION
sofort nach Ankunft der Dampfschiffe

ABFAHRT VOM HÔTEL
15 Minuten vor Abgang der Dampfschiffe

TAKEN	
Billet für Hin- & Rückfahrt	Fr. 1.- Cts
Kinder unter 10 Jahren	„ - 50 „

Billets sind zu haben an den
Bahnhöfen in Interlaken,
auf den Dampfbooten und
auf den Stationen am Giessbach

Extrazüge werden zu jeder
Zeit ausgeführt, wenn die-
selben den regelmässigen
Betrieb nicht stören.

Als Kuriosum sei erwähnt, dass die Billettausgabe für die Schiffe bei der neuen Landestelle unserem heutigen Demokratieverständnis nicht sehr entsprach; der Schalter 1. und 2. Klasse diente nur den Fremden; Einheimische, Bergführer, Kutscher, Schiffsleute und Sennen hatten vor dem Schalter 3. Klasse anzustehen!

Nach einer Bauzeit von kaum neun Monaten nahm die Bahn auf die Saison 1879 den Betrieb auf; die Erstellungskosten beliefen sich auf nicht einmal Fr. 150 000.–, und das erste Betriebsjahr brachte bereits Einnahmen von Fr. 18 280.–, denen Ausgaben von nur Fr. 3 640.– gegenüberstanden.

Die weltweiten Beziehungen *Hausers* verhalfen ihm auch beim Giessbach zu einer illustren Gästeschar. Neben russischen Aristokraten stiegen im prunkvollen Grand Hotel besonders Deutsche ab, meist Adelige, Frankfurter Finanz- und Börsenmagnaten, aber auch Japaner, Polen, Ungarn und sogar schwarze Stammesfürsten aus Afrika. Viele Grössen der Welt trafen sich beim Giessbach, um sich hier im Schoss der Natur des erholsamen Landlebens zu erfreuen, ohne dabei auf die gewohnten Bequemlichkeiten verzichten zu müssen. Es kamen Geschäftsleute, die für einige Wochen dem Treiben und Jagen des Alltags entfliehen wollten und beim Giessbach Ruhe suchten. Beliebt war ein Aufenthalt auch bei jungen Ehepaaren, denen das stille Gelände mit seinen lauschigen Winkeln wie ein Stück Paradies vorkam, eigens für sie geschaffen.

Alle diese Herrschaften liessen sich den Aufenthalt beim Giessbach auch etwas kosten. Eine russische Fürstenfamilie soll damals pro Tag Fr. 350.– bezahlt haben, eine unerhörte Summe, wenn man bedenkt, dass mittelständische Besucher oder solche, denen der Prominentenrummel im Grand Hotel nicht zusagte, im Kurhaus einen Pensionspreis von Fr. 7.– zu entrichten hatten.

Von der finanzkräftigen Kundschaft profitierten selbstverständlich auch die Angestellten; die Trinkgelder flossen reichlich und besserten die

bescheidenen Löhne erheblich auf. So verdiente z.B. ein *Concierge* noch kurz vor dem 1. Weltkrieg Fr. 2000.– in einer Saison nur an Trinkgeldern! Geschätzt wurde von vielen Herrschaften die diskrete Art des Empfangs und der Bedienung. Ein zeitgenössischer Bericht vermeldet:

«Beim Eintritt empfängt den Reisenden der Besitzer selbst, erteilt ihm über die disponiblen Räume Aufschluss und nimmt seine Wünsche über Etage, Aussicht, Pension entgegen. Dann wählt er das passende Zimmer und bezeichnet es dem Oberkellner, welcher aber kein Mann,

sondern ein meist in Berner Nationaltracht gekleidetes Mädchen ist. Dasselbe notiert die Nummer des Zimmers (denn nach dem Namen wird weder gefragt, noch ein Fremdenbuch vorgelegt, um Stand und Rang des Reisenden zu erforschen), telegraphiert sie in das betreffende Stockwerk, und daselbst nimmt der Etagenkellner den Reisenden in Empfang. Aber dieser ist wiederum ein nett costumiertes, hübsches, weibliches Wesen, welches dem Gast voll Artigkeit, jedoch vollkommen reserviert, entgegenkommt und durch eine höchst anständige Haltung dem anderwärts gegen Kellnerinnen hergebrachten Benehmen ausweicht.»

Das Grand Hotel stand erst acht Jahre, als es 1883 einer Feuersbrunst zum Opfer fiel, wahrscheinlich wegen eines defekten Kamins. *Hausser* liess sich darob nicht entmutigen, ordnete sofort den Wiederaufbau an, und bereits im nächsten Sommer empfing er seine alten Gäste wieder. Das Hotel büsste ein Stockwerk ein und damit auch ein wenig von seiner Monumentalität; der Anziehungskraft des Giessbachs schadete das nicht, im Gegenteil, der Brand trug wohl eher dazu bei, ihn noch bekannter zu machen. Hotel und Pensionshaus waren jedenfalls sofort wieder voll besetzt; 70 000 Fremde pro Saison waren keine Seltenheit.

Um dem Ansturm zu genügen, wurde der Bau eines weiteren Hotels nötig. Es kam auf die Geländeterrasse zu stehen, die sich von der «Engi» ziemlich eben gegen den Giessbach hinzieht. Das «Beau-Site», gedacht als Dépendance zum weiter unten liegenden Pensionshaus, vermehrte das Angebot um 40 Betten. Es ist heute verschwunden, da es nach einem Brand abgerissen und nicht wieder aufgebaut wurde, weil die alte Giessbachherrlichkeit mit dem Weltkrieg

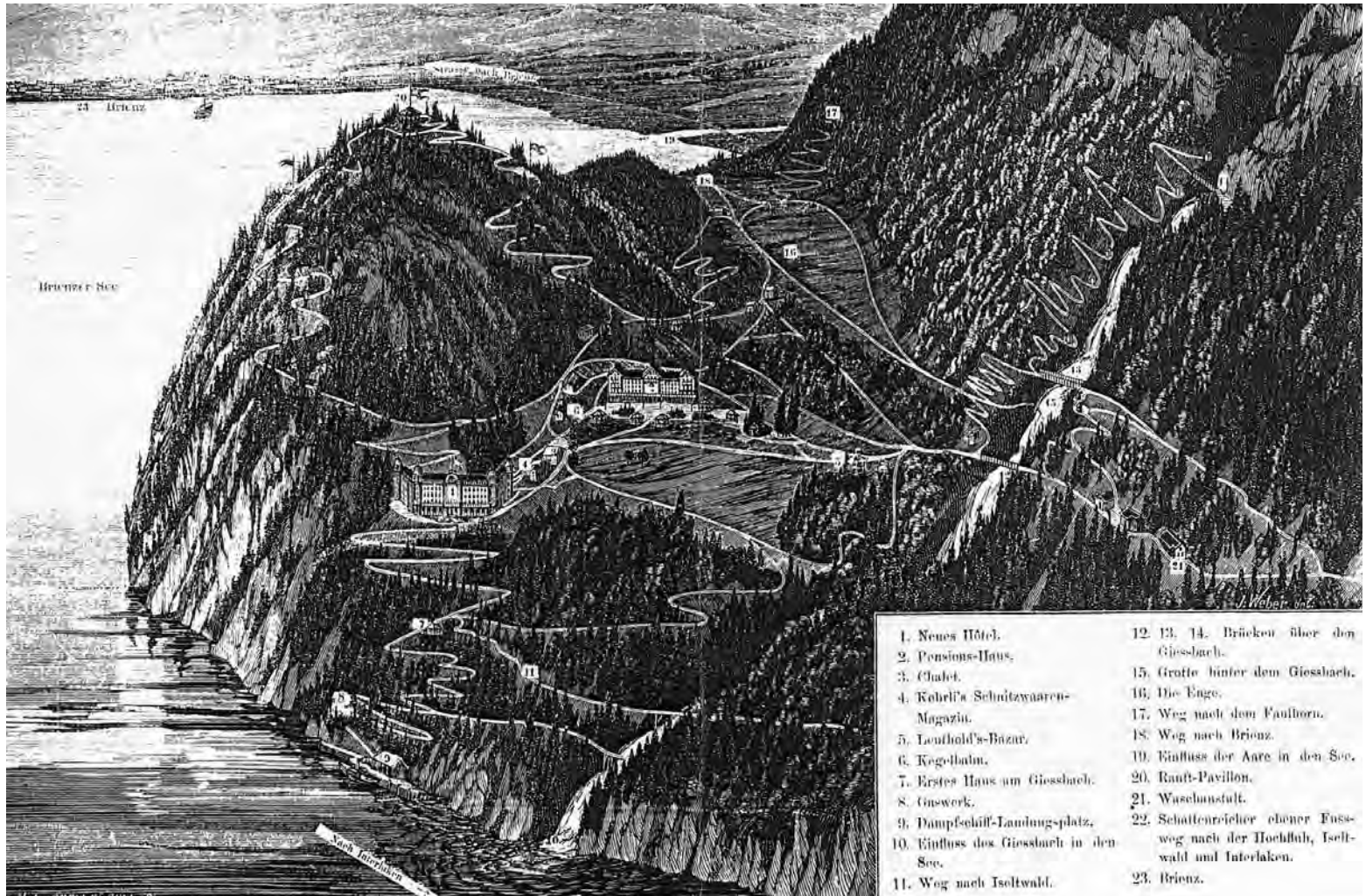
Tarif des Hotels:

	Fr. Ct.
Frühstück, Kaffee oder Thee mit Butter und Honig	1. 50
Table d'hôte, Mittags 1 und Abends 8 Uhr, eine	
jede von	Fr. 4 bis 4. 50
Zimmer, für jedes Bett und jede Nacht	2 Fr. bis 4. --
Salons, täglich von	Fr. 5 bis 10. --
Bedienung	1. --
Eclairage, nur für die erste Nacht berechnet	-- 75
Erleuchtung der Wasserfälle, nur das erste Mal	
berechnet	1. --
Erleuchtung der Wasserfälle für solche, welche nicht	
am Giessbach übernachten	1. 50

Pensions-Preise im Pensionshause:

Die nachfolgenden Preise verstehen sich für den Tag und die Person, täglich für's Zimmer, Bedienung, Bougies und drei Mahlzeiten gemeinschaftlich mit den übrigen Gästen im Hotel, bei mindestens wöchentlichem Aufenthalt:

Für Zimmer erster und zweiter Etage vorn heraus	9. --
" " " " " " rückwärts	7. --
Für Zimmer dritter Etage vorn heraus	8. --
" " " " " " rückwärts	7. --
Musik für die Woche	2. --



Hotel & Pension Giessbach am Brienzsee um 1876.

von 1914–18 zu Ende gegangen war. Welchen Ruf das Palasthotel zur Zeit *Hausers* genoss, geht aus dem Bericht eines Reisenden hervor: «Das fürstliche Luxusschloss, das prächtige Giessbachhotel, ein Haus, das fast bei allen zivilisierten Völkern der Erde gekannt, von allen heimgesucht wird ... Der Giessbach genießt

Weltruf: 60–80000 Menschen wollen den kühnen Springer (jedes Jahr) sehen und bewundern.»

Curprozeduren

Im Herbst 1885 traten die Gebrüder Hauser in Beziehung mit *Dr. Wagner*, einem Spezialisten

für *Balneologie*. Beim Giessbach gibt und gab es auch damals zwar weit und breit keine Mineralquelle; das hinderte aber den Arzt nicht, eine «Installation 1. Ranges für *Hydrotherapie*» im Pensionshaus einzurichten, das von da an «Kurhaus» genannt wurde. Wagner benutzte eine ständig fließende Quelle reinsten Trinkwassers,

die auf halber Höhe der Schweibenfluh im Tannenwald gefasst und bei der Brücke quer über den Giessbach in ein Reservoir geleitet wurde. Im Parterre des Kurhauses entstanden 12 Baderzimmer und ein grösserer Baderaum. Angeboten wurden Kalt- und Warmwasserbehandlungen gegen alle möglichen Leiden, ferner *Elektrotherapie* in Form von hydro-elektrischen Bädern und schliesslich auch Diät-, Bewegungs- und Entfettungskuren, Gymnastik und Massage.

Die Kosten dieser «Curprozeduren» sind in einem Prospekt wie folgt festgehalten:

Für jede einfache Wasserapplication (dazu werden gezählt Umschläge, Waschung, Sitzbad, kalte Duschen) Fr. -.50. Für jede complizierte Application (nasse Abreibung, Einpackung, Halb- und Vollbad, complete Duschen, fliessende Sitzbäder) Fr. 1.-. Für Schweissprozeduren (Dampfkasten, Lampenbad und medicamentöse Bäder, Douschen écosaise) Fr. 1.50. Die vorgeschriebene Wäsche ist in obigen Taxen inbegriffen.

Mit der Diät war das so eine Sache; allzu ernst wurde sie nicht eingehalten, stellte doch *Dr. Wagner* fest, der Erfolg einer Kur werde nicht beeinträchtigt, wenn der Patient zu Tisch regelmässig sein Gläschen Rotwein trinke oder zum Braten eine Spur Tafelsenf und zum Nachttisch ein kleines Stück Käse geniesse!

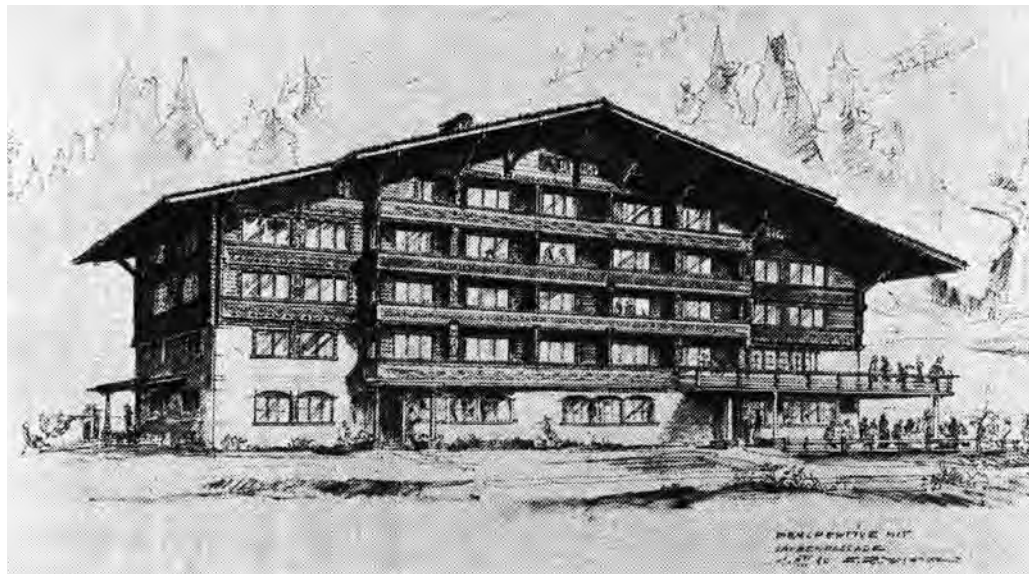
Grosse Vorteile bescheinigt *Dr. Wagner* dem Giessbach als «Terrain-Curort.» Er empfiehlt seinen Patienten, bei der körperlichen Ertüchtigung schrittweise vorzugehen und zuerst Spaziergänge in der näheren Umgebung zu machen, diese dann auszuweiten bis nach Brienz und Iseltwald und endlich steiler aufwärts bis zum obersten Wasserfall. Nach dieser Angewöhnung erweitert sich der «Rayon der Terrain-Cur» bis zum Hinterburgsee, ins Urserli, auf das Grätli, ins Plangäu und bis aufs Faulhorn – ein ganz respektables Programm, dem kaum alle Kurgäste gewachsen waren!

Die ärztlichen Bemühungen um die Gesundheit der Heilungssuchenden dürften sich bezahlt gemacht haben; jedenfalls wurden die Wasserkuren mit allem Drum und Dran auch nach 1897 weitergeführt durch *Dr. Heinrich Wollensack*, der *Dr. Wagner* abgelöst hatte.

Der Grossbetrieb Giessbach mit eigener Landwirtschaft, Sennerei, einem Elektrizitätswerk und einer modernen, mechanischen Wäscherei umfasste zu dieser Zeit zwanzig Gebäude. Und Jahr für Jahr strömten alte und neue Besucher herbei, immer noch fasziniert vom Naturwunder der stürzenden Wasser.

Trübe Zeiten

Dann, völlig unerwartet, verkaufte die *Familie Hauser* 1912 die ganze Giessbachbesitzung für eine Million Franken einer Aktiengesellschaft. Es ist anzunehmen, dass die Besitzer so handelten, weil sie dank ihren Verbindungen ins Ausland die schweren Erschütterungen voraussehen oder wenigstens ahnten, die Europa bevorstanden und sich schliesslich zu einem weltweiten Krieg entwickelten. Von diesem Schlag, der von einem Tag auf den andern den Fremdenverkehr lahmlegte, hat sich das Giessbach-



Der geplante Chaletbau, der an die Stelle des Grand Hotels hätte treten sollen.

unternehmen Jahrzehnte lang nicht erholt. Es wurde zum Tummelfeld von Spekulanten, denen nicht die Wiederaufnahme eines soliden Hotelbetriebs wichtig war, sondern das schnelle Geld. Handänderungen und Sanierungsversuche sorgten immer wieder für Aufregung bei den Briener Behörden, die am Schicksal des einst so blühenden Unternehmens aus verständlichen Gründen interessiert waren.

Einen kurzen Lichtblick brachten die Dreissigerjahre; mit Pauschalarrangements, hauptsächlich für englische Kundschaft, konnte ein bescheidener Erfolg verbucht werden. Leider machte schon bald der 2. Weltkrieg jeden Hoffnungsschimmer zunichte; die Anlagen wurden geschlossen, Park und Wege, wo in den guten Jahren Scharen von Gästen flanierten, lagen verödet – der Traum vom Giessbach schien ausgeträumt... Die trostlose Situation verbesserte sich auch nach Kriegsende vorerst nicht, im Gegenteil! Die Giessbachbesitzung, die in ausländischen Besitz übergegangen war, drohte im Sumpf der Spekulation unterzugehen.

Das Mobiliar des veralteten Kurhauses wurde verkauft, im Grand Hotel mehrten sich die Schäden infolge mangelnden Unterhalts; die Liquidation schien unvermeidbar. Als auch noch ruchbar wurde, es sei beabsichtigt, das bedeutende Gefälle des Giessbachs für ein grösseres Kraftwerk auszunützen, rief das den Uferschutzverband Thuner- und Brienersee sowie den Heimatschutz auf den Plan. Das Vorhaben wurde sofort bekämpft, da die weltberühmten Fälle mit der Verwirklichung des Projekts mehr oder weniger ausgetrocknet wären. Die Ungewissheit um das Schicksal der Giessbachbesitzung nahm erst ein Ende, als es 1947 Gemeinderatspräsident *Hans Schild* von Brienz gelang,



Grandhotel Giessbach

den Besitzer des Bürgenstocks, *Fritz Frey-Fürst*, für den Erwerb des Aktienkapitals zu gewinnen. Die anfängliche Betriebs AG wurde 1950 in eine Kollektivgesellschaft umgewandelt, der auch die Elektrowerke Reichenbach angehörten. Im gleichen Jahr 1950 erklärte der Berner Regierungsrat den Giessbach zum Naturschutzgebiet, womit die Fälle endgültig gerettet waren.

Das zum Parkhotel umbenannte Grand Hotel wurde innen und aussen stilvoll erneuert und modernisiert. Die Elektrifizierung von Küche, Heizung, Wäscherei, der Betrieb von Kühlanlagen und Boilern machten den Bau eines moderneren Elektrizitätswerkes nötig, das mit dem Werk Reichenbach zusammengeschlossen wurde. Ein geheiztes Schwimmbad er-

gänzte schliesslich die Komfortansprüche, die der Gast heute an ein Parkhotel stellt. Am 22. Juni 1949 konnte der neu-alte Betrieb wieder eröffnet werden, zur Freude nicht nur der Briener, sondern der ganzen Region, die stets auch von der Anziehungskraft des Giessbachs profitiert hatte.

Kulturdenkmal oder Neubau?

Das letzte Kapitel der wechselvollen Giessbachgeschichte war damit aber noch nicht geschrieben! *Erwin Frey*, über die Elektrowerke Reichenbach Mitinhaber des Parkhotels, beabsichtigte anfangs der Achtzigerjahre, das hundertjährige Hotel abzureissen und durch einen Neubau im Chaletstil zu ersetzen. Er führte zur Begründung an, nur ein betriebstechnisch neuzeitliches Haus werde den veränderten Ansprüchen der Gäste gerecht; dazu böten Raumhöhe, Isolation und der schlechte Zustand der Riegkonstruktion bei einer blossen Renovation fast unüberwindbare Schwierigkeiten. Ein Neubau in zeitgemässer Holzbauweise, der den regionalen Bautraditionen entgegenkomme und sich gut der Giessbachlandschaft anpasse, sei realistischer als eine Renovation.

Dem Abbruch des Parkhotels und dem generellen Gesuch für den geplanten Neubau erwuchs sofort heftige Opposition. Es gab bei der Bauverwaltung von Brienz Einsprachen vom Schweizer und vom Berner Heimatschutz, vom Bund Schweizer Architekten, von der Schweizerischen Stiftung für Landschaftsschutz und Landschaftspflege, vom Uferschutzverband Thuner- und Brienersee, der kantonalen Denkmalpflege und von der Arbeitsgemeinschaft für Strassenplanung und Landschaftsschutz am Brienersee. Der Schweizer Heimatschutz verlangte, das bestehende Gebäude sei, unter

Wahrung der berechtigten Interessen der Besitzer, zeitgemäss zu renovieren und mit der Umgebung als Natur- und Kulturdenkmal von nationaler Bedeutung zu erhalten. Seinen Widerstand gegen den Abbruch begründete er mit der Schutz- und Erhaltungswürdigkeit der Brienzsee Landschaft beim Giessbach und dem hohen architektonischen Wert dieses Hotelbaus aus dem 19. Jahrhundert.

Das Projekt mit dem geplanten Chalet-Hotel wurde zusammen mit der Abbruchpublikation öffentlich aufgelegt. Aus den oben aufgeführten Gründen lehnten die Besitzer eine aufwändige Renovation kategorisch ab, ebenso unnachgiebig beharrten die Einsprecher auf der Erhaltung des traditionsreichen Hotels. Die Auseinandersetzung brachte keine Einigung, und es musste befürchtet werden, das Hotel könnte Schaden nehmen, wenn es weiterhin nicht unterhalten würde.

Der Giessbach dem Schweizervolk!

In dieser unerfreulichen Lage kam es plötzlich zu einer überraschenden Wendung. Im Herbst 1982 stellte nämlich der bekannte Umweltschützer *Franz Weber* den Rettungsplan «Giessbach dem Schweizervolk» vor. Die Stiftung HELVETIA NOSTRA anbot sich, mit einer gesamtschweizerischen Aktion die Mittel aufzubringen, um das 22 Hektaren umfassende Giessbachareal mit Parkhotel, Kurhaus, Chalet, Drahtseilbahn, Schiffstation und Gärtnerei zu erwerben und zu erhalten. So wie das Rütli der Schweizerjugend gehöre, so solle der Giessbach dem Schweizervolk gehören. Weber versprach, den Hotelbetrieb im erneuerten alten Gebäude wieder in Schwung zu bringen und das beim Giessbach einzigartige Zusammenspiel von Natur und Architektur, von Zukunfts-

glaube und Tradition fortzuführen und damit ein kulturelles Erbe zu erhalten, das in die Anfänge des Fremdenverkehrs zurückreicht.

Den Besuchern und Hotelgästen sollte so ein Ort der Erholung und Geborgenheit geboten werden in einer prachtvollen Landschaft zwischen Berg und See. Vorgesehen war, das Hotel als Ganzjahresbetrieb zu führen und mit Veranstaltungen verschiedenster Art den Giessbach zu einem nationalen Gesellschafts- und Kulturzentrum zu machen.

Dass es sich bei Webers Plänen nicht nur um unrealistische Schwärmereien handelte, wurde spätestens klar, als er mitteilte, er habe mit den bisherigen Besitzern bereits den Preis von drei Millionen Franken für die ganze Besitzung vereinbart. Eine Million erhielt Weber von den alten Eigentümern geschenkt, so dass sich der tatsächliche Kaufpreis auf zwei Millionen ermäs-

sigte. Die Renovation des Hotels von Grund auf sollte allerdings weitere fünf Millionen kosten. Diese Summe erwartete Weber von Spendern und Gönnern – und sein Optimismus wurde nicht enttäuscht! Die Initiative Webers brachte den Durchbruch; die Gemeinde Brienz und die Herren *Frey* stellten sich überzeugt hinter das Projekt, das nun angepackt werden konnte. Der Erfolg der Aktion «Spender und Gönner» blieb nicht aus; die vordringlich benötigten Mittel kamen zusammen, und bereits im Sommer 1983 konnten das Restaurant und ein Teil des Hotels den Betrieb aufnehmen.

Damit war der Giessbach ein weiteres Mal gerettet. Er bleibt mit und in seiner einmaligen Umwelt erhalten, zur Freude unzähliger Besucher und Bewunderer einer nostalgischen Hotelarchitektur, die im Einklang steht mit einer noch weitgehend unversehrten Natur.



Unterwegs hinter dem Giessbachfall

Axalp – iisi Achsalp

Peter Michel

Vil Brienser und o fremdi Liit us der Schwüz und sogar usem Uusland schetze d Achsalp heei in: Dert uehi an däm scheennen Ort chenni ma si gued erholen und zu Chrefte chon. Vil Bsuecher und Gescht hein darvon gschriben.

Paul Am Acher hed i lleschte Jahren vil uber d Achsalp erlāsen und gschtudierd. Was d Gescht an Gschicht, an Erlābnissen und Gedichten hinderlahn hein, scheid mid vil anderem i siim Buech «Axalp – Geschichte und Poesie» (Am Acher Verlag, Ringgenberg).

Das Buech mid de wwunderscheennen Bildren mues ma glāsen und gsehn han, fir chenne z verstahn, was d Achsalp eis gsiin ischt und was si gengen no ischt und bliibt – trotz lāschtigem Fliegerlāärmen und Outoturischten, waa am liebschten bis i ds Litschetelti old no lieber gad uf ds Fuulhooren uehi fuehren.

Was mier hie uber d Achsalp gschriben hein, scheid zum Teil fascht Wort fir Wort in dām erwāhten Buech. Under vilem cheu mma inem Kapitel di ganzi Entwicklig von der Alpwirtschaft gsehn und lāsen, von der Frieiziit bis zum hiitige Tag. Und das ischt fire Kanton Bārn suscht no niema beleids.

Der Name Axalp erscheint in Urkunden schon um 1363 als «Achs alpe», 1439 als «Achs alp», 1488 als «Achsallpp», 1493 als «Achs zalb». Noch heute lautet ihr Name im Dialekt auf «Achs alp». Gemäss dem Ortsnamenbuch des Kantons Bern (Franke Verlag, Bern 1976) wird ihr Name auf ein keltisches Wort «aksa» zurückgeführt, das «Weide» bedeutet.



Senn mit Kūhen vor dem Kurhaus (später Sporthotel) Axalp 1918.

Anlässlich der Feier für die Einweihung der neuen Axalp-Fahne in der Altjahrswoche 2009 machten *Marcel Zysset* und der Gemeindepräsident *Peter Flück* allerdings darauf aufmerksam, dass der Name «Axalp» laut einer Sage, die *Albert Streich* aufgeschrieben hat, auch anders erklärt werden könne. Streich erzählt dort von einer Tochter, die die Alp, ein damals stark bewaldetes, kaum nutzbares Gebiet, vor Zeiten von ihrem Vater ererbt habe. Ihr Mann, ein initiativer Typ, der die Alp nutzen wollte, habe gleich eine Holzfällerguppe aus dem Tirol kommen lassen, die mit ihren Äxten den Tannen und den Ahornen zu Leibe gerückt sein soll. So sei schliesslich die Alp entstanden, die wir heute kennen und schätzen.

Der Brienser Holzbildhauer und Heraldiker *Martin Flück* habe nun aufgrund dieser Sage eine Axalp-Fahne kreiert, auf der die Äxte der Tiroler und das Wappentier des österreichischen Bundeslandes Tirol dargestellt seien. Weiss und Blau bedeuteten die Farben der Gemeinde Brienz. Die Fahne solle die Gemeinschaft von Einheimischen und Auswärtigen auf Axalp festigen und erhalten. – Das zur Sage und zur Fahne, von der bei der Einweihung gleich zwanzig Stück verkauft wurden.

Die Alp befindet sich über dem oberen Ende des Brienzensees, im Gemeindebezirk Brienz, am Nordhang der Gersten-Faulhorn-Kette und ist in drei bis vier Gehstunden vom Talgrund



Sporthotel, ehemals Kurhaus Axalp; Endstation der Postautolinie (um 1965).



Reisende erkannten um die Mitte des 19. Jahrhunderts, dass kaum eine Region unseres Landes oder gar Europas so viele verschiedene attraktive Ausflugsziele auf so kleinem Raum anzubieten hat wie gerade das Berner Oberland. Allerdings war das Reisen im alpinen Raum damals noch beschwerlich. Die Wege waren schmal, und es fuhren weder Eisenbahnen noch Postkutschen. Reisebeschreibungen aus der Anfangszeit des Tourismus im östlichen Berner Oberland beschränken sich meist auf den Weg von der Schiffstation

Unterseen nach Grindelwald und über die Grosse Scheidegg nach Meiringen und Brienz. Thuner- und Brienersee waren zweifellos wichtige Verkehrswege in unsere Gegend. 1839 wurde auf dem Brienersee der fahrplanmässige Verkehr mit dem stolzen Dampfschiff «Giessbach» aufgenommen. Von der Bootsanlegestelle Giessbach aus stiegen dann die ersten Gäste zur Axalp hinauf und schwärmten von der herrlichen Rundschau, die man von dort aus hat. Einheimische erkannten schnell: Auch hier oben musste ein Hotel gebaut werden! – Die Idee wurde bald realisiert: Der Briener *Peter Flück-Eggler*, Oberlehrer (1839–1884), konnte einen Teil der Axalp mit bestehenden Gebäuden und insgesamt 57 Grundstücken im Jahr 1878 käuflich erwerben. Und schon ein Jahr später verkündeten er und sein Geschäftspartner *Johann Michel-Eggler*, Lehrer (1847–1917), als Besitzer des zur Aufnahme von Touristen eingerichteten grossen Hauses:

aus zu erreichen. Sie liegt in 1200 bis 1800 Metern Höhe über dem Meeresspiegel auf einem Hochplateau, das sich gegen Norden neigt.

Über die Nutzung, Erschliessung und Besiedlung der Axalp in früheren Zeiten fehlen genaue schriftliche Berichte. Ein Zinsrodel von 1493 sowie ein Zinsbuch des Stiftscaffners zu Thun über die Einkünfte im Oberland von 1488–1510 und ein *Bodenzinsurbar* des Amtes Interlaken von 1535 zeigen immerhin, dass die Achsalp im 15. und 16. Jahrhundert schon als Weideland genutzt wurde.

In der Schweiz befinden sich vier Fünftel der Alpen im Besitz von Genossenschaften oder Korporationen. Es wird zwischen Privatalpen, Genossenschaftsalpen und Gemeindealpen unterschieden. – Die Axalp ist eine Genossenschaftsalp. Sie umfasst ungefähr 300 Hektaren. Um die dreissig Genossenschafter teilen

sich in den Besitz. Laut *Seybuch* darf die Alp heute mit 254 Kühen *bestossen* werden. Jeder Genossenschafter ist berechtigt, je nachdem wie viele *Kuhrechte* er besitzt, das Weideland zu nutzen. Er ist aber auch verpflichtet, beim Unterhalt der Alp mitzuhelfen. Pro Kuhrecht hat er jedes Jahr drei Stunden unentgeltlich für die Alp zu arbeiten (Bodenverbesserungsarbeiten, Räumungsarbeiten, Erstellen der Zäune, Bekämpfung des Unkrauts usw.).

Ein Kuhrecht ist persönlicher Besitz des Genossenschafters und kann verkauft oder vererbt werden. Es entspricht etwa einer Nutzfläche, auf der eine Kuh während zehn Wochen genügend Nahrung findet.

Es gibt aber auch eine grosse Anzahl von Landeigentümern, deren Besitz im Grundbuch als Privateigentum eingetragen ist und die nicht Genossenschafter der *Bergschaft Axalp* sind.

«Die Pension Axalp ist ein im Jahr 1879 eröffnetes, in einfachem Stil erstelltes Etablissement mit hundert Betten in siebenzig Zimmern nebst Badeeinrichtung und gedecktem Wandelgang. Es besitzt einen grossen, sehr geräumigen Speisesaal, getrennt von der Restauration für Passanten. Die Klosette sind mit Spül- und Abflusssystem, daher ganz geruchfrei.»

Sie empfahlen ferner die geschützte Lage ihres Etablissements, das gleichmässige Klima auf der Axalp, die gesunde Kost und das vorzügliche Quellwasser. Dann rieten sie, bei heissen Juli- und Augusttagen zum Aufstieg den Morgen oder die späteren Nachmittagsstunden zu wählen. Man könne sich aber auch von einem der braven Maulesel in die Höhe befördern lassen. Die bezüglichen Tarife seien reglementarisch fixiert.

Ganz interessant waren die Pensionspreise:

- zum Frühstück gab es Kaffee oder Tee, Milch, Brot, Butter, Käse, Honig etc.
- am Mittag Suppe, zwei Arten Fleisch mit Gemüse, Nachtisch
- dreimal pro Woche Fisch und Geflügel etc.
- nachmittags 4 Uhr Kaffee, Milch, Brot und Käse
- abends Suppe, Fleisch und Gemüse
- frisch gemolkene Milch morgens und abends, das Glas zu 10 Centimes

In der Hauptzeit zahlten die Gäste dafür Fr. 4.50 bis Fr. 5.– (alles inbegriffen).

Schon bald mussten die Erbauer und Inhaber des Hotels, *Peter Flück* und *Hans Michel*, aus Platzgründen ihren Betrieb für etwa hundert Gäste erweitern, weil der Zuspruch entsprechend gross war. Später veränderten und vergrösserten sie das Kurhaus nochmals.

Das beschriebene Kurhaus Axalp florierte und brachte Geld ein. Das erkannten zwei innovative Briener, *Peter Kuster* und *Johannes von Bergen-Fuchs*. Sie kauften 1894 auf dem Hüttboden fünf Hektar Land mit zwei Scheunen und einem Speicher. Schon drei Jahre später war es so weit: Auf dem Hüttboden stand das Hotel Bellevue.

Kaum war dieses Haus eingeweiht, zeigte sich, dass es zu wenig Platz bot. Die Besitzer mussten gleich noch eine Dependence dazu mieten, damit sie hundert Gäste aufnehmen konnten. – Während der Hochsaison war das Hotel wochenlang ausgebucht. Es ging so weit, dass Gäste, die für weniger als einen Monat buchen wollten, keine Aufnahme fanden.

Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, verliessen die Gäste, es waren ja vor allem Auslän-

der, das obere und das untere Hotel. Während der Kriegsjahre blieben sie aus. Auch zwischen den beiden Weltkriegen kamen sie kaum mehr. Der Briener Bäcker *Fritz Bieri* (s. S. 130) kaufte 1925 die Liegenschaft und die Gebäude des Hotels Bellevue. Vieles musste erneuert und ergänzt werden. So erzeugten nun in beiden Hotels Dieselmotoren die nötige Elektrizität. Auch während des zweiten Weltkrieges geschah auf der Axalp nicht mehr viel. Die Hotelbesitzer hofften, nach dem Krieg wieder aus der Tourismusindustrie wie früher Verdienst schöpfen zu können.

Doch die Berghotellerie erholte sich nicht mehr, bis dann der Wintertourismus allmählich einsetzte. In Brienz begann der Skisport um die Wende zum 20. Jahrhundert. 1904 fanden sich sieben junge Leute zusammen und gründeten den Ski Club Brienz. Man tat sich nach einer



Unterkunft auf der Axalp um und fand diese beim oberen Hotel. *Johann Michel* verkaufte dem Klub die Hälfte einer Scheune, welche die Klubmitglieder im Verlauf der Jahre selber zur *Skihütte* ausbauten, bis diese eine Küche, einen Aufenthaltsraum und drei Schlafräume für insgesamt dreissig Personen bot. Als der Besitzer den zweiten Teil der Hütte nicht mehr brauchte, wurde dieser dazu gekauft. So konnten zwischen 1976 und 79 alle Mängel behoben und zwei weitere Schlafräume eingerichtet werden.

1935 beschlossen zwölf junge Brienzler, einen zweiten Skiclub zu gründen. Sie dachten bald an den Bau einer eigenen Hütte und kauften das benötigte Bauland in der Nähe des unteren Hotels. Mit viel Enthusiasmus versuchten sie gleich, ihren Bauplan zu realisieren. Da es im Club verschiedene Handwerker hatte, nahm das zu bauende *Skihaus* rasch Gestalt an und konnte nach wenigen Monaten Bauzeit eingeweiht werden. Als der erste Skilift den Betrieb aufnahm, wurden bald eine Totalrenovation und Erweiterungsbauten nötig, weil das Haus den heutigen Komfortansprüchen nicht mehr genügte. Duschen, Zentralheizung und moderne Elektroinstallationen wurden etappenweise eingerichtet, so dass 2001 die Einweihung des modernisierten Hauses gefeiert und im Internet eine *Homepage* aufgeschaltet werden konnte.

Für die Entwicklung der Alp und später des Tourismusgebietes Axalp waren von Anfang an der Zugangsweg, später die Zugangsstrasse sehr wichtig. Denn nicht allen Hotel- und Kurgästen war der dreistündige Weg zu den Hotels hinauf zuzumuten. Träger mit speziellen Tragsesseln und sogar Sänften standen unten bei der Giessbachanlegestelle bereit, um ältere

und wenig berggewohnte Gäste mit ihrem Gepäck zu den Hotels hinaufzutragen. Darum beschloss der Gemeinderat von Brienz im Jahr 1921 eine *Strassengenossenschaft Brienz-berg* zu gründen und der *Flurgenossenschaft Brienzberg* beizutreten. Nicht nur die Hotelbesitzer, sondern auch die Alpkorporationen, Waldbesitzer und Private waren an der Absicht, das Axalpgebiet besser zu erschliessen, interessiert, und so wurde 1923 mit dem Bau der Brienzbergstrasse begonnen. Ausschlaggebend für den Baubeginn war die damalige Arbeitslosigkeit. In Brienz gab es über hundert unbeschäftigte Männer. Nach einer Bauzeit von fünf Jahren war die Strasse bis zum oberen Hotel fertig erstellt.

Ab 1935 fuhr im Sommer regelmässig ein Postauto auf die Axalp. Lange Zeit bestand die Strasse nur aus einer 2,6 m breiten Fahrbahn, an die sich die Chauffeure einfach gewöhnen

mussten. Als sie dann auch im Winter fuhren, wurde die Situation noch um einiges heikler, da die Steigung da und dort bis zu zwölf Prozent beträgt. Einzelne Teilstücke wurden verbreitert und mit neuen Belägen sowie Ausweichstellen versehen. 1965 übernahm *Peter Flück* (Zunahme «Piereller») die Postautokonzession für den Sommer- und Winterbetrieb Brienz–Axalp. Seit 1971 läuft das Geschäft über seinen Sohn *Ernst*. Jährlich werden da auf der besprochenen Strecke um die 30 000 Personen befördert, und wir dürfen festhalten, dass dabei noch nie irgendein Unfall passiert ist. – Wenn die Firma Flück, Brienz, heute Busreisen in ganz Europa anbietet, darf man wohl sagen, dass sie ihr Lehrstück auf der Axalpstrasse gemacht hat.

Als man hörte, dass im Berner Oberland da und dort Skilifte installiert wurden, erkannte der initiative Bellevue-Hotelbesitzer *Peter Bieri*, dass man da mitmachen musste, und schon bald



Postauto auf der engen Axalpstrasse, um 1950, Blick Richtung Nordosten (Wilerhorn).

stand der erste Bügel-Skilift vom Widerberg bis zum Hotel Bellevue. Später gründeten *Walter Anderegg, Willi Ernst, Adolf Michel und Peter Stähli aus Brienz mit Heinz Zumbrunn aus Unterbach, Hans Abplanalp und Sigmund Rubin* die Skilift AG. *Peter Bieri* hielt die Strasse wäh-

rend des Winters bis zu seinem Hotel offen und legte damit den Grundstein für den Wintersport auf Axalp.

1963 wurde der Hüttbodenlift erstellt, 1967 der Axalp-Windegg-Lift und etwas später noch

der Gussetsboden-Lift. Mit diesen Neuerungen (wintersichere Strasse, Skilifte) entwickelte sich eine verhältnismässig rege Bautätigkeit: Eine ganze Anzahl neuer Chalets entstanden. So entschloss sich auch *Ruedi Rubi*, ein Enkel von Peter Bieri, auf dem Hüttboden nahe beim



Hotel «Bellevue» mit Faulhorn-Kette.



Alter Hüttboden-Lift.



Widerberg-Lift.



Tief verschneite Axalp: Blick vom Dotzweg Richtung Bellevue.

früheren Hotel Bellevue das Chemihüttli, ein neues Restaurant samt Nebengebäuden zu bauen. Das Chemihüttli ist seit 2002 ein Hotel mit 17 Zimmern. Das Bellevue ist kein Hotel mehr. Die Hotelzimmer wurden zu Wohnungen umgebaut, welche im Stockwerkeigentum verkauft wurden.

Peter Rubi, der ältere Bruder von *Ruedi*, betreibt in der Nachbarschaft des «Bellevue» ein Gasthaus, das «Bärghuus Axalp», laut eigenen Internetangaben eine «etwas andere und preiswerte Unterkunft» mit legendärem Badezuber im Freien. Zusammen mit seiner Familie führt er ebenfalls das «Axalp-Lädeli», welches mit einem breiten Nahrungsmittel- und Warensortiment aufwartet.



Beim Farnigenboden, Blick ostwärts gegen Horbigen.



Holzfigur am Schnitzlerweg.

Mit der immer gut unterhaltenen Strasse und der zuverlässigen Postautoverbindung ab Bahnhof Brienz ist heute die Axalp zu jeder Jahreszeit gut erschlossen. Schöne Wanderwege in einer prächtigen Umgebung und gute Angebote in Hotels, Chalets und Ferienwohnungen sowie Versorgungsmöglichkeiten in einem grossen Kiosk und im Sportshop bieten Feriengästen und Eintagsbesuchern alles, was sie sich wünschen können.

Und wenn Sie nun beschliessen oder schon beschlossen haben, die Axalp zu besuchen, vergessen Sie nicht, den in den letzten Jahren erstellten *Schnitzlerweg* zu begehen, der Sie zum wunderschönen Hinterburgsee führen wird. Er ist leicht begehbar, auch für ältere Leute und Kinder. Er beginnt beim oberen Hotel. Lassen Sie sich überraschen!

Brienz in Mundart und Malerei



Samuel Weibel: Vue du village de Brienz. Weibel mit Malerfreunden, darunter Johannes Stähli, im Feld über dem Dorf.

Mundart und Mundartdichtung

Dr. Hans Rued

Brienzer Mundart

Die Brienzer Mundart hat als Grundlage jene Sprache, die die einwandernden Alemannen im 6./7. Jahrhundert mitbrachten. In einer langen Entwicklung seither ist schliesslich eine Dorf-mundart entstanden, die sich von den Mundarten der umliegenden Dörfer unterscheidet. Dies ist wohl vor allem darauf zurückzuführen, dass in früheren Jahrhunderten dank den verkehrstechnischen Verhältnissen der sprachliche Kontakt innerhalb des Dorfes viel bedeutender war als die Einflüsse von aussen. So ergab sich ein sprachlicher Ausgleich innerhalb der Dorfgemeinschaft, was zugleich eine Abgrenzung gegen aussen, gegen andere Mundarten bedeutete.

Mit der heutigen Mobilität und den Massenmedien haben sich die lange geltenden Voraussetzungen verändert. Andere Sprechweisen sind fast allgegenwärtig geworden. Die Brienzer Mundart hat, wie die übrigen Mundarten der Region, Mühe, sich zu behaupten. Eine wichtige Voraussetzung ist allerdings noch intakt: Die Mundart ist noch im Selbstverständnis der Dorfgemeinschaft inbegriffen. Niemand bestreitet, dass zu Brienzen auch die Brienzer Mundart gehört. Auch wer selbst nicht mehr (oder nicht mehr immer) Brienzer Mundart spricht, kann sie erkennen und von anderen Mundarten unterscheiden. Die *Assimilationskraft* des Brienzerdeutschen ist zudem noch einigermaßen erhalten: Kinder von Zugezogenen nehmen in vielen Fällen die Brienzer Mundart an. So ist es heute nicht angezeigt, dem Brienzerdeutschen

den Tod vorauszusagen, auch wenn – im Sinne einer lebendigen Weiterentwicklung – einige der spezielleren Eigenheiten fallengelassen werden.

Was macht aber denn nun die Brienzer Mundart aus? Das Brienzerdeutsche ist natürlich eng mit den übrigen Mundarten der Region verflochten. Es gibt im Grunde genommen kein sprachliches Merkmal, das allein nur in Brienzen vorkäme. Was die Eigenart des Brienzerdeutschen ausmacht, ist die besondere Kombination von Merkmalen. In der Mitte des 20. Jahrhunderts haben Mundartforscher eine grosse Anzahl Schweizer Mundarten, darunter die Brienzer Mundart, sehr genau festgehalten. Die Ergebnisse sind im «Sprachatlas der deutschen Schweiz» zugänglich gemacht. Die folgende Darstellung stützt sich hauptsächlich auf dieses Werk.

Zusammen mit den anderen Mundarten des alpinen Raums hat die Brienzer Mundart einige auffällige Merkmale, die auf Sonderentwicklungen am Rande des deutschen Sprachgebiets zurückzuführen sind.

In Wörtern mit der ursprünglichen Lautkombination *-nk-* ist das *-n-* ausgefallen und das *-k-* zu *-ch-* geworden, der vorangehende Selbstlaut gelangt worden: Beispiele sind: *trychen* (für trinken), *stychen* (für stinken), *teichen* (für denken), *heichen* (für «henken»), *Beichli* (für Bänklein), *Trouch* (für Trank) oder *Wouch* (für Wank). Diese lautliche Eigenschaft ist wesentlich mit-

verantwortlich für das schwerfällige und zugleich feine Gepräge der Brienzer Mundart.

Eine weitere auffällige Sonderentwicklung, an der das Brienzerdeutsche teil hat, ist die Einfügung eines *-e-* zwischen *-r-* und *-n-*. Bestes Beispiel ist das Wort *Rothooren* (anderswo Rothorn). Weitere Beispiele sind: *Chooren* (für Korn), *mooren* (für morgen), *fäären* (vergangenes Jahr), *gäären* (für gern). Der Einschub des *-e-* bewirkt, dass diese Wörter um eine Silbe länger werden, was für die Mundart den Eindruck des Behäbigen verstärkt.

Diese eine Silbe trägt zudem eine leichte zweite Betonung im Wort (z.B. *Hóorèn*), die in der Brienzer Mundart besonders deutlich zum Vorschein kommt. Sie äussert sich in häufigen Schreibungen auf *-än*: *Hoorän*, *gäärän* usw. Die leichte Zweitbetonung gilt im Brienzerdeutschen auch für die übrigen Wörter auf *-en*: z.B. *máchèn*, *ghéerèn*, *Gássèn*. Diese Betonungsweise entspricht nicht der normalen deutschen, die nur eine Betonung, die auf der ersten Silbe, kennt. Es ist anzunehmen, dass das andere Betonungsmuster auf nicht-deutschen Einfluss (entweder aus der Sprache der vorallemannischen Bewohner dieser Gegend oder von der nahen Sprachgrenze im Süden her) zurückgeht.

In denselben Zusammenhang gehört das *-a-* in Endsilben von Wörtern: *Taga* (für Tage), *Tischa* (für Tische) oder *Tyfla* (für Teufel). Die deutsche Sprache hat eigentlich schon seit tausend Jah-

ren solche *-a* zu neutralen *-e* abgeschwächt. Dass das Brienzerdeutsche sie erhalten hat, mag ebenfalls nicht-deutschem Einfluss zu verdanken sein.

Eine der auffälligsten Eigenheiten der Brienzer Mundart ist das Fehlen der Laute *-ö-* und *-ü-*. Diese «runden» Laute (man muss den Mund zur Aussprache entsprechend formen) sind im Brienzerdeutschen zu den nicht mehr runden Lauten *-e-* bzw. *-i-* geworden. Dies erweckt den Eindruck des Breiten, wenn nicht Klobigen. Beispiele gibt es viele: *Eel* (für Öl), *bees* (für böse), *gheeren* (für hören), *Feenn* (für Föhn), *hyt* (anderswo hüt), *Fyr* (anderswo Fүүr), *lygen* (für lügen). Das Brienzerdeutsche kommt also mit zwei Selbstlauten weniger aus als die meisten anderen Mundarten. Allerdings lässt sich die Tendenz erkennen, dass diese «Lücke im System» auf andere Weise wieder ausgefüllt wird. In Wörtern mit langem *-uu-* (*Huus* «Haus», *Muus* «Maus», *Schuumm* «Schaum», *ruummen* «räumen» und anderen) wird dieses *-uu-* breit und relativ weit vorne im Mund gesprochen, so dass es wie ein leichtes *-üü-* tönt. Im Verständnis der Brienzer Sprecherinnen und Sprecher ist dieses so ausgesprochene *-uu-* allerdings noch ein *-uu-*, und nicht etwa ein *-üü-*. Ein *-üü-* sprechen in diesen Wörtern nach ihrer Meinung nur die Oberhasler. Ein ziemlich feiner Ausspracheunterschied dient hier dem Sprachspott und der Abgrenzung von Brienzer und Oberhaslern. Dabei sprechen weder Brienzer noch Oberhasler ein echtes rundes *-üü-*, sondern sie behalten alle den Mund bequem breit. Dieselbe Ausspracheweise gilt auch für den Doppellaut *-ou-*: Im Brienzerdeutschen tönt er darum ein wenig wie *-öü-*. Um diesen Lautwert in der Schreibung darzustellen, hat ihn *Albert Streich* als *-eu-* geschrieben, z.B. *ds Leub* (das Laub).

Bei einer wenig beachteten Eigenart des engeren Oberlands macht das Brienzerdeutsche ebenfalls mit. Wir treffen sie zum Beispiel in folgenden Wörtern an: *Troumm* (für Traum), *Feenn* (für Föhn), *scheenn* (für schön), dazu *troummen* (träumen), *feennen* (föhnen), *scheennen* (für schönen, «schälen»). Gegen die Gewohnheit auch des Hochdeutschen werden hier selbst nach langen oder doppelten Selbstlauten *-m-* und *-n-* gelängt oder verdoppelt.

Abgesehen von den verschiedenen Besonderheiten, die das Brienzerdeutsche mit diesen oder jenen alpinen Mundarten teilt, ist es in vielen Belangen nach dem Berndeutschen ausgerichtet. Ein wichtiges Beispiel ist die Veränderung der Tätigkeitswörter in der Mehrzahl. Ähnlich wie im übrigen berndeutschen Raum heisst es: *mier machen* (oder *machin*), *ier machid*, *si machen* (oder *machin*). Schon jenseits des Brünigs lautet es anders, nach dem Einheitsmuster *machid* (z.B. *si machid*). Auch verschiedene besondere Wortbezeichnungen zeigen, dass das Brienzerdeutsche eine Mundart von bernisch-westschweizerdeutschem Gepräge ist. Die Bezeichnung für den Kuss ist *Mintschi* (wie berndeutsch Müntsch), im Gegensatz etwa zu zentralschweizerischem Schmutz. Das charakteristische rote Gemüse bezeichnet man im Brienzerdeutschen wie im übrigen Bernerland als *Räätech*, jenseits der Kantonsgrenze heisst es Rande. Ein ebenfalls charakteristisches Gemüse heisst in Brienz ähnlich wie im gesamten Westschweizerdeutschen *Zibellen*, im Unterwaldnerischen begegnet schon die ostschweizerdeutsche Bezeichnung *Belle*. Die Johannisbeere bezeichnet sich in Brienz wie in den übrigen bernischen Landen nach dem Typus *Meertrybelli*.

In einem spektakulären Fall dagegen geht das Brienzerdeutsche als einzige Mundart des engeren Berner Oberlands mit dem Unterwaldnerischen zusammen. In Brienz sagt man *Fuchs*, *wachsen*, *Achslen*, in den benachbarten Mundarten diesseits des Brünigs *Fux*, *waxen*, *Axle*. Alles zusammen genommen, wird nun ersichtlich, dass es die spezielle Kombination von sprachlichen Eigenheiten ist, die das Brienzerdeutsche ausmacht.

Eine wichtige Charakteristik des Brienzerdeutschen (und weiterer Mundarten der Region) sind die Angleichungserscheinungen in Wortfolgen. Vor allem das ein Wort abschliessende *-n* verbindet sich oft mit dem Anfangslaut des folgenden Wortes. Beispiele: *Mier wein + baden* wird zu *mier wei-mbaden* (wir wollen baden); *si tien + chychen* wird zu *si tie-chchychen* («sie tun keuchen»); *si hein + Rächt* wird zu *si hei-rrächt*. Wenn das wortabschliessende *-n* auf *s-*, *f-*, *p-*, *t-* oder *k-* trifft, verschwindet es ganz, z.B. *si syn + sälber* wird zu *si sy-sälber* (sie sind selbst). Auch das häufig anzutreffende Wörtchen *und* unterliegt mancherlei Angleichungen: *und + mooren* wird zu *u-mmooren* (und morgen); *und + ligen* wird zu *u-lligen* (und liegen); *dir + und + dir* wird zu *dir u-ddir* (durch und durch). Wortangleichungen können direkt zu Worteinverleibungen werden: z.B. *du hescht + sa* wird zu *du heschscha* (du hast sie); *är ischt + es* wird zu *är ischsch* (er ist es); *du hescht + sen/sin gnueng* wird zu *du heschschen gnueng* (du hast dessen genug); *gib + mier + nen* wird zu *gimmernen*. Alle diese Angleichungserscheinungen werden oft nicht zu den echten Mundartmerkmalen gezählt, vor allem von Leuten aus dem Unterland, die solches in ihrer Mundart kaum kennen. Natürlich können sie bei sehr langsamem Sprechen zum Teil rückgängig ge-

macht werden, doch zeigen die vielen unauflösbaren Verbindungen (z.B. *är ischsch*), dass sie untrennbar mit dieser Mundart verbunden sind. *Peter Schild*, der 1891/94 die Laute der Briener Mundart in einer Dissertation dargestellt hat, hat diese Charakteristik ebenfalls hervorgehoben.

Im täglichen Aufeinandertreffen der verschiedenen Nachbarmundarten werden einzelne Wörter oder Ausdrücke zu Signalwörtern für eine Dorfmundart erhoben. Sie spielen dann in Sprachneckereien eine zentrale Rolle. Für das Brienerdeutsche ist ein Beispiel das Wort *apphi*. Wenn wir das Gesamt solcher Richtungswörter anschauen, so unterscheidet sich das Brienerdeutsche tatsächlich von seinen Nachbarmundarten. Für Brienz belegt der «Sprachatlas der deutschen Schweiz» *appa*, *apphi*, *ueha*, *uehi* (für herab, hinab, herauf, hinauf). In Oberried heisst es *aha*, *ahi*, *ueha*, *uehi*; in Brienzwiler *appa*, *apphi*, *uufa*, *uufi*. Dass das Wort *apphi* gerade dem Brienerdeutschen zugesprochen wird, mag daran liegen, dass Brienz der unterste Ort im Aaretal ist, in dem dieses Wort gesprochen wird.

Zum Schluss sei noch der Gruss *hopp!//hoppid!* erwähnt. Er soll zum Teil auch in Nachbarorten (Hofstetten, Oberried) gehört worden sein, doch ist er mittlerweile zum Erkennungszeichen schlechthin für die Briener Mundart avanciert. Wir wollen ihn darum dem Brienerdeutschen zur alleinigen Charakteristik überlassen.

Spricht jemand nur gute Briener Mundart, dessen Sprache alle die hier erwähnten Eigenheiten kennt? Wenn wir dies verlangen wollten, nähmen wir vielen Jüngeren den Mumm, sich

mit dem Brienerdeutschen auseinanderzusetzen. Die «reine» Briener Mundart wird mehr und mehr zu einem Ideal, dem man sich stärker oder weniger stark annähert. Stärker nähern sich ihm diejenigen an, denen die heimatliche Sprache einen Wert bedeutet. Manches hängt auch noch mit dem persönlichen Reifeprozess zusammen: In reiferen Jahren achtet man eher auf die Mundart als in jüngeren Jahren. Wichtig ist aber, dass die in Brienz aufgewachsenen Brienerinnen und Briener mithelfen, ihre Mundart als Kulturgut weiterzutragen.

Mundartdichtung

Wenn von Briener Mundartdichtung die Rede ist, so muss vor allem *Albert Streich* genannt werden. Die Albert Streich-Gedenkfeiern zu seinem hundertsten Geburtstag im Jahre 1997 haben gezeigt, welches Echo dieser Dichter noch auszulösen vermag. Dies hängt hauptsächlich mit der Qualität seiner Texte zusammen. Streich darf zum Kreis der grössten Mundartdichter der Schweiz gezählt werden. Seine Mundart-Texte umfassen Gedichte (von ihm publiziert in den zwei Bändchen *Underwägs*, 1935, und *Sunnigs und Schattmigs*, 1958), kurze Erzählungen (*Feehnn*, 1948) und Szenisches (*Sunnäsiit's am Rothoorän*, 1934). Weitere Werke, Erzählungen und Gedichte, sind in Zeitungen und Zeitschriften verstreut publiziert worden, viele davon im *Hardermannli*, der Wochenendbeilage des *Oberländischen Volksblatts*. Einige davon sind, zusammen mit den schon in Buchform veröffentlichten, in den gesammelten Werken in drei Bändchen im Francke-Verlag Bern erschienen (1970–1978).

Albert Streich kam 1897 in Brienz zur Welt und starb 1960 ebenfalls in Brienz. Die Mundart, wie sie in seinen Werken erscheint, ist sicher die

Briener Mundart, allerdings versteht die jüngere Generation nicht mehr alle Wörter, die in seinen Texten vorkommen. Es war aber nie seine Absicht, in der Dichtung eine urchige, bodenständige Mundart auszustellen und dazu dörflich-heimatliche Sujets herbeizuziehen. Albert Streichs Anspruch war ein anderer, ein literarischer: In seiner Mundart, die ihm den unmittelbaren, treffenden Ausdruck gewährte, suchte er die Lebensbewältigung in seiner engen, heimatlichen Welt.

In seinen Gedichten fällt der Blick meist auf etwas scheinbar Unbedeutendes aus der dörflichen Erlebniswelt, sei dies ein Holunderstrauch, eine Dorfgasse, eine Wiesenblume, ein Schmetterling, ein Vogel oder sogar nur ein Blatt des Herbstlaubes. Als Beispiel diene hier das Gedicht über späte Stiefmütterchen im Garten:

Spääti Steifmätterleni

Steifmätterleni blijen im Gaarten,
meh bleichi, vermoogget, nid vil,
und esoo hibschi, es tääte si waarten
was wiiterhin wäärdi und wil.
Es gälbs daa, teiff abhi uf der Äärden,
es blaus hie und gchruusleds und mieds,
es bruuntschelligs, glemmts und suscht Bschwäärden.
Und chuel isch, und vom Bäärg inha zied's.
Und d Sunne schiind nummen no schwechli
dir Näbel wie iischschechaalts Gold,
und ds Läben ischt wie es grings Brechli
waa t'eiue mma raatsame sollt!

Die Stiefmütterchen sind nicht in ihrer Pracht des Blühens dargestellt, sondern gezeichnet von der ihnen nicht mehr günstigen Jahreszeit und Witterung. Dass sie müde sind, Beschwerden haben und gelähmt sind, könnte beim Lesen leicht Mitleid erregen. Ein solch billiger Ef-

fekt des Mitleids mit vermenschlichten Pflanzen ist aber nicht beabsichtigt. Das Gedicht mündet in eine allgemeingültige Feststellung über das Leben, beziehbar nicht nur auf das Stiefmütterchen- sondern auch auf das Menschenleben: Das Leben ist nur ein kleines Bruchstück, zu dem man trotz allem Sorge tragen soll. Interessant ist, dass die Stiefmütterchen, die den Ausgangspunkt für diese Aussage bilden, nicht in ihrem materiellen Überleben, sondern in ihrem Blühen, also etwas Ästhetischem, dargestellt sind. Die Sorge um die Gesundheit und das tägliche Brot ist das eine, doch auf das andere, das Nichtmaterielle des Schönen im Leben kommt es an. Diese Botschaft ist für *Albert Streich* umso erstaunlicher, als er in seinem Leben immer wieder von gesundheitlichen oder materiellen Sorgen bedrückt wurde.

Einen festen Rahmen in Albert Streichs Texten bilden die Elemente der lokalen Landschaft: Das Dorf, der See, die sie umgebenden Felder und Wälder, die Berge, die alles einrahmen, und die Wolken und der Himmel. Durch sie wird die heimatliche Welt in ihrer Enge bestimmt und in ihnen sucht er die innere Weite auf literarischem Weg zu gewinnen. Dies sei zunächst mit einem Abendgedicht illustriert:

Induuchlen

Aabe chunnd
uber Bäärga embrin,
leid si im Grund
sametig hin.
Liid ubere Wwääldren,
si gspirren ne chuumm,
liid ubere Fäldren
en duuchliga Fluumm.
Spinnd um mi z ringsum
und liired mi in.

Weis niimma, ob i diheimmen
old wiit, wiit furt bin.

Neben dem Lautspiel mit «abendlich»-dunklen Selbstlauten fällt die Bewegung des Abends auf, der von oben herabsteigt und allmählich die ganze heimatliche Welt füllt. Der Effekt ist aber nicht ein wohliges Einkuscheln in den Flaum der Dunkelheit. Die i-Laute gegen den Schluss des Gedichtes weisen auf einen unvermuteten Ausgang: Im höchsten Gefühl des Geborgenseins im Raum der heimatlichen Welt, ganz eingesponnen und eingewickelt vom Dunkel des Abends, ergibt sich dieses Hinaustreten aus dem Raum: Er weiss nicht mehr, ob er daheim oder weit weg ist. Der Gegensatz von Heimat und Fremde ist in diesem Moment aufgehoben.

Auch in Albert Streichs Erzählungen geht es um die heimatliche Welt von Brienz und Umgebung. Allerdings wird sie hier jeweils in der Wahrnehmung und im Erleben einer Person, seltener einer kleinen Personengruppe dargestellt. Da nimmt etwa eine alte Frau das Hereinbrechen des Föhns wahr, von den ersten kleinen Anzeichen bis zum ausgewachsenen Sturm (*Feehnn*). In einer anderen Erzählung (*Es grittelled ne si*) treffen sich zwei Männer in der Morgenfrühe, um zur Arbeit auszurücken. Ein ungewohntes Wölklein am Himmel, das auf ein Unwetter hindeuten scheint, lässt sie lange zögern und die feinsten Facetten der Wetterbeobachtung durchspielen, bis sie sich doch zum Aufbruch entschliessen.

In einer hintergründigen Erzählung (*Häärdepfel*) ist die Hauptperson eine frisch verheiratete junge Frau. Sie ist mit ihrem ersten Kind schwanger und gräbt ausserhalb des Dorfes Kartoffeln.

Albert Streich beschreibt anschaulich, wie das Kartoffelgraben vor sich geht, wie die Kartoffeln nach dem Wenden der Erde hell vor die Füsse der Frau rollen und wie sie sich immer wieder von der schweren Arbeit mit ihrem schweren Leib aufrichten muss und dann über den See hinunter in die Ferne und an den Horizont des Bergkammes schaut. Es kommen ihr Erinnerungen an ihre Mädchenjahre wieder auf, als sie sich ihr Leben anders, leichter vorgestellt hatte. Nun hat sie einen Zimmermann geheiratet und verrichtet schwere Arbeit in Haus und Garten. Doch der Blick über den See hinunter und an den Horizont der Berge hinauf erinnert sie an ihr noch nicht gefundenes Lebensglück:

«Es leekt und schriisst an eimm wie mid sibe Seilen; aber mi chunnd ja gliich nid vom Bode furt. Eis i ds ander fahrd der Chaarscht mid enem mutte Tätsch in di troche Furen, trohled e Ggragleten gälb, rund Häärdepfel der Beeth voor di groblochtege Schue, chrimmpt si der schwärrlochtig Liib soorgelli voorinhi und fliigen de d Chnellen uber i Wwiidlichoorb. Im Fiselgstiid näbefir hed e lilechta Wind agfange rruuschen und d Bletter weiggen und lätzli machen, das ds wiisser Grienn virha chunnd. Der Wind schmeckt nah abgstandennen Häärdepfelstuuden und Häär. D Beeth sinned in inns inhi:
<Es ischt etz gued eso. I bin es urriewwigs Gschepf, wohl, aber es ischt etz gued eso, wie's ischt. Muetter wäärdn – Muetter wäärdn.>
Und grabt wiiter. D Sunnen ischt derwiilet em Bitz verabhi ggrickt, es Breesmi gälber woorden, hed greeser und duuchler Schätte ggmacht hindrem Beimmen und Stuuden. O d Beeth heigi gwachse, tuucht eina; grooss und still hantierd's mid dem Chaarscht in der äbennen Aarleufwiiti, und Sunnen und Schätte mmaalen di kinfigt Muetter breit und gwichtig us em bruunen Boden uusa.»

Beeth, das «unruhige Geschöpf», legt sich zu recht, sie werde ihr Lebensglück in der kommenden Mutterschaft finden. Sie redet sich das



Albert Streich 1897–1960

zwar eher mit gutem Willen ein, als dass es der zündende Gedanke wäre. Und so gräbt sie eben weiter Kartoffeln. Es ist schliesslich das Spiel von Sonne und Schatten, das sie wachsen und gross werden lässt und sie aus dem

braunen Boden heraus malt. Mit diesem Schlussbild macht *Albert Streich* in der Dichtung möglich, was in der Wirklichkeit der geschilderten Situation ein immer währendes Suchen bleiben wird.

Albert Streich bleibt mit seiner Dichtung ganz in der Welt von Brienz, einer Welt, die ringsum von hohen Bergzügen eingeschlossen ist, gefangen. Seine Suche nach Weite, nach dem uneingeengten Guten und Schönen geschieht nur innerhalb dieser Welt. Die Möglichkeit des Ausbrechens aus dieser Welt kommt für ihn nicht in Betracht.

Dies verhielt sich auch in seinem Leben so: Er verliess Brienz nie ernsthaft, obwohl gerade er durch seine Lebensumstände die Enge der dörflichen Welt hart zu spüren bekam. In dieser seiner Welt suchte er etwas, was er in ihr nicht finden konnte. Der Ausweg war, das Gesuchte in der Darstellung dieser Welt, auf der dichterischen Ebene zu finden. Die Wahrhaftigkeit dieses Bemühens ist bei Albert Streich beeindruckend. Er gab auch der Versuchung nicht nach, sich in der Beschreibung der zahlreichen Schönheiten des Dorfs und seiner Umgebung zu erschöpfen. Er wollte sich durch die Darstellung seiner Welt zugleich über diese Welt stellen können.

In dieser Art gestaltete er in der Erzählung *Herbscht* auch die Begegnung mit dem Thema des Todes. Es geht um die Wahrnehmung und die Gedanken des pöcket (pockennarbigen) Chrigi, eines steinalten Männchens, wie es heisst. Aus der Unruhe und Unfreundlichkeit des Haushalts seiner Schwiegertochter, bei der er aufgenommen ist, begibt er sich an einem schönen Herbsttag hinaus in die Hofstatt und setzt sich unter einen Apfelbaum, von wo er seine heimatliche Welt vom See über das Dorf und bis hinauf zu den Bergen ganz überblicken kann. Zugleich überblickt er auch sein Leben und macht sich Gedanken zum Sterben. Einerseits ist da die Sehnsucht nach etwas Besse-

rem und Leichterem, nach einem Ort, an dem es ihm wohler ist als gerade hier und jetzt. Andererseits stellt er sich das Sterben als etwas Dunkles und Finsteres vor. Es gelingt ihm nicht, beides zusammenzubringen, während er auf der Bank sitzt und grübelt. Dabei schaut er zu den herbstklaren Bergkämmen hinauf und beobachtet, wie unten im Tal die Schatten länger werden. Die Schwiegertochter ruft ihn ins Haus, doch er überhört ihren Ruf. Er nimmt alle Veränderungen des näherrückenden Abends wahr, bis die Sonne untergeht und einen plötzlichen Wechsel von der Helle zum Dunkel verursacht. Nun ist Chrigi bereit, ins Haus hineinzugehen:

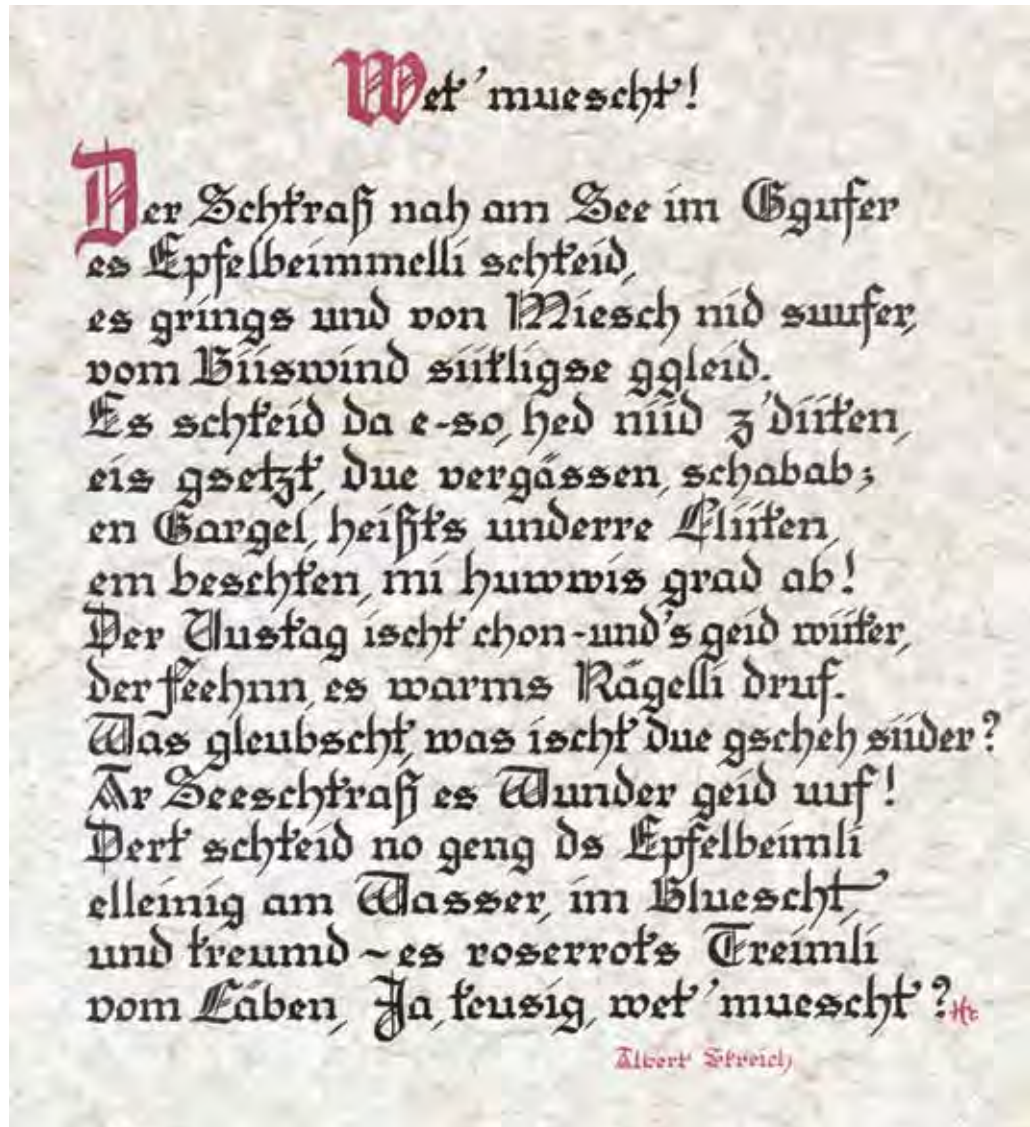
«Da steid ds päcket Chrigi vom Bänkli andrem Epfelbeun entli uuf, litz de Rreckichragen hinna uehi wäg em ruuche Lluft und stäckled langsam dervon in di teuwwfrischen duuchlen Beuschätten inhi gäg em Huus zue. Er schmilzt fascht mid der Fiischtri zämen; es ischt, er gääji uf em leschte Wwäg.
 Wie mma nen entli voor der Huustir uf der Bsetzi gheerd zuehi tschaarggen, tued ds Ziisi grad d Tir uuf und epfaad nen: «Soo, chuuscht etz? I ha ggmeind, i miessen di no ge reichen!»
 Aber ds Chrigi gheerd niid und merkt no weeniger, das ds Ziisi schier hehns tued; är leuft näb imm bim fiischterren Huustirloch inhi i ds Duuchel und hed de Sin ganz an em andren Oort.»

Chrigi geht ins «finstere Haustürloch» hinein und kümmert sich nicht mehr um das Schimpfen. Er kann das Dunkle annehmen, weil er in seinem Sinn jetzt unerschütterlich das Bild der herbstklaren Heimat bewahrt.

Albert Streich wollte (und konnte) seinem Dorf nie davonlaufen. Das Grosse suchte er nicht in der Fremde. Er hat gezeigt, wie man auf die tiefen Fragen des Lebens auch im Rahmen der heimatlichen Welt Antworten bekommen kann.

Eine Generation später hat Peter Wyss die Brienzer Mundart wieder literarisch erklingen lassen. In zwei Bändchen hat er die Tradition des Brienzer Mundartgedichts weitergeführt: *Acht eis* (1976) und *Zägi-hägi* (1981). Wie es der neueren Zeit entspricht, bilden oft typische brien-

zerdeutsche Redeweisen den Ausgangspunkt für seine Gedichte (solche haben seinen beiden Bändchen auch den Namen gegeben). Zusammen mit den Redeweisen steigen dann auch dazugehörige erlebte Situationen in knappen Worten auf. Das Gedicht geht dann oft in spie-



lerischer Weise mit dem vorhandenen Sprachmaterial um, indem es sie variiert, umformt, unversehens auf neue Redeweisen oder Ausdrücke stösst. Das Spiel mit der Sprache bleibt allerdings immer behutsam, es wird nicht wie in der Modern-Mundart-Dichtung zum literarischen Prinzip erhoben. Die Gedichte von *Peter Wyss* steuern durch das Spiel mit der Sprache hindurch auf eine Lebensweisheit oder einen Glaubensinhalt hin, der am Schluss als Quintessenz an den Leser und die Leserin weitergegeben wird.

Bir Brunnenstuben

Teif im Boden ischt en Stuben,
waa-da Quelli zämenzubun.

Mengischt ha-n-i glost ar Tiren,
wie die Wasser läbig ruuschen,
heimmli irer Gschichti tuuschen,
eh si wiiterrinnen dir en
Tuchel und dir Rehri uusi,
aphi no i ds ermschta Huusi.
D Ziit chunnd us der Ewigkeit,
Brunnenstuben teif im Gheimmen
under Gottes Schattenbeimmen;
d Ziit rinnd us der Ewigkeit,
rinnd zun allen uusi,
aphi no i ds ermschta Huusi.

Teif im Gheimmen ischt en Stuben,
waa-da Quelli zämenzubun.

Dieses Gedicht ist nicht linear auf den Schluss hin angelegt, sondern symmetrisch im Hinblick auf eine Symmetrieachse in der Mitte. Das Erlebnis der Brunnstube und die sich daran anschliessenden Gedanken, wie das Wasser hinausrinnt bis *i ds ermschta Huusi* wird gespiegelt im zweiten Teil: Hier ist es die Zeit, die jedem,

ob reich oder arm zuteil wird. Die Ewigkeit, dieses Unfassbare, wird nicht in das Bild der Brunnstube gefasst. Solches zu tun wäre wohl zu einfach oder zu vermessen. Die Anlage des Gedichts bringt es mit sich, dass sich das eine im andern spiegelt. So bleibt trotz der Annäherung das Geheimnis gewahrt.

Die Dichtung von Peter Wyss fliesst deutlich aus dem Erleben des Dorfes, der Dorfleute, der Natur und vor allem auch aus dem Erleben der Brienzer Mundart selbst in ihrem alltäglichen Gebrauch. Damit verbunden ist der Wille, Glaubens- oder Lebensmaximen weiterzugeben.

Brienz hat auch eine bemerkenswerte Tradition anekdotischer Mundarttexte, die sich über die reine Gelegenheitsdichtung hinaus erheben. Zu erwähnen ist *Johanna Mathyer*, in deren Gedichten lustige und ernste Begebenheiten dargestellt sind, vermischt mit einfachen und praktischen Ermahnungen, die aus ihrem reichen Leben als Hebamme geschöpft sind (Abend Schatten, 1979). In neuerer Zeit traten *Erich und Helene Schild* hervor mit heiteren Mundartgeschichten, die sich um markante Personen oder um anderes Erinnerungswürdiges des dörflichen Lebens drehen. Zudem haben sie sich um die Publikation älterer Texte in Brienzer Mundart verdient gemacht (in ihrem Bändchen *Erschtelled Ech eis*, 1993, u.a. Texte von *Hans Wyss*, *Unterbach*, und *Hans Wyss*, *Sonceboz*). Mit seinen Texten und Gedichten ist *Albert Werren* zu erwähnen. Zum Schluss sei noch *Johann Michel*, «der Wels», genannt. Einer seiner Texte, *Es gid nid Lustigers uf der Wäld als so nes Brienzer Biirli*, ist als Lied der weitaus bekannteste Text in Brienzer Mundart geworden. Er verdankt dies der Aufnahme im dritten Bändchen der Volksliedersammlung von *Otto*

von *Greyerz*. Wir können stolz sein, dass die Brienzer Mundart damit auch im festen Bestand schweizerischer Volkslieder vertreten ist.

Mach's o eso!

Mier gähm am Sunndig über Fäld,
nid geng dem Wägli nah.
Ds Land ischt mid Bluemmen übersäids,
und dert ischt schon es Bitzli gmäids;
Der Sumer ischt bald da.

Es Geissenbliemli bleid am Wäg;
me trampet achtlos druf.
Vom Schue isch' ganz an Bode ggleid,
und we mma aber wiiter geid,
hed's ds Chepfli umhi uuf.

Mach's o eso, – we d trampet wirscht,
häb gleitig ds Hout emmuuf!
Vilicht isch' nid mid Absicht gschehn,
und bischt o eis im Überschehn,
es gschoued niemmer druf.

Johanna Mathyer

Kei Ziit

D' Frou Graf sitzt ar Maschinen
und näiht, was gischt, was hescht,
dem Gritli an em Chleidli
fir ds Chindergarte-Fesch.

I hoffen, 's steerd mi niemmer,
's ischt halbi vieri schon,
es chem e kein Husierer
und gang keis Telephon.

Da poltred's uf der Stägen
und d Tir fliigt bis a d Wand,
«Gschou, Muetti», rieft ds Margritli,
e Zeichnig in der Hand:

«Das ischt der Mohrechenig,
där wa zum Chrippli geid.
Gschou, dän han i hiit zeichned,
Är hed zum Heiland gseid, ...»

«So, Meitschi, gang mer dänna,
am liebschte so rächt wiit.
Das Rockli mues hiit fertig,
I han etz nid dr Ziit.»

Und d Zeichnig fliigt an Boden,
Der Mohr liid ufem Gsicht.
Är hed de Wwäärd verloren:
Kei Ziit! Die alti Gschicht. –

Johanna Mathyer

Zibriijen

Wenn hein ächt d Bueben z lescht Maal uf em Ggee zibriijed? Das aalta scheenna Buebeschpil ischt allwäg ganz verschwunden. Mi miesst etzen sicher griisli uufpassen, we mma uf em Ggee abbhi wellti de Zibrii dir d Luft uus rieren. I gleuben, d Japaner old d Englender waa daa esoo all ufem Ggee umhatriichlen und fotografieren, schetzten e Zibrii im Näcken sicher nid.

Mier hein als Bueben o im Chrisviertel anha geng eppa zibriijed. Mi macht es lengschilochts Dduelli im Boden und den leid ma den de Zibrii esoo drin, das eis Endi es Bitzli ufschtotzed. Zwoo Stäckellengeni vor däm Dduelli macht ma no e Strich i ds Grien. Der Zibrii ischt eppa es zwenzg Santimeter lengs und zweem bis drii Santimeter dicks Holzli, waa mma uf beide Siiten mid dem Hegel zugschpitzt hed. Em Bäsestil old en hasliga Stücken vo zirka enem Meter Lengi bruucht ma fir uf e Zibrii z schlaan, das er em Bitz i d Luft uehi fliigt. Wen er den emmabha chunnd, mues me mma den e Tätsch gän, das

er mengischt wiit i ds Spilfäld uusi fliigt. We mme nen es Maal preicht, isch äs ggeischtled, zweimal ischt zwirned, driemaal ischt triischtled und we mme nen nid preicht, isch äs es Gudi. Drii Gudeni nahenandren heisst, das ma drus ischt und der nächscht Spiler cheun afaan. Preicht ma aber de Zibrii, so fliigt där wiit i ds Spilfäld uusi. Eppa fiifzähnen, zwenzg Meter uusi steid den der ander Spiler und probird nen abzuten, das heisst nen z ergriiffen solange er no im Bewegig ischt und am Bode trooled. Cheu mme nen ergriiffen, so tarf ma dermid bis zum Strich vor em Dduelli und probird von dert uus de Stücken, waa mma quer drubergleid hed, z preichen. Ischt das eimm graaten, so seid ma dämm, äs ischt abtaan, und der nächscht Spiler chund dran. We mma nid cheun abtuen, cheun der Spiler d Strecki mid dem Stücke mmässen vom Strich bis zum Ort, waa der Zibrii ischt glägen. Dän Ort hed ma mid enem chliinne Strich im Grien aggän. We mma hed zwirned, hed's dopplet und we mma hed triischtled, hed's driifach zellid.

Äs ischt egetli schad, das e seler Spil verschwunde siin, aber nid nummen ds Zibriijen, o Guuggelum und Schafu spillid hiit niemme mmeh, daa siin de schon eender Komputer und no vil moderners Ziig hiit Moden. Vilicht lehren ja di Jungen hitigstags daa o meh derbie wa mmier siinerziit bim Zibriijen.

Erich und Helene Schild

Es Gwitter ufem Bäarg

Ausschnitt aus der Erzählung «E schwarza Tag»

Mier hein no eppis znachtet und siim baald eis under... Wie lang das i gschlaaffen han, weis i nid. En unerchannta Chlapf, waa ds ganz Huus-

li hed ermadled, hed mi gweckt. Heini hed under eir Blitzmeten und eim Chlapf ubren andren di chliinnem Bälkleri aggheicht. Es ischt gsiin, wie wen e Gwaaltsris mid ener fiirigen Geislen, waa uber ds ganz Tal mag grecken, chlepfti. D Gotten ischt mid dem Tägel usem Chämetli chon a Tisch sitzen und hed d Hend zäme ghäben. Ds Lämpli hed aber am Stäärben umhagmacht. Heini hed ufe lleschte Petrolräschten in der Sturmlatäärne ggriffen und derzue Uverständlichs bbrummled – wie zue-n-imm sälber. Vlicht ischt nidemaal är ganz ohni Angscht gsiin. Baald druf ischt er in en aalta Schlufi gschliffen, hed ds Liecht bhändiged ... är welli ga d Geiss ablaan, das's imm nid eppa im Baarne springe voor Chlupf. I bin zur Gotten uber. No meh hed's etz bi jedem Chlapf zu Späälte vom Bälklenen inha gschunen. Ds Rimellen hed gaar nie uufgheerd. Eis hed's mi tuucht: etz isch' in Ahooren hindrem Huusli gfahren, esoo siin Schiin und Chlapf eis gsiin; den hed's umhi ds steessewwiis an der Pfeischerwand gschritten, das's uberaal gchrached hed, es wen ds ganz Huuselli furt miessti. I mmiir Buebephantasii hed mi bin däm Ringgellen a Lädnen e roota Grind mid Hirellene wwelle plaagen.

Due hed's Steina ggän: t ägg ... t ägg-t ägg ... t ägg hed ma's a Wwenden und ufe Schindle gheerd tätschen. Heini hed am Handrigg gribe, wwaa-n-er emminha chunnd. Es ischt zum Glick schoo Rrägen drin», seid er.

lis driien hed's glugged – we's schoon no lang, aber doch es lengersi meh vo wwiiter har teiffer u llengzogner grimelled hed.

Mier siin emmunder...

Albert Werren

Von Heingeissen

Äs tagäd. – Änni brimelläd:
«Hans, firha! Ds Hoore rimelläd;
Ggeiss sellischt uusalahn!
Di cheu mma eppis niggellän,
bis d weischt in Gadän z schliggellän
I mues teich sälbän gahn.

Soo, schteischt etz no uf d Ziidellän!
Was ds Mannevolch cheu schtiidellän,
we's sellti firha gahn,
grad wie si d Lämi hättän.
Jaa, fir a Mmärt ge z jättän,
daa wol, daa meg'i's bschtahn!»

Etz träbelläd's und gleggelläd's
und triichelläd's und meggelläd's
zun allen Gäden uus. –
Los, wie's etz obsi schläggelläd
und ds Baalegufer täggelläd
im Gässli hindrem Huus!
Hai Bläss! In Gretis Zibellän
sii d Schmaggi schon am Chnibellän
Waa wein ächt die no z Weid?
Gscheuw, wie das tifig schnäbelläd
und gleitig wiiter träbelläd,
wen Bläss ne zuehi geid!

No in där wieschte Chläfellän
gäh's niid wan geng ge schnäfellän,
Wie'n niid verbotte wwään.
We d' Schmaggi wein ge mmättellän,
su cheuscht ne llang ge chrättellän,
die wisse, wwaa si gähn.

Der Schträhmmel, ds Tieri, ds Hudelli,
der Hääggel, d Schiltän, ds Budelli, –
ischt das es gschentigs Triecht!
Der Ruess, der Mantäl, ds Ziiselli
und ds zuemmerlichschta, ds Griiselli,
die bhed der Geishirt liecht.

Di Mälchschte mmeinscht? Teich ds Fliemmelli,
der Häsäl, d Gruenän, ds Bliemmelli
siin Geiss, waa Uter hein;
nid d Gadmerrän und ds Fädelli
und dert us Peetsches Gädelli
die mid dem Geltibein.

Was hein die Chnepf in Ohrän,
die Bruunän ohni Hoorän?
Hei's Ohrebhenk us Schtolz?
Weischt, das ischt d Brienserrassän,
der Schlag us iisen Gassän,
Än Geis vom beschtän Holz!

Hans Wyss, Sonceboz

Acht eis

Acht eis, es Chiri Gold im Sand,
es Bliemmelli im tirren Leub,
es goldgriens Chäferli im Steub,
e Sunnestrahl ar graue Wwand;
ir Rägennacht e Llampeschiin,
es Treib, waa dir e Schnee uus geid,
e Tiren, waa der offensteid,
und eina, waa wollt bien-der siin –
acht eis!

Peter Wyss

Sumeraben 1969

Hindren Bärigen, hindrem Wald
ischt es Seewwli, teif und chald.
Gengen alli tuusig Jahr
fliigt es Vegelli da dar:
bliibt es Schwickli,
triicht es Schlickli,
singd echlein,
fäckled hein –

Aber we's eis ds leschtmal chunnd,
ds leschta Trepfli triicht vom Grund,
ischt bin Gott ein Tag vergangen,
Tag, waa iiser Jahr drin hangen.

Peter Wyss

Maler in Brienz – Brienzner Maler

Max Gygax

Wie der moderne Reisende Städte, Landschaften und Menschen, die ihn besonders beeindrucken, mit Fotoapparat und Videokamera festzuhalten versucht, so trachteten bereits vor 200 Jahren die Besucher des Berner Oberlandes und anderer reizvoller Gegenden danach, ihren Reiseerlebnissen Dauer zu verleihen. Dazu bot sich schon damals das ergänzende Bild an, das verdeutlicht und anschaulich macht, was gerade auf längeren, abwechslungsreichen Reisen rasch verblasst oder sogar in Vergessenheit gerät. Fotoapparate, um beispielsweise die schönen Brienzner Schifferinnen oder die grossartigen Giessbachfälle abzulichten, standen den vornehmen Herrschaften allerdings nicht zur Verfügung; an zeichnerischen und malerischen Beweisstücken, dass man da und dort gewesen sei und dies und das gesehen habe, mangelte es trotzdem nicht.

Die Geburt des Fremdenverkehrs

Das Hallersche Lob des einfachen Lebens in einer grossartigen Umwelt, wie der berühmte Berner es in seinem Gedicht «Die Alpen» geschildert hat, und die drei Jahrzehnte später unter dem Einfluss *Rousseaus* sich ausbreitende Naturschwärmerei weckten in den gehobenen Gesellschaftsschichten die Neugier und den Wunsch, die gepriesenen Landschaften mit eigenen Augen zu schauen. Das war gewissermassen die Geburtsstunde des Fremdenverkehrs, dessen rasche Entwicklung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nur kurz unterbrochen wurde durch die französische Revolution und die nachfolgenden Kriegswir-



Deroy/Ciceri: Brienz (kolorierte Lithografie).

ren. Nach dem *Wienerkongress* von 1815, der Europa einen dauerhaften Frieden beschied, setzte in den landschaftlich reizvollen und historisch interessanten Gebieten unseres Landes sofort wieder ein Strom von Besuchern ein, mächtiger als zuvor, und entwickelte sich fast über Nacht zum bedeutendsten Wirtschaftszweig in den sonst wenig Erwerbsmöglichkeiten bietenden Berggegenden. Die Fremden verschafften nicht nur Gastwirten, Schiff- und Fuhrleuten guten Verdienst, sondern ebenfalls dem aufblühenden Andenkenhandel, der neben wertlosem Kitsch auch ansprechende und originelle Schöpfungen hervorbrachte.

Gefragte Souvenirs

Eine wichtige Rolle in diesem Andenkenmarkt spielten die Landschaftsmaler, die als sogenannte Kleinmeister in die Kunstgeschichte eingegangen sind. Ob die Bezeichnung auf die hauptsächlich verwendeten Formate zurückzuführen ist oder eher auf den heimatlich-beschränkten Horizont der Künstler, bleibe dahingestellt; ob so, ob anders: sie versorgten jedenfalls die fremden Gäste mit Bildern der besuchten Gegenden, mit Ansichten, die flüchtigen Eindrücken zu Glanz und Dauer verhelfen sollten. Gefragt waren neben Veduten mit kenntlichen Landschafts-, Dorf- und Stadtan-

sichten vor allem auch Darstellungen mit Szenen aus dem Volksleben, mit Trachtenmädchen, Hirten und Sennen.

Allerdings konnte sich nur ein kleiner Teil des reisenden Publikums Zeichnungen, Aquarelle oder sogar Ölgemälde von bekannten Malern leisten, da diese zu teuer waren. Damit war aber den Künstlern nicht gedient; die seltenen Verkäufe an reiche Ausländer brachten zu wenig ein und nötigten zudem zu einer unerwünschten Wiederholung der gleichen, immer wieder verlangten Motive, was gerade den besten Kleinmeistern nicht zusagte, weil sie mit Recht fürchteten, ihre Kreativität könnte dabei Schaden nehmen.

Aberlis Erfindung

Eine Lösung in diesem Zwiespalt, die sowohl den Künstler wie den künstlerisch interessierten, nach einem wertvollen Andenken auschauenden Reisenden auf seine Rechnung kommen liess, fand schliesslich *Johann Ludwig Aberli* (1723–1786), ein sehr begabter Portrait- und Landschaftsmaler aus Winterthur, der sich 1741 in Bern niedergelassen hatte und dort heimisch geworden war. Das von ihm nach einem Aufenthalt in Paris erfundene und nach ihm benannte Verfahren bestand darin, leichte Umrisse einer Landschaftszeichnung oder eines anderen Motivs auf eine Kupferplatte zu übertragen und die damit hergestellten *Radierungen* dann mit Tusche und Wasserfarben auszumalen. Diese handkolorierten «Zeichnungen» waren von Aquarellen kaum zu unterscheiden, wenn sie von Aberli selbst oder einem seiner geschulten Mitarbeiter illuminiert wurden. Erreichten sie so beinahe die Qualität eines Originals, so konnten sie andererseits bedeutend billiger verkauft werden, da die aufwendige

Zeichnung wegfiel und das Kolorieren keinen sehr grossen Aufwand erforderte, trotz der sorgfältigen Arbeit, die Aberli auch von seinen Mitarbeitern verlangte.

Die Aberlische Manier, wie sein Verfahren genannt wurde, setzte sich sofort durch; die schönen Blätter zu erschwinglichen Preisen fanden überaus guten Anklang, und Aberlis Atelier war voll ausgelastet. Oft radierte er selbst, übertrug das Bearbeiten der Kupferplatten aber auch Spezialisten wie *Matthias Pfenninger* (1739–1813), *Balthasar Anton Dunker* (1746–1807), seinem Freund *Heinrich Rieter* (1751–1818) und anderen. Zu Zeiten, wenn die Aufträge sich häuften, illuminierten auch so bekannte Maler wie *Gabriel Lory*, Vater (1763–1840), *Marquard Wocher* (1758–1830) und *Peter Birmann* (1758–1844) die Umrissradierungen in ebenso vorzüglicher Manier wie Meister Aberli selbst.

Die in Aquarelltechnik angefertigten und vertriebenen Stiche aus Aberlis Werkstatt erfreuten sich eines obrigkeitlichen Privilegs, einer Art frühen Copyrights, das ihre Nachahmung verbot. Der gleiche Schutz wurde auch *Sigmund Freudenberger* zuteil und *Heinrich Rieter*, der nach Aberlis Tod die Kupferplatten aus dem Nachlass erstanden hatte.

Die Bedeutung der von Aberli erfundenen Technik in künstlerischer und besonders auch wirtschaftlicher Hinsicht geht aus einem Bericht in den Gemeinnützigen Helvetischen Nachrichten hervor:

«Die durch Aberli erfundene, nachher von Rieter, *Lafond*, Freudenberger, Lory und *König* auf einen sehr hohen Stand ... gebrachte Aquarell-

manier in der Landschaftsmalerei hat der Stadt Bern nicht wenig Barschaft von Fremden zugezogen.

Ein Kunstkenner ... versichert, dass von Fremden bloss allein für dieses Kunstfach vor der Revolution jährlich über zweitausend Louis d'or in die Stadt flossen.»

Mit Brienz und seinem See machte Aberli schon früh Bekanntschaft, gilt er doch als der eigentliche Entdecker der landschaftlichen Schönheiten unserer Gegend. Bereits um 1760 herum malte er ein Ölbild mit der den *Burgstollen* krönenden Kirche, dem Pfarrhaus und den das Seeufer säumenden Behausungen. Hinter dem Ballenberg grüssen der Oltschibachfall und in der verschleierte Ferne die Hasliberge. Dieses Bild diente ihm 1769 als Vorlage für die bekannte Umrissradierung «Vue du village et du lac de Brientz, dessiné par J.L. Aberli et gravé par M. Pfenniguer avec privilège de la République de Berne.»

Ungefähr um die gleiche Zeit entstand auch das Gegenstück «Vue de la vallée Oberhasli». Es zeigt, vom Kirchet aus gesehen, das von der Aare in vielen Windungen durchflossene untere Haslital bis zum Brienersee. Diese beiden handkolorierten Blätter mit den auf fremde Besucher zugeschnittenen französischen Titeln wurden immer wieder verlangt und erfuhren grosse Auflagen. Die erwähnte Dorf- und Seesicht erforderte deshalb eine neue Platte, die auch eine leicht geänderte Radierung aufwies. Aberlis gefälliges Kunstblatt von Brienz regte unzählige Maler, Zeichner, Stahl- und Kupferstecher, Lithographen, aber auch Dilettanten zu ähnlichen Darstellungen an, die Dorfpforten aus verschiedenster Sicht zeigen.

Von *Joh. Jak. Wetzel* (1781–1834) stammen zwei kulturhistorisch bemerkenswerte *Aquatintablätter*. Das eine, «Les auberges à Tracht», hält die drei Gebäude des damaligen Hotels Kreuz fest und die Schiffländte mit den Nachen, auf denen die Brienzermädchen die Fremden zum Giessbach ruderten. Die sehr genau gezeichnete Vedute zeigt auch das aus dem Wald aufragende «Gippi», wie es sich heute noch präsentiert. Belebt wird das schöne Blatt durch eine bunte Menge von Personen, welche den Platz vor dem Gasthaus und die Ländte bevölkern.

Das andere Blatt, «Tracht», vermittelt, vom Fluhberg her gesehen, einen Blick auf die wichtige Warenumsschlagstelle und die idyllischen Häusergruppen im Dorfteil Tracht.

Eine eher ungewohnte «Vue du village de Brienz» verdanken wir dem bekannten Maler aller bernischen Pfarrhäuser, *Samuel Weibel* (1771–1846). Er betrachtet das Dorf einmal nicht vom See her, sondern gewissermassen von hinten, aus dem Feld. Aus schönem Baum- und Buschwerk schauen ein paar Häuser mit steinbeschwerten Schindeldächern, überragt von der Kirche auf dem Felsen am Dorfrand. Gegen Interlaken weitet sich die breite Seefläche, eingefasst von den naturgetreu behandelten Bergen. Unter einem Baum am linken Bildrand unterhalten sich Weibels Genossen von der Malerzunft über mögliche Motive. Mit dabei ist *Johann Stähli* (1778–1861), ein sehr begabter Brienzler Maler, der aber meist auswärts arbeitete. Er bewies schon als Knabe viel Talent, zeichnete und malte er doch neben seiner Beschäftigung als Geisshirt mit primitivsten Mitteln allerlei Figuren, die er dann für ein paar Rappen verkaufte. Später fand er Gönner, die



Johann Stähli: Bödeli mit Jungfrau.

ihm eine künstlerische Ausbildung ermöglichen, welche ihn bis nach Rom führte. Um 1810 liess er sich in Unterseen nieder und malte Oberländer Landschaften nach der Natur, die durch ihre genauen Details auffielen. Weitere Stationen seiner Künstlerlaufbahn waren Thun, wo er eine Zeitlang eine Malschule betrieb, und Genf. Durch die Unterstützung wohlhabender Freunde wurde ihm ein längerer Aufenthalt in England und Schottland möglich. Nach seiner Rückkehr wohnte er zuerst in Brienz und die zwei letzten Jahre in Habkern.

Eines seiner bekannten Werke ist das Panorama «Aussicht vom Hohbühl bey Interlachen». In der Art von *Aberli* schuf Stähli auch *Umrissradierungen* aus der Region, die leider nicht alle erhalten sind. Da er sich neben seinen geschäftstüchtigeren Kleinmeisterkollegen nicht

so gut zu behaupten wusste, blieb der Absatz seiner Arbeiten klein, was mit ein Grund sein dürfte, dass Stähli fast vergessen ist. Seiner Bedeutung als Künstler tut das keinen Abbruch; sie wird unterstrichen durch die Ehrung, die ihm mit dem zweiten vom Staat Bern verliehenen Kunststipendium zuteil wurde.

Die von Aberli entwickelte Umrissradierung blieb nicht die einzige Möglichkeit zur serienmässigen Herstellung von Kunstblättern. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts verbreitete sich die Aquatinta-Technik, ein Tiefdruckverfahren, das meist zusammen mit der Radierung angewendet wurde und dem Künstler erlaubte, alle Abstufungen von hell bis dunkel wiederzugeben. Auch die 1798 erfundene Lithographie, eine Flachdrucktechnik, bei der das Bild auf der Oberfläche eines glatt polierten Steins entsteht,

machte eine Vervielfältigung von Kunstblättern möglich. *Aquatinta* und Lithographie lösten nach und nach die *Umrissradierung* ab. Die neuen künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten belebten auch den Andenkenmarkt. Neben Landschaftsdarstellungen setzten sich immer mehr auch folkloristische Bilder buchstäblich in Szene. Mit Gemsjägern, Sennen, Schifferinnen, ländlichen Paaren, alle möglichst in der landesüblichen Tracht, verdiente sich mancher Maler seinen Unterhalt. Als dankbares Objekt, und in Hinsicht auf rege Nachfrage an der Spitze, bot sich in Brienz die schöne *Elisabeth Grossmann* an, die fast legendäre Schifferin (S. 283 und rechts auf dieser Seite).

Emanuel Locher (1761–1840) schuf das bekannte *Aquatintablatt*, das schon in seinem Titel verrät, wem es zugehört ist: «*Elisabeth Grossmann, la belle batelière de Brienz, dédié au souvenir agréable des voyageurs en Suisse.*»

Von *Ludwig Vogel* (1788–1840) kennt man gleich zwei Zeichnungen der hübschen Brienzlerin. Auch *Franz Niklaus König* (1765–1832), der lange im Bödeli wohnhaft gewesene Kunstmaler und Kunstverleger aus Bern, befasste sich mit Elisabeth; ein aquarelliertes Blatt zeigt die Siebzehnjährige in der heimischen Tracht mit aufmerksamer, eher zurückhaltender Miene. Mit einem originell gestalteten, kolorierten Blatt führt uns König auch in die Stube des *Schulmeisters Kehrl*, der am Spinett sitzend mit seinen fünf Kindern singt (s. S. 263). Neben seiner Tätigkeit als Maler und Fremdenführer durch das engere Berner Oberland wirkte König auch noch als erster, gewissermassen selbsternannter Tourismusförderer.



Franz Niklaus König: Die schöne Schifferin von Brienz (Aquarell auf Transparentpapier, um 1810, Kunstmuseum Bern).

Er malte Oberland- und Schweizeransichten auf Pergament, das dann von hinten beleuchtet wurde. Mit diesen wirkungsvollen Transparenzen ging er auf Werbereisen, auch ins Ausland, wo die ungewohnten Lichtbilder viel Beachtung fanden und zweifellos viele Zuschauer zum Besuch der gezeigten Gegenden verführten.

Eine ähnliche Entdeckerrolle, wie sie *Aberli* für das Dorf Brienz zukommt, spielten der ältere *Lory* und *Rieter* für den Giessbach, zu dem *Aberli* keine Beziehung hatte, weil zu seiner Zeit noch kein Zugang möglich war und die Fälle dementsprechend keine Beachtung fanden.

Lory steuerte zu einer 1797 erschienenen Sammlung «Recueil de paysages suisses dessinés d'après nature» das Blatt «Chute du Giessbach au Bord du lac de Brienz» bei. Es handelt sich dabei um die erste bekannte Darstellung der Fälle überhaupt. Nur wenig später nahm sich *Rieter* desselben Motivs an. Seine aquarellierte Umrissradierung «Chute du Giessbach près du lac de Brienz» gilt als eine der schönsten Wiedergaben des eindrucklichen Naturschauspiels. Aus der grossen Schar der Giessbachmaler seien noch hervorgehoben *Peter Birmann*, sein Sohn *Samuel Birmann* (1793–1847), *Samuel Weibel* und *Johann Ludwig Bleuler* (1792–1850).

Mit der besseren Erschliessung der Fälle durch den Schulmeister und Giessbachpionier *Kehrli* sowie dem ständig anschwellenden Strom von Besuchern vergrösserte sich auch die Zahl der Künstler, die mit der Herstellung von Giessbachansichten ein gewinnbringendes Geschäft machten. Darin lag aber bereits der Keim des Niedergangs, so widersprüchlich das klingen mag! Gerade weil die Anfertigung und der Ver-



Gabriel Lory: Chute du Giessbach au Bord du Lac de Brienz (Kunstmuseum Bern).

trieb von farbigen Kunstblättern vom Giessbach und anderen malerischen Gegenden guten Verdienst versprachen, verlegten sich viele, auch weniger talentierte Künstler, auf die Nachahmung gängiger Motive. Mit dieser Entwicklung verkam die Kleinmeistervedute in vielen Fällen zur Dutzendware, zum billigen Machwerk ohne künstlerischen Wert. Angeboten wurde nach und nach alles, was kritiklosen Reisenden angedreht werden konnte.

Der Winterthurer *Hegner* schreibt 1819 einem Freund von seiner Alpenreise:

«Da könnte sich einer arm kaufen! Alpen, Gletscher, Seen, Wasserfälle, Hauptstädte, Hauptflecken, Hauptdörfer, Klöster, Amtshäuser, Brücken, Schlösser, die man kaum von Bau-

ernhäusern unterscheiden kann, Edelsitze, wo kein Adel wohnt, und Bauernhütten je hässlicher desto besser, alles hat seinen Maler gefunden und der Maler wiederum seinen Käufer ... Von einer einzigen Gegend aus dem Berner Oberland habe ich Ihnen, zur Erhärtung dessen, was ich sage, zweiunddreissig verschiedene Ansichten beigelegt und so gibt es von andern berühmten und begafften Stellen vielleicht noch mehr. Es ist beinahe kein Städtchen, wo nicht so ein Prospektmacher selbst oder sein Kramladen zu finden ist, und es wäre bald nötig, dass die Natur neue Berge schüfe oder alte zusammenstürzte, um der zahlreichen Innung weitere Nahrung zu geben.»

Man geht kaum fehl, wenn man die zweiunddreissig verschiedenen Ansichten beim Giess-

bach ansiedelt; wie kaum eine andere Sehenswürdigkeit wurden die stiebenden Fälle gemalt, auf alle möglichen Arten vervielfältigt und wasserfallsüchtigen Engländern und weniger vornehmen Herrschaften verkauft.

Die oben kurz skizzierte Entwicklung, die von anspruchsvollen Kunstblättern wegführte zu einem billigen Massenprodukt, wurde nicht zuletzt von ernsthaften, fähigen Kleinmeistern selbst bedauert. In seinem Buch «Reise in die Alpen» klagt denn *Franz Niklaus König* aus eigener schlechter Erfahrung:

«Von Kupferstichen aus dieser Gegend wird die Überschwemmung täglich grösser. *Aberli* erfand die Manier der kolorierten Blätter. Diese Erwerbsquelle benutzten mehrere gute Künstler, die den besten Gebrauch davon machten ... Aus bester Quelle entsteht diese Sündfluth gewiss nicht; denn da diese besseren Künstler die Mühe nehmen, alle ihre Blätter selbst auszuarbeiten, so reicht ihre Zeit kaum hin, das Verlangte neben ihren übrigen Arbeiten zu liefern. Hingegen entstehen täglich mehr sogenannte Prospektfabriken, wo dieses Zeug zu Hunderten hingesuselt wird. Diese Fabrik-Produkte haben noch den Vorzug vor den andern, dass sie recht bunt ins Auge fallen, und daher im Durchschnitt mehr Absatz finden. Auf diese Art bringt der Unkundige für sein gutes schweres Geld öfter einen Wisch nach Hause, welcher nicht für einen Groschen Kunstwerth enthält. Für jene Künstler dagegen, die nichts Gestoche- nes herausgeben, ist diese fatale Mode mehr als nachtheilig. Mehrere der besten Schweizerkünstler werden dadurch am Ende ausser Brod gesetzt.»

König macht hier auf eine Erscheinung aufmerksam, die den Kunsthandel seit jeher begleitet hat: die Nachahmung von Werken, die sich gut verkaufen lassen! Leider waren solche Machenschaften recht verbreitet; die missbräuchliche Verwendung fremden geistigen Ei-

gentums liess sich auf dem Andenkenmarkt gewinnbringend absetzen und bedeutete kein grosses Risiko, da keine wirksamen Schutzbestimmungen bestanden.

Künstlerische Freiheiten

Eine andere Bewandnis hatte es mit den Freiheiten, die sich auch anerkannte Meister in ihren Veduten erlaubten. Genaue, naturgetreue Wiedergabe der Landschaft war wohl wichtig; das Werk erfuhr aber häufig noch eine Bereicherung durch Bildelemente, die eingefügt wurden, um eine ausgewogene Komposition zu schaffen, die nicht nur topographischen, sondern auch gestalterisch-künstlerischen Anforderungen genügte. Solch schmückendes Beiwerk bot sich an mit Bäumen, Felsen, figürlichen Staffagen u.a. Beispiele liefern etwa Giess-

bachansichten mit Betrachtern im Vordergrund oder auf einem Brücklein, Betrachter, welche die Nichtigkeit des Menschen vor einer überwältigenden Naturkulisse vor Augen führen sollen. Oft diente der Einbezug von Personengruppen auch der Belebung von sonst etwas eintönigen Landschaften, die dadurch eine Aufwertung des Gesamteindrucks erfuhren. Solche buchstäblich zu nehmenden Kunstgriffe sind erlaubt; sie gehören zu den Freiheiten, die der Künstler für seine Arbeit benötigt. Der Wahrheitsgehalt einer Darstellung braucht übrigens darunter nicht zu leiden, da die einzelnen Bildteile durchwegs der Realität entsprechen. Die auf diese Weise gesteigerte Bildwirkung hatte für die kleinmeisterlichen Blätter erst noch den gewünschten Nebeneffekt, die Kauflust zu steigern...



William Henry Bartlett: Lake of Brienz with the Giessbach Cascade.

Dass die Nachfrage in guten Zeiten alle Erwartungen erfüllte und wertvolle wie auch weniger bedeutende Kunstblätter der Kleinmeister europaweit Verbreitung fanden, lässt sich noch heute nachweisen; viele Sammler solcher Ansichten werden nämlich nicht selten fündig bei Antiquaren in England, Frankreich und anderen Ländern. Gerade englische Künstler wie *William Henri Bartlett*, *G. Cattermole*, *Marianne Colston* u.a. zeichneten und radierten Veduten unseren Kleinmeistern zum Trotz und versuchten sich sowohl am Giessbach wie in Brienz, wobei allerdings gelegentlich Zweifel auftauchen, ob sie die dargestellten Landschaften wirklich selber gesehen haben! Dafür zwei Beispiele:

Bartlett gibt die Giessbachfälle recht naturgetreu wieder, fügt aber dann noch weitere, im landschaftlichen Umfeld vorhandene, sehenswerte Partien bei. Da diese aber nicht im selben Blickfeld liegen wie die stürzenden Wasser, ändert der Künstler kurzerhand den Standort, schaut in eine andere Richtung und ergänzt nun sein Bild mit der Sicht seeabwärts gegen Ringgenberg und das Bödeli bis hin zur horizontabschliessenden Niesenkette! Er bietet damit eine – dem Käufer wahrscheinlich sogar willkommene – Sicht über eine Gegend, wie sie sich dem Auge vom gleichen Standort aus leider nicht eröffnet, die aber doch zum Erlebnis «Giessbach – Brienzensee» gehört. Die Darstellung Bartletts, die zwei bemerkenswerte Ansichten so vereinigt, dass sie sich zu einem durchaus realistisch anmutenden Bild verbinden, geht zurück auf eine Gouache «Vue de la chute du Giessbach» des bekannten Malers *Johann Ludwig Bleuler*. Bartlett scheint dieses Bild gekannt und seinem Stahlstich mehr oder weniger zu Grunde gelegt zu haben.



Die «Tellskapelle am Genfersee» ist unverkennbar die Brienzkirche auf dem Burgstollen!

Neben Bartlett begeisterten sich noch weitere Engländer an den landschaftlichen Reizen der Schweiz. Oft reisten sie allerdings in solcher Eile, dass dabei die Orientierung ziemlich litt und die einzelnen besuchten Orte etwas durcheinander gerieten. Auch dafür ein bezeichnendes Münsterchen mit dem hier wiedergegebenen Stahlstich! Wie ein Dutzend andere *Radierungen*, *Aquatinten* und *Lithographien* geht er auf das von *Aberli* 1769 gemalte und von *Pfenninger* gestochene Blatt «Vue du village et du lac de Brienz» zurück, das den westlichen Dorfeingang mit der Kirche zeigt.

Der Engländer *G. Cattermole*, ein bekannter Maler und Illustrator, zeichnete durchaus wirk-

lichkeitsgetreu die Kirche auf dem Burgstollen mit der Mühle und der einstigen Sägerei. Fast unverändert steht auch das Brienzener Pfarrhaus noch am gleichen Platz, während die den Vordergrund belebenden Barken in dieser Bauart kaum auf dem Brienzensee zu finden waren.

So weit, so gut! Eine Zumutung für die Käufer dieses von *A.H. Payne* in Stahl gestochenen Blattes ist lediglich die Legende, die da lautet:
WILLIAM TELL'S CHAPEL
LAKE OF GENEVA

Engländer, die dieses Blatt in London erstanden, wo es verlegt wurde, konnten sich eine ganze Schweizerreise glatt ersparen!

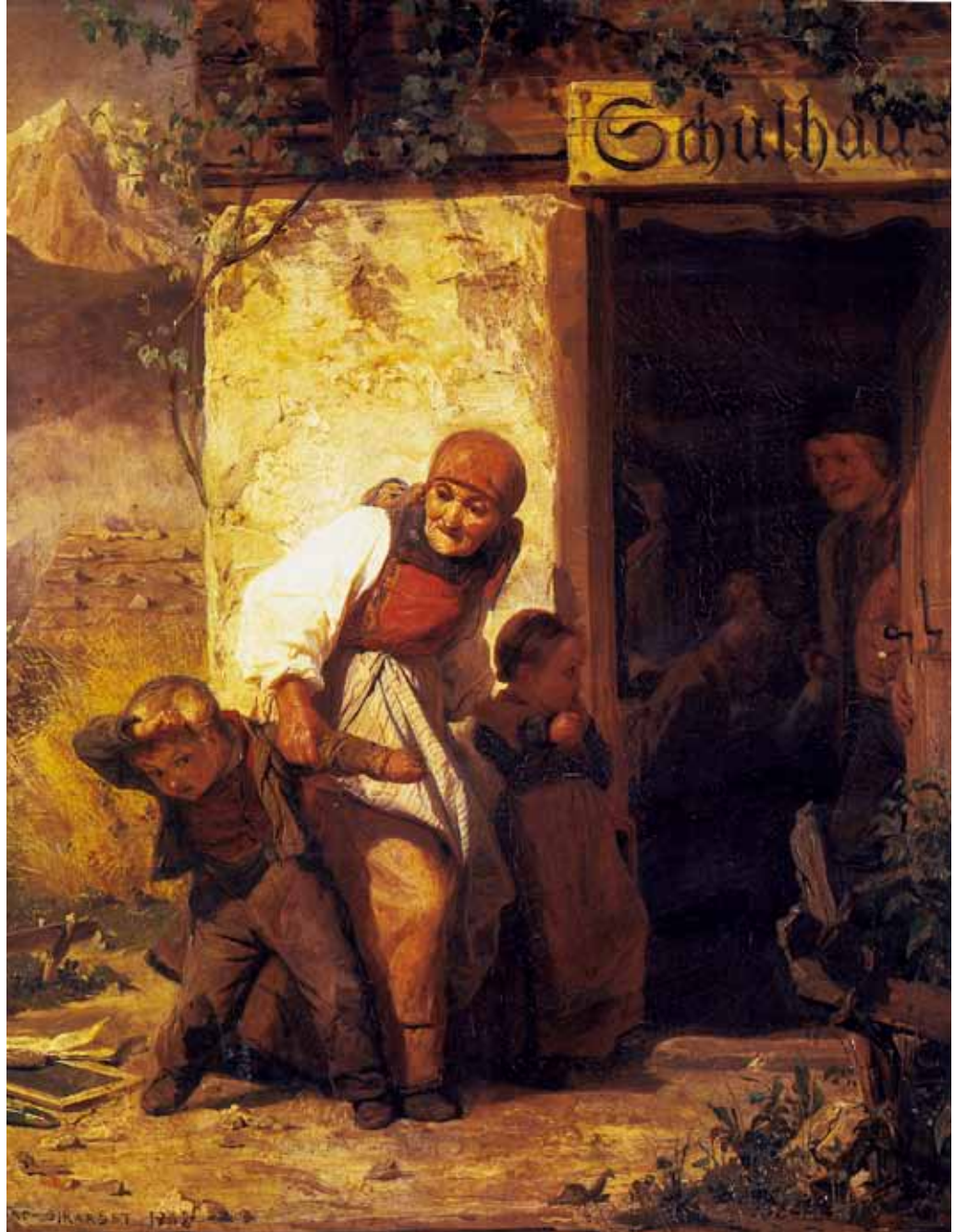
Die Brüder Girardet

Von den vielen Kleinmeistern, die mit ihren Veduten und Folkloreblättern Brienz, seine Schifferinnen, den See und den Giessbach weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt machten, war keiner in Brienz ansässig. Sie lebten wohl zeitweilig in unserer Gegend, malten und skizzierten, was ihnen sehenswert erschien und guten Absatz versprach; die gefundenen Motive aber verarbeiteten sie in ihren Werkstätten in Bern, Zürich und andernorts zu den Kunstblättern, mit denen sie ihren Lebensunterhalt bestritten.

Das änderte sich erst mit den beiden Brüdern *Karl und Edouard Girardet*. Diese gehörten zu einer weitverzweigten Familie, aus der über ein Dutzend Maler, Zeichner, Kupferstecher und Lithographen hervorgingen, die sowohl in Neuenburg wie in Frankreich lebten und wirkten.

Karl Girardet (1813 –1871) ging schon als Neunjähriger nach Paris, um das Malerhandwerk zu erlernen. Nach beendetem Studium kehrte er nach Neuenburg zurück, um einem seiner Lehrer, *Maximilien de Meuron* (1785 –1868), bei der Ausarbeitung eines grossen Gemäldes zu helfen. Von de Meuron ist bekannt, dass er gelegentlich im Berner Oberland malte. 1825 entstand das viel beachtete Bild «Le grand Eiger», das gewissermassen den Anfang der Malerei im Hochgebirge markiert.

De Meuron arbeitete aber auch am Brienzersee. Erhalten ist von ihm eine Zeichnung «Famille Kehrl, chanteurs au Giessbach» aus dem Jahr 1817. Damit wird eine Beziehung zu Brienz dokumentiert, die erklären könnte, warum sich sein ehemaliger Schüler 1837 in Brienz niederliess. Auch Karl Girardets Bevorzugung der



Edouard Girardet: *Die tägliche Mühe* (Öl auf Leinwand 1848, Kunstmuseum Bern).



Karl Girardet: Lac de Brienz.

Landschaftsmalerei geht offensichtlich zurück auf den Einfluss *de Meurons*, der ihm die Brienzerseegegend nahe gebracht hat.

Nur ein Jahr später folgte auch der neunzehnjährige *Edouard* seinem Bruder nach Brienz und verbrachte schliesslich zwanzig Jahre im Dorf, bevor er nach Frankreich zurückkehrte. Er wurde in kurzer Zeit in Brienz völlig heimisch, nicht zuletzt durch die Heirat mit einer Brienzerin. Die tiefe Verbundenheit mit Land und Leuten zeigt sich deutlich in seinen Werken, die das Dorfleben in mannigfachen Szenen widerspiegeln. Die «Versteigerung», ein «Viehmarkt» und weitere Gemälde legen Zeugnis ab von seinem reichen Schaffen, das sich durch die Wirklichkeitsgetreue Wiedergabe von Menschen, ihrer Arbeit, ihren Freuden und Sorgen in der heimischen Umgebung auszeichnet.

Karl entwickelte sich in Brienz, wo er mit längeren Unterbrüchen wohnte und oft gemeinsam mit seinem Bruder arbeitete, zum Maler mit einer Vorliebe für die vielseitige Seelandschaft mit ihren abwechslungsreichen Uferpartien, die er zu jeder Jahreszeit mit seinem Skizzenblock erfasste oder in Ölgemälden festhielt. Sein wichtigstes Tätigkeitsfeld fand er jedoch in Paris, wo er am Königshof grosses Ansehen genoss und immer wieder mit bedeutenden Aufträgen bedacht wurde. Erst die *Februarrevolution* von 1848, welche die Abdankung des «Bürgerkönigs» Louis-Philippe erzwang, beendete Karl Girardets Laufbahn als Hofmaler und führte ihn wieder nach Brienz.

Der grosse Bekanntenkreis der malenden Brüder, der sich weit über Neuenburg hinaus erstreckte, hatte zur Folge, dass sich oft Künstler für kürzere oder längere Zeit in Brienz einfanden.

Dabei wurden Erfahrungen und wohl auch Bilder ausgetauscht, es wurde über neue Strömungen in der Malerei diskutiert, die zu eigenen Versuchen anregten. Diese zwanglosen Künstlertreffen veranlassten einen Waadtländer Schriftsteller, Brienz als Rütli der Schweizermalerei auszurufen; eine etwas hochgeratene Würdigung angesichts der vielen Maler und Malerschulen, die mit Brienz in keiner Verbindung standen. Einige Berechtigung erwächst dem Rütli-Anspruch immerhin durch die Tatsache, dass *François Diday* (1802–1877), der zusammen mit *de Meuron* als Vorreiter der schweizerischen Landschaftsmaler gilt, in und um Brienz gemalt hat. Noch berühmter ist *Alexandre Calame* (1810–1864), der als Gebirgsmaler erstmals 1835 ins Berner Oberland kam und sich wie Diday eingehend mit der Brienzerseelandschaft auseinandersetzte. Neben Ölgemälden befas-

te sich Calame auch mit dem Steindruck. So existiert u.a. ein Blatt von der Säge am Mühlebach mit Blick auf den Kirchturm und die Häuserzeile des Dorfes, die sich dem Ufer entlang zieht. Viele seiner lithographierten Blätter stellte er zu Alben zusammen, die mit ihren Ansichten von Landschaften und Bauwerken von hohem kulturhistorischem Wert sind. Ähnlich wie die Veduten der Kleinmeister zeigen sie im Vergleich mit dem heutigen Zustand, welche Änderungen Landschaft und Siedlungen in den letzten zweihundert Jahren erfahren haben.

Max Buri

Nur wenige Jahre nachdem 1895 die letzten Girardet-Nachkommen von Brienz weggezogen waren, liess sich mit *Max Buri* (1868–1915) ein weiterer Maler im Dorf nieder, der hier nicht nur einen Aufenthalts- und Schaffensort für sich



Max Buri vor der Staffelei.

und seine Familie fand, sondern auch seine künstlerische Heimat. *Buri*, ein gebürtiger Ementaler, zeigte schon früh eine künstlerische Begabung, die nach dem frühen Tod des Vaters von der Mutter gefördert wurde. Nach einer Grundausbildung in Bern und Basel folgten wechselnde Studien in München und Paris, unterbrochen durch Reisen, die ihn weit in Europa herum und bis nach Afrika führten. 1896 kehrte er in die Schweiz zurück, heiratete zwei Jahre später und nahm mit Frau und Tochter nach kürzeren Aufenthalten in Langnau und Luzern 1903 Wohnsitz in Brienz, dem Dorf, wo er schon in seiner Jugend Ferien verbracht hatte.

Dass Buri sich gerade in Brienz niederliess, gehört zu den glücklichen Zufällen, die etwa das Schaffen eines Künstlers in eine neue Richtung lenken. Was schon *Edouard Girardet* angesprochen hatte, schlug sich auch im Werk Buris nieder: das noch weitgehend unverfälschte, einfache Leben einer vorwiegend bäuerlichen Dorfgemeinschaft mit originellen Charaktertypen in einer ihm zusagenden Umgebung, in der er sich aufgenommen, verstanden, kurz, daheim fühlte. Es kam dazu die weite, gleich vor seinem Haus sich dehnende Seelandschaft, die sich nicht in uferloser Ferne verliert, sondern mit den einfassenden Bergen einen begrenzenden Rahmen schafft und so überschaubar wird; diese Landschaft sagte ihm zu.

Schon eines seiner ersten in Brienz entstandenen Bilder, die «Dorfpolitiker» von 1904, legt die thematische und künstlerische Richtung fest, welche Buris Malerei fortan bestimmt; er malt – neben wenigen Landschaften – Volkstypen, welche die Dorfleute in ihrem Alltag zeigen: den «Handörgeler», die «Bäuerin im Sonntagsstaat», die vier Dorfhonoratioren, die sich nach einem



Max Buri: Handörgeler.

«Begräbnis in Brienz» bei einem Glas Wein zusammenfinden, das «Bauernpaar am Sonntagnachmittag» u.a.

Buris malerischer Ausdruck ist durchaus eigenständig und unverkennbar; er verzichtet auf unwesentliche Einzelheiten in seinen Bildern zu-

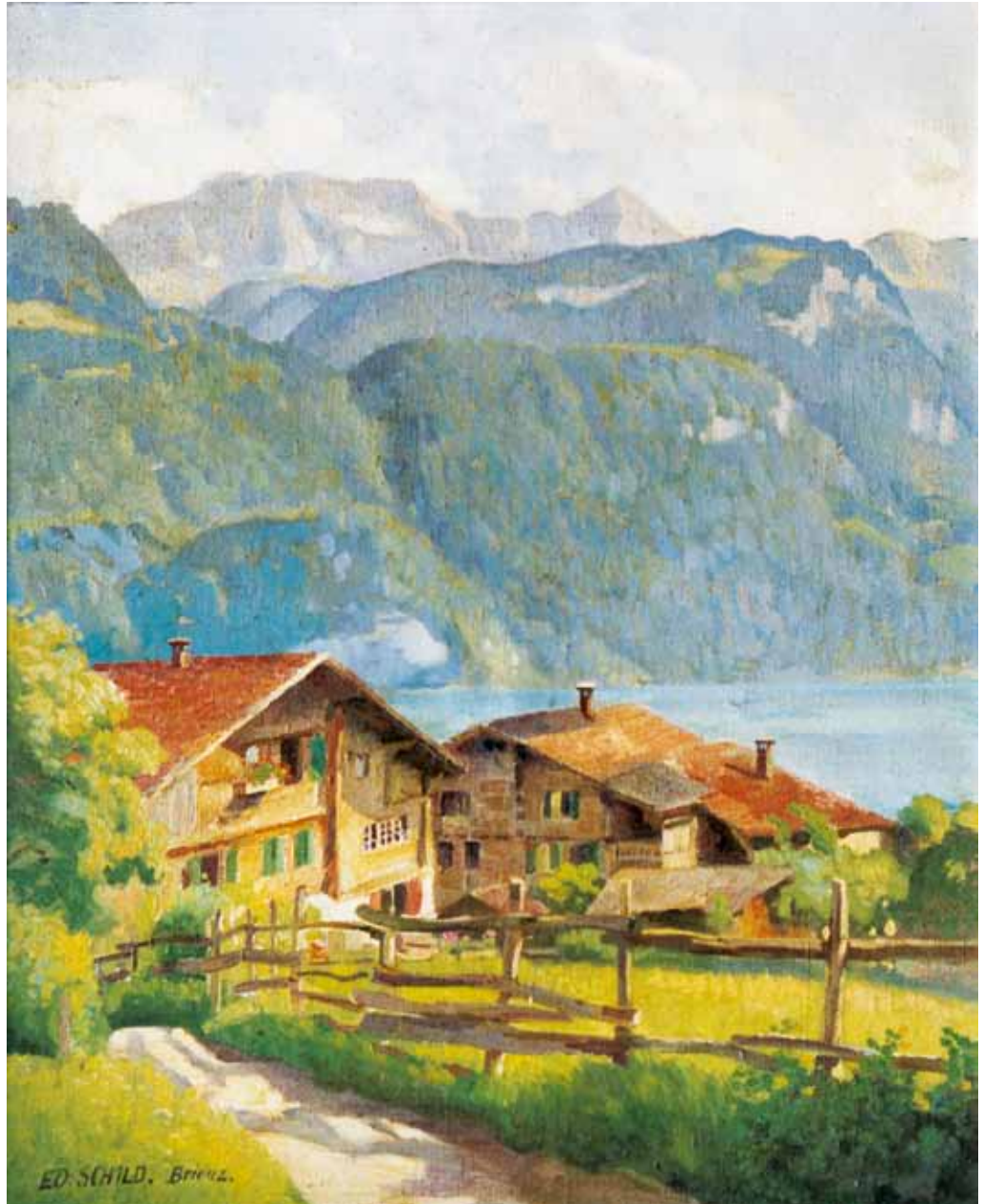
gunsten eines grossflächigen Ganzen. Elegante Geschlecktheit fehlt den von ihm portraitierten Leuten ebenso wie schwermütiges Wesen, Trauer und Verzweiflung. Trotz aller Erdschwere und einem nicht immer leichten Leben strahlen sie ruhige Behaglichkeit aus, Zuversicht und Lebensfreude, dank der lichten, un-

gebrochenen Farbigkeit von Buris Palette. Nicht selten blitzt, seiner unkomplizierten, daseinsfreudigen Art entsprechend, beim Maler auch der Schalk auf, so etwa im Bild «Das tapfere Schneiderlein» oder in verschiedenen Karikaturen.

Mit Recht gilt *Buri* als einer der originellsten und kraftvollsten Vertreter der schweizerischen Malerei nach der Jahrhundertwende. Seine überzeugenden, aus unmittelbarem Erleben entstandenen Werke lassen vergessen, dass die vordergründig so einfach anmutenden Gemälde überaus sorgfältig komponiert sind. Auch wenn die von Buri dargestellte bäuerlich-ländliche Welt längst verschwunden ist: als Zeitdokument und Ausdruck eines eigenständigen, künstlerischen Gestaltungswillens bleiben seine Bilder zeitlos gültig. Leider verstarb Buri, dessen Schaffen noch viel versprach, bereits im Alter von 47 Jahren. Sein Andenken lebt im Dorf weiter; er gilt als der Brienzer Maler schlechthin, und die Namen vieler seiner Modelle sind noch heute bekannt.

Eduard Schild

Ungefähr um die Jahrhundertwende begann ein Brienzer sein malerisches Werk, das sich zur Hauptsache auf die heimatliche Landschaft beschränkte. Die Rede ist von *Eduard Schild* (1878–1944). Seine Malweise und die Art seiner Motive heben sich deutlich ab von seinem berühmteren Dorf- und Zeitgenossen Max Buri. Dieser wandte sich vorwiegend der Darstellung bäuerlichen Lebens zu, während Schild eher kleinformatige Landschaftsbilder schuf. Damit blieben beide, jeder auf seine Art, verwurzelt mit dem Boden ihrer Brienzerheimat. Schilds Bilder finden heute wieder viel Beachtung und sind von Liebhabern gesucht, da sie in der



Eduard Schild: Dorfpartie.



Adolf Gander: Alpgasse (Kohlezeichnung).

Wahl ihrer Motive, aber auch in der Malweise anspruchsvollen Massstäben durchaus entsprechen.

Abgesehen von einem kurzen Studium an einer Kunstakademie in München eignete sich der Maler seine kunsthandwerklichen Kenntnisse als Autodidakt an, um auszudrücken, was ihn bewegte. Er galt als hervorragender Zeichner, der mit sicherem Strich das Wesentliche eines Motivs einzufangen und genau wiederzugeben vermochte. Viele seiner Skizzen verarbeitete er dann im Atelier zu Aquarellen oder Ölbildern.

Seine ganze Liebe wandte er den bescheidenen, stillen Schönheiten zu, die sein Künstlerauge im Dorf und seiner Umgebung entzückten: einem sonnverbrannten Holzhaus mit Blumen-garten, versteckten Winkeln, einer Landschaft mit dem See. In dieser erlebten Darstellung der heimischen Umgebung ging er ganz auf. Seine Eindrücke verarbeitete er auf eine ihm gemässe Weise, ohne sich von fremden Einflüssen oder modischen Erwägungen beeinflussen zu lassen. Experimente, die oft nur erfolgen, um Aufsehen zu erregen, waren ihm fremd, dagegen strebte er stets danach, seine künstlerischen Fähigkeiten weiter zu entwickeln und so zu malen, dass er zu seinem Werk stehen durfte. Seine Kunst erreichte denn auch eine beachtenswerte Höhe, und viele seiner Landschaften wurden an schweizerischen und Ausstellungen oberländischer Künstler gezeigt. Trotzdem blieb es *Eduard Schild*, wie vielen seiner Malerkollegen, versagt, sich ausschliesslich der Kunst zu widmen. Schuld daran war einmal die Ungunst der Nachkriegs- und Krisenzeit, aber auch die den Kunsthandel beeinflussende Dominanz bekannterer zeitgenössischer Künstler, die das Werk anderer guter Maler oft in den

Schatten stellte. So war denn auch *Eduard Schild* gezwungen, neben seiner Tätigkeit als Kunstmaler noch einen sichereren Beruf auszuüben; er bemalte Kassetten und andere Erzeugnisse der Kleinschreinerei mit Landschaften und konnte damit seine Freude an künstlerischem Gestalten wenigstens teilweise mit einem Brotberuf verbinden.

Adolf Gander

Kurz bevor sich *Max Buri* in Brienz niederliess, erblickten hier und in Schwanden zwei Kinder das Licht der Welt, die später für die Fortsetzung der malerischen Tradition im Dorf sorgten. Eine seltsame und bedrückende Duplizität der Ereignisse brachte es mit sich, dass die 1902 geborenen *Adolf Gander* und *Johann Peter Flück* im gleichen Jahr 1954 an einer unheilbaren Krankheit verstarben.

Obschon ihr zeitliches Dasein parallel verlief, blieb die künstlerische Ausstrahlung von *Adolf Gander*, im Gegensatz zu derjenigen von *J. P. Flück* begrenzt auf einen engeren regionalen Rahmen. Das hatte nichts zu tun mit mangelndem Können, auch wenn dem begabten Zeichner und Aquarellisten eine gründliche akademische Ausbildung an einer Kunstschule aus familiären und finanziellen Gründen in der Krisenzeit der Nachkriegsjahre versagt blieb. In der Malerlaufbahn von *Adolf Gander* zeigt sich übrigens beispielhaft, dass auch bei schönsten Anlagen eine Förderung durch einflussreiche Persönlichkeiten und Gönner unerlässlich ist. Da *Gander* nicht über diese Beziehungen verfügte, blieb ihm leider die Teilnahme an bedeutenden nationalen Ausstellungen verwehrt, die zu wichtigen Kontakten mit massgebenden Kunstkritikern und der Presse geführt hätten. Es fehlte so auch am nötigen Bekanntheitsgrad

und damit verbunden an lohnenden Aufträgen und Anregungen. Viel Förderung erfuhr *Gander* immerhin durch den befreundeten englischen Maler *Allinson*, der mehrere Sommer im Nachbarhaus wohnte und arbeitete.

Ganders erste Bilder entstanden mit einfachsten Geräten. Lange malte er seine Aquarelle mit einem gewöhnlichen Schülermalkasten, und für seine farbigen Zeichnungen verwendete er Farbstifte, wie sie in der Schule gebraucht werden. Trotzdem gelangen ihm selbst mit diesen unzulänglichen Mitteln erstaunliche Bilder: vorerst kleinformatige Zeichnungen und Landschaften aus dem Dorf und der Umgebung und viele reizende Stilleben. Später kamen auch grössere Ölbilder dazu, so ein «Bergdorfet an Rotschalp» mit einer bunten Menge von Personen, die sich auf einer Tanzfläche drängen. Das Gemälde beweist eindrücklich das kompositorische und technische Können des Künstlers. Seine malerische Fertigkeit hatte *Gander* zweifellos erworben bei seinem Brotberuf, dem Verzieren von Kassetten mit Schweizeransichten. Seine Nachkommen besitzen noch eine grosse Sammlung von solchen äusserst sorgfältig und gekonnt gemalten Miniaturlandschaften, kleinen Kunstwerken, die weit über das hinausgehen, was man von dieser Art Souvenir sonst gewohnt ist.

Da sich seine Arbeiten mit der Zeit immer besser verkauften, plante *Gander*, sich bald ausschliesslich der Malerei zu widmen. Doch dann überfiel ihn eine schwere Krankheit, die seiner weiteren künstlerischen Entfaltung ein Ende setzte. Verschiedene Operationen brachten keine Hilfe und beraubten ihn auch noch der Sprache. Mit bewundernswerter Fassung und trotz schwerster körperlicher und seelischer

Belastung rang er sich noch eine ganze Reihe eindrücklicher Bilder ab, bis ein letzter Spitalaufenthalt in der Insel seinem Wirken ein Ende setzte; einem Wirken, das unter glücklicheren Umständen umfassendere Beachtung und grössere Anerkennung gefunden hätte.

Johann Peter Flück

Er wohnte zwar in der Gemeinde Schwanden, der er mehrere Jahre sogar als Gemeindepräsident diente; trotzdem dürfen wir ihn als Brienzmaler betrachten, nicht nur weil die beiden Dörfer schon lange zusammengewachsen sind, sondern vor allem weil ein bedeutender Teil seines Schaffens von der Landschaft oben am See geprägt ist, einer Landschaft, die er zutiefst liebte, in der er verwurzelt war, die er in seinen Bildern immer wieder festzuhalten suchte.

J. P. Flück konnte sich schon früh nicht vorstellen, etwas anderes zu werden als Maler. Das Kind schon reizte die damals noch unverstellte Natur rund um Schwanden zum Zeichnen und Malen, auch wenn dem Vater solche Spinnereien gar nicht passten. Peter brachte für diese kritische Einstellung sogar ein gewisses Verständnis auf, schreibt er doch selbst:

«Ich kannte die Urgründe dieses väterlichen Sorgens, ich brauchte nur aus dem Fenster zu blicken auf die Schuttkegel und Geröllhalden, die sich vor unsern Häusern bis nach Hofstetten erstreckten ... Wiese für Wiese, Acker für Acker hat mein Vater wegspülen sehen. Er hat den *Murgängen* zugesehen, die langsam wie Lavaströme aus den Schründen der «Lamm» hervorbrachen und sich auf die sanften Hänge oben am See legten ... Ich verstand meine Onkel im Obern Dorf, die sich unglaubliche Ent-



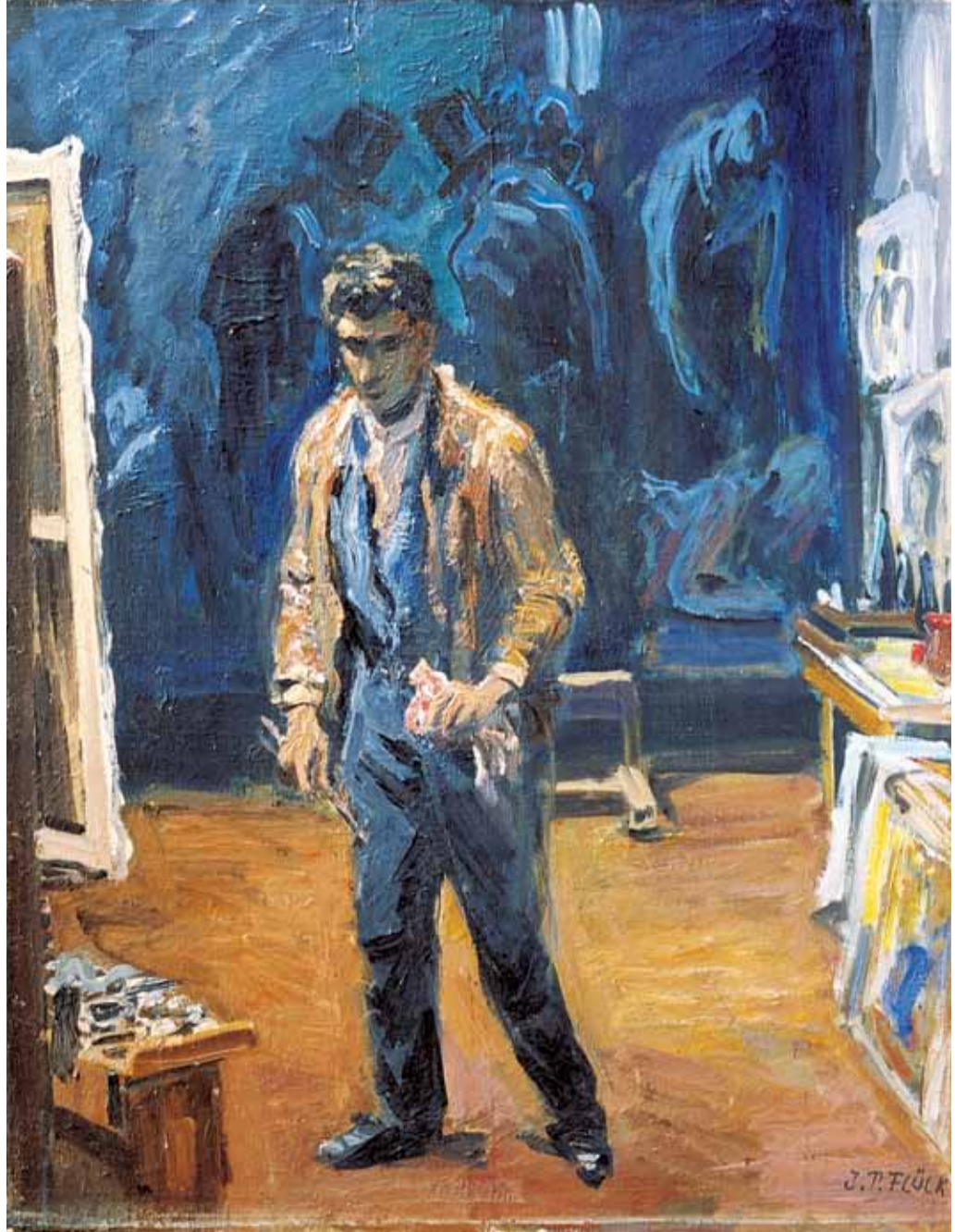
Johann Peter Flück: Ueli.

behörungen auferlegten, um das alte Erbe der «Brenner» (Zuname der Flücksippe) wieder neu zu schaffen. Und nun will der Letzte der Familie so einer werden wie dieser Girardet, der auf den Strassen mit sich selber redet ..., der glücklich ist, wenn ein anderer «Hudel» ihm in einer Wirtschaft eine Wurst bezahlt.»

Nicht zuletzt durch die Vermittlung der klugen Mutter, die fest an die Fähigkeiten ihres Sohnes glaubte, kam es dann zu einer Übereinkunft: Peter besuchte das Seminar Muristalden, um sich notfalls als Lehrer durchschlagen zu können, wenn sich die Malerei als brotloses Unterfangen erweisen sollte. Er nahm diesen beruflichen Abstecher auf sich, genau wie sein späterer Freund *Willy Burkhard*, dessen Bekanntschaft er im Seminar machte. Beide verspürten weder den Wunsch noch Lust, Lehrer zu werden; Burkhard lebte nur seiner Musik, Flück hatte nur die Malerei im Kopf. Er wirkte denn auch nie in einer Schulstube.

Nach dem Seminarabschluss bezog er die Kunstakademie in München und wurde Schüler des Kirchenmalers *Feuerstein*. Dort erhielt er Anregungen, die sich später in seinen religiösen Werken niederschlugen, so in den grossen Bildern seiner modernen Passion, die er ganz in der Gegenwart ansiedelt, und seiner letzten Arbeit, der «Heimkehr des verlorenen Sohnes» für die Kapelle der Strafanstalt Thorberg.

Noch aber war es nicht so weit; Studien in Paris folgten auf seine Münchnerzeit, dann ab 1925 wechselnde Aufenthalte in Bern, Schwanden und immer wieder Paris. Eine seiner ersten wichtigen Arbeiten waren die biblischen Fresken im Musiksaal des Seminars Muristalden, das den eigenwilligen Zögling nicht vergessen



Johann Peter Flück: Selbstbildnis mit Passionsbildern 1938.

hatte. Daneben entwickelte sich Flück zu einem hervorragenden Portraitisten, der intuitiv die Persönlichkeit seines Modells erfasste und so Bildnisse schuf, die weit mehr aussagten, als es die bloss äusserliche Ähnlichkeit vermag. Durch seine Portraits wurde er bald einmal in weiten Kreisen bekannt. Eindrückliche Beispiele seiner Bildnismalerei stellen die «Alte Frau», die verschiedenen Portraits seines Sohnes Martin und anderer Familienangehöriger dar sowie die Selbstbildnisse, die sein grüblerisch-widersprüchliches Wesen treffend spiegeln.

Nach der Heirat und der Geburt seines Sohnes in den Dreissigerjahren liess sich Flück endgültig in Schwanden nieder. Hier entstanden die grossen Gemälde, welche die stellenweise noch urtümliche Landschaft rund um sein Dorf in Sturm und Stille, im wechselnden Jahreslauf und in den verschiedensten Stimmungen festhalten.

J. P. Flück lässt sich nicht einer bestimmten Malschule, einer vorgegebenen Stilrichtung zuordnen. Malerei bedeutet ihm ein oft zähes, langwieriges Ringen um eine Ausdrucksform, wie sie in seiner Vorstellung existiert. Unverkennbar ist eine starke Innerlichkeit, die sein Schaffen beseelt, nicht nur in den religiösen Bildern. Sein langjähriger Freund *Albert Streich*, der ihm während vielen Stunden Modell sass zu einem überraschend lebenswahren Portrait, weiss seinerseits Wesentliches über den Maler auszusagen:

«Er müsse, so sagte er mir, malen, bis nichts mehr da sei, das heisst, bis alles Äusserliche und Unwesentliche auf das Minimste beschränkt und nur ... der innere, wirkliche, geistige und menschliche Gehalt übrigbleibe ... Die

Art Flücks, zu arbeiten, zeigte mir, ... wie ernst und mit seinem Wesen eng verbunden er seine Kunst auffasste und warum er gegen wichtigerische Halbheiten gelegentlich ausfällig werden konnte.»

Mit welcher Unbedingtheit er seiner Kunst lebte und ihr alles unterordnete, lässt sich daran er-messen, dass er noch mit der linken Hand weitermalte, als die rechte ihm den Dienst versagte. Johann Peter Flück (1902–1954) hinterliess ein bedeutendes Werk, das schon zu seinen Lebzeiten durch viele Ausstellungen bekannt geworden war; es weiterzuführen und zu vollenden, verhinderte sein früher Tod.

Hans Stähli

Als Sohn eines Holzschnitzlers kam Hans Stähli am 15. März 1910 in Brienz zur Welt. In der Werkstatt seines Vaters und später beim bekannten Bildhauer *Hans Hugger-Wyss* in Brienz erlernte er das Gestalten und Schnitzen von Tier- und Menschenfiguren. Schon in seiner Schulzeit zeigte sich seine Begabung: Er zeichnete und malte, gestaltete Landschaftsbilder, versuchte sich schon damals auch im Porträtieren. Nun malte er auch neben seiner Berufsarbeit als Schnitzler leidenschaftlich weiter und schulte selbstkritisch sein Können.

1933, mit 23 Jahren, entschloss er sich zum Besuch der Kunstgewerbeschule Basel, wo er während einem Jahr Unterricht in Farbenlehre, Anatomie, im Aktstudium und im Tier- und Figurenzeichnen genoss.

1936 verbrachte Hans Stähli mehrere Monate in Paris, wo er sich in Museen und Galerien intensiv in die Werke grosser Meister der Malerei vertiefte.



Hans Stähli: Schwanderfluh mit Rothorn, 1971, 75 x 68 cm, Öl

Mit seinem Freund *Fritz Ryser*, Kunstmaler in Basel, reiste er 1948 in die Provence. Dort erfreute er sich an neuen Motiven und empfing starke Impulse für sein Schaffen.

Seiner mit *Lydia Gerber* 1942 geschlossenen Ehe entsprossen zwei Söhne und zwei Töchter. In der Familie Stähli wurde viel musiziert. Vater Hans spielte Geige und Klarinette und liebte klassische Musik. Die Eltern sangen mit ihren Kindern, denen Musik zur Lebensbegleiterin und zum Beruf wurde.

Zurückgezogen arbeitete Hans Stähli daheim an der Staffelei und an seiner Werkbank. Er schuf über tausend Ölgemälde, viele Aquarelle und Zeichnungen. Oft sah man ihn auch in freier Natur malend. Seine Landschaftsbilder, klar aufgebaut und fein abgestimmt in den Farben, zeigen das Wesen, den Charakter der dargestellten Gegend. Im Atelier schuf er Stillleben mit Alltagsgerät, Spielzeug, Früchten und Blumen. Auch als Porträtist war er gefragt. Aus seinen Bildnissen blicken uns ausdrucksstarke Persönlichkeiten an.



Hans Stähli: Brienzersee, 1971, 75 x 64 cm, Öl

1945 verhalf eine Einzelausstellung in der Berner Kunsthalle Hans Stähli's Werk zu grösserer Bekanntheit. Weitere Ausstellungen folgten. Seit 1965 durfte er sich endlich ganz seiner Kunst widmen, und die Nachfrage nach seinen Bildern stieg zusehends.

1963 konnten Hans und Lydia Stähli ihr eigenes Haus in Schwanden beziehen. Das neue Heim mit einem geräumigen Atelier, die neue Wohngegend mit der schönen Aussicht auf See und Berge und der nahe Wald mit dem Wildbach regten den Kunstmaler zu vielseitigem Schaffen an.

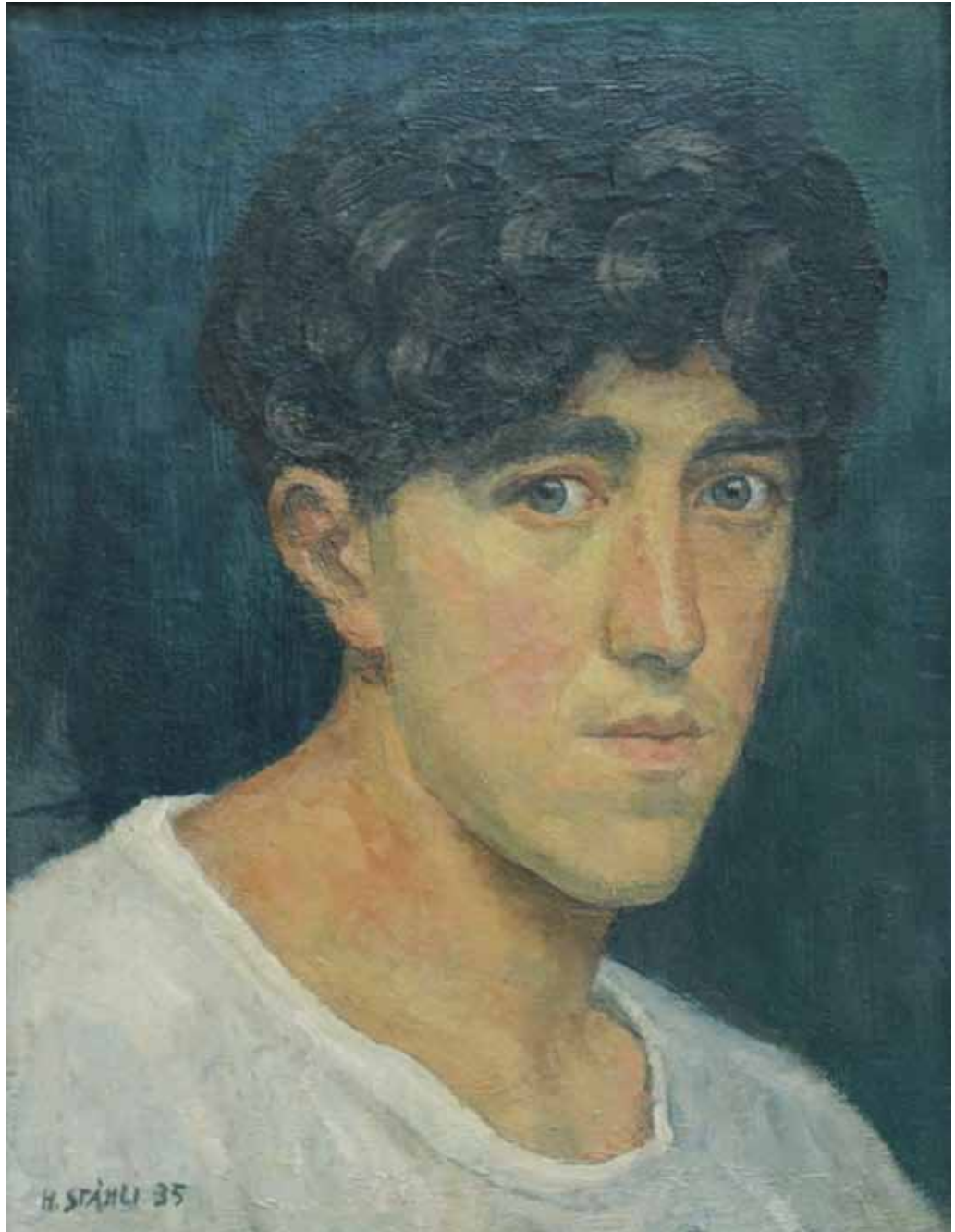
Ab 1980 konnte Hans Stähli aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr malen. Er durfte aber noch mehrere Ausstellungen seiner Werke in Interlaken und Schwanden miterleben, die beim Publikum grossen Anklang fanden.

Am 25. März 2005 starb er im hohen Alter von 95 Jahren. Im Sommer 2010 ehrte ihn eine Gedächtnisausstellung in Brienz.

Hinweis auf die Verzeichnisse (ab Seite 369):

Erklärungswürdige Begriffe und alle erwähnten Personen sind im Anhang aufgeführt und werden im Buchtext mit Schrägdruck hervorgehoben.

Masse und Gewichte sowie Sachbegriffe sind in weiteren Verzeichnissen einsehbar. Im Buch erwähnte Orte, insbesondere die Brienzer Flurnamen, lassen sich dank zwei beigefügten Karten lokalisieren.



Hans Stähli: Selbstporträt, 1935, 26 x 33 cm, Öl.

Gegenwart und Zukunft



Brienz, Dorfeingang West.

Brienz in Zahlen

Angaben der Gemeindeverwaltung Brienz (Thomas Dräyer, Gemeindeschreiber)

Stand: November 2010

Fläche der Gemeinde	5495 ha
davon Wald	1328 ha
- Wald mit besonderer Schutzfunktion	507 ha
- Wald mit Schutzfunktionen	615 ha
- Reiner Nutzwald	206 ha
Weiden	1586 ha
Unproduktive Fläche	765 ha
See	703 ha
Wiese, Ackerland	911 ha
Siedlungsgebiet	202 ha

Strassennetz	56,681 km
davon Gemeindestrassen	30,256 km
Staatsstrasse	13,075 km
Genossenschaftsstrassen	13,350 km

Uferlänge öffentliche Gewässer

Brienzersee	7,975 km
Der Kanton bezahlt Beiträge für	6,840 km

Uferlänge öffentlicher Gewässer

Aare + Bäche	23,350 km
---------------------	-----------

Höchster Punkt

Schwarzhorn	2927,6m
-------------	---------

Tiefster Punkt

Schwellenhöhe SBB	566,5m
-------------------	--------

Einwohner

Wohnbevölkerung (5.11.2010)	3072
davon weibliche Personen	1567
davon männliche Personen	1505
Personen über 60 Jahre	828
Personen über 70 Jahre	465
Personen über 80 Jahre	193
Personen über 90 Jahre	40
Stimmberechtigte Personen	2215
Ausländeranteil	9,47 %
Wanderungssaldo	44

Arbeitslose

Total	41 Personen
-------	-------------

Heimatort

Brienz	898
Heimatort im Kanton Bern	1272
Ausserkantonale Heimatorte	546
Andere (Ausland)	281

Haushaltungen

Anzahl Haushaltungen	1394
----------------------	------

Kindergärten

Dorf	1 Klasse	19 Schüler
Kienholz	1 Klasse	19 Schüler

Schulen

Primarstufe		
Basisstufe	1 Klasse	19 Schüler
1. – 6. Klasse Dorf	4 Klassen	78 Schüler
1. – 6. Klasse Kienholz	5 Klassen	94 Schüler
Sekundarstufe I		
7. – 9. SpezSek	3 Klassen	49 Schüler
7. – 9. Sek	3 Klassen	55 Schüler
7. – 9. Real	3 Klassen	53 Schüler

Lehrkräfte inkl. Spezialunterricht

Total	53 Lehrkräfte
(davon 35 Lehrkräfte mit Teilpensen)	

Kirche

Evangelisch-reformierte Kirchgemeinde
aufgeteilt in 3 Kreise:
Pfarramt 1: Brienz Dorf – Lammbach
Pfarramt 2: Östlich Lammbach – Schwanden – Hofstetten – Brienzwiler
Pfarramt 3: Oberried – Ebligen
Römisch-katholische Kirchgemeinde
Meiringen/Brienz
Verschiedene religiöse Gemeinschaften

Landwirtschaft

Rinder

Rinderhalter	30
Rinderbestand	1221

Ziegen

Ziegenhalter	15
Ziegenbestand	118

Schafe

Schafhalter	14
Schafbestand	152

Schweine

Schweinehalter	1
Schweinebestand	12

Pferde

Pferdehalter	7
Pferdebestand	17

Kaninchen

Kaninchenhalter	7
Kaninchenbestand	30

Nutzgeflügel

Nutzgeflügelhalter	12
Nutzgeflügelbestand	264

Hunde

Von der Hundetaxe befreit	3 Hunde
Total	200 Hunde

Industrie und Dienstleistungen

Arbeitsstätten im 1. Sektor	41	
Unternehmen im 2. Sektor	52	
Unternehmen im 3. Sektor	118	
Beschäftigte im 1. Sektor	125	7,7 %
Beschäftigte im 2. Sektor	484	29,7 %
Beschäftigte im 3. Sektor	1018	62,6 %

Tourismus

Hotelbetten	680
(580 in Brienz, 100 auf der Axalp)	
Gruppenunterkünfte (JH, Berghäuser)	190
Betten in Ferienw. (220 Brienz, 200 Axalp)	420
Campingplätze	3
Logiernächte	173 000

Mobilität

So viele % der erwerbstätigen Einwohner benützen für den Arbeitsweg	
Öffentliche Verkehrsmittel	7,9 %
Privatwagen	38,7 %

Hotels, Gaststätten, Restaurants,

Tea-Rooms

Brienz: Alters- und Pflegeheim EGW, Altersheim Birgli, Bino's Pizzeria, Bistro Rothorn, Café du Lac, Grandhotel Giessbach, Helvetia Pub, Hotel Adler de la Gare, Hotel Lindenhof, Hotel Restaurant Bären, Hotel Restaurant Brienz, Hotel Restaurant Rothorn Kulm, Hotel Restaurant Weisses Kreuz, Hotel Restaurant Wildbach, Jugendherberge SJH, Kick-Down, Mc one, Restaurant Bellevue Stock, Restaurant Bramisegg, Restaurant Brienzerburli, Restaurant Engi, Restaurant Löwen, Restaurant Panorama, Restaurant Pizzeria da Luca, Restaurant

Planalp, Restaurant Schützenstube, Restaurant Steinbock, Restaurant Strandbad, Sahin Imbiss, Seerestaurant Sternen, See-Snack, Tea-Room Walz, Vinothek zum Rössli, Zentrum der Einheit Schweibenalp

Axalp: Hotel Restaurant Chemihüttli, Restaurant Bellevue Axalp, Restaurant Chruttmettli Hilten, Schneebar Axalp Windegg, Sport-Shop Axalp

Ärzte

Praxisgemeinschaft Burgerhaus, Dr.med. Melchior Huggler/Dr.med. Peter Teuber
Dr.med. Martin Isler, Arzt für allgemeine Medizin
Dr.med. Kaspar Lüthi, Arzt für allgemeine Medizin
Dr.med. Andreas Widmer, Arzt für allgemeine Medizin

Zahnärzte

Dr.med.dent. Judith Hornung
Dr.med.dent. Jaan Rumma

Tierärzte

Anisano Tierxundheit, Gross- und Kleintiere
Dr.vet. Bruno Lötscher, Gross- und Kleintiere

Nationalrat

Peter Flück-Luchs (FDP)

Grossrat

Peter Flück-Luchs (FDP)

Regionalkonferenz Oberland-Ost

Peter Flück-Luchs (Präsident, FDP)

Legislative

Gemeindepräsident Peter Flück-Luchs (FDP)
Vize-Gemeindepräsident Bernhard Fuchs-
Streun (SVP)

Exekutive

Gemeinderatspräsidentin
Annelise Zimmermann (FDP)
Vize-Gemeinderatspräsident
Albrecht Thöni (SVP)
Vize-Gemeinderatspräsident
Ruedy Minder (SP)
Gemeinderätin Madeleine Zobrist (FDP)
Gemeinderat Walter Flühmann (FDP)
Gemeinderat Menk Lüthi (FDP)
Gemeinderat Peter Huggler (BTO)

Verwaltung (Kader)

Gemeindeschreiber Thomas Dräyer
Finanzverwalter Hans Zybach
Betriebsleiter (GBB) Fritz Laternser
Bauverwalter Kurt Bühler
Revierförster Hans Peter Weber
Schulleiterin Regina Graf

Verkehr

Luzern – Meiringen – Interlaken (zb Zentralbahn)
Brienz – Axalp (Bus PostAuto)
Brienz – Ballenberg – Brienzwiler – Hasliberg
(Bus PostAuto)
Brienz – Briener Rothorn
(Brienz Rothorn Bahn AG)
Brienersee (BLS Schifffahrt Berner Oberland)
Giessbach See – Giessbach (Seilbahn)

ÖV-Gemeindebeitrag pro Einwohner:

CHF 76.64

Banken

BBO Bank Brienz Oberhasli
BEKB Berner Kantonalbank
Raiffeisenbank Region Haslital – Brienz

Trinkwasser

Wasserversorgung Brienz
Gemeinsame Wasserversorgung Brienz,
Schwanden und Hofstetten
Diverse private Wassergenossenschaften

Abwasser

Abwasserreinigungsanlage Brienz (Brienz,
Schwanden, Hofstetten)

Abfallentsorgung

ERZ Lauimatte
EZ Bächlischwendi
Schlachthof Meiringen (Kadaver)



Ausblick in die Zukunft

Den Abschluss dieses Buches, das sich vorwiegend mit der Vergangenheit und Gegenwart unseres Dorfes befasst, möge ein Ausblick in die Zukunft aus dem Jahr 1999 bilden.

Der damalige Gemeinderatspräsident Andreas Michel und Frau Heidi von Bergen als Präsidentin der Planungskommission erklärten sich bereit, in einem Gespräch auf Fragen einzugehen, die sowohl den gegenwärtigen Zustand der Gemeinde als auch deren Zukunftsplanung betreffen. Es ist klar, dass es sich hier nur um persönliche Aussagen handeln kann, die nicht alle mit Tatsachen belegt werden können, da die technische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung oft so unerwartet und sprunghaft verläuft, dass sie auch von Wissenschaftlern und Politikern nicht vorausgesehen werden kann. Umso erfreulicher ist die Bereitschaft von Frau von Bergen und Herrn Michel, sich über die kommenden Aufgaben und die zukünftige Stellung der Gemeinde Brienz zu äussern und aufzuzeigen, wie versucht wird, Zielvorstellungen so zu verwirklichen, dass unser Dorf eine Heimat bleibt, in der sich leben lässt.

Interview - Fragen

1. Zu den Aufgaben verantwortungsbewusster Gemeindepolitik gehört eine Planung, die über den Tag hinaus geht und auf bestimmten Zielvorstellungen beruht. Erachten Sie eine solche Zukunftsplanung, die doch weitgehend mit Annahmen, Spekulationen und Zufällen rechnen muss, für ein Dorf wie Brienz überhaupt als sinnvoll?
2. Sind Entwicklungen und Probleme vorauszusehen, die in nächster Zukunft unsere Gemeinde vermehrt oder besonders betreffen werden? Was sollte beibehalten bzw. angestrebt werden? Was müsste geändert oder verbessert werden?
3. Auf welchen Gebieten beeinflussen Regionalplanung und staatliche Vorschriften die Entwicklung von Brienz besonders?
4. Empfinden Sie die Vorschriften von oben im Allgemeinen als Hilfe oder als Behinderung? Bleibt der Gemeindebehörde noch Spielraum für eigene, ortsgerechte Planungen und Beschlüsse?
5. Stark geprägt wird die Zukunft des Dorfes durch die Bevölkerungsentwicklung. Welche Ziele verfolgt unsere Gemeinde hier? Stichworte: Weiteres Wachstum? Konsolidierung der Zahl der Einwohner? Ausländeranteil?
6. Eng verbunden mit einem allfälligen Wachstum der Bevölkerung ist das Schulwesen. Welche Probleme stellen sich hier? Welche eigenen Akzente möchte die Gemeinde (im Rahmen der gesetzlichen Möglichkeiten) setzen? Lassen sich spezielle Schulprobleme (unabhängig von der Bevölkerungsentwicklung) voraussehen?
7. Welche raumplanerischen Massnahmen könnten die gedeihliche Entwicklung von Dorf und Gemeindegebiet günstig beeinflussen?
8. Wo sehen Sie Schwerpunkte für die weitere bauliche Entwicklung unserer Gemeinde im Wohnbau? Im industriellen Bereich?
9. Gibt es Entwicklungstendenzen im Gesundheits- und Fürsorgewesen?
10. Bestehen Konzepte für die Weiterentwicklung des Tourismus und anderer Dienstleistungen?
11. Industrie und Tourismus können sich gegenseitig beeinträchtigen. Lassen sie sich in unserer Gegend beide verwirklichen, oder werden Prioritäten gesetzt?
12. Gegenwärtig ist eine Umstrukturierung der Gemeindeverwaltung im Gange. Welches sind die wesentlichen Änderungen und was erhofft man von ihnen?
13. Brienz gehört nicht zu den finanzstarken Gemeinden. Gibt es aus ihrer Sicht Möglichkeiten, diese Situation zu verbessern? Stichworte: Schuldentilgung? Ausgabenbeschränkung? Mehreinnahmen? Wo? Steuerpolitik? Zusammenarbeit mit anderen Gemeinden? Auf welchen Gebieten?
14. Welche Rolle spielt die Burgergemeinde in den Zielvorstellungen der Gemeindebehörden?
15. Wie sehen und erhoffen Sie sich allgemein die künftige Entwicklung von Dorf und Gemeinde in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht?
16. Allfällige Ergänzungen.

Zusammenfassung der Antworten

Da sich die Antworten von Frau Heidi von Bergen und Herrn Andreas Michel auf die Interviewfragen öfters überschneiden, sei hier eine Zusammenfassung versucht. Die Stellungnahme der Befragten über die Zukunft der Gemeinde enthält neben ausführungsfähigen Plänen naturgemäss auch unverbindliche Absichtserklärungen, weil sicher eintreffende Voraussagen schon prophetische Fähigkeiten bedingen würden. Was aus der vorliegenden Befragung hervorgegangen ist, ist Folgendes:

Auf Planung kann trotz allen damit verbundenen Unsicherheiten nicht verzichtet werden, zeigt sie doch die Richtung, in der sich die künftige Entwicklung der Gemeinde zu bewegen hat. Die erwünschten Ziele und die Wege zur Verwirklichung obliegen dann den politischen Instanzen der Gemeinde, in letzter Konsequenz der Gemeindeversammlung.

Eine wichtige Rolle spielt eine sorgfältige Finanzplanung, in der die knappen Mittel gezielt eingesetzt werden. Gleiche Bedeutung genießt auch die Ortsplanung, die vor allem auf ein intaktes Ortsbild ausgerichtet sein soll, um unerwünschte Zersiedelung zu verhindern.

Ein Problem, das nicht nur Brienz zu schaffen macht, ist die schleichende Einschränkung der Gemeindeautonomie durch den Kanton. Sie zeigt sich in vielen kantonalen Vorschriften, welche die Gemeinde auch finanziell belasten. So sind etwa das Gesundheits- und Fürsorgewesen in einem Umbruch begriffen, zu dem die Gemeinden nur wenig zu sagen haben. Aus der Sicht der Gemeinde ist es aber wichtig (Beispiel Spitex), Hilfe in direktem Kontakt mit dem Patienten oder Sozialhilfeempfänger zu leisten,



Stark verändert durch viele Neubauten hat sich der Dorfteil Fluhberg.

weil nur auf diese Weise die persönlichen und örtlichen Verhältnisse berücksichtigt werden können.

Die beklagte Einschränkung der Gemeindeautonomie wirkt sich auch auf den finanziellen Spielraum der Gemeinde aus. Das hängt zusammen mit der schwierigen Lage der Kantonsfinanzen, die teilweise auf Kosten der Gemeinden saniert werden sollen, indem man ihnen Aufgaben überbindet, für die bisher der Kanton zuständig war. Daraus ergeben sich neue Probleme und Mehrarbeit für die Gemeindeverwaltung. An der in der Verfassung verankerten Gemeindeautonomie soll aber trotz allen Schwierigkeiten und Sachzwängen festgehalten werden.

Die bauliche Entwicklung der Gemeinde erfolgt im Rahmen eines ausgewogenen Bauregle-

ments, das auch in Zukunft veränderten Verhältnissen angepasst werden kann. Gegenwärtig drängen sich Neueinzonungen und Erschliessungen von Bauland aber nicht auf, da die Bevölkerung von Brienz schon seit längerer Zeit stabil geblieben ist. Immerhin bleiben alle Möglichkeiten offen, da die vom Kanton vorgeschlagene Reduzierung der Bauzone verhindert werden konnte. Das gilt übrigens auch für die Industriezone, die als ausreichend betrachtet wird.

Einen positiven Standortfaktor für die Gemeinde bildet die gut ausgebaute Schule. Für das Jahr 2000 soll ein von den Schulbehörden und der Schulleitung ausgearbeitetes Leitbild eine Basis und den Rahmen schaffen für eine zielorientierte pädagogische und fachliche Zusammenarbeit aller Lehrkräfte und damit die Qualität der Brienzerschulen noch verbessern.

Der bedeutendste Wirtschaftszweig in unserer Region ist der Tourismus, hängt doch direkt oder indirekt jeder 3. Arbeitsplatz davon ab. Hier besonders ist regionale Zusammenarbeit der Touristikorganisationen von Brienz, Meiringen und Hasliberg nötig. Marketing und Dienstleistungen müssen optimiert werden, um die knappen finanziellen Ressourcen wirkungsvoll einzusetzen. Falsch wäre indessen eine einseitige und ausschliessliche Förderung des Tourismus auf Kosten anderer Wirtschaftszweige. Industrie und Tourismus sollen auch in unserer Gemeinde keine Gegensätze bilden, da eine einseitige Ausrichtung in Krisenzeiten mit schwerwiegenden Nachteilen verbunden wäre, wie die Vergangenheit mehrmals gezeigt hat (zeitweiliger Niedergang der Holzschnitzlerei, Hotelstilllegungen u.a.). Eine gute Mischung von Tourismus, Gewerbe, Industrie und Landwirtschaft ist für die wirtschaftliche Stabilität der Gemeinde unerlässlich, da sie sich gegenseitig ergänzen und von einander profitieren können.

Eine noch zu lösende Zukunftsaufgabe bildet die vermehrte Zusammenarbeit mit andern Gemeinden der Region. Sie muss über die touristischen Anliegen hinausgehen und ausgedehnt werden. Mit gemeindeübergreifenden Massnahmen können bestimmte Aufgaben einfacher angegangen werden. Das wird sich auch finanziell günstig auswirken durch Einsparungen von Personal und Infrastrukturkosten sowie vereinfachten Verfahrensabläufen.

Damit, es wurde schon erwähnt, könnte sich die finanzielle Lage der Gemeinde etwas entspannen. Ein dringliches Schuldenproblem besteht im Moment allerdings nicht, da die Gemeindebehörden stets bemüht waren, auf «Luxus» zu verzichten und nur unumgänglich

nötige Investitionen zu tätigen. Kosten sollen neben den schon aufgeführten geplanten Massnahmen gesenkt werden durch verschiedene Änderungen innerhalb der Gemeindeverwaltung. Diesem Zweck dient eine geplante Umstrukturierung, die eine schlankere Organisation vorsieht, und eine Konzentration auf die Kernaufgaben der Gemeinde. Damit sollte mittelfristig auch die Steuerbelastung der Bürger, die im kantonalen Vergleich doch recht hoch ist, gesenkt werden können.

Eine bemerkenswerte Rolle in Brienz spielen die zahlreichen Vereine. Sie sind Träger eines vielfältigen kulturellen Lebens, wozu wir auch die sportlichen Angebote zählen dürfen. Kulturelle Defizite bestehen sicher keine; sie würden übrigens abgedeckt durch ein reiches zusätzliches Angebot in der Region, das dank individueller Mobilität und guten öffentlichen Verkehrsverbindungen den Brienzern leicht zugänglich ist.

Mit der Burgergemeinde, die finanziell und organisatorisch eine selbständige öffentliche Körperschaft bildet, verbindet die Einwohnergemeinde ein gutes Verhältnis. Indem sie z.B. Bauwilligen Land im Baurecht zur Verfügung stellt, kommt sie den planerischen Absichten der Gemeindebehörden entgegen und unterstützt so eine gesunde Entwicklung der Bautätigkeit.

Abschliessend äussern die befragten Behördenvertreter den Wunsch, dass die Dorfgemeinschaft auch bereit ist, etwas für die Öffentlichkeit zu leisten, sei es in unternehmerischer Hinsicht durch Erhalt und Schaffung von Arbeitsplätzen, oder auf andere Weise zum Wohl und Nutzen der Gemeinde. Wichtig erachten sie nicht zuletzt die Kontakte zu den Schwes-tergemeinden in Bulgarien und Japan, vermitteln diese doch neue Impulse und Ideen, die sich positiv auf unsere Gemeinde auswirken könnten.



In raumplanerischer Hinsicht steht Brienz gut da. Vorbildlich ist beispielsweise, dass das Seeufer von der Bachtalen bis zum Brunnen und Bottenbalm weitgehend öffentlich begehbar ist – im Gegensatz zu anderen Ufergemeinden, wo häufig Ferienhäuser den Zugang zum Wasser verhindern. (Foto Hansueli Trachsel, Brengarten BE).

Masse, Währungen und Gewichte¹

Anhang

Masse

Bis 1838 gab es zahllose Masse von lokaler Bedeutung. So wurden im bernischen Staatsgebiet mehr als 12 verschiedene lokale Ellen verwendet. Beim Fuss setzte sich hingegen eine Vereinheitlichung durch, der so genannte Bernfuss. Nach 1838 versuchten verschiedene Kantone, so auch Bern, auf dem Konkordatsweg eine Vereinheitlichung der Masse herzustellen und diese in Relation zum metrischen System zu setzen. Dabei wurden die Namen der alten Masse beibehalten, sie wurden aber «Schweizermasse» genannt. Mit dem Bundesgesetz vom 3. Juli 1875 wurden die heute gebräuchlichen Masse und Gewichte eingeführt.

Längenmasse

a) Fuss (Bernfuss, auch Berner Schuh genannt)

1 Bernfuss	= 12 Zoll	= 29.3258 Zentimeter
1 Zoll	= 12 Linien	
1 Bernklafter	= 8 Bernfuss	= 2.346 Meter
1 Stunde	= 18 000 Bernfuss	= 5.278 Kilometer

Nach 1838:

1 Schweizerfuss	= 10 Zoll	= 30 Zentimeter
1 Zoll	= 10 Linien	
1 Klafter	= 6 Schweizerfuss	= 1.8 Meter
1 Stunde	= 16 000 Schweizerfuss	= 4.8 Kilometer

b) Elle

1 Berner Elle	= 54.1712 Zentimeter
---------------	----------------------

Nach 1838:

1 Schweizer Elle	= 60 Zentimeter
------------------	-----------------

Flächenmasse

Die Flächenmasse wurden eher selten verwendet und spielten nur beim Vermessen von Liegenschaften eine Rolle.

1 Berner Juchart (-e)	= 40 000 Quadratfuss	= 34.4 Aren
1 Berner Waldjuchart (-e)	= 45 000 Quadratfuss	= 38.7 Aren

Nach 1838:

1 Juchart (-e)	= 40 000 Quadratfuss	= 36 Aren
----------------	----------------------	-----------

Hohlmasse

a) Getreide

1 Bernmäss	= 960 Kubikzoll	= 14.0113 Liter
1 Mütt	= 12 Mäss	= 48 Imi
1 Imi	= 2 Achterli	= 3.5 Liter
1 Achterli	= 1.75 Liter	

b) Flüssigkeiten

1 Landfass	= 6 Saum	
1 Saum	= 4 Brenten	= 100 Mass
1 Brente	= 25 Mass	
1 Mass	= 1.6707 Liter	
1 Milchmass	= 2.088 Liter	
1 Lagel (kleineres Fass)	= ca. 30 – 50 Liter	

Nach 1838 für alle Flüssigkeiten gültig

1 Mass	= 1.5 Liter
--------	-------------

Holz

1 Klafter	= 3 Ster	= 3 Kubikmeter
-----------	----------	----------------

1) Es wurden mindestens diejenigen Währungen, Masse und Gewichte berücksichtigt, die im Buch vorkommen. Siehe dazu folgende Literatur: Schmocker Hans: Alte Schriften lesen. Schulpraxis Zeitschrift des Bernischen Lehrervereins 4/1988, S. 34–35. Lory Martin: Das Geld im Leben der alten Berner, Bern 1979. S. 29. Dubler Anne-Marie: Klafter, in: [HLS] online Version <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D14193.php>. Kley Andreas: Bundesverfassung (BV) – Bund und Kantone, in: [HLS] online Version <http://www.hls-dhs.ch/textes/d/DG9811-3-2.php>. Schmutz Daniel, Zäch Benedikt: Gulden, in: [HLS] online Version <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D13675.php>. Für «Lagel» siehe: http://www.idiotikon.ch/Register/Bd_3/images/588.html

Währungen

In der alten Eidgenossenschaft waren je nach Kanton verschiedene in- und ausländische Münzsorten im Umlauf, weshalb man zum Rechnen zwei Systeme verwendete, das Pfund- und das Kronensystem. Ende des 18. Jahrhunderts kam noch das Frankensystem dazu. Mit der Bundesverfassung von 1848 wurden das Münzwesen, die Masse und Gewichte schrittweise vereinheitlicht. Der heutige Schweizerfranken wurde im Jahre 1851 eingeführt und löste die drei alten Systeme ab.

Das Pfundsystem

1 Pfund	= 20 Schilling	= 240 Pfennige
1 Schilling	= 12 Pfennige, auch Haller, Heller oder Denar genannt	

Das Kronensystem

1 Krone	= 25 Batzen	= 100 Kreuzer
1 Batzen	= 4 Kreuzer	

Das Frankensystem

Schweizerfranken, genannt Livre Suisse (Symbol «L»)

1 L	= 20 sols
1 sol	= 12 deniers

Umrechnen

Die drei Systeme standen untereinander in folgender Relation

1 Pfund	= 7 ½ Batzen
1 Krone	= 25 Batzen
1 Franken	= 10 Batzen

Zusätzliche Münzen

Zusätzlich waren u.a. auch Gulden, Thaler und Dublonen im Umlauf

1 Gulden	= 15 Batzen
1 Thaler	= 30 Batzen
1 Dublone	= 160 Batzen

Im Staate Bern war der Batzen die wichtigste geprägte Münze und wurde deshalb als Richtwert verwendet.

Kaufkraft

1794 kostete in Bern eine Mahlzeit mit einer Flasche Wein 7 ½ Batzen.

1803 bezahlte man in Steffisburg für ein Paar Schuhe 40 Batzen.

1828 betrug der Taglohn eines Gärtners in Thun 12 Batzen.

Gewichte

Pfunde sind unterteilt in Halbpfunde (250 Gramm) und Vierlig (125 Gramm). Für Edelmetalle, Salz, Seide und bei der Post wurde das Pariser Markt-Gewicht verwendet (16/17 des Bernpfundes = 489.5 Gramm

1 Pfund	= 32 Lot	= 520.10 Gramm
1 Lot	= 4 Quintli	

Nach 1838:

1 Pfund	= 500 Gramm	
1 kg	= 2 Pfund	= 1000 Gramm

Glossar – Worterklärungen

Anhang

- Aarboden, der (auch Aareboden)** Der in den Brienzersee mündende Teil des Aaretales. S. 12, 13, 34 f., 37, 37, 41 f., 44, 50 f., 207, 292
- Allod, das** Im Mittelalter der persönliche Besitz, das Familienerbgut, über das ein Adeliger frei verfügen konnte; im Gegensatz zu Lehensgut. S. 73
- Altarsakrament, das** Im Gottesdienst die Feier und Ausgabe des Abendmahls. S. 84
- Änderberg** (s. auch Brienzerberg) Die südseits des Sees, dem Dorf Brienz gegenüber liegende, stark bewaldete Bergflanke mit Vorsassen und Alpen. S. 43 f., 65, 73
- Aquatinta, die** Eine Tiefdrucktechnik wie Stich und Radierung, bei der die zu druckende Kupfer- oder Zinkplatte mit Harz-, Kolophonium- oder Asphaltstaub bestäubt, erhitzt und geätzt wird. S. 100, 344 f.
- Assimilationskraft** («Angleichungskraft»). Gemeint ist hier die Kraft unserer Mundart, sich gegenüber andern, zugewanderten Mundarten zu behaupten. S. 333
- Ausrüstungs- und Trülmusterung** Zur Zeit der gnädigen Herren periodische Inspektion der wehrfähigen Brienzer, ihrer Waffen und Ausrüstung und Drillübungen auf dem Musterplatz oben am See. S. 209
- Balalaika, die** Russisches Musikinstrument aus Holz, mit drei Saiten. S. 156
- Balneologie, die** Bäderekunde, erklärt in Bädern anwendbare Heilmethoden. S. 321
- Barbarossa** («Rotbart»). Deutscher Kaiser Friedrich I., † 1190, zog mit dem 3. Kreuzzug (1189–92) ins heilige Land. S. 74
- Bauernkrieg 1653** Bewaffneter Aufstand der durch den Preiszerfall nach dem 30-jährigen Krieg und harte Steuer- und Münzmassnahmen ihrer Regierungen erbitterten Bauern in den Städteorten Luzern, Bern und Basel. Von den Regierungen blutig niedergeschlagen und hart bestraft. S. 189 f., 192, 198, 200
- Beau-Rivage-Brücke** Strassen- und Bahnbrücke über die Aare bei deren Austritt aus dem Brienzersee. S. 282
- Berchtold V. von Zähringen** Gründer der Stadt Bern; letzter Zähringer Herzog, † 1218. S. 74, 312
- Bergschaft, die** Genossenschaftlicher Zusammenschluss zur Bewirtschaftung der Alpweiden. S. 137, 140 (Planalp), 326 (Axalp)
- Bettelordnungen** Mandate (Gesetze) der Berner Regierung 1571, 1676, 1678 und 1680 gegen den Bettel. S. 120, 124, 189
- Biscaya** Bucht des Atlantischen Ozeans zwischen der Nordküste Spaniens und der Westküste Frankreichs. S. 47
- Bistum Konstanz** Lange Zeit grösstes Bistum Deutschlands und der Schweiz. Es reichte vom Neckar bis an die Alpen und umfasste einen grossen Teil der deutschen Schweiz. 1821 aufgelöst, sein Gebiet in der Schweiz den Bistümern Basel und Chur zugeteilt. S. 253
- Bodenzinsurbar, das** Altes Verzeichnis der Besitzverhältnisse und der Bodenzinse, «Grundbuch». S. 326
- Boeing** US-amerikanische Flugzeug- und Raketenhersteller-Firma. S. 131
- Brienzerberg, der** (s. auch Änderberg) Die Vorsassen und Alpen in der Gemeinde Brienz auf der Südseite von See und Tal. S. 13, 39, 328

Bullinger Heinrich Schweizer Reformator, † 1575, Nachfolger Zwinglis in Zürich. S. 86

Burgstollen, der Felshügel nahe dem See am westlichen Dorfrand von Brienz, auf dem einst der Burgturm der Freiherren stand und auf dem seit neun Jahrhunderten die Kirche steht. S. 57, 68, 74, 84, 90, 207, 253, 255, 257, 343, 348

C-14-Datierung, die Radiokohlenstoffdatierung. Ein Verfahren, mit dem Archäologen das Alter von kohlenstoffhaltigen, organischen Fundgegenständen bestimmen. S. 70

Chorgericht, das Nach der Reformation durch die Regierung Berns 1528 in der Stadt und 1529 auch auf dem Land eingeführte Ehe- und Sittengerichte. S. 90–102, 113 f., 116, 118 f., 122–124, 177 f., 183, 191 f., 194, 197, 199 f., 258, 262

Concierge, der, die Er/Sie überwacht in Hotels gehobener Klasse den Gastbetrieb und die Angestellten und nimmt sich der Gäste an. S. 151, 320

Consulta, die So nannte Napoleon die Beratungen, zu denen er 1802 Abgeordnete der sich streitenden Parteien Helvetiens nach Paris berief. S. 109

Dealer, der Händler, auch Drogenhändler. S. 101

Dekanat, das Von einem Dekan geleitete Gruppe zusammengeschlossener Pfarreien im Bistum. S. 253

Dendrochronologie, die Altersbestimmung vorgeschichtlicher Fundstellen anhand der Jahrringe von darin befindlichem Holz. S. 70

Deutsch-französischer Krieg Im Zwist um die spanische Thronfolge erklärt Frankreich dem Norddeutschen Bund 1870 den Krieg. Die vereinigten deutschen Heere siegen und ziehen 1871 in Paris ein. Gründung des 2. deutschen Reichs. Kaiser Wilhelm I. S. 39 f., 287, 316

Deutsch-österreichischer Krieg Im Deutschen Bund bricht 1866 Krieg aus zwischen den führenden Staaten Österreich und Preussen. Preussen siegt, Österreich trennt sich vom Bund. Bismarck gründet den Norddeutschen Bund. S. 316

Disputation, die Streitgespräch, hier Glaubensgespräch, Diskussion von Glaubensfragen. S. 84, 86

Docke, die Hier: Gedrehte Säulen an der Brüstung der Vorlaube. S. 220

Ehegöummer, Eegäumer, der Geheimer, durch das Chorgericht ernannter Aufpasser und Zuträger. S. 90, 97

Eiszeit, kleine, die Klimaperioden mit langen, kalten Wintern und kurzen, regnerischen Sommern, u.a. 1675–1715, mit Höhepunkt zwischen Mitte der 1680er Jahre und 1701. S. 179, 181, 184

Elefantenzaun, der Am Trachtbach unterhalb Rauenhag rechtsseitige Schutzwand aus starken Pfosten. S. 58

Elektrotherapie, die Anwendung von elektrischem Strom zu Heilzwecken, z.B. bei Nerven- und Muskelkrankheiten. S. 322

Executionstruppen, die Truppen, welche die Regierung säumigen Gemeinden als Strafe für unbezahlte Steuern und Abgaben zur Einquartierung auferlegte. S. 106, 108.

Februarrevolution Im Februar 1848 stürzten Bürger und Arbeiter in Paris den «Bürgerkönig» Louis Philippe und riefen die Republik aus. Dies bewirkte Revolutionen und stärkte Erneuerungsbestrebungen in mehreren Staaten Europas; in der Schweiz Sonderbundskrieg 1847 und Bundesstaat 1848. S. 351

Fisel, der (Mundart): Bohnen. S. 221, 336

Flecke, die Hölzerner, waagrechter Wandbalken beim Blockbau. S. 215

Freier Bauer Er besass eigenen Boden und war berechtigt, in seiner Bäuert oder Gemeinde mitzubestimmen, im Gegensatz zu Hörigen oder Leibeigenen. S. 73, 75, 193

Freiherr, der Angehöriger des niederen Adels. Der Titel wurde bei standesgemässer Ehe auf die Nachkommen vererbt. Weiblicher Titel: Freifrau, Freiin. S. 73–81, 87, 194, 198, 253

Furt, die Seichte, durchwatbare Stelle an einem Bach oder Fluss. Am Trachtbach: Strassendamm mit Wasserdurchlass. S. 58

Gambe, die Viola da gamba, «Knie- oder Schossgeige»; Streichinstrument mit 5–7 Saiten, wird zum Spielen zwischen den Beinen gehalten oder auf dem Schoss abgestellt, wobei der Hals des Instruments nach oben ragt. S. 156, 158

Gambe, die Von Sportfischern benütztes Fanggerät aus mehreren Haken und Schnüren. S. 17

Gasteren, die Lagerstätte des Älplers auf dem Zwischenboden über der Küche oder dem Stall. S. 67, 138

Gemeine Herrschaften Bis 1798 von mehreren eidgenössischen Orten im Zweijahresturnus verwaltete Gebiete der alten Eidgenossenschaft (Baden, Vogteien im Tessin, Thurgau u.a.) S. 103 f.

Genisst, die Niederkunft, Geburt. S. 94

Geburtenüberschuss, der Wenn die Zahl der Geburten, beispielsweise in einer Gemeinde, die Zahl der Todesfälle übertrifft, nimmt die Bevölkerung dort zu. S. 179

Geomorphologie, die Der Geomorphologe erforscht und beschreibt, wie die Oberfläche der Erde (Gebirge, Wüsten, Gewässer ...) durch äussere Kräfte (Wasser, Hitze, Kälte, Schwerkraft ...) gestaltet wird. S. 58

Gerichtssäss, der Richter des örtlichen, weltlichen Gerichts, im Gegensatz zu Chorrichter, Mitglied des kirchlichen Gerichts. S. 104, 194, 197, 199 f.

Gewaltentrennung Die Trennung der Staatsgewalt in einem demokratischen Staat zum Schutz des Bürgers in drei voneinander unabhängige Gewalten: Gesetzgebende (Volksvertretung, Parlament), vollziehende, verwaltende (Regierung) und richterliche (Gerichte) Staatsgewalt. S. 109

Gnadenstuhl, der Bildliche Darstellung der Dreieinigkeit Gottes: Gott Vater mit dem gekreuzigten Christus auf dem Schoss und mit dem über seinem Haupt schwebenden Heiligen Geist als Taube. S. 254

Gnädige Herren, die So wurde die patrizische Regierung Berns vor dem Untergang der Alten Eidgenossenschaft 1798 genannt. S. 17, 34, 88 f., 101, 103, 108, 122, 148, 190, 198, 254, 260, 264

Goten, die Ostgermanisches Volk, das im 2. Jahrhundert aus seiner Heimat an der Weichsel aufbrach und während fast fünf Jahrhunderten ans Schwarze Meer, mit längeren Unterbrüchen nach Kleinasien, durch die Balkanländer nach Italien zog, wo es um 500 ein Gotenreich gründete. Durch Frankreich gelangten Goten nach Spanien, wo sie 711 den Arabern unterlagen. S. 68

Gotteshausleute, die Untertanen des Klosters Interlaken, meist unfreie Bauern, Handwerker und Händler. S. 76 f., 79, 81 f., 87 f.

Gwätt, das Eckverbindung der waagrechten Wandbalken am Blockbau. S. 205, 213, 215 f., 218 f., 221

Hacker, Hackermann, der Im Winter einst häufig auftretende Schründen an den Händen, verursacht durch Kälte und Nässe. S. 160

Hallstatt-Kultur, die Ältere Eisenzeit, etwa 750–450 v. Chr. in West- und Mitteleuropa und den Alpenländern. S. 66

Hauszeichen, das Hauszeichen werden an Gebäuden, an Werkzeug und Gebrauchsgegenständen aufgemalt, eingeschnitten oder eingegritzt, um diese als Eigentum zu kennzeichnen. S. 186

Herrschaftsleute, die Bewohner der Freiherrschaft, Untertanen des Freiherrn. S. 78 f., 81

Hintersassen, die Einst Einwohner minderen Rechts einer Gemeinde, oft Zugezogene, ohne Grundbesitz und ohne Anrecht auf Mitsprache in Gemeindeangelegenheiten und am Gemeindennutzen. S.123–125, 183, 193, 195

Holzbeden, die (Mundart, «Holzböden»). Hohe Schuhe aus grobem Leder mit dicker Holzsohle. S. 160, 166

Homepage, die «Heimseite», auch Leitseite, Einstiegseite oder Frontseite, bezeichnet die Seite eines Auftritts im Internet, die als zentraler Dreh- und Angelpunkt angelegt ist. Beispiel: Homepage der Gemeinde Brienz: www.brienz.ch. S. 275, 328

Hörige, die («Halbfreie»). Zwischenstufe zwischen Freiheit und Leibeigenschaft. Hörige konnten bewegliches Eigentum, aber keinen Grundbesitz erwerben. Sie bearbeiteten Boden ihres Grundherrn (Freiherr, Kloster), leisteten diesem Abgaben (Zehnten) und Frondienste und unterstanden dessen Gericht. S. 73, 75

Hydrotherapie, die Behandlung von Krankheiten mit Wasser: kalte und warme Bäder, Wickel, Abreibungen usw. S. 321

Integrative Schulung, die Spezielle Förderung von Kindern und Jugendlichen mit besonderen Bedürfnissen (heilpädagogische Unterstützung oder Sonderklasse bei Lernschwierigkeiten, zusätzliche Lernförderung bei besonderer Begabung). S. 275 f.

Internetplattform, die; Internetportal, das Seiten und Treffpunkte im Internet, wo Informationen thematisch vernetzt dargestellt, gesucht und ausgetauscht werden können. S. 167, 275

Jucharte, die Flächenmass: 36 Aren oder 3600 m². S. 36, 38, 40, 42

Justinger Konrad Bernischer Stadtschreiber und Chronist, 1370–1438. S. 76 f.

Katechismus, der Lehrbuch der christlichen Kirchen, das in Fragen und Antworten deren Glaubenslehre erläutert. Der Katechismus war einst ein wichtiges Lehrmittel der Volksschule. S. 93, 258, 262

Ketzer, der («Andersgläubiger»), Anhänger einer Irrlehre. So nannten nach der Reformation Katholiken die Reformierten und umgekehrt. S. 86

Kilchhöre, die Kirchgemeinde. S. 91, 98, 122, 124, 176

Kilchmeier, der In der Kirchgemeinde Verwalter des Kirchenguts. S. 92, 198 f.

Kirchensatz, der Das Recht, in einer Kirchgemeinde bei der Wahl von Pfarrern und Kirchendienern mitzubestimmen und Pfründen (Kirchensteuern) zu beziehen. S. 74 f., 188

Kirchsprengel, der Das Gebiet der Kirchgemeinde. S. 253

konsultativ Beratend, im Sinne eines Vorschlags. S. 56

Krokett Croquet, englisches Rasenspiel für zwei Parteien, ähnlich wie Golf mit Schläger und Holzkugel. S. 318

Kuhrechte, die Eine Alp zählt so viele Kuhrechte, wie sie Kühe den Sommer über zu ernähren vermag, und deren Anzahl im Seybuch festgelegt ist. Jeder Alpgenosse kann die Alp im Sommer mit so viel Vieh belegen, wie er Kuhrechte besitzt. Diese Rechte sind käuflich und erblich. S. 137 f., 326

Kundschaft, die Im Ringgenbergerhandel 1382 und bei andern Händeln Zeugenaussagen, die im «Kundschaftsrodel» festgehalten wurden. S. 78, 83, 188, 197

Labkäse, der Beim Käsen wird die erwärmte Milch durch Lab, ein Enzym des Kälbermagens, zum Gerinnen und Eindicken gebracht. S. 72

Lagel, der Altes Flüssigkeitsmass, 30–50 Liter. Bezeichnung für ein kleines, zum Verlad auf Säumersattel geeignetes Fass. S. 83, 292

- Läger, das** Auf der Alp vom Vieh zum Ausruhen und Wiederkäuen bevorzugter Platz; auch Umgebung der Hütten und Ställe, mit überdüngtem Boden und typischer Lägerflora. S. 136, 140
- Lehen, Lehenrecht, das** Landesherren, Fürsten und Grundbesitzer vergaben einst Teile ihrer Ländereien als meist erbliches Lehen und verpflichteten ihre Lehensträger damit zu Gefolgschaft, Kriegs- und Hofdienst. S. 73 f., 76, 78 f., 81
- Lehrerbrücke, die** Brücke über den Trachtbach oberhalb des Lehrhauses. S. 58
- Leutpriester, der** Katholischer Geistlicher, der den eigentlichen Inhaber einer Pfarrstelle vertrat und die Gemeinde als Pfarrer betreute. Die in Brienz wirkenden Engelberger Mönche vertraten ihr Kloster. S. 75, 84, 86 f., 253
- Mandat, das** Erlass, Bekanntmachung der alten Berner Regierung, durch die Pfarrer von der Kanzel verlesen. S. 84 f., 86, 9f., 100, 102, 259 f.
- Mannlehen, das** Kaiser, Könige und Landesfürsten verliehen einst Teile ihres Gebiets an Untergebene mit der Bedingung, dass diese ihnen huldigen und mit der Mannschaft des Lehensgebiets Kriegsdienste leisten mussten. Hofstetten und Brienzwiler unterstanden als Mannlehen ihren neuen Herren, leisteten diesen – nicht mehr dem Freiherrn – ihre Abgaben und waren diesen dienstpflichtig. S. 78
- Mattland, das** Wiesland, das fast ausschliesslich gemäht wird, im Gegensatz zu Weidland. S. 34
- Mediation, die** («Vermittlung»). Napoleon diktierte der Eidgenossenschaft 1803 in Paris nach dem Scheitern des Einheitsstaates Helvetien eine neue Staatsform mit 19 Kantonen. S. 109, 261
- MGH** Meine Gnädigen Herren, Anrede für die patrizische Regierung Berns vor 1798. S. 144
- MMM AG** Mountain Multi Media AG, Name der auf verschiedene, mehrheitlich digitale Medien ausgerichteten ehemaligen Gossweiler AG. S. 170
- multimedial** Über verschiedene Medien tätig. S. 167 f., 170
- Munizipalität, die** Während der Helvetik 1798–1803 Bezeichnung für Gemeinde. Die Munizipalität Brienz umfasste das Gebiet der Kirchgemeinde. S. 105–109, 119, 125, 293
- Mure, die; Murgang, der** Durch starken Regen am Abhang sich lösende und talwärts fließende durchnässte Erd- und Geschiebemasse. S. 22, 24, 28 f., 32, 58, 302, 356
- Mutschler, der** Manuell gepresster, weicher Bergkäse aus unserer Gegend in Laiben von 500 g bis maximal 5 kg. S. 142, 164
- Neandertaler, der** Während der letzten Eiszeit in Europa, Asien und Afrika lebender, ausgestorbener Menschentyp, genannt nach dem ersten Fund im Neandertal bei Düsseldorf. S. 65, 69
- Neolithikum, das** Jungsteinzeit, ca. 5000–1800 v. Chr. Verfeinerte Steinbearbeitung, Töpferei, Ackerbau, Viehzucht. S. 69
- Novizen, die** Neu ins Kloster eingetretene, angehende Mönche und Nonnen. Sie haben eine mindestens einjährige Probezeit (Noviziat) zu bestehen. S. 86
- Oberschweizer, der** «Schweizer» und «Oberschweizer» wurden Bauernknechte auf Gutsbetrieben in Nord- und Ostdeutschland genannt. S. 130
- Obmann, der** Einst Gemeindevorsteher, Gemeindepräsident. S. 92, 190, 197–199
- Oekolampad** Johann Hussgen, 1482–1531, Reformator Basels. S. 86
- Omnigraph, der** Ursprünglich der Omnigraph (lat.-griech.), von Becker 1841 in London erfundene Maschine zur Erleichterung einer gleichmässigen und korrekten Schrift auf dem lithographischen Stein. Hier: Name einer grafischen Unternehmung. S. 170
- Die VII Orte** Nach der Reformation die katholischen Orte Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Freiburg und Wallis. S. 84

Panoptikum, das Sammlung von Sehenswürdigkeiten und Kuriositäten; einst am Briensermärt Marktzelt mit Sehenswürdigkeiten aus aller Welt. S. 165

Patrizier, die Im alten Bern die städtische Oberschicht, die Angehörigen der allein rats- und regierungsfähigen Familien. S. 35, 103, 254

Patrizierorte, die In der alten Eidgenossenschaft die Städteorte (Kantone) Bern, Luzern, Freiburg und Solothurn, die durch Patrizier regiert wurden, im Gegensatz zu den Zunftorten Basel, Zürich, Schaffhausen und St. Gallen. S. 103

Patronatsrecht, das Das Kloster wurde Patronin der Kirche, durfte die Pfarrer bestimmen, das Kirchengut verwalten, erhielt einen Ehrenplatz in der Kirche; es musste Kirche und Pfarrhaus unterhalten. S. 74, 275

3. Pfennig Ursprünglich Abgabe eines Drittels des landwirtschaftlichen Ertrags eines Gutshofs an den Grundherrn, dann Bezeichnung für verschiedene Abgaben und Steuern. S. 81

Pfette, die Im geneigten Dach die in Firstrichtung liegenden waagrechten Balken (Firstpfette, Seitenpfetten), auf denen die Dachsparren oder Dachlatten ruhen. S. 214, 221, 225

Pfründe, die Kirchliches Amt und das dessen Inhabern zustehende Einkommen. S. 85 f.

Propst, der; Propstei, die Kirchlicher Vorgesetzter, hier der Abt des Klosters Interlaken. Propstei: Kloster oder kirchlicher Bezirk eines Propsts. S. 74–76, 78, 81, 85–89, 253

Radierung, die Eine Zeichnung wird mit der Radiernadel in den säurefesten Belag auf einer Kupfer- oder Zinkplatte eingeritzt. Bei der Ätzung gräbt die Säure die geritzte Zeichnung in die Platte, die gereinigt und druckfertig gemacht wird. S. 34, 145, 314, 343–346, 348

Reformation, die Die durch Martin Luthers Thesen 1517 unabsichtlich ausgelöste Spaltung der alten christlichen Kirche und Bildung der vom Papst unabhängigen lutherischen, evangelischen und reformierten Kirchen. S. 84, 86, 91–93, 137, 189 f., 198, 253–255, 260

Regeneration, die Nach heftigen Auseinandersetzungen zwischen konservativen (VII Orte) und neugesinnten Kantonen kam es 1847 zum Sonderbundskrieg und nach dem Sieg von Dufours Armee zur Schaffung des Schweizerischen Bundesstaates und dessen Weiterentwicklung. S. 125, 261

Reichsvogtei, die Als Reichsvogtei galt die Freiherrschaft Ringgenberg als dem Kaiser direkt unterstelltes Gebiet des Deutschen Reichs, ohne weiteren Oberherrn. S. 74

Requisition, die Inbesitznahme von Privateigentum durch den Staat und seine Behörde, teils auch mit Gewalt und ohne Rechtsentscheid. S. 105, 107

Restauration, die Nach dem Sturz Napoleons und dem Wienerkongress der Siegermächte 1814/15 wurden in Europa viele Errungenschaften der Französischen Revolution (Volksrechte, Freiheiten) wieder rückgängig gemacht. S. 121, 125, 261, 310

reuten, Reuti Aus Waldgebiet durch Fällen und Entwurzeln Nutzland gewinnen. Durch Reuten gewonnener Bereich. S. 68

Rez-de-Chaussée, das Erdgeschoss. S. 318

Sakrament, das Gottesdienstliche Handlung. Die katholische Kirche kennt 7 Sakramente, von denen die reformierte Kirche nur noch Taufe und Abendmahl beibehält. S. 84, 176

Salpetergräber, der; Salpetersieder, der Salpetergräber gruben den Boden von Viehställen auf, um den Salpeter, der sich dort aus Kalk, nitrathaltigen Exkrementen und Urin gebildet hatte, durch Sieden zu gewinnen. Salpeter diente zur Herstellung von Schiess- und Schwarzpulver. S. 116

Sauermilchkäse, der Aus Sauermilch, ohne Zusatz von Lab, gewonnener Käse. S. 72

Säumer, Säumerei Transporteur, der mit Pferd, Maulesel oder Maultier seine Waren über Saumpfade und Pässe führt. S. 80, 106, 145, 292

- Schnitzlerweg, der** Nach dem Lawinenwinter 1998/99 am Weg Axalp-Hinterburgsee aus noch stehenden Baumstrünken von Schnitzlern gestaltete Skulpturen. S. 330
- Schwellenkorporation, die** Die Schwellenkorporation überwacht den Zustand der Wildbäche und anderer Gewässer beidseits des Tales und unterhält und baut deren Schalen und Schutzbauten aus. S. 58
- schwenden; Schwendi** Aus Wald durch Entrinden und nachherigem Abbrennen des verdorrten Gehölzes gewonnenes Land. S. 68, 76, 136, 196
- Sgraffitto-Technik, die** Wandschmuck-Technik, bei der auf eine Wandfläche verschiedenfarbige Putzschichten aufgetragen werden, in die der Handwerker Ornamente und Figuren bis zur Tiefe der gewünschten Farbschicht kratzt und schabt. S. 256
- Scriba, der** Schreiber, hier der Pfarrer als Sekretär des Chorgerichts. S. 91
- Sekundärnetz, das** Ein Elektrizitätsnetz (wie unser Gemeindefeldnetz), das Strom aus dem Primärnetz eines Elektrizitätswerks (wie EW Reichenbach) übernimmt und mit Transformatoren auf die Gebrauchsspannung reduziert. S. 243, 245
- Seybuch, das** Im Seybuch einer Alp ist bestimmt, mit wie vielen Kuhrechten sie geseyt ist, das heisst, mit wie viel Vieh sie im Sommer bestossen werden darf. Die Genossenschafter sind namentlich und mit ihren Anteilen (Anzahl Kuhrechte) aufgeführt. S. 137 f., 326
- Skihaus Axalp, das** Vom Skiklub Axalp 1936 auf 1470 m Höhe erbautes, mehrmals erweitertes Skihaus, das vom Klub auch vermietet wird. S. 328
- Skihütte am Schiberg, die** Aus einer alten Alphütte auf 1560 m Höhe schuf der Skiklub Brienz seit 1919 durch wesentliche Um- und Ausbauten seine heutige Skihütte. Auch sie wird vermietet. S. 328
- Software, die** Sammelbegriff für die Programme, die zur elektronischen Betriebsabwicklung im Computer dienen. S. 170
- Sondage, die** Ausgrabung, Untersuchung einer archäologischen Fundstelle. S. 70 f.
- Sonderbundskrieg 1847** Die konservativen VII Orte der alten Eidgenossenschaft schlossen 1845 gegen liberale Bestrebungen der Mehrheit in der Tagsatzung ein «Schutzbündnis». Die Tagsatzung beschloss 1847 die Auflösung dieses Sonderbunds, was General Dufour in einem kurzen, schonungsvollen Feldzug gelang. S. 109
- Spez. Sekundarschule, die** Abteilung der Sekundarschule, die ihre Schüler auf weiterführende Mittelschulen (Gymnasium, Fachmittelschule) vorbereitet. S. 275
- SRG, die** Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft. S. 170
- Stakete, die** Hier: Gedrechselte Stäbe im Geländer der Vorlaube (Balkon). S. 220
- Staatsstreich, der** Gegen die geltende Staatsverfassung gerichteter Umsturz durch hohe Amtsträger oder Militär. S. 109
- Statthalter, der** Vertreter der Obrigkeit in einem Bezirk oder einer Kirchgemeinde. S. 36, 45, 74, 85, 90 f., 92, 97, 100, 104–106, 108 f., 123, 175, 188, 191 f., 197, 198 f., 293
- Stichbalken, der** Im Blockbau: Ein Balken, der die Flecken der Hauswand «durchsticht» und aus ihr hervor ragt. S. 213, 219 f.
- Strassengenossenschaft Brienzberg, die** Gegründet 1922, erschloss diese Genossenschaft in den folgenden Jahren die Axalp mit einer Strasse. 1952 und 1987 übernahm die Gemeinde den Hauptstrang zu Eigentum und Unterhalt. S. 328
- Suppenanstalt, die; Suppenhaus, das** Im Winter 1846/47 begann die Gemeinde Brienz, an Arme Suppe abzugeben. Im Suppenhaus an der Oberdorfstrasse wird noch jetzt im Winter jeden Samstag würzige Suppenhaus-Suppe preisgünstig verkauft. S. 123, 133

Sust, die Warenumladeplatz vom Schiff auf Wagen und umgekehrt mit Lagerhaus, hier zuerst oben am See, dann zu Tracht. S. 78, 208, 285, 292, 295

Tagsatzung, die In der alten Eidgenossenschaft Versammlung der Gesandten der XIII Orte (Kantone) und der Zugewandten zu Verhandlungen über gemeinsame Staatsgeschäfte. S. 79, 85, 124, 199

Turner, der Galgenförmiger Balken in der Küche der Alphütte, an dem das Käskessi über das Feuer geschwenkt wird. S. 67, 70, 138, 143

Ukulele, die Mandolinenartiges Zupfinstrument mit birnenförmigem Körper und 4 Saiten. S. 156

Urfehde, die Im Mittelalter konnten Missetäter in Gefangenschaft ihre Freilassung erwirken, wenn sie sich eidlich gegenüber dem Gericht verpflichteten, auf weitere Vergehen und Rache zu verzichten. S. 82

Übermuring, die Verschüttung mit Schlamm und Schutt einer Mure. S. 24

Vadian Joachim von Watt, 1483–1551, St. Galler Humanist und Reformator. S. 86

Vasall, der Lehensmann, der seinem Herrn Untergebene, im Gegensatz zum Freien. S. 75

VBS Eidgenössisches Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport. S. 170

Verenatag, der 1. September. S. 163

Vitus und Modest Zwei Heilige. An ihrem Namenstag, dem 15. Juni 1523 erliess die Berner Regierung ihr erstes Glaubensmandat. S. 85

Volle, die; Volli, das Im Alpbetrieb grosser hölzerner Trichter. S. 136

Votivbeilchen, das Kleines Beil als Opfergabe zum Schutz gegen Gefahren. S. 66

VTB Vereinigte Dampfschiffahrtsgesellschaft für den Thuner- und Brienzensee. S. 286 f., 315 f.

Wiener Kongress, der Versammlung der Vertreter aller europäischen Staaten 1814/1815 in Wien, um Europa nach dem Sturz Napoleons neu zu ordnen. Die Schweiz wurde als Staatenbund der 22 Kantone anerkannt und ihre Neutralität garantiert. S. 342

Wildheumäder, die Hochgelegene, steile Berghänge, die dem Vieh nicht zugänglich waren und deren Heu der Äpler mähte und oft mühsam einbrachte. S. 11, 15, 22, 27, 135, 140,

Zehnt, der Einst Abgabe eines Zehntels des landwirtschaftlichen Ertrags eines Bauernbetriebs, dann Bezeichnung auch für andere Abgaben an den Grundherrn (Freiherr, Kloster, Kirche). S. 76, 79, 81, 84

Zentner, der Handelsgewicht. Ursprünglich 100 Pfund = 50 kg, heute 100 kg. S. 87, 118, 292

Zollhaus, das Einst Schiffländte, Zollstätte und Warenumladeplatz an der Aare bei deren Ausmündung aus dem Brienzensee. S. 104, 282, 288, 307

Zugewandte Orte, die Städte und Gebiete, die mit der Alten Eidgenossenschaft oder Teilen derselben verbündet waren, und die zusammen mit diesen und den Untertanengebieten bis 1798 die Alte Eidgenossenschaft bildeten, z.B. Graubünden, Wallis, Genf, Neuenburg, Mülhausen. S. 104

Personenregister

Anhang

Mit Ausnahme von den in den Familienchroniken aufgeführten Personen erscheinen in diesem Verzeichnis grundsätzlich alle von S. 9–362 aufgeführten Personen. Nicht eindeutig identifizierbare Personen mit gleichem Vor- und Nachnamen können vielleicht mehrmals erscheinen. Vereinzelt ist der Wohnort beigefügt, wenn er in der verwendeten Unterlage angegeben ist. Die Angabe von Berufen (Bäcker, Maler usw.) haben wir soweit wie möglich beigefügt. Da und dort finden sich diesbezügliche Angaben auch auf den angegebenen Seiten. Wo die Zeit des geschichtlichen Auftritts einer Person ermittelt werden konnte, ist der entsprechende Zeitraum aufgeführt.

- ab Egglen Cuntz, Flösser (um 1429) S. 190
ab Egglon P. (um 1303) S. 75
ab Planalp Melcher (um 1616) S. 97
Ab Planalp Uly (um 1528) S. 189
Abbühl Bürkli (um 1492) S. 191
Abegglen. Ammann (um 1528) S. 88, 89
Aberli Johann Ludwig, Kunstmaler (1723-1786)
S. 34, 343-348
Abplanalp (um 1802) S. 109
Abplanalp Fritz (um 1957) S. 241
Abplanalp Hans (um 1970) S. 329
Abplanalp Jakob, Baumeister (um 1603) S. 217
Abplanalp Johann, Schnitzler (um 1860) S. 150
Abplanalp Peter (um 1846) S. 128
Abplanalp, Familienchronik S. 189
Aebi, Ingenieur (um 1854) S. 36
Affolter H.C. S. 217
Aguilera Christina, Weltstar (um 2008) S. 134
Albrecht, König von Habsburg (um 1306) S. 75, 76
am Acher Caspars Frau, Wyler (um 1669) S. 119
Am Acher Paul, Ringgenberg S. 325
am Acher Peter, Wyler (um 1588) S. 97
Amacher Alfred, Gemeinderat (um 1955) S. 240
an dem Weg H. (um 1303) S. 189
an der Fuhren Peter, Bäcker (um 1642) S. 100
an der Hupplon Rudolf (um 1303) S. 186
Anderegg Walter (um 1970) S. 329
Andreoli Andrea (um 2005) S. 58
Andres Dora, Regierungsrätin (um 2005) S. 53
Anker Albert, Kunstmaler (1831–1910) S. 259
Auchli Hugo, Lehrer S. 156, 157
Babst Samuel, Pfarrer (um 1674) S. 177, 180, 189
Bäler Marien (um 1590) S. 101
Balmer Adelian, Baumeister (um 1640) S. 216, 217
Balmer Caspar (um 1615) S. 99
Balmer Elsi, Hehlerin (um 1674) S. 258
Banwart Ludi (um 1587) S. 96
Barbarossa, d. Kaiser (1152–1193) S. 74
Barnard George, Kunstmaler S. 311
Bartlett William Henry, Kunstmaler S. 347, 348
Bartli Jakob (um 1617) S. 99
Baumann Andreas, Schnitzler (um 1860) S. 150
Baumann Helene, Österreicherin (um 1947) S. 131
Baumann und Kölliker, Firma in Zürich S. 244
Baumann-Blatter A., Lehrerin, Kienholz (um 1879)
S. 267
Baumgartner Albert, Dr., Arzt, Ehrenbürger
(1874–1956) S. 120, 159, 295
Baumgartner Heinrich, Pfarrer in Brienz (1872–
1894) S. 120, 152, 254
Baumgartner-Hauser Rosa, Arztfrau (um 1952)
S. 120
Baumgartner-Kuhn, Frau Pfarrer (um 1902) S. 255
Behein Werner (um 1334) S. 75, 76
Benzenberg Johann Friedrich (um 1910) S. 282
Berlepsch Hermann (um 1876) S. 307
Bertschinger, Ingenieur (um 1900) S. 302
Bichsel Fr., Sekundarlehrer (um 1879) S. 267,
268
Bieri Bernhard H., Admiral (1889–1971) S. 129,
130
Bieri Fritz, Brienz, Bäcker (um 1925) S. 327
Bieri Peter, Hotelier (um 1970) S. 328, 329
Binder Eduard, Fabrikant (um 1898) S. 151, 242,
245
Birmann Peter, Kunstmaler (1758–1844) S. 343
Birmann Samuel, Kunstmaler (1793–1847) S. 346
Blatter Anna, Lehrerin (um 1868) S. 266
Blattner, Dr., Techniker, Burgdorf (um 1908)
S. 243–245
Bleuler Johann Ludwig (1792–1850) S. 346, 348
Blum Madlen (um 1589) S. 99
Boner Ulrich (um 1351) S. 78
Boss Hans, Zimmermeister (um 1644) S. 217, 218
Bosshard-Steiner, Baufirma (um 1914) S. 232
Bracher Alfred, Thun (um 1909) S. 242, 243
Bridel, Ingenieur (um 1854) S. 36, 38
Brodwolf-Lieber Oliver S. 170
Brügger Arnold, Notar (um 1854) S. 36–38
Brügger Arnold, Kunstmaler S. 127
Brunner Melcher, Kirchmeyer (um 1710) S. 92
Brunner W., Kloten, Sonnenuhr (um 1976) S. 256
Bühler, Arzt (um 1849) S. 119, 123
Büler Margret, Wyler (um 1617) S. 98
Bullinger Heinrich, Reformator (1504–1575)
S. 86
Bürchli Christen (um 1701) S. 96
Buri Ernst, S. 146, 199
Buri Max, Kunstmaler (1868–1915) S. 351–353
Bürki Barnabas, Engelberg (um 1528) S. 87, 88
Caesar G. J., römischer Kaiser (um 58 v.Chr.)
S. 67
Calame Alexandre, Kunstmaler (1810–1864)
S. 351

- Casagrande Roland (um 2005) S. 50, 51, 53
Cattermole G., Kunstmaler S. 348
Colston Marianne, Kunstmalerin S. 313
Courbe, Familie S. 189
Custor Joseph, Bäcker (um 1642) S. 100
Danner Peter (um 1693) S. 181
Dasen E. (nach 1922) S. 22
Davinet, Hotelarchitekt (um 1873) S. 317
de Meuron Maximilien, Kunstmaler (1785–1868) S. 349, 351
Dellenbach Johann (um 1798) S. 105
Depuis Christian, Chirurgus, Naters (um 1689) S. 176
Diday François, Kunstmaler (1802–1877) S. 351
Dietrich Peter (um 1447) S. 82
Doman Hans (um 1590) S. 99
Döni Anna (um 1629) S. 96
Döni Heini (um 1590) S. 199
Dönis Jaggi, Bestrafung (um 1674) S. 258
Dräyer Thomas, Germeindeschreiber S. 51
Dubi Christian (um 1798) S. 104
Dunker Balthasar Anton (1746–1807) S. 343
Dünz Abraham, Kirchenbauer (um 1680) S. 254
Durrer Robert (1867–1934) S. 74
Ebel, Reisebeschreibung (um 1900) S. 309
Ebel, Reisebuch S. 282
Eggenberg Alexandre S. 134
Egger Kaspar, Wirt (um 1854) S. 36
Eggler (um 1920) S. 17
Eggler Kaspar (um 1849) S. 294
Eggler Peter, Sigrist (um 1641) S. 122
Eggler Ulrich, Schulmeister (um 1800) S. 262
Eggler, Ab Egglen, Familienchronik S. 190
Eggler, Gemeindeschreiber (um 1885) S. 238
Eggli Lorenz (um 1608) S. 199
Egler Caspar (um 1616) S. 97
Egler Hans (um 1675) S. 177
Egler Peter (um 1683) S. 178
Egli Hans (um 1976) S. 95, 99
Egli Hans Rudolf, Hist. Verein Bern S. 181
Ernst Peter (um 2005) S. 51
Ernst Willi (um 1970) S. 329
Escher-Wyss, Zürich, Schiffbau (um 1857) S. 286
Fankhauser F., Forstinspektor (nach 1922) S. 22
Fankhauser Monika, (2008) S. 134
Federer Heinrich (1866–1928) S. 57, 150
Ferretti-Müller Nicole (um 2008) S. 134
Finkel Johannes, Bogenwerkstätte, Schwanden S. 158
Finkel Marianne S. 158
Fischer Christian (1789–1848) S. 57, 148, 150, 283, 314
Fischer Eva (um 1603) S. 99
Fischer Hans (gest. 1731) S. 184
Fischer Hans (um 1706) S. 102
Fischer Hans (um 1709) S. 176
Fischer Hans (um 1759) S. 218
Fischer Hans (um 1952) S. 120
Fischer Hans, Gemeinderatspräsident (um 1950) S. 120
Fischer Jacob (um 1590) S. 101
Fischer Johann (um 1798) S. 104
Fischer Magdalena (um 1850) S. 119
Fischer Melcher (um 1710) S. 102
Fischer Peter (um 1682) S. 122
Fischer Samuel S. 134
Fischer Therese (um 2005) S. 51
Fischer Uli (um 1628) S. 96
Fischer, Familienchronik S. 190
Fischer, Statthalter Distrikt Brienz (um 1802) S. 293
Fischer-Schilt Cathry, 13 Kinder (vor 1704) S. 184
Flick Peter (um 1768) S. 181
Flick-Roth Magdalena (um 1768) S. 181
Flück Barbara (um 1709) S. 176
Flück Caspar, Lehrer und Organist (1755–1838) S. 191, 255
Flück Christian (um 1800) S. 109
Flück Edwin (um 1904) S. 129
Flück Elisabeth (um 1750) S. 178
Flück Heinrich (um 1883) S. 129
Flück J. (um 1868) S. 127
Flück Jakob (um 1854) S. 36
Flück Jakob, geb.1918, Wisconsin S. 130, 131
Flück Johann Peter (1902–1954) S. 356, 357, 358
Flück Johann, Grossrat (um 1854, 1869 und 1870) S. 36, 151, 237
Flück Kaspar (um 2010) S. 169
Flück Kaspar, Schulmeister (um 1800) S. 262
Flück Martin, Heraldiker S. 325
Flück Paul, Dr. med. vet., Meiringen S. 161, 162
Flück Peter (um 1824) S. 23
Flück Peter d.J. (um 1879) S. 267
Flück Peter, Gemeinderatspräsident, Grossrat, Nationalrat (um 2005 und 2009) S. 6, 50, 51, 53, 246, 325
Flück Peter, Heraldiker (um 1943) S. 74
Flück Peter, Lehrer (um 1879) S. 267
Flück Peter, Piereller (um 1965) S. 328
Flück Rudolf (um 1911) S. 243
Flück Ulrich, Weibel (um 1710) S. 92
Flück Werner (um 2005) S. 53
Flück, Familienchronik S. 191
Flück, Grossrat (um 1869) S. 237
Flück-Eggler Peter (1839–1884) S. 326
Flück-Hofer Elisabeth (um 1918) S. 130
Flück-Schild Jakob, Orgeller Kebel (1902–1984) S. 191
Flück-Stähli Regula (um 1721) S. 191
Flümman Caspar (um 1599) S. 101
Freudenberger Sigmund, Kunstmaler S. 139, 343
Frey Erwin S. 323, 324
Frey-Fürst Fritz (um 1950) S. 323, 324
Frutiger Christian, Architekt, Künsnacht (um 1953) S. 256
Frutiger Greti (um 1672) S. 101
Frutiger, Familie S. 189
Fuchs (um 1802) S. 109
Fuchs Caspar (um 1902) S. 128
Fuchs Christoph S. 134
Fuchs Ernst, Festschrift (um 1969) S. 267

Fuchs Hans (um 1710) S. 102
 Fuchs Willy (um 2005) S. 53, 54
 Fuchs/Fuchser, Familienchronik S. 191
 Fuchser Caspar (um 1690) S. 181
 Fuchser Hans (um 1492) S. 191
 Fuchser, Familie S. 189
 Furer Peter, Bäcker (um 1633) S. 100
 Gafner, Volkswirtschaftsdirektor S. 156
 Gander (um 1802) S. 109
 Gander Adolf, Kunstmaler (1902–1954) S. 354 f.
 Gander Berta, Lehrerin (um 1930) S. 271
 Gander Peter (um 1942) S. 19, 162
 Gatschet, Hauptmann (um 1798) S. 103
 Gercken P.W. (um 1780) S. 146
 Gertz Hannes (um 1589) S. 99
 Gfeller Margreth (um 1712) S. 102
 Gilgien Paul, Lehrer (um 1930) S. 271
 Girardet Karl, Kunstmaler (1813–1871) S. 114, 212, 349, 350
 Girardet Karl und Edouard (um 1848) S. 349, 352
 Gladbach Ernst, Professor ETH S. 211–213, 222
 Glatthard Adrian, Fürsprecher, Notar S. 157
 Glatthard Thomas (um 2006) S. 134
 Gossweiler Fridolin (um 1907) S.170
 Gossweiler Hans S. 170
 Gossweiler Herbert (um 2001) S. 170
 Gossweiler Margaretha (um 1907) S. 170
 Gossweiler Media S. 170
 Gossweiler Urs S. 168
 Gossweiler, Familie S. 169, 170
 Gossweiler-Abegglen Beatrice (um 1993) S. 170
 Graf-Michel Regina, Schulleiterin (um 2008) S. 275
 Grossmann A. S. 244, 245
 Grossmann Elisabeth (1800–1858) S. 282–285, 345
 Grossmann Franz (um 1824) S. 23
 Grossmann Hans Franz, Hauptmann (1761–1821) S. 175
 Grossmann Heinrich S. 283
 Grossmann Peter S. 152
 Grossmann Peter, Unterstatthalter (um 1798) S. 105, 106
 Grossmann, Familienchronik S. 192
 Grossmann, Techniker (um 1922) S. 295
 Gruber Samuel Thüring, Pfarrer (um 1763–1784) S. 113–115, 122, 181
 Grunder Hans, Sek. Lehrer (um 1930) S. 268, 271
 Grünig Wemer (um 2005) S. 53
 Gudin, Brigadier (um 1799) S. 106
 Gugger Hans, Dr. (1921–2006) S. 7, 8, 209, 255, 256
 Gusset H. (um 1856) S. 136
 Gusset, Familienchronik S. 192
 Gusset-Fernegger Peter (um 1683) S. 192
 Gutscher Daniel, Dr., Kantonsarchäologe (um 2005) S. 8, 69, 70
 Gygax Max (1916–2007) S. 7, 11, 13, 19, 135, 147, 158, 206, 228, 258, 281, 342
 Häberli, Kirchenbauer, Thun (um 1680) S. 254
 Hallbarter Hans, Zimmermeister (um 1561) S. 216
 Haller Berchtold (um 1520) S. 84
 Haller, Oberamtmann, Interlaken S. 312
 Hamberger Johann Rudolf, Bern, Feuerwerker (um 1863) S. 315
 Hamberger, Familie, Kienholz (ab 1863) S. 289
 Hanselmann, Professor, Dr. S. 156, 158
 Hari Christen (um 1709) S. 124
 Hauser Albert, Professor, Dr. S. 116, 11.7
 Hauser Karl, Besitzer Giessbach (um 1869) S. 316–322
 Hauser Rosa (um 1908) S. 120
 Hauser, Hotelier Giessbach S. 299
 Hefti Ed. (um 1870) S. 151
 Heger Bat, Bäcker (um 1633) S. 100
 Heger Beat (um 1646) S. 97
 Heger, Familie S. 189
 Hegner, Winterthur S. 346
 Heim, Professor, Dr. (um 1910) S. 28
 Heinrich VII., König (um 1310) S. 76
 Heinrich VIII., König (um 1231) S. 74
 Heinrich, Abt, Engelberg (um 1212) S. 74, 188
 Hess Hans Jakob (um 1653) S. 189
 Hiltbrand (um 1871) S. 24
 Hirsch (um 1883) S. 124, 128
 Hirsch Willi, Sek. Lehrer (um 1930) S. 271
 Hirsch, Familie (um 1868) S. 124
 Hirsch, Gemeinderat (um 1883) S. 238
 Hochstrasser Barbara S. 53
 Hofmeister Rudolf, Schultheiss, Bern (um 1431) S. 80, 81, 82
 Hohlenweger, Familie S. 189
 Hollenweger (um 1802) S. 109
 Hösli Hans Rudolf, Leiter Geigenbauschule S. 157
 Hösli Kaspar (um 2008) S. 134
 Hubschmid J., Professor, Dr. S. 146
 Hug Klara, Lehrerin (um 1930) S. 271
 Huggler Albert, Lehrer (um 1897) S. 152, 153
 Huggler Arnold (1894–1988) S. 56
 Huggler Caspar, geb. 1806 (um 1830) S. 149
 Huggler Caspar, Wyler S. 92
 Huggler Gustav S. 112
 Huggler Hans (um 1871) S. 24
 Huggler Hans, Lehrer (um 1897) S. 153
 Huggler Hans, Architekt (um 1939/40) S.255
 Huggler Kaspar (um 1871) S. 24
 Huggler Lukas S. 134
 Huggler Matthäus (um 1854) S. 36
 Huggler Melcher S. 92
 Huggler Peter (um 1871) S. 24
 Huggler Peter (um 1907) S. 242
 Huggler, Familienchronik S. 192
 Huggler-Wyss Hans, Bildhauer S. 57, 149, 150, 153, 255
 Hüniger Arnold (um 1374) S. 78
 Huninger Ruof (um 1374) S. 78
 Hunziker Jakob S. 212, 222
 Huwyler Edwin, Ballenberg (Jahrbuch 1996) S. 212, 225

im Baumgarten Bendicht, Obmann, Schwanden (um 1710) S. 92
 im Hofacker C. (um 1303) S. 75
 im Sand Hans (um 1530) S. 89
 in der Swende Walther (um 1303) S. 186
 Joneli Samuel, Boltigen (um 1798) S. 105
 Jörg, Pfarrer, Brienz (um 1528) S. 86, 87
 Jost Hanns (um 1653) S. 189
 Jühni Hans, Baumeister (um 1598) S. 217
 Kaden Woldemar, Schriftsteller (um 1880) S. 287
 Karl der Grosse, Kaiser (um 814) S. 175
 Kasthofer Albrecht, Forstmeister (1777–1853) S. 15, 27, 140, 147,
 Kehrlü Gebrüder (um 1870) S. 151
 Kehrlü Hans, Schulmeister (um 1817) S. 309, 310–315, 318
 Kehrlü Jakob, Lehrer (um 1854) S. 36, 264
 Kehrlü Johann, Schulmeister (um 1635) S. 263
 Kehrlü Josef (um 1715) S. 102
 Kehrlü Margareta, erste Lehrerin in Brienz (um 1880) S. 265–267
 Kehrlü, Familienchronik S. 193
 Kehrlü, Lehrer (um 1818) S. 149, 346
 Kehrlü, Lehrer (um 1869) S. 237
 Kehrlü, Schulmeister S. 283, 286, 287
 Keller Gottfried, Dichter (1819–1890) S. 262
 Kerli Josi, Bestrafung (um 1674) S. 258
 Kerli Leni (um 1616) S. 97
 Kerli Uolrich (um 1303) S. 189, 193
 Kienholts Johannes (um 1303) S. 189, 193
 Kienholz (um 1400) S. 29
 Kienholz Hans, Lehrer (um 1871 und ca. 1885) S. 23, 152
 Kienholz Hans, Sek. Lehrer (um 1930) S. 271
 Kienholz Ulrich (um 1855) S. 265
 Kienholz, Familienchronik S. 193
 Kirchhoff und Mumprecht, Unternehmer (um 1912) S. 244
 Kiser Christoph (um 2008) S. 134
 Kissling (um 1910) S. 28, 29
 Klein Johann Adam, Kunstmaler (um 1844) S. 145
 Knechtenhofer, Gebrüder, Thun (um 1835) S. 285, 286
 Knöri Steffans Weib (um 1693) S. 181
 Kolb Christian (um 1529) S. 88
 König Adolf, Geigenbauer (um 1943) S. 156
 König Franz Niklaus S. 148, 182, 258, 263, 282, 309, 314
 Kuhn, Pfarrer, Sigriswil (um 1800) S. 262
 Kurt, Mechaniker, Brienz (um 1922) S. 295
 Kuster P. (um 1911) S. 230
 Kuster Peter, Brienz (um 1894) S. 327
 Kuster, Familienchronik S. 194
 La Nicca, Ingenieur (um 1854) S. 36, 38, 298
 Lämmlin Matheus (um 1589) S. 99
 Langhans, Pfarrer, Hofwil (um 1830) S. 264
 Leuenberger Niclaus (um 1653) S. 189, 198, 199
 Liecht Johannes (um 1587) S. 96, 190
 Linder Christen (um 1750) S. 178
 Linder Frida, Schülerin, Turnhalle S. 272
 Linder Hans (um 2005) S. 51
 Linder Hans, Familie (1665–1708) S. 178
 Linder Ida (1876–1961) S. 121
 Linder Viktor (1872–1965) S. 121
 Linder, Familienchronik S. 195
 Lindner, Ingenieur S. 300, 302
 Locher Emanuel (1761–1840) S. 282, 283, 345
 Loison, Brigadier (um 1799) S. 106
 Lory Gabriel, Vater, Kunstmaler (1763–1840) S. 343
 Lüdi Joseph (um 1779) S. 176
 Luther Martin, Reformator (1483-1546) S. 84, 85
 Lüthi Ida (um 1616) S. 98
 Lüthi Kaspar, Arzt (um 1903) S. 120
 Lutz, Pfarrer, Gsteig (um 1800) S. 262
 Mäder Buchhandlung (um 1990) S. 44
 Mäder Melcher (um 1660) S. 100
 Mäder Melchior, Obmann, Hofstetten S. 92
 Marmet, Familie S. 189
 Marx, Pfarrer, Brienz (um 1525) S. 85, 86
 Masséna, General (um 1798) S. 105
 Mathyer Hans (um 1799) S. 178
 Mathyer Johanna (um 1920) S. 120, 339, 340
 Mathyer, Familienchronik S. 195
 Mathyer, Lampenist (um 1900) S. 242
 Matti David Gottlieb (um 1843) S. 285, 286, 314
 Mätzener Mathilde, Lehrerin, Brienz (um 1930) S. 271
 Mätzener Ruedi (um 2005) S. 58, 128
 Messerli Peter (um 2005) S. 51, 53, 246
 Mettler, Arzt (um 1838) S. 119
 Michel Adolf (um 1970) S. 329
 Michel Daniel (um 1798) S. 105
 Michel David, Krämer (vor 1697–1748) S. 175
 Michel David, Schulmeister (um 1835) S. 264
 Michel F., Alpgenossenschaften S. 141
 Michel Hans (um 1660) S. 100
 Michel Hans, Lehrer (1885–1923) S. 268
 Michel Hans, Nationalrat S. 302
 Michel J., Lehrer (um 1879) S. 267
 Michel Johann S. 339
 Michel Kaspar (um 1846) S. 128
 Michel Katharina, Musicstar 2009 S.133
 Michel Margaretha (um 1779) S. 176
 Michel Maria (um 1707) S. 96
 Michel Mathäus, Klärwärter (ab 1969) S. 241
 Michel Mathäus und Michael (um 1795) S. 201
 Michel Michael (um 1795) S. 201
 Michel Peter (um 1798) S. 103
 Michel Peter (um 1884) S. 128
 Michel Peter, Gemeindepräsident (um 1854) S. 36
 Michel Peter, Mitautor S. 91, 145, 325
 Michel Peter, Statthalter, Brienz (um 1710) S. 92
 Michel Peter, Zweilütschinnen S. 285
 Michel, Amtsrichter (um 1872) S. 40
 Michel, Familienchronik S. 196, 201
 Michel, Lampenist (um 1900) S. 242
 Michel, Munizipalitätspräsident (um 1802) S. 109
 Michel-Eggler Johann, Lehrer (1847–1917) S. 326, 327, 328

- Michel-Linder Bendicht (1765–1839) S. 201
- Ming Kathrin (um 2008) S. 134
- Moeri & Partner (um 2005) S. 56, 59
- Monique, «Feuerwehrfrau» S. 246
- Mühlethaler Rolf, Architekt (um 2009) S. 248
- Müller Ad. (um 1924) S. 22
- Müller Anna (um 1603) S. 99
- Müller Barbara (um 2008) S. 134
- Müller Hansruedi (um 2005) S. 53
- Müller Jacob, Meister (um 1675) S. 201
- Müller Jeannette (um 2008) S. 134
- Müller Melcher (um 1795) S. 201
- Müller Peter (um 1850) S. 119
- Müller, Familienchronik S. 197
- Mumprecht, Herzogenbuchsee S. 243, 244
- Murri Glaus (um 1588) S. 98
- Mürset, Lehrer (um 1865) S. 265
- Muschi Greti (um 1615) S. 99
- Muschi Maria (um 1751) S. 197
- Napoleon Bonaparte (um 1802) S. 109, 125, 175
- Niederer & Pozzi, Uznach (um 2005) S. 58
- Niklaus Manuel (1484–1530) S. 84, 88
- Nöthiger Johann Rudolf, Pfarrer, Ringgenberg (1739–1826) S. 113-119, 122, 140, 146, 182, 183, 195, 258
- Nufer Hans (um 1715) S. 101
- Nussbaumer Marc, Archäologe (um 2005) S. 70
- Ober Peter (nach 1858) S. 35
- Obinan im Dorf (um 1303) S. 189, 200
- Ochs Peter, Basel (um 1798) S. 104
- Oth, Lehrer, Kienholz (um 1879) S. 267
- Ott und Zschocke, Ingenieure (um 1880) S. 299
- Othth Balthasar (um 1854) S. 36, 38
- Pauli, Arth (um 1909) S. 242
- Perren Christian (um 2008) S. 134
- Perren Oskar, Lehrer (um 1930) S. 271
- Perren-Roesti Ruedi, Mitautor 2011 S. 7, 167, 246, 275
- Perren-Zurflüh Rudolf, Mitautor 2011 S. 43, 50, 65, 73, 84, 103, 237, 253
- Pettavel François, Neuenburg S. 283, 284
- Pfenninger Matthias (1739–1813) S. 343, 348
- Pfister Christian, Professor, Bern S. 113, 181
- Porter Ulli (um 1666) S. 101
- Pozzi Andrea, Ingenieur (um 2005) S. 58
- Pümpin, Ingenieur S. 299
- Pundt Peter (um 1653) S. 189
- Pundt, Familie S. 189
- Reding, General (um 1798) S. 106
- Rehazek André, Archäologe (um 2005) S. 70
- Reichen Quirinus (um 1989) S. 146
- Reusser Caroline (um 2008) S. 134
- Rieter Heinrich (1751–1818) S. 343, 346
- Riggenbach Nikolaus, Ingenieur (um 1880) S. 299
- Ringysen Hans (um 1665) S. 101
- Risser Hannss, Rebell, Oberried (um 1653) S. 189, 198
- Risser K. (um 1291) S. 75
- Ritter Peter, Unterseen S. 284, 285
- Ritz, Professor (um 1850) S. 42
- Rot H. (um 1303) S. 189
- Röter, Familie (um 1871) S. 24
- Roth Alfred G., Dr. S. 145, 146
- Roth Magdalena, Grindelwald (um 1768) S. 181
- Rothenbach, Ingenieur (um 1885) S. 238, 240
- Rubi Christian S. 213, 215, 216, 219
- Rubi Peter, «Bärghuus Axalp» S. 330
- Rubi Ruedi, Chemihüttli, Axalp S. 329
- Rubin Sigmund (um 1970) S. 329
- Ruef Dominic S. 134
- Ruef Hans, Dr., Mundartspezialist S. 333
- Salvisberg, Kantonsbaumeister (um 1870) S. 150
- Santschi Peter, Schulinspektor S. 275
- Schauenburg, General (um 1798) S. 105, 106
- Schelbert Urspeter, Bevölkerungsgeschichte, 1989 S. 147
- Scheuchzer J.J., Geräte Alpwirtschaft S. 143, 145
- Schild Adolf, Gemeinderat (um 1904) S. 240, 242
- Schild Eduard (1878–1944) S. 353, 355
- Schild Erich, Chronist S. 125, 126, 221
- Schild Hans (um 1847) S. 128
- Schild Hans S. 94
- Schild Hans, Gemeinderatspräsident (um 1947) S. 323
- Schild Hans, Sek. Lehrer (um 1930) S. 271
- Schild Heinz, Wyler, Sonnenuhrmacher (um 1976) S. 256
- Schild Helene S. 221, 339, 340
- Schild Johannes (um 1854) S. 36
- Schild Kurt (um 2005) S. 53
- Schild Mamma (um 1850) S. 123
- Schild Otto, Schlosser (um 1909) S. 243
- Schild Peter (um 1847) S. 128
- Schild Peter (um 1891) S. 335
- Schild Peter, Lehrer (um 1930) S. 271
- Schild, Familienchronik S. 197
- Schild-Simon Adolf (um 1930) S. 66
- Schilt Anni (um 1677) S. 101
- Schilt Balzi (um 1588) S. 97
- Schilt Caspar (um 1623) S. 97
- Schilt Caspar (um 1669) S. 195
- Schilt Caspar, Bäcker (um 1592) S.100
- Schilt Cathry (geb. vor 1664) S. 184
- Schilt Elsbeth, Hebamme (um 1589) S. 99
- Schilt Elsbeth, Naters (um 1689) S. 176
- Schilt Elsi (um 1682) S. 122
- Schilt Heini (um 1551) S. 193
- Schilt Heini, Teufental (um 1334) S. 76
- Schilt Jakob (um 1589) S. 99
- Schilt Johannes (um 1798) S. 103
- Schilt Melcher, Brienz S. 92
- Schilt Peter (um 1618) S. 97, 99
- Schilt Peter (um 1686) S. 178
- Schilt Peter (um 1590) S. 101
- Schilt Peter (um 1798) S. 104, 105
- Schilt Peter, Leutnant, Wyler (um 1798) S. 104
- Schilt Peter, Schwanden (um 1719) S. 186
- Schilt Uelli, Teufental (um 1334) S. 76, 197, 198
- Schilt Uli (um 1616) S. 97

- Schilt Ulrich, Obmann, Wyler S. 92
 Schilt Uolrich (um 1374) S. 78
 Schilt (um 1528) S. 88, 89
 Schilt, Richter (um 1799) S. 107
 Schlappach, Bäcker (um 1642) S. 100
 Schmid Gabriel (um 1619) S. 101
 Schmid Samuel, Bundesrat (um 2005) S. 53
 Schmidlin (um 1865) S. 314–316, 318
 Schmidlin, Familie (um 1868) S. 124
 Schmoker Elsbeth (um 1799) S. 178
 Schmoker, Schwanden (um 1712) S. 102, 178
 Schneider Rudolf, Regierungsrat (nach 1837) S. 35
 Schneiter Jaggi (um 1669) S. 195
 Schneiter, Familienchronik S. 198
 Schneitter Peter (um 1653) S. 198
 Schöni Anthoni (um 1669) S. 119
 Schorta A., Dr., Romanist S. 146
 Schriber Uli (um 1617) S. 98, 99, 197
 Schröter C., Professor, Botaniker (1855–1939) S. 135
 Schryber Ueli, Brienz (um 1528) S. 87, 89
 Schryber Ueli, Brienz (um 1798) S. 104
 Schumacher Hensli (um 1446) S. 82, 83
 Schweizer Jürg S. 225
 Schwendler Leni (um 1683) S. 178
 Senger Andreas, Zimmermeister (um 1845) S. 219
 Sermund Franz, Bern, Glockengiesser (um 1972) S. 256
 Siffert, Pfarrer (um 2005) S. 53
 Sigrist, Schwestern (um 2005) S. 53
 Staeger Andreas (um 2005) S. 51, 53, 54
 Stähli Caspar (um 1884) S. 128
 Stähli Daniel, Alpgasse (um 1674) S. 260
 Stähli Hans (1910–2005) S. 358, 359, 360
 Stähli Hans (um 1846) S. 128
 Stähli Hans junior, Lehrer (um 1674) S. 260
 Stähli Hans senior, Lehrer (um 1674) S. 260
 Stähli Jakob (um 1768) S. 181
 Stähli Johann (1778–1861) S. 332, 344
 Stähli Kaspar (um 1854) S. 36
 Stähli Kaspar (um 1798) S. 104
 Stähli Lydia, Schwanden (um 1963) S. 360
 Stähli Maria (um 1693) S. 181
 Stähli Melchior (um 1798) S. 105
 Stähli Peter (um 1970) S. 329
 Stähli, Familienchronik S. 198
 Stäli Anni (um 1590) S. 99
 Stäli Heini, Trommler (um 1653) S. 189
 Stäli Melcher (um 1616) S. 97
 Stapfer Philipp Albrecht, Minister (um 1799) S. 260–261
 Steege, Pfarrer (um 2005) S. 53
 Steiger, Regierungsrat (um 1884) S. 152
 Steiner Heinrich, Obmann, Oberried (um 1710) S. 92
 Sterki Hainrich (um 1303) S. 189, 193
 Stoller Johannes, Arzt (um 1801) S. 119
 Streich Albert (1897–1960) S. 56, 113, 115, 123, 180, 188, 189, 205, 325, 334–337
 Streipf Hans (um 1669) S.119
 Studer Anna, Wyler (um 1712) S. 102
 Studer, Ingenieur (um 1885) S. 238–240
 Stüpf Veronika (um 1616) S. 97
 Sulliger Jacobe (um 1651) S. 122
 Sulser, Dr., Arzt (um 1900) S. 120
 Sulzer Barbli, Wyler (um 1588) S. 98
 Süterlin, Kunstmaler (um 1860) S. 317
 Thomann Emil S. 219, 235
 Thomann J. (um 1884) S. 128
 Thomann Johann (um 1903) S. 128
 Thomann K.L., Pfarrer (um 1858) S. 150
 Thomann, Lehrer (um 1879) S. 267
 Thomann, Familienchronik S. 199
 Thomen Peter (um 1849) S. 123.
 Thomke Hellmut, Dr., Professor, Allmendingen S. 157
 Thöni Albert S. 142
 Thöni Albrecht (um 2009) S. 246
 Thöni Katharina (um 1847) S. 123
 Thöni Theodor, Kienholz S. 243, 244
 Thöni, Familienchronik S. 199
 Thurner Hans (um 1659) S. 100
 Thurner Jacob (um 1645) S. 122
 Thurner Jacobs Frau (um 1665) S. 101
 Tommen Elsbeth (um 1768) S. 181
 Trachsel, Barthlome (um 1528) S. 89
 Trachsel, Propst, Interlaken (um 1528) S. 87, 88
 Trauffer Albert, Schnitzler S. 154
 Trauffer Sandro S. 134
 Tschagggeny Friedrich S. 167
 Tschagggeny Fritz (um 1907) S. 242
 Tschagggeny, Kapitän (um 1884) S. 238
 Tschanun, Orgelbauer, Genf (um 1940) S. 256
 Unkande Hainrich (um 1303) S. 189
 Urvat Margreth (um 1715) S. 96
 Ussirm Kienholts (um 1303) S. 189
 Vadian, Reformator (1484–1551) S. 86
 van Dijk Frans, Geigenbauer S. 156
 Vischer Cuenrat, Unterseen (um 1429) S. 190
 Vogel Ludwig (1788–1879) S. 22, 282
 Vogt Geörg, Biglen (um 1653) S. 189
 Vogt, Zahnarzt S. 159
 vom Altweg (um 1303) S. 189
 vom Bache Ruof (um 1382) S. 78
 von Allmen, Architekten AG, Thun (um 2008) S. 246
 von Bergen Peter (um 2005) S. 51, 53
 von Bergen, Lehrer (um 1871 und 1879) S. 24, 267
 von Bergen-Fuchs Johannes (um 1894) S. 327
 von Brienz Arnold (erste Hälfte 13. Jh.) S. 64, 73, 74, 75
 von Brienz Kuno (erste Hälfte 13. Jh.) S. 73, 74, 186, 188, 253
 von Brienz Walter (erste Hälfte 13. Jh.) S. 74
 von Bubenbergh Heinrich (um 1390) S. 79
 von Constanz Konrad, Bischof (um 1219) S. 188
 von der Enge Jacob (um 1303) S. 189

- von Erlach Margarethe (um 1798) S. 104
 von Erlach, General (um 1798) S. 104
 von Erlach, Schultheiss (um 1528) S. 88, 89
 von Eschenbach (13. Jh.) S. 73, 75
 von Fellenberg Philipp Emanuel (1771–1844) S. 264
 von Flüe Kaspar, Unterwalden (um 1528) S. 89
 von Graffenried Adolf, Architekt, Bern (um 1845) S. 211, 212, 221
 von Habsburg (13. und 14. Jh.) S. 73, 76
 von Känel Alfred S. 225
 von Kyburg (13. und 14. Jh.) S. 73, 74, 75, 79
 von Kyburg Hartmann (um 1256) S. 75
 von Müllinen Niklaus Friedrich, Hauptmann (um 1798) S. 103, 104
 von Opelingen Diethelm (um 1146) S. 73, 188, 253
 von Opelingen Egelolf (um 1146) S. 73, 188, 253
 von Rappard Conrad, Hotelier, Giessbach (um 1856) S. 286, 314, 315
 von Raron Heinrich (Anfang 13. Jh.) S. 73
 von Raron Rudolf (Anfang 13. Jh.) S. 73, 74, 188, 253
 von Resti Heinrich (um 1361) S. 78
 von Ringgenberg Beatrix (um 1390) S. 79
 von Ringgenberg Christoph, Schams (um 1424) S. 80
 von Ringgenberg Cuno (ca.1200–1240) S. 186, 188
 von Ringgenberg Johann († 1331) S. 75, 76, 78, 80, 188, 193, 194, 200
 von Ringgenberg Johann († 1351) S. 76, 77
 von Ringgenberg Petermann (um 1380) S. 78, 79
 von Ringgenberg Philipp (um 1240) S. 74, 75, 76, 78, 79
 von Ringgenberg Rudolf (um 1256) S. 75
 von Ringgenberg Ursula (um 1390) S. 79
 von Seftigen Jakob (um 1351) S. 78
 von Signau Ulrich (um 1351) S. 78
 von Steiger (nach 1896) S. 29
 von Steiger Niklaus Friedrich, Schultheiss von Bern (um 1798) S. 104
 von Stürler Ludwig, Architekt, Bern (um 1845) S. 211, 212, 221
 von Teuffental Heinrich (um 1382) S. 78
 von Weissenburg (13. Jh. und 14. Jh.) S. 73, 76
 von Wilberg Heinrich (um 1411) S. 79
 von Zähringen Berchtold V. (um 1190) S. 74
 von Zähringen Konrad (um 1146) S. 73
 Wagner, Dr., Arzt (um 1885) S. 321, 322
 Wälti Peter, Mitautor S. 175–185, 186–201
 Wälti Thomas, Orgelbauer, Gümligen (um 1973) S. 256
 Walz Johann, Lehrer (um 1930) S. 271
 Walz, Familie (um 1905) S. 124
 Weber Franz, Umweltschützer (um 1982) S. 324
 Weber Hans Peter, Revierförster (um 1990) S. 46, 48, 50
 Weber J., Unternehmer, Bern (um 1889) S. 239, 240
 Weber, Regierungsrat (um 1854) S. 36, 37
 Weibel Samuel, Kunstmaler (1771–1846) S. 344
 Welten, Professor (um 1850) S. 42
 Wenger, Gemeinderat (um 1888) S. 289
 Werren Albert S. 339, 340
 Wetzler Johann Jakob, Kunstmaler (1781–1834) S. 100, 308, 344
 Wider Andres (um 1616) S. 98
 Widmann Josef Viktor, Redaktor, «Bund» S. 299
 Widmer Andreas (um 2008) S. 134
 Widmer Ulli (um 1713) S. 123
 Wilhelm Susanna (um 1716) S. 102
 Wimmiser Stefan (um 1588) S. 98
 Winter Hans (um 1639) S. 97
 Winterberger Gerhard, Dr. (um 1960) S. 126
 Wirth (um 1860) S. 151
 Woche Marquard, Kunstmaler (1758-1830) S. 343
 Wollensack, Dr., Arzt (um 1897) S. 322
 Wüthrich, Bauführer (um 1874) S. 238
 Wyss Daniel, Pfarrer (um 1674) S. 263, 264, 312
 Wyss David (um 1824) S. 22
 Wyss Fridli (um 1653) S. 189
 Wyss Hans, Sonceboz S. 339, 341
 Wyss Hans, Unterbach S. 136
 Wyss Johann Rudolf (um 1816) S. 114
 Wyss Johann, Lehrer (um 1879) S. 267
 Wyss Magdalena (um 1848) S. 128
 Wyss Melcher, Peters (um 1768) S. 181
 Wyss Peter, Ingenieur (um 2005) S. 58
 Wyss Peter, Pfarrer, Bolligen S. 221, 338, 339, 341
 Wyss Trini (um 1634) S. 101
 Wyss, Familienchronik S. 200
 Zenger Heinrich (um 1303) S. 186
 Zenger Melcher (um 1669) S. 119
 Zimmermann Ulrich, Geigenbauer (um 1980) S. 156, 157
 Zimmermann, Thun (um 2005) S. 58
 Zobrist, Familienchronik S. 200
 zum Bach Christen (um 1551) S. 193
 zum Bach Susanna (um 1709) S. 123
 zum Stein Hans, Oberried (um 1588) S. 97
 zum Stein Hans, Schwanden (um 1616) S. 98
 Zumbrunn Heinz, Unterbach (um 1970) S. 329
 Zumbrunn Peter (um 2005) S. 53, 246
 Zumstein/Steiner Catharina, Schwanden (1682–1749) S.186
 zur Flie Hanss (um 1736) S. 194
 zur Fluh Hans, Ebligen (um 1682) S. 122
 zur Fluh Jacob, Ried (um 1710) S. 102
 zur Fluh Melcher, Ried (um 1715) S. 102
 zur Fluh Melcher, Sekelmeister S. 92
 Zurflüh Johann (um 1802) S. 108
 z'Ustrost Burchard (um 1303) S. 186
 Zwald Heini, Schwanden (um 1588) S. 97
 Zwingli Huldrych, Reformator (1484–1531) S. 84, 86
 Zysset Marcel S. 325

Orte, Örtlichkeiten, Gewässer

Anhang

Die Buchstaben und Zahlen nach den Ortsnamen im folgenden alphabetischen Ortsverzeichnis beziehen sich auf die Koordinatensysteme der beiden Karten im Anhang dieses Buches.

Die mit Fettdruck hervorgehobenen Seitenzahlen bezeichnen Stellen im Buch, welche den Ort besonders thematisieren.

Buchhinweis: Ursprung und Bedeutung der Brienzer Orts- und Flurnamen werden im Buch «Brienzer Namenspiegel» von Peter Wyss erklärt (Herausgeber: Vereinigung «Alt Brienz», 1991; Bezugsquellen: lokaler Buchhandel und Burgergemeinde Brienz).

Lokalisierung der Orte auf den beiden beigelegten Karten:

- Angabe der Koordinaten im Ortsverzeichnis unmittelbar nach dem Ortsnamen
- Landeskarte Brienz Nr. 1209 1:25 000 (Koordinaten mit Grossbuchstaben und Zahlen)
- Ortsplan Brienz, Massstab 1:5000 (dieselben Koordinaten wie auf Karte 1:25 000, Netz halbiert: horizontal I/II nach Grossbuchstaben oder vertikal a/b nach Zahl); enthält auch ein Verzeichnis der Flurnamen.
- Einfache Koordinate (z.B. Ägelsee M 5) bedeutet: Diese Ortsbezeichnung ist nur auf der Landeskarte 1:25 000 zu finden (Quadrat M 5).
- Erweiterte Koordinate (z.B. Adler/Gasthof H II 4b) bedeutet: Dieser Ort ist auf beiden Karten lokalisierbar. Falls die Ortsbezeichnung auf der Landeskarte Brienz 1:25 000 fehlt, sollte eine präzise Lokalisierung auf dem Ortsplan 1:5000 möglich sein. Im vorliegenden Beispiel ist das Gasthaus nur auf dem Ortsplan 1:5000 beschriftet und farblich hervorgehoben.
- Orte, die ausserhalb der Landeskarte Brienz 1:25 000 liegen, erscheinen ohne Koordinatenangaben.



Hauptstrasse Brienz um 1900.

- Aare J I 5/6 – R 5/6, S. 12, 16 f., 32, **34–42**, 50 f., 65–68, 77, 81, 126, 182, 198, 208 f., 292 f., 335, 343, 363
- Aar(e)boden J I 5/6 – R 5/6, S. 10, 13, 34 f., 37, 41 f., 44, 50 f., 52 f., 207, 292 f.,
- Aareschwellen (Unterseen) S. 87–89
- Aarmühle (Interlaken) S. 148
- Aaregg J II 5/6, S. 40, 41, 51
- Äbeflue/Äbefluh S. 12
- Abwasser-Reinigungsanlage (ARA) J II / K I 5a, S. 17 f., 240–245
- Adler/De la Gare (Gasthof) H II 4b, S. 23, 265, 364
- Ägerdi K 2/3, S. 28
- Aeschi (Dorf Südseite oberhalb des Thunersees) S. 82
- Ägelsee M 5, S. 40
- Ällgäulücke C 3, S.11
- Alpbach (Meiringen) S. 242
- Alpgasse(n) G II 4 a/b, S. 58, 68, 188, 191, 213, 221, 227, 240, 258, 260, 263–267, 272, 354
- Alpiglen S. 67
- Alpicken/Alplücke (Planalp) G 2, S. 136
- Alpnachersee (Teil des Vierwalsstättersees), S. 298
- Alpnachstad (am Vierwaldstättersee), S. 293, 298
- Alpogli H 2, S. 67
- Alters- und Pflegeheim Birgeli J II 4b, S. 12, 25, 44 f., 52 f., 364
- Alters- und Pflegeheim EGW J II 5a, S. 364
- Altschwanden (alt: Teil von Schwanden) I / K 4, S. 209
- Am Nussbaum / Nussbaum G II 4a, S. 36, 157, 238
- Änderberg (Brienzer Gemeindegebiet südlich des Brienzersees; s. auch Brienzerberg) F–M 6–10, S. 13, 39, 43 f., 65, 73, 271, 328
- Änderdorf (westlicher Dorfteil von Brienz), S. 15, 44 f., 216, 219, 228, 234, 257, 300
- ARA (Abwasser-Reinigungsanlage für Brienz, Schwanden, Hofstetten) J II / K I 5a, S. 17 f., 240–245, 365
- Arth, S. 243
- Arlesheim, S. 225
- Auf den Matten J 5b/6a – M 5b/6a, S. 40
- Augsburg, S. 104
- Augstmatthorn (Berggipfel nordwestlich von Oberried), S. 14, 19
- Äusserstgasse H I 4b, S. 120, 217, 222, 237 f., 238, 240
- Ausweid (Planalp, s. Usweid) G 2, S. 137–140
- Axalp H 8/9 – K 8/9, S. 7 f., 12 f., 43, 46, 48 f., 65–72, 130, 132, 135, 141, 146, 174, 192 f., 207, 241, 296, **325–330**, 364 f.
- Axalphorn K 9, S. 12
- Baalen/Balen H 2, S. 21 f., 26 f., 53
- Baalengrind H 2, S. 22
- Baalenmad H 2, S. 22
- Bächlischwendi K 6, S. 365
- Bachtalen F II 4a, S. 20 f., 50, 368
- Ballenberg (Freilichtmuseum u.a.) K 5–N 5, S. 7, 12, 31, 40, 45, 70, 72, 132 f., 169, 207, 212, 215, 219, 226, 233, 244, 247, 261, 297, 343, 365
- Balm (bei Meiringen), S. 75
- Balmhof M 5, S. 12
- Balmi H 7/8, S. 241
- Bären (Gaststätte alt: Hotel de l'Ours) H 4, S. 24, 43–45, 52 f., 56, 104 f., 149, 191, 218, 232, 234 f., 283, 289, 364
- Bärenplatz H I 4b, S. 56 f.
- Bärhag/Bärengelage H 9/10, S. 70
- Bättenalp E 9/10 – F 9/19, S. 75
- Bauwald F 8/9 – G 8/9, S. 12, 44, 49, 269, 307
- Beau-Rivage-Brücke (Interlaken), S. 282
- Beau Site (alt: Dependance beim Hotel Giessbach) G 6, S. 320
- Behämngasse (Umgangssprache: Behämerren) H I 4b, S. 76, 224, 227
- Bei den Toren/Beidentoren/z'Beidetoren H I 4a, S. 300
- Bellevue (alt: Gasthof im Kienholz; heute: «Restaurant Bellevue Stock») J II 5a, S. 31, 286, 289, 315, 364
- Bellevue (neu: Restaurant auf Axalp) H 8, 327–330, 364
- Bellevue (Dampfschiff), S. 285 f.
- Bern (ca. 300 Nennungen)
- Biglen, S. 189
- Binos Pizzeria H I 4b, S. 364
- Birgigasse G II 4a, S. 222, 238
- Birgeli/Bürgli J II 4b, S. 12, 50–53, 178, 241, 364
- Bistro Rothorn H II 4b, S. 364
- Blatten (westl. Dorfgrenze von Niederried), S. 198
- Blattenwald (Planalp) G 2, S. 137, 140
- Blattmad (Planalp) G 2, S. 136 f.
- Bödeli (Gebiet zwischen Brienzer- und Thunersee), S. 12, 35, 66–68, 73, 77, 82, 89, 169, 213, 284, 344 f., 348
- Bodenmad (Planalp) G 2, S. 193
- Bolligen, S. 256
- Bönigen (alt: Bönigen, S. 194; Dorf auf Südseite des Brienzersees), S. 68, 75 f., 104, 151, 175, 189, 192, 197, 199, 200, 225, 288, 299
- Bort G II 4a, S. 238
- Botchen G/H 9/10, S. 12, 307
- Botchenhals G 10, S. 12
- Botchenschlucht G 9, S. 307
- Bottenbalm H 6, S. 368
- Bramisegg (Restaurant / Flurname) G 7, S. 364
- Brand H/J 8, S. 68
- Brandwald H 8/9, S. 46
- Brau, auf der Brau H 7, S. 78
- Breitenberg L 3/4, S. 244 f.
- Briefenhorn F 1, S. 11, 19, 21, 136
- Brienz (alt: Briens, Brientz), um 1400 Nennungen
- Brienz (Hotel Restaurant) J II 5a

- Brienzerberg (s. Änderberg), F–M 6–10, S. 13, 39, 43 f., 65, 73, 271, 328
- Brienzerburli (Hotel, Restaurant) G II 4b, S. 364
- Brienzergrat A5–N1, S. 11–13, 19, 135 f., 183, 302
- Brienzersee A–J 4–11, S. 15–18, 28, 34–36, 39, 42, 65, 68, 73, 82, 124, 126, 132, 151, 155, 156, 169, 180–182, 189, 193, 196, 212, 225, 258, 282, 285, 285–294, 307, 314–317, 21–326, 343, 348–351, 363, 365
- Brienzerseebahn A 8 – H 4, S. 228–230, 281, 299–301
- Brienzer Rothorn J 1, S. 7, 12, 14, 69, 365
- Brienz West (Haltestelle) G I 4a, S. 230, 294, 300
- Brienzwiler (alt: Brienzwylers/Wyler) N/O 4/5, S. 87, 92, 95–98, 100, 102, 119, 178, 183, 190–193, 196–199, 224, 240, 242, 244, 247, 253, 256, 262, 275, 293, 335, 363, 365
- Brotbach (Bachtalen) F 4, S. 20, 100
- Brüchen/In Brüchen K 3, S. 27, 31
- Brünig(-pass), Q 4, S. 7, 14, 32, 73, 76, 79, 80, 87–89, 104–106, 113, 159, 194, 281, 293, 296, 298–302, 334
- Brünigbahn, S. 32, 33, 209, 288, 293, 298–302
- Brunnen J/K 6, S. 40, 42, 208 368
- Brunn(en)gasse G II 4 a/b, S. 204, 213, 238, 220 f.
- Brunni K 3, S. 28
- Bryschwäldli J II 4a, S. 12
- Burgdorf, S. 79, 145, 197, 226, 243, 245
- Büren, S. 103
- Birgli J II 4b, S. 12, 50–53, 178, 241, 364
- Bürglen bei Meiringen, S. 34 f.
- Bürglen (bei Nidau), S. 128
- Bürglennollen bei Meiringen, S. 38
- Burgstollen G II 4b, S. 31, 57, 68, 74, 84, 90, 207, 253, 255, 257, 343, 348
- Campingplätze (Aaregg, Seebucht, Seegärtli) J II 5a, S. 48 f., 207, 209, 364
- Chänelli J 2, S. 27
- Chäseren (Alp) M 1, S. 27, 67
- Cheer/Im Cheer L 5/6, S. 12
- Cheerliwald (s. Kehrlwald) G 10, S. 193
- Chemihüttli (Hotel Restaurant, Axalp) H 8, S. 330, 364
- Chienzen (oberhalb Alp Hinterburg), M 8, S. 12
- Chilchbiel G II 4a, S. 188
- Chilchgasse G II 4a, S. 219
- Cholplatz/Kohlplatz H II 4b, S. 45, 56, 116, 235
- Chirsimatten G II / H I 4a, S. 188
- Chrisviertel G II 4b, S. 340
- Chrummeney (alt: Krummeney) L/M 5/6, S. 208
- Chrummgasse (Krummgasse) G II / H I 4b, S. 214, 227, 237
- Chruteren, Chruterenpass (Planalp) G 1, S. 140
- Chrutmattli («Hiltlen» Restaurant/Flurname ob Axalp) J 8, S. 364
- Chüemad/Chiemad (Alp, Axalp: S. 4, 7, 70–72 und Planalp: S. 20, 65, 137, 140)
- Constanz (Konstanz), S. 188
- Da Luca (Restaurant Pizzeria) J II 5a, S. 364
- Denzlerkarte, S. 208 f.
- Deutschland, S. 43, 47, 67, 126, 130, 147, 225
- Dindlen (Dindlenbrücke) H II 4 b, S. 52, 58, 253
- Dirrengrind (Dürrengrind) H 1, S. 11 f., 19, 21 f., 25, 27 f., 136
- Dorftunnel (s. auch Eisenbahntunnel) G II–H II 4 a/b, S. 21, 249, 301
- Dorni/Dorniwäldli E/F 4, S. 11, 13 f., 19, 162
- Drahtseilbahn (beim Giessbach) G 6, S. 318, 324
- Ebligen (alt: Oblingen, S. 195) D/E 4/5, S. 11, 19, 68, 74, 105, 109, 122, 178, 181, 183, 190, 195, 197, 199, 240, 262, 293, 363
- EGgechen/EGgechenwald J 6, S. 242
- Egglan (Flurbezeichnung in Oberried und Sigriswil) B/C 6, S. 75, 89, 190 f.
- Eine(n)wang (Planalp) F 2, S. 78, 136–140
- Eisenbahntunnel (Brienz, s. auch Dorftunnel) G II – H II 4 a/b, S. 21, 249, 301
- Eisenbolgen (Meiringen), S. 217
- Eistlenbach M 3/4, S. 242, 244
- Engelberg (Kloster/Abtei), S. 74, 84–88, 188, 253 f.
- Engi H 6, S. 46, 78, 186, 189, 320, 364
- Engi (Restaurant) H6, S. 364
- England S. 84, 150, 225, 285, 344, 347 f.
- Entenbächli (oder Hechtenbächli) J II K I 6a
- Erlenbach (im Simmental), S. 65, 213
- ERZ (Abfallentsorgung) Lauimatte K I 5b, S. 365
- Eschenbach, S. 73, 75
- Ey R 7, C 9, S. 68
- Eyelti M 5, S. 12
- EZ (Abfallentsorgung), Bächlischwendi K 6, S. 365
- Farnigen, Farnigenboden (Axalp) J 8, S. 201, 330
- Farnigraben M 3, S. 244
- Faulbach (s. auch Fulbach) K/L 5, S. 40 f., 50, 238, 243, 293
- Faulhorn F 12, S. 286, 307, 322, 325, 329
- Feld/Im Feld G II H I 4a, S. 67, 206, 244, 296, 332, 344
- Feldstrasse G II H I 4 a/b, S. 68, 165
- Felsentor H 2, S. 22, 26, 136
- Fischerbrunnen(-platz) H I 4b, S. 57, 149, 164
- Fluhberg/Flueberg J I 4 a/b, 24 f., 31, 36, 44, 47–51, 53, 146, 149–151, 153, 160, 162, 168, 206, 209, 241, 244, 261, 267, 304, 344, 367
- Flurnamen (s. auch Karten im Anhang), S. 8, 67 f.
- Forst (heute: Forst-Längenbühl, Region Thun), S. 103
- Frankfurt, S. 314, 319
- Frankreich, S. 47, 104 f., 109, 125 f., 129, 147, 175, 186, 192, 225, 348 f., 351

Fraubrunnen, S. 103
 Freiamt, S. 81
 Fricktal, S. 81
 Freiburg, S. 77, 79, 89, 103, 186
 Freilichtmuseum Ballenberg L–N 5, S. 7, 70, 72, 132, 207, 212, 219, 226, 297
 Frutigen, Frutigland, S. 82, 86, 90, 186, 200, 213, 221, 256
 Frutt, H6, S. 67
 Fulbach (s. auch Faulbach) K I/L 5b, S. 40 f., 50, 238, 243, 293
 Funtenen (westl. Meiringen), S. 67
 Gadmen, S. 193, 217
 Gampeli G II 4a, S. 67, 238, 244
 Gärbi (Gerbi), Gärbigässli H I 4b, S. 53, 128, 230, 234, 240, 268 f.
 Gärstenhorn K 11, S. 12
 Gassenhorn, S. 12
 Gasthof/Gaststätte (s. «Bären», «Kreuz» etc.)
 Gefängnis, Landjägerhaus (alt) H I 4b, S. 95 f., 99, 102
 Geigenbauschule Brienz G II 4a, S. 154, 156–158
 Gemeindehaus (Brienz) J I 4b, S. 51 f., 217, 246
 Gelber Schild O 7, S. 31
 Genf, S. 90, 103, 169, 240, 247, 256, 285, 302, 344, 348
 Gerbi (s. auch Gärbi) H I 4b, S. 53, 128, 230, 234, 240, 268 f.
 Gibelegg J/K 1/2, S. 27
 Giessbach G/H 6–12 (Giessbachfälle, Parkhotel, Grandhotel G 6), S. 5, 7, 12 f., 17, 46, 48, 148–151, 170, 207, 242, 245 f., 263, 281–288, 290, 296 f., 299, **306–324**, 326, 328, 342, 344, 346–349, 364 f.
 Gippi, Gippihalde H 2 4b, S. 24, 344
 Giswil, S. 299, 302
 Glyssen J I/II 3b/4a, S. 12, 27, 59
 Glyssibach J 2 – 4, S. 10, 19, 24–27, **50–55**, 56, **58–62**, 159, 246, 296, 300
 Gofri G I 4a, S. 188
 Goldswil, S. 73–75, 86, 105, 178, 253, 262
 Goms (Oberwallis), S. 217
 Gorgen M 3, S. 67, 244
 Grandhotel Giessbach G 6, S. 170, 312, 323, 364
 Grätli K 9/10, S. 12, 322
 Grauholz, S. 103 f.
 Greesgi G 1, S. 135, 137–139
 Grenchen, S. 197
 Griespass, S. 281, 292
 Grimsel(-pass), S. 32, 66, 80, 106, 113, 145 f., 192, 281, 292, 296, 298
 Grindelwald, S. 11 f., 74, 76, 87 f., 118 f., 146, 167, 169 f., 181, 197, 211, 213, 283 f., 326
 Grosse Scheidegg, S. 326
 Grosser Sankt Bernhard (Sankt Bernhardsberg), S. 106
 Grube/Grueben H 1 4b, S. 44
 Gru(e)bengässli H 1 4b, S. 240
 Gsteig bei Interlaken, S. 183
 Gümüligen, S. 256
 Gummen/Gummenalp L/M 1/2, S. 27–29, 67
 Gummi F/G 1, S. 67, 135, 137–140, 160
 Gümnenen, S. 103
 Gündlischwand, S. 198
 Gurgan/Gurgan kanal M 3, S. 40, 67, 293
 Gurnigel/Gurnigelbad, S. 316
 Gussetsboden H/J 8, S. 192, 329
 Guttannen, S. 193, 197, 213
 Gwand/Gwandwald F II G 1 3b 4a, S. 19
 Habkern, S. 76 f., 151, 344
 Harder, S. 14, 291, 335
 Hasli (Oberhasli, Gebiet östlich von Brienzwiler), S. 12, 27, 29, 35 f., 38, 50, 73–78, 82, 84–90, 103–106, 119, 126, 132, 146, 155, 161, 190, 197, 213, 216 f., 217, 219, 292, 298, 365
 Hasliberg, S. 37, 40, 53, 67, 193, 197, 199, 217, 242, 276, 281, Hasliberge (343), S. 34, 343
 Hasli-March, N 3–6, S. 73
 Haslital, S. 34, 35, 41, 48, 66, 118, 132, 146, 182, 282, 293, 343
 Hauptstrasse (Brienz) G–K 4/5, S. 44, 53, 56–58, 60, 95, 164 f., 212–214, 216–220, 222, 225–227, 246 f., 293
 Hausen bei Meiringen (Hausenstein, S. 66), S. 39, 68
 Hechtenbächli J II K I 6a, S. 42
 Heger (s. auch Personenregister) J II 5a, S. 241
 Hellgraben F 3/4, S. 19 f.
 Helvetia (Gaststätte) H I 4b, S. 120, 207, 285 f., 324, 364
 Hendschicken (AG), S. 200
 Herzogenbuchsee, S. 199, 243
 Hiltan (Restaurant Chrutmettli ob Axalp), J 8, S. 364
 Hinterburg (Alp) L/M 7/8, S. 12, 75, 135, 141
 Hinterburgsee K/L 8, S. 322, 330
 Hirschen (Gaststätte, Ebligen) E 4, S. 19
 Hirscherengraben B 5 / C 6, S. 50
 Hirsi (westlich Meiringen), S. 35
 Hobacher (-Schulhaus) H I 4b, S. 75, 207, 233, 260, 268, 271–273, 300
 Hofstetten L 4, S. 28, 31 f., 36, 38, 40, 52, 58, 78 f., 87, 92, 105, 124, 150, 178, 183, 190, 197–200, 241 f., 244, 253, 262, 267, 275, 293, 335, 356, 363, 365
 Hofstetter Vorsess L 3, S. 28
 Hofwil, S. 264
 Hohbühl (b. Interlaken), S. 344
 Höhenmatte (Interlaken), S. 88–90, 189 f., 192
 Höhenstufen, S. 13
 Hohfluh (Hasliberg), S. 105
 Hograt F 8, S. 44
 Horbigen J 8, S. 330
 Hotel (s. «Bären», «Kreuz» etc.)
 Husstatt (Planalp) F 2 / G 2, S. 75, 136, 189
 Hüttboden/Hit(t)boden (Axalp) H 8, S. 327, 329

- Huttwil (BE), S. 189, 196
 Iferten (Yverdon), S. 106
 In Brüchen/Brüchen K 3, S. 27, 31
 Innertkirchen, S. 65, 67, 75, 78, 193, 199, 216 f.
 Interlaken, S. 7, 14, 17, 27, 34 f., 38, 44, 52, 67 f.,
 71, 73–76, 78 f., 81–90, 103 f., 106, 109,
 118 f., 122, 126, 128, 137, 143, 147 f., 155,
 163, 169 f., 180, 183, 188–193, 197–200,
 211, 217, 242, 246, 258, 262, 276, 285–288,
 299–302, 307, 312, 314, 326, 344, 360, 365
 Irtschellen (Alp) K 1/2, S. 27–29
 Iselten (Alp ob Lütschental), S. 75
 Iseltwald (Dorf- und Schiffsname; alt: Yseltwalt)
 B/C 9/10, S. 12, 73, 75 f., 79, 189, 288, 291,
 296, 299, 312, 322
 Italien, S. 25, 66, 68 f., 74, 80, 122, 141, 145 f.,
 299–301
 Jägglisglunte(-n) L 6, S. 16, 42, 207
 Jugendherberge (SJH) J II 5a, S. 244, 364
 Kaisten, S. 34
 Kantonale Schule für Holzbildhauerei (s. Schule
 für Holzbildhauerei)
 Kehrlwald (Cheerliwald) G 10, S. 193
 Kick-Down (Musiklokal, Bar) K II 5a, S. 364
 Kienholz (alt: Kienholts; östlicher Dorfteil von
 Brienz) I/K 4/5, S. 7, 12, 20, 28 f., 32 f., 40,
 44–47, 50, 52, 78–80, 87, 117, 127 f., 133,
 152, 178, 186, 189, 193 f., 206, 208 f., 237–
 240, 243 f., 248, 261, 265, 267, 270–277,
 285 f., 289, 292, 299 f., 315, 363
 Kienholzallmend K I 5a, S. 128
 Kienholzschulhaus K I 5a, S. 267, 270 f.
 Kienholzlaunen (s. Launen/Louwenen) K I
 5a, S. 12, 28 f., 31, 33, 206, 244, 292
 Kindergarten Dorf H I 4b, S. 272 f., 276, 363
 Kirche (Brienz: reformiert) G II 4b, S. 5, 21–23,
 44, 57, 74 f., 80, 84, 92–95, 102, 108, 138,
 180, 182, 188, 191 f., 194, 200, 207, 238,
251–257, 263, 268, 294 f., 300, 309, 343 f.,
 348, 363, 348
 Kirche (Brienz: katholisch) H II 4b, S. 253
 Kirche Goldswil, S. 74, 253
 Kirche Gsteig, S. 190
 Kirche Leissigen, S. 68
 Kirche Oberried C 6, S. 253
 Kirche Meiringen, S. 67, 194, 253
 Kirche Sachseln, S. 89
 Kirchet (Felsriegel, Übergang zwischen Meirin-
 gen und Innertkirchen), S. 34, 65, 67
 Kirchgemeindehaus (alt: Spitzmätelli G II 4a,
 neu: Dindlen H II 4a) , S. 154, 272
 Klotten, S. 256
 Kohlplatz (s. Cholplatz) H II 4a, S. 45, 56, 116,
 235
 Konstanz (Bistum), S. 188
 Krattiggraben (bei Krattigen, Südseite Thuner-
 see), S. 181
 Kressbronn (D), S. 292
 Kreuz (Gaststätte, auch: «Gasthof zum K.»,
 «Hotel Weisses Kreuz») H II 4b, S. 24, 52,
 108, 120, 146, 149, 188, 201, 206, 218, 293
 Kreuzweg J II 5a, S. 261
 Kreuz-Scheune H II 4b, S. 206
 Kriens, S. 256
 Krumm(en)gasse (Chrummgasse) G II / H I 4b,
 S. 214, 227, 237
 Krummeney (s. auch Chrummeney) L/M 5/6,
 S. 208
 Kühmad, Chüemad, Chiemad (Alp, Axalp H 9,
 S. 4, 7, 70–72 und Planalp G 1, S. 20, 65,
 137, 140)
 Kurhaus Axalp H 8, S. 65, 326 f.
 Künsnacht ZH, S. 256
 Laborator (ehem. Laboratorium des Feuerwer-
 kers Hamberger) J II 5a, S. 241
 Lamm K I 4 a/b, S. 35, 37, 39, 356
 Lambbach J II/K I 3b 4 a/b, S. 12, 17, 24 f.,
 27–29, 31–33, 52, 56, 206, 244 f., 292,
 296, 300
 Lambbach-Abstürze L 2/3, S. 31
 Landeskarte (Nr. 1209 Brienz), S. 8, 11 f., 28,
 40, 140, 208 f. (Beilage im Anhang dieses
 Buches)
 Landjägerhaus, ehem. Gefängnis H I 4b, S. 95,
 99, 102
 Lanzis/Lanziszend G 1, S. 135, 137
 Launen (Kienholz-Louwenen) K I 4b/5a, S. 12,
 28 f., 31, 33, 206, 244, 292
 Laufenburg, S. 131
 Lauimatte(n), Louwimatten K I 5b, S. 40, 199,
 261, 365
 Lawinenzüge, S. 19
 Leelenen/Leeleni (westlich Meiringen) R 6, S. 39
 Lehrerbrücke H II 4a, S. 58
 Leissigen, S. 68, 183, 262
 Lengnau, S. 103 f.
 Lenzburg, S. 106
 Lindau (am Bodensee), S. 104
 Lindel(l)en (heute: Löwenplatz) G II 4b, S. 44, 57,
 164
 Lindenhof (Hotel) H II 4a, S. 364
 Lischboden H 10, S. 12
 Litschentelli/Lütschentälti (Alp) H 10, S. 70, 72
 Litschgiburg E 10, S. 307
 Lombardei, S. 292
 Louwenen K I 4b/5a, S. 12, 28 f., 31, 33, 206,
 244, 292
 Louwimatten Lauimatte(n), K I 5b, S. 40, 199,
 261, 365
 Löwen (Gasthaus) G II 4b, S. 44, 124, 294, 364
 Luthernau (LU), S. 196
 Lütschentälti / Litschentelli (Alp) H 10, S. 70, 72
 Lungern, S. 76, 104, 159, 198
 Luzern, S. 11 f, 79, 82 f., 87–89, 109, 145, 152,
 155, 163, 184, 189, 242, 256, 293, 298–
 302, 316, 352, 365
 Mägisalp, S. 37
 Marchgraben, S. 73
 Martis (Vorsass, St. Martins-Kapelle am Weg
 nach Planalp) G 3, S. 256

Matten (Auf den Matten, Brienz) I–M 5/6, S. 40
 Matten bei Interlaken, S. 65, 68, 169, 188, 215, 217
 Mattengraben E 4, S. 11
 Mc One (Restaurant) H II 4b, S. 364
 Meiringen, S. 29, 31, 34–39, 42, 44, 50, 65–68, 75, 77 f., 82, 104–106, 118 f., 126 f., 132 f., 161, 169 f., 181, 183, 194, 197, 199, 208, 213, 217, 242, 244, 253, 292 f., 298 f., 302, 326, 363, 365, 368
 Mittagswand H 12, S. 12
 Mittlisten/Mittlerer Stafel, G/H 1/2, S. 136 f., 139
 Moosbühl (bei Matten/Interlaken), S. 68
 Morgarten (Schlacht, Motorschiff), S. 76, 291
 Mörisried (heute: Schried) L 4, S. 78 f., 178
 Muur/Uf der Muur G II 4b, S. 22
 Mühlebach/Mülibach/Milibach G 1–G 4, S. 7, 19–22, 52, 136, 237 f., 307, 351
 Mühlebachfluh/Mülibachflue G 3, S. 189
 Mühlebachsäge G II 4b, S. 294
 Mühlethal, S. 34
 Münsingen (Dekanat), S. 8, 253
 Murtensee, S. 288
 Naterwald D 3, S. 11
 Neuenburg/Neuenburgersee, S. 73, 283 f., 349, 351
 Neuenegg, S. 103 f.
 Neuhaus (Unterseen), S. 89, 169, 282, 285 f.
 Niederried A 8/9, S. 65–67, 75, 87, 105, 198, 200, 262
 Niederwangen, S. 103
 Niesenkette, S. 215, 348
 Nussbaum/Am Nussbaum G II 4a, S. 36, 157, 238
 Oberdorf G II / H I 4a, S. 36, 238
 Oberdorfstrasse G II / H I 4a, S. 157, 187, 209, 213, 215–219, 224 f., 227
 Oberer Kehr (Teil alter Aarelauf) S. 38
 Oberhasli, S. 12, 27, 35 f., 38, 73–75, 82, 103–106, 119, 126, 132, 155, 190, 176, 298, 343, 365
 Oberried (alt: Ried, S. 97, 101 f., 192, 212) B 6 / C 6, S. 7 f., 19, 53 f., 68, 78, 92, 105, 159, 178, 180, 183, 189–193, 198 f., 211 f., 220, 224, 247, 253, 262, 267, 275, 315, 335, 363
 Oberschwanden K 4, S. 27–29, 31
 Ober Stafel H 1, S. 137 f.
 Oblingen (alt, heute: Ebligen) E 4, S. 195
 Ofenbielengraben F 4, S. 19 f.
 Oltschibachfall O 7, S. 343
 Oltschiburg L 8/9 – N 8, S. 12
 Opelingen S. 73, 188, 253
 Österreich, S. 47, 76, 81, 106, 131, 316, 325
 Othmarschwendi (heute: Schweibenalp, S. 76, 384) H 7, S. 76, 136
 Panorama (Restaurant) J II 4b, S. 364
 Parkhotel Giessbach G 6, S. 306–324
 Payerne, S. 74, 89
 Pension Axalp (s. Kurhaus) H 8, S. 327
 Pfarrhaus (Brienz bei ref. Kirche) G II 4b, S. 23, 57, 195, 219, 295, 343 f., 348
 Pfrundscheune (Brienz bei ref. Kirche) G II 4b, S. 219
 Pifing (s. Bifing) N 4, S. 188
 Planalp (alt: Blannalp, Blanalp) F 2 / G 2, S. 4, 11, 21, 65, 67 f., 75, 78, 83, 97, **135–144**, 146, 189, 192 f., 245, 256, 364
 Planalp (Restaurant) G 2, S. 364
 Planalpbach (s. Mülibach/Mühlebach) G 1–G 4, S. 23
 Planalpfluh G 3, S. 20, 78, 190, 303
 Plangäu (Alp) E/F 10, S. 322
 Pomat (Val Formazza, Italien), S. 80, 292
 Post Brienz H II 4b, S. 24, 129, 206
 Promenade (s. Quai, Strand-/Seepromenade) G II – H II 4b, S. 228, 230, 232–236
 Quai (-anlage, s. auch See-/Strandpromenade) G II – H II 4b, S. 17 f., 43–47, 49, 51, 53, 56 f., 207, **228–236**, 240 f., 296, 300
 Raron, S. 73 f., 188, 253
 Rauenhag (Rauwenhag) H I 4a, S. 21, 53, 58
 Reichenbach (Bach / Elektrowerke bei Meiringen), S. 213, 242–245
 Reichenbachkanal, S. 39
 Remise «Tell» (s. Tell), S. 31 f.
 Ried (alt: für Oberried) B/C 6, S. 97, 101 f., 192, 212
 Rieseten K/L 6/7, S. 10, 31
 Rigi, Rigibahn, S. 298 f.
 Riiti J II 4a, S. 12
 Rinderbiel (Planalp) G 1, S. 135, 137–140
 Ringgenberg, S. 65 f., **73–89**, 105 f., 113, 140, 146, 151, 182 f., 186, 188, 190, 193–200, 256, 258, 262, 295, 325, 348
 Ritz/Ritzwald H 2/3, S. 53, 58
 Ritzengrätli, S. 12
 Ritzgraben H 2/3, S. 22 f., 58
 Rom, S. 76, 152, 163, 165, 344
 Rosenlauri, S. 40, 66
 Rössli (ehemals Gasthaus) H I 4b, S. 364
 Rössliplatz H I 4b, S. 57, 223
 Rothorn J 1, S. 4, 7, 11 f., 14 f., 21, 27–29, 58, 65, 69, 136 f., 141, 169, 302
 Rothornbahn (Brienz Rothorn Bahn/BRB) Talstation H4, Bergstation H1, S. 20, 58, 140, 207, 209, 288, 303, 315, 333, 358
 Rothorn Kulm (Hotel Restaurant) H 1, S. 364
 Rotschalp E/F 2, S. 11, 19 f., 67, 135, 137, 140, 146, 355
 Rüderswil, S. 198, 220
 Run / Ruun H 7, S. 194
 Ruppertswil (AG), S. 200
 Rüti / Riiti, J II 4a/b, S. 68
 Rütli (Zollikofen), S. 130
 Rybi G II 4a, S. 21

Saanen, Saanenland, S. 82 f., 89, 162, 198, 213, 215, 218 f.

Salgesch (Wallis), S. 195

Salibiel D 2, S. 11

Sattel L 9, S. 12

Satzwald K 3, S. 28

Schadburg, S. 79

Schangnau, S. 129 f., 197

Schattenhalb (bei Meiringen), S. 193, 197, 242 f.

Schiberg H 8, S. 65

Schiffländte (Tracht, Bären, Giessbach u.a.) H II 4b, S. 18, 31, 45, 56, 228, 235, 292, 314, 344

Schiffschopf H I 4b, S. 44, 53, 218 f., 237, 240

Schlatti J 7, S. 78

Schleegasse G II 4 a/b, S. 220, 227, 238

Schloss Interlaken, S. 109

Schloss Kehrsatz, S. 196

Schloss Thun, S. 88

Schneit (Weiler in versch. Gemeinden), S. 198

Schnidejoch, S. 69

Schnitzlerschule (s. Schule für Holzbildhauerei)

Schonegg H 1, S. 69

Schoren J II 4b, S. 12

Schottland, S. 344

Schried (alt: Mörisried) L 4, S. 78 f., 178

Schule für Holzbildhauerei (früher: Kantonale Schnitzlerschule) G II 4a, S. 23, **151 – 157**, 240

Schulhausstrasse H1 / H2 4b, S. 44

Schulhaus Alpgasse (alt) G II 4b, S. 261–264, 266

Schulhaus Dorf (Hobacher) H I 4b, S. 7, 52, 58, 207, 228, 233, 248 f., 260, 268 – 272, 275 f., 300

Schulhaus Kienholz K I 5a, alt: S. 265, 267, 270; neu: 271 f., 273

Schulhaus Trachtbach (alt) H II 4b, S. 23 f., 170, 265, 266, 268

Schützen (Gasthof) J I 4b, S. 17, 150, 234

Schwabhorn E 12

Schwand G 9

Schwanden J/K 3/4, S. 20, 24 f., 27 f., 31 f., 58 – 60, 68, 74, 87, 92, 96 – 98, 101 f., 105, 150, 158, 178, 183, 186, 191, 193, 197 – 200, 209, 219, 224, 228, 241 f., 244, 247, 253, 267, 275, 355 – 358, 360, 363, 365

Schwanderbach K 1–3, S. 19, 24, 27 f., 31 f., 292

Schwandergässli J I 4b, S. 53

Schwanderort J 2, S. 26

Schwanderfluh/-flue J 2/3, S. 21, 358

Schwarzhorn L 12, S. 12 f., 307, 363

Schweibenalp (alt: Othmarschwendi, S. 76, 136) G 7, S. 76, 136

Schweibenalp (Zentrum der Einheit/Restaurant) G 7, S. 364

Schweibenfluh/-flue G 7, S. 322

Schweiffi G 11/12, S. 12

Schweizerische Geigenbauschule (s. Geigenbauschule)

Schwendi (Brienz) H / J 6; (Grindelwald: S. 213)

Schwertschwendi (wahrsch. Schwertschwenden LU), S. 196

Seedorf (Kloster im Kanton Uri), S. 64, 74 f.

Seegässli G II 4b, S. 188

Seepromenade (s. auch Quai), S. 228, 232 f., 235 f.

See-Snack (Restaurant) H II 4b, S. 364

Seestrasse D–G 4, S. 21, 214, 293, 295

Sengg (bei Iseltwald) B 10, S. 297

Sigriswil, S. 74–76, 83, 190, 262

Simmental, S. 65, 73, 82 f., 86, 89 f., 147, 162, 213, 215, 218

Simmeler J 2, S. 12, 26

Sitschenen H/J 3, S. 12

Skihaus (Axalp, Ski Club Axalp) H 8, S. 328

Skihütte (Axalp, Ski Club Brienz) H 8, S. 328

Sonceboz, S. 339, 341

Spengelried, S. 103

Spitzmätelli (Gelände Schule für Holzbildhauerei) G II 4a, S. 154

Sportshop Axalp (Restaurant) H 8, S. 364

Städlen (bei Niederried), S. 66

Stein (bei Meiringen), S. 78

Steinbock (Hotel Restaurant) H II 4b, S. 22, 44, 61, 219, 364

Steineggli H II 4a, S. 188

Stelli M1, S. 27

Sternen (Hotel Restaurant) H1 4b, S. 44, 165, 364

Stetzendi F 3, S. 19

St. Gallen, S. 14, 189

Stolli G1, S. 137

Strandbad J II 4b, S. 53, 56

Strandbad (Restaurant) J II 4b, S. 364

Studenwald K/L 4, S. 12

Sumiswald, S. 190, 198

Sumpfgebiet (s. Talboden / Aar(e)boden)

Sust H II 4b (Tracht), J II 5a (alt: Kienholz), S. 78, 80, 208, 285, 292

Talboden (s. auch Aareboden) J I 5/6 – R 5/6, S. 12, 35, 38 f., 41, 50, 77, 87, 208, 293

Talgu(e)t L 5, S. 40, 208

Tänneli H 7, S. 68

Tanngrindel F/G 2, S. 20, 137

Tannhorn D 2, S. 11

Tea-Room Walz H 1 4b, S. 364

Tell (ehemals Gasthof und Remise) G II 5a, S. 31 f.

Thierachern, S. 192

Thörishaus, S. 103

Thun, S. 50, 58, 65, 67, 78 f., 81 f., 87 – 89, 92 f., 98 f., 104, 106 f., 124, 133, 169, 181, 189, 217, 238, 243, 254, 282, 285 f., 326, 344

Thunersee, S. 34 f., 42, 66, 192, 225, 253, 282, 285–288, 291 f., 315, 323, 326

Tiefental (Teiffental/Teuff(ental) J 7, S. 68, 76, 78 f., 136, 197, 199, 241

Tierpark J1 4a, S. 14, 47 f., 153

Tirol, S. 153 f., 325

Toren/bei den Toren H1 4a, S. 300

Totengässlein (Todtengässli) G1 4a, S. 159, 180 f.
 Tracht/ Trachtli H II 4b, S. 18, 21 f., 45, 53, 67,
 100 146, 151, 170, 184, 188, 191 f., 194, 197,
 199, 207 f., 218 f., 228, 233, 237, 267, 280,
 282, 285, 290, 292 f., 299–301, 344 f.
 Trachtbach H 2–4, S. 7, 10, 19, 21 f., 45, 50 –
 54, 57 – 61, 160, 164, 232, 240, 265 – 267,
 Tracht-Schulhaus (alt) H II 4b, S. 265, 268, 272
 Trachtbachbrücke H II 4b, S. 24
 Tracht-Gasthaus (s. Kreuz) HII 4b, S. 108
 Trachtli(-strasse), H II 4a/b, S. 188, 226
 Trachtmatte H II 4b, S. 24
 Trachtstutz H II 4b, S. 240
 Treichgässli, G II 4a, S. 188
 Treichwald K 2, S. 28
 Trift (Alp im Oberhasli), S. 75
 Trülmusterungsplatz J 6, S. 209
 Tschingel J/K 9/10, S. 65, 67
 Tschingelfeld G/H 12, S. 78, 135, 141, 146, 194,
 307
 Tschinglen (Weiler westl. Meiringen), S. 75
 Tunnel (s. Eisenbahntunnel Brienz)
 Tunnelgässli H II 4b, S. 219
 Turnhalle (Dorf) H I 4b, S. 50, 52, **248 f.**, 271 f.,
 275, 277
 Turnhalle (Kienholz) K I 5a, S. 52
 Twärenegg (südl. Rothorn) J 1, S. 12
 Uetendorf, S. 123, 192
 Undersitsch J 3, S. 58 f., 61
 Uf der Muur G II 4b, S. 22
 Uffhusen (LU), S. 196
 Unspunnen (Interlaken), S. 68, 263, 310
 Unterholz F/G 7, S. 12
 Unterschwanden J/K 4, S. 31, 53
 Unterseen (bei Interlaken, Aareschwelle), S. 34,
 39, 67 f., 76 f., 81, 83, 85 f., 88 f., 103 f., 106,
 147, 151, 169, 182, 190, 193, 196, 230, 284 f.,
 326, 344
 Unterwalden, S. 73, 76 f., 79, 86 – 89, 194
 Urseren (untere: S. 22, obere: S. 22) H 2, S. 11,
 21 f., 25, 27, 67
 Urserli L 9, S. 67, 322
 Ursisbalm bei Niederried, S. 65
 Usweid, Ausweid (Planalp), S. 137–140
 Utzensdorf, S. 193
 Valparaiso (Chile), S. 128
 Vierwaldstättersee, S. 288, 302
 Vinothek zum Rössli H I 4b, S. 364
 Visp, S. 74, 188, 253
 Vitznau(-Rigi-Bahn), S. 299
 Vorsess/Hofstetter Vorsess L 3, S. 28
 Vorsessli E 3, S.11
 Wädenswil, S. 73
 Waldgrenze (Planalp) F/G 2, S. 140
 Wang (Underwang, Obwang, Wängli) G II / H I 3b
 Wangbächli G II 4a, S. 240
 Wart (zwischen Wildgärst und Schwarzhorn)
 L12, S. 12 (und Brienzler Flurname H II 4b)
 Wasserfall / Wasserfälle (v.a. Giessbach: G 6–
 8 und Mühlebach: G 3), S. 263, 286, 307,
 311 f., 315, 318, 322, 346 f.
 Weissenburg, S. 73, 76, 316
 Wellenberg H II 4a, S. 58
 Wengers Hubel H II 4b, S. 232
 Wichtrach, S. 104
 Widderfeldgrätli, S. 12
 Widerberg H/J 7, S. 329
 Wies (In der Wis, Wiesbiel, Wiesplatz) G II 4a,
 S. 75, 78, 238
 Wildbach (Hotel Restaurant) F 4, S. 364
 Wildbäche (s. Glyssi-, Lamm-, Mühle-, Schwan-
 der-, Trachtbach sowie Ofenbielen- und Hell-
 graben), S. 15, 19 – 21, 24 f., 27 f., 32, 35,
 37, 40, 58, 65
 Wilderswil, S. 68, 77, 104, 242
 Willigen (bei Meiringen), S. 217
 Wildgärst L 11, S. 12
 Wiler (alt: Wyler bei Innertkirchen), S. 68, 75, 78,
 216
 Wilerbrücke (alt: Wylerbrücke) N 5, S. 37, 293,
 297
 Wilerhorn (alt: Wylerhorn) N/O 2, S. 19, 31, 328
 Wilervorsass O/P 3/4, S. 78
 Wimmis, S. 98, 264
 Wurmegg M 2, S. 27
 Wychel (bei Oberried) C 5, S. 190
 Wychelmatte J/K 6, S. 78
 Wydi (in der W.) H I / II 4b, S. 22 f., 44, 53, 164,
 231, 238, 240
 Wyler (alt für Brienzwiler), S. 87, 92, 95 – 98,
 100, 102, 119, 192 f.
 Wylerhorn (s. Wilerhorn)
 Wyssenau (Burg bei Interlaken), 76, 88 f.
 Yverdon (Iferten), S. 106
 Zignau (GR), S. 80
 Zollhaus Interlaken Ost, S. 104, 282, 288, 307
 Zweisimmen, S. 302
 Zürich, S. 64, 74, 79, 81 f., 84, 89 f., 106, 134,
 156, 184, 189, 211, 240, 242, 244, 286, 312,
 349

Sachregister

Anhang

Seitenzahlen: Bereiche, die thematisch zum entsprechenden Stichwort passen

Stichworte: Bedeutungsgleiche Wörter erscheinen in der Regel nur unter einem Begriff (z.B. Forst unter Wald)

- Aal S. 17, 150
Aarekorrektur S. 34–42
Aareschwellen S. 35, 38 f., 81, 87–89
Abendmahl S. 92 f., 255, 257
Aberlische Manier S. 343
Abfallentsorgung (Gischtergrueben) S. 159, 365
Abwasser, Abwasserreinigung, ARA S. 18, 230, 237, 240–245, 365
Ahnen, Ahnentafel S. 74, 175, 196
Alemannen S. 65–68, 333
Allmend S. 75, 123, 125, 128
Alpenflora S. 13, 16, 136, 140 f., 326
Alpfehde (Planalp) S. 136
Alphorn S. 263, 286, 312 f.
Alphütten S. 11, 19 f., 70–72, 137–140, 222
Alprechte S. 75–79, 107, 137 f., 193, 199, 326
Alpweiden S. 13, 15, 20, 67, 72, 135, 140 f.
Alpwirtschaft, Alpbesitzer S. 70–72, 107, 115, 135–146, 326
Altersheim S. 12, 25, 44 f., 52 f., 364
Anzeiger der Kirchgemeinde Brienz S. 167, 170
Arbeiter S. 25–28, 46, 59, 66, 117, 124, 126, 151 f., 156, 233, 299, 301
Arbeitslosigkeit S. 20, 122, 124, 158 f., 287, 328, 363
Archäologie S. 65–72
Armenfürsorge S. 23, 84, 87, 96, 104, 118–123, 124–128, 366 f.
Armut, Arme S. 23, 32, 78–84, 102, 107 f., 117–130, 140, 147–150, 262, 270, 288
Aufklärung (Zeitepoche) S. 225
Aufstand, Aufruhr S. 74, 76–90, 103 f., 108 f., 189, 199
Ausblick, Zukunft S. 366–368
Auswanderung, Abwanderung S. 67, 126–131
Autos (Aufkommen) S. 294 f.
Axalp (Skisport, Skihütten) S. 48, 132, 327–329
Axalp (Tourismus) S. 207, 241, 325–330, 364
Axalp-Erschliessung (siehe: Brienerberg Erschliessung)
Babyboom (Pestzeit) S. 180
Backhaus S. 224
Bahn (Brienz–Interlaken) S. 19 f., 31, 44, 65, 228, 230, 281, 288, 296, 299–302, 365
Bahn (Brienz–Luzern) S. 25, 29–34, 44, 48–53, 59, 280, 293, 298 f., 365
Bahn (Giessbach Drahtseilbahn) S. 318 f., 324
Bahn (Rothornbahn) S. 20, 58, 140, 167, 207–209, 302 f., 315
Barock S. 218 f.
Bauernkrieg 1653 S. 189–192, 198–200
Bauernschaft S. 29, 34, 41, 66 f., 73, 114–116., 147–151, 161, 186
Bekleidung S. 23, 87–91, 96, 99, 102, 122, 159, 164 f., 258, 262, 320
Bergschaft Planalp S. 135–144
Bergsturz, Bergsturzgefahr S. 27–29, 32, 208
Berufe, alte (Holz und Glas) S. 21, 109, 116, 157, 194, 198 f., 201, 216, 220, 224–226, 336, 348
Berufe, alte (Metall) S. 24, 66 f., 107, 115 f., 191–195, 198 f., 243
Berufe, alte (Nahrungsmittel) S. 95–100, 115 f., 122, 129, 191, 194–198, 243, 327
Berufe, alte (Stoff, Leder, Ton) S. 65, 116, 190 f., 198
Berufstätige Brienz (Grafik) S. 116
Besiedlung, Siedler S. 24, 27, 32–35, 65–72, 75, 113, 136, 208 f., 326, 363
Beten S. 118, 258
Bettelei, Bettelordnung S. 122–124, 147, 189, 270, 287 f.
Bevölkerungsentwicklung und -grösse S. 113, 116, 124, 175–185, 363, 366 f.
Bevölkerungsstruktur S. 182–185
Biedermeierzeit S. 219
Bienenzucht und Honig S. 96, 117, 160, 195, 327
Bier S. 169, 313
Bildersturm S. 85 f., 254, 256
Blockbau S. 211–226
Brand, Brandgefahr S. 45, 68, 213, 219, 224, 244 f, 286, 320
Brandmal, Brandzeichen S. 124, 186
Brandschatzung S. 74, 76, 79 106
Brandversicherung S. 239 f.
Briensermärt S. 121, 123, 160, 163–166, 230
Brienserpuurli (Lied) S. 151
Brienz in Zahlen S. 363–365
Briener Mundart S. 68, 325, 333–341
Brienerhaus S. 211–227
Brienersee S. 15–18, 34–36, 39, 42, 363
Bronzezeit S. 65–68
Brot, Brotkontrolle S. 78, 96, 98, 100, 116 f., 122, 138, 164, 194, 260, 313, 327
Brücken, Stege S. 19–25, 32, 39 f., 52 f., 58 f., 208, 282, 285, 293, 297, 307 f., 318
Brunnen (Dorf-, Sod- und Hebelbrunnen) S. 24, 57, 101, 149, 164, 237–240
Buchdruckerei Brienz S. 169

Bund und Kanton (finanzielle Beiträge) S. 32, 38–42, 49 f., 53 f., 58, 152, 241
 Bundespräsident, Bundesrat S. 53, 170
 Bündnis, Bundesbrief S. 28, 76–82, 87, 89, 198 f.
 Burgen S. 31, 74, 78–82, 193 f., 200
 Bürger, Bürgerregister S. 123–126, 128, 179, 189–201
 Bürgerfamilien, -geschlechter S. 102, 123, 187–201
 Bürgergemeinde S. 106 f., 124–128, 299, 366, 368
 Bürgerkrieg S. 109
 Burgerrat S. 126–128
 Bürgerrecht S. 124, 193, 195
 Burgrecht, Stadtrecht S. 76, 78 f., 82
 Campingplatz S. 48 f., 207, 209, 364
 Chaletbau, Chaletstil S. 154, 225, 318, 322–324, 329 f.
 Chäsbrätel (Käseschnitte) S. 165, 195
 Chorgericht S. 90–102, 114–124, 177–183, 189–200, 258 f., 262
 Chorgerichtsmanuale S. 92, 100, 102, 113, 114, 116, 122, 124, 178, 192
 Club (siehe: Vereine)
 Dachbau S. 211, 214, 216–221, 224–227, 249, 254–256
 Demokratie, Volksherrschaft S. 103, 109, 260, 264, 274, 319
 Der Brienzer S. 167–170, 232, 265, 272, 294, 302
 Der Oberhasler S. 170
 Diebstahl S. 83, 96, 169, 178, 180
 Dienstleistungen S. 73, 116, 288, 364
 Direktorium (Helvetik) S. 104 f., 108 f.
 Distrikt Brienz (Helvetik) S. 104–109, 260 f., 293
 Dorf im Wandel S. 206–210
 Dörrhaus S. 224
 Echo von Grindelwald S. 167, 170
 Ehehandel S. 93–96, 183
 Ehepartner (Wahl, Herkunft) S. 176, 182 f., 195–199
 Eheregister Führung S. 176 f., 182, 190
 Eheschliessung, Hochzeit S. 94, 102, 124, 176, 179, 182 f., 284, 319
 Eheversprechen (Verlobung, Verlobte) S. 94, 194, 200, 284
 Einwohnergemeinde S. 105, 124–126, 152, 229, 294, 368
 Eisenerze, Eisenschmelze S. 66
 Eisenzeit S. 66 f.
 Eiszeit S. 65, 179–181, 184
 Elektrizitätsgewinnung S. 48, 242–245, 307, 322 f., 327
 Elektrizitätsversorgung S. 43–48, 51, 52, 59, 242–245, 298, 302, 323, 328
 Entsepfung (Aareboden) S. 34–42, 126
 Entwaffnung S. 105, 189–192, 197
 Epidemien (Seuchen) S. 79, 107, 118–121, 160, 179, 180–182, 185, 200
 Erbrechen S. 79, 118
 Erdbeben, Murgänge S. 20–24, 26–33, 43, 50–53, 58, 87, 115, 302, 356
 Ernährung (18., 19. Jh.) S. 116–118
 Familiengeschichte S. 73, 123–130, 169 f., 175–183, 189–201, 283, 313, 316, 358
 Familiengrösse S. 180, 184
 Familiennamen (Schreibweise, Entwicklung) S. 102, 186, 190–200
 Familiennamen (Übernamen) S. 102, 186, 188, 190 f., 197–201, 255, 328, 357
 Familienwappen (siehe: Wappen)
 Feuer (Holzfeuerung) S. 70, 138, 214 f., 224, 226
 Feuerwehr S. 21, 51, 54, 246–249
 Feuerwerk S. 289, 314 f.
 Finanzhaushalt (Gemeinde) S. 22, 25, 126, 152 f., 228–234, 237, 240 f., 265–271, 300, 366–368
 Findlinge und Runenstein S. 68, 317
 Fische, Fischerei S. 16–18, 34, 42, 65, 77–79, 132, 214
 Fischerbrunnen S. 57, 149, 164
 Fläche der Gemeinde S. 363
 Flachs S. 118
 Flösserei S. 39, 78, 190, 200
 Forstwesen (siehe: Wald)
 Französische Revolution, -Truppen S. 103–109, 125, 310
 freie Bauern S. 73, 75, 193, 200
 Freiheit, Freiheiten S. 73, 76–81, 86–90, 103–109, 261, 281
 Freiherren S. 73–81, 87, 194, 198, 253
 Freilichtmuseum Ballenberg S. 70, 72, 132, 207, 212, 219, 226, 297
 Funde, archäologische S. 65–72
 Gastgewerbe Axalp, Brienzerberg S. 130, 324–330, 364
 Gastgewerbe Brienz (Hotels, Gasthöfe) S. 22–24, 32, 44, 52 f., 108, 120, 133, 146, 150 f., 188, 218 f., 235, 293, 296, 344, 364
 Gastgewerbe Brienz (Restaurants, Wirtshäuser) S. 17, 31, 44, 56, 61, 90, 100, 108, 116, 124, 191, 230, 364
 Gastgewerbe Giessbach S. 70, 286, 297, 307–324, 364
 Gastgewerbe Kienholz S. 31, 285 f., 289, 315
 Gastgewerbe Rothorn S. 12, 302
 Geburt (Rituale, Vorschriften) S. 94, 102, 183, 184 f.
 Geburt (Taufeinträge, Registrierung) S. 176–178, 186
 Geburt (Taufrituale, Vorschriften) S. 84, 90, 176, 183, 255, 257
 Geburt, Taufe (Statistik) S. 179–185
 Gefängnis, Gefängnisstrafen (Chefi) S. 95, 96, 102, 197, 285
 Geigenbau und -schule S. 154–158
 Geldspenden, Glückskette S. 54, 56, 246 f.
 Gelegenheitsarbeiter (siehe: Arbeitslosigkeit) S. 20, 25, 122, 158 f., 287, 328, 363

Gemeinde- und Gemeinderatspräsidenten, Obmänner S. 36, 50–53, 92, 105, 109, 120, 190, 197–199, 246, 264. 323, 325, 356, 364–366

Gemeindeführungsorgan, GFO S. 51–54, 247

Gemeindegrenze S. 11

Gemeine Herrschaften S. 103 f.

Gemslen S. 14, 160

Gemüt, Charakter S. 113 f., 150, 258, 269

Gericht, Richter S. 74 f., 79–83, 87–90, 94, 104–105, 108, 189–194, 199

Geschlechter (ausgestorbene) S. 80, 189

Gesundheitswesen S. 41, 84, 100, 118–123, 160, 240, 276, 322, 367

Gesundheitswesen (Ärzte) S. 116, 119, 120, 123, 159–162, 176, 189, 240, 295, 321 f., 364

Gesundheitswesen (Hebammen) S. 99, 198, 339

Gewaltentrennung S. 109

Gewerbe S. 49, 108, 115 f., 126, 133, 147–155, 282, 358, 368

Giessbach (Erschliessung) S. 286, 306–314

Giessbach (Kraftwerk) S. 48, 242, 245, 323

Giessbach (Kurprozeduren) S. 321–322

Giessbach-Lied S. 284, 312

Giessbachstrasse und -wege S. 308–315, 318, 321, 323

Glaube, Religion S. 67, 68, 80–93, 96, 103, 105, 108 f., 114, 118, 137, 181, 196, 198, 253–262, 303, 339

Gleichheit S. 103, 107, 109

Glocken S. 182, 192, 256

Gossweiler Media AG S. 23, 168–170

Goten S. 68

Gotik S. 215, 217, 222, 254 f.

Gotteshausleute S. 76–82, 87–89

Grab, Gräber S. 65–68, 312

Grippe S. 121, 160

Grippeepidemie 1918 S. 120 f.

Grossrat und -räte S. 35–38, 104 f., 151, 237, 296, 298, 364

Grundwasser und Grundwasserpumpwerk S. 47, 50, 237, 244

Gwätt (Hausbau) S. 205, 213–221

Hallstatt-Kultur S. 66

Handel (Allgemeines) S. 66 f., 80 f., 108, 137 f., 288, 292

Handel (Holz) S. 39, 46–49, 81

Handel (Vieh, Käse, Wein und Wurzeln) S. 115, 118, 145 f., 191, 286

Hanf S. 96. 98, 118, 194

Hausbau (datierte Gebäude) S. 227, 201

Haushaltung und Haushaltgegenstände S. 78, 92, 114 f., 117, 164, 194, 209, 242, 245, 258, 363

Haustiere (Hühner) S. 78, 96

Haustiere (Pferde, Maultiere) S. 24, 35, 74, 105–108, 115, 119, 138, 145, 159, 285, 292–294, 327, 364

Haustiere (Rindvieh) S. 65, 71 f., 96, 105, 115, 118, 138, 140, 143, 161 f., 200, 326, 364

Haustiere (Schweine) S. 17, 24 f., 65, 72, 115–117, 137 f., 143

Haustiere (Ziegen, Schafe) S. 11, 24, 27, 65 f., 71 f., 83, 115, 117, 137–140, 147, 185, 191, 193, 221, 313, 364

Hautkrankheiten (Warzen, Eissen u. Ä.) S. 160–162

Heiligenverehrung S. 84, 85, 86, 253 f.

Heilmittel, -kundige S. 149, 159–162, 191, 277

Heimatgemeinde, -recht S. 94, 102, 124, 127, 176–179, 182 f., 190–199, 363

Heimatschein S. 124

Helvetier (siehe: Kelten)

Helvetik (Einheitsstaat, Zentralismus) S. 104

Helvetik (Einquartierung) S. 105–107

Helvetik (Senat, Senatoren) S. 104

Helvetik (Urversammlung) S. 104 f., 108

Helvetik, Helvetische Republik S. 103–109, 260

Herrschaft Ringgenberg/Brienz S. 73–80, 81–87, 200. 260 f., 293

Herrschaftsleute S. 78–81

Herrschaftsrechte S. 73, 79, 81

Herumschweifer S. 98, 121, 150

Hexen, Hexerei S. 80

Hilfsbereitschaft (Unwetter) S. 45, 48–50, 54, 233, 247

Hintersassen S. 123–125, 183, 193, 195

Hirten (Kuh-, Geiss- und Schafhirten) S. 28, 66, 70–72, 117, 136, 141, 146, 191, 262 f., 310, 312, 343 f.

Höchster Punkt von Brienz S. 363

Hochwasser S. 21 f., 34, 35, 38, 39, 59, 307

Hochwasserschutz S. 34, 39 f., 58, 62

Holzbeschaffung (Bau-, Brenn- und Schwemmh Holz) S. 39, 45, 54, 78, 96, 115, 119 f., 123, 140, 232, 237, 262, 266, 269

Holzdruckenmacher S. 148

Holzgeräte S. 66 f., 142 f., 147, 164

Holzhandel, -verkauf S. 46, 48, 49

Holzschnitzerei (siehe: Schnitzereien)

Holzwaren S. 148–151, 314

Hopp, hoppid (Brienzgruss) S. 335

Hörige, Unfreie S. 73, 75

Hotel (Rothorn) S. 12, 302, 315, 364

Inschriften (siehe auch: Hausbau, datierte Gebäude) S. 22, 68, 201, 216, 219, 222, 226

Jagd, Jäger S. 65 f., 69, 72, 133, 150, 160, 309, 345

Jungfrau Zeitung S. 167–170

Kaffee S. 117, 118, 165, 327

Kanäle S. 34–42

Kanalisation S. 44 f., 233, 237, 240 f., 244

Kanton Oberland S. 105 f., 261

Kartoffeln S. 32, 116 f., 126, 139, 148, 237, 336 f.

Käse S. 29, 67, 78, 96, 140, 145 f., 313, 322, 327

Käseexport, -handel S. 29, 71 f., 115, 118, 144, 145 f., 292

Käseherstellung S. 70–72, 96, 115, 131, 138–144, 195, 222, 224

Kelten S. 66, 67, 68
 Kindergarten S. 272 f., 276, 363
 Kinderlehre S. 92 f., 96, 101, 260, 309
 Kinderspielplatz S. 57
 Kindstod S. 176–182, 185
 Kirche S. 84–93, 138, 251–257, 259
 Kirche Brienz S. 44, 74, 80, 182, 188, 212, 238, 253–257, 262 f., 295, 343, 348, 363
 Kirche, römisch-katholische S. 86, 91, 253, 363
 Kirchen (Oberer Aareraum) S. 67 f., 74 f., 183, 190, 253
 Kirchengemeinde, Kirchgenossen S. 74, 79, 84–108, 113 f., 119–124, 140, 152, 159, 167, 170, 175–184, 188–201, 253–257, 363
 Kirchturm S. 256, 351
 Kirschen, Kirschwasser S. 17, 117 f., 163, 181, 182, 185, 195, 313
 Kläranlagen (siehe: Abwasserreinigung)
 Kleinviehställe S. 221
 Kleine Eiszeit (siehe auch: Eiszeit) S. 179–181, 184
 Klima S. 41, 58, 66, 108, 117 f., 179–181, 222, 327
 Klöster (Engelberg, Frienisberg, Seedorf UR) S. 73–75, 84, 88, 253
 Kloster und Klosterleute (Interlaken) S. 34, 73–83, 86–89, 119, 122, 137, 188, 193, 197, 200, 253
 Kolbenbannerverschwörung S. 82 f.
 Krankheit, Plagen (siehe auch Epidemien) S. 93, 96, 100, 118–123, 159–162, 179–182, 276, 355
 Krapfen S. 163–165, 221
 Kreuzzug S. 74
 Kriege, Kriegsdienst (vor 1914) S. 39 f., 73–82, 103–109, 152, 189–192, 198–200, 232, 260, 287, 316 f.
 Kriegssteuern S. 81, 108
 Kultur S. 59, 66–68, 132–134, 147, 169, 209, 216, 225, 235, 273, 281, 323 f., 335, 368
 Landeskarten S. 8, 11 f., 27 f., 37, 40, 140, 207–209
 Landrechte S. 79, 89
 Landsgemeinde S. 76, 86–89, 104, 189, 298
 Landvogtei Interlaken, Landvogt S. 104
 Landwirtschaft S. 29, 34, 118, 126, 130, 135, 138–140, 147, 150, 164, 167, 199, 206, 214, 221, 309, 322, 364, 368
 La-Tène-Kultur S. 66
 Lauben, Balkone S. 211–215, 218–221, 224–226, 254, 318
 Laubhölzer S. 26, 39, 49, 137, 174, 325
 Läuse S. 160 f.
 Lawinen und -gebiet S. 15, 19–33, 140, 162, 189, 302
 Lebensdauer, Alter S. 177 f., 181 f., 184 f., 191–193, 199, 353, 360
 Lehenswesen S. 73–80
 Lokalzeitung, -blatt S. 54, 167–171, 232, 294, 313
 Lothar (siehe: Sturm «Lothar»)
 Maler, Landschaftsdarstellungen S. 34, 151, 199, 207, 282, 342–360
 Manessische Liederhandschrift S. 77 f.
 Masse und Gewichte S. 369
 Mediation S. 109, 261
 Medienfachleute S. 167
 Mehrzweckhalle S. 248
 Messe, Messgewand S. 84, 86–90
 Michel-Schrift S. 268
 Mikrozeitung/Mikrokosmos Jungfrau S. 168–170
 Militär, Truppen S. 34, 41, 48 f., 54, 67, 79, 81 f., 88–90, 103, 106–109, 199, 209, 233, 272
 Minnesänger S. 77
 Mountain Multi Media AG S. 170
 Mühle, Rybi, Knochenstampfe S. 21, 348
 Mundart, -dichtung S. 136, 166, 205, 325, 331–341
 Munizipalität, Munizipal S. 108 f., 118, 125, 293
 Murmeltiere S. 14, 160
 Musicstars, Musikbands S. 132–134, 169
 Musik (geistliche) S. 84, 182, 188–191, 254–284, 309
 Musik (Gesang) S. 77, 133, 263, 282–284, 287, 313, 345
 Musik (Orgel, Organist) S. 188, 191, 254–256, 309
 Musik und Musikanten S. 57, 132, 134, 149, 157 f., 164, 263, 312 f., 357 f.
 Musikinstrumentenindustrie S. 149, 156–158
 Mutschler S. 142, 164
 Nadelhölzer S. 15, 22–27, 44, 49, 52, 312, 318, 322, 325
 Nationalräte S. 302, 364
 Nationalstrasse N 8, linksufrig S. 34, 42, 295–297
 Natur (Flora und Fauna) S. 13–18
 Natur- und Uferschutz S. 13, 41 f., 139, 141, 207, 296 f., 323
 Oberländer Anzeiger S. 285
 Obstbäume, Obst, -produkte S. 17, 24, 29, 116–118, 163, 181 f., 185, 195, 221 f., 282, 312
 ONZ Obwalden und Nidwalden Zeitung S. 169–170
 Pest, Seuchen S. 79, 118 f., 180, 200
 Pfahlbauer S. 65, 69
 Pfarrhaus S. 23, 57, 195, 219, 232, 295, 343 f., 348
 Pfetten (Hausbau) S. 214, 225
 Pionierpflanzen S. 26
 Plagen, Heilmittel S. 159–162
 Plünderungen S. 106, 260
 Polizei S. 105, 121, 128, 169, 233, 270, 300
 Post S. 54, 116, 206, 219, 293, 318
 Postauto S. 326, 328, 330, 365
 Postkutschen, -pferde und -schiffe S. 24, 129, 282, 293, 299, 307, 326
 Predigtbesuch S. 90, 254
 Preis Herbert S. 170

- Priesterehe und Zölibat S. 86
- Quai S. 43–57, 228–236, 240 f., 300
- Quaiwärter, -schreck S. 57, 232
- Quellen, Quellwasser S. 37, 40, 67, 140, 237–246, 307, 321, 327
- Rafen (Hausbau) S. 205, 214
- Rauchverbot, Tabakverbot S. 100 f., 118, 178, 192, 195
- Reformation S. 84–90, 91–93, 137, 189–192, 198, 253–255, 260
- Reformationsmandat S. 84–86, 260
- Regeneration S. 125, 261
- Regierungsrat und -räte S. 15, 35–42, 53, 105, 121, 128, 152, 156, 238–240, 244, 268, 323
- Religion, Glaube (siehe: Glaube, Religion)
- Renaissance (Epoche) S. 84, 217
- Reptilien, Schlangen S. 14, 42, 129
- Requisitionen S. 105–107
- Richter, Gericht (siehe: Gericht)
- Ritter S. 64, 74–76, 79
- Romantik (Epoche) S. 225
- Römer, Römerzeit S. 67
- Ruedissee-Speicher S. 222 f.
- Runenstein S. 68
- Russ und Rauch S. 116, 138, 213, 214, 216, 237
- Sagen, Überlieferungen S. 29, 68, 74, 78 f., 86, 136, 180, 189, 196, 270, 325
- Säuglingssterblichkeit S. 185
- Säumer, Säumerwesen S. 80, 106, 145, 292
- Sbrinz (Käsesorte) S. 141, 145 f., 222
- Schadburg S. 79
- Scheunen S. 29, 34, 41, 106, 206, 209, 219–222, 309, 327 f.
- Schiffahrt (Dampfschiffe) S. 24, 32, 129, 282, 285–294, 298, 300, 314–316, 326
- Schiffahrt (Motorschiffe) S. 228, 288, 291 f.
- Schiffahrt (Ruderboote, private) S. 12, 17, 45, 47, 287, 309, 318
- Schiffahrt (Ruderschiffe) S. 23 f., 78, 80, 89, 104–107, 146, 180, 199, 222, 282, 285
- Schiffer und singende Schifferinnen S. 180, 189, 197 f., 281–287, 293, 310, 342–345, 349
- Schiffstation, Ländte (Giessbach) S. 12, 285, 318, 324
- Schiffschopf S. 44, 53, 218 f., 240
- Schiffshäfen (Anlegestellen) S. 56 f., 230, 235, 295
- Schiffsstation (Sust) S. 78, 80, 146, 208, 285, 292
- Schiffsstationen, Ländten (Tracht und Dorf) S. 18, 31, 45, 47, 56 f., 104, 222, 228, 285, 292, 318, 344
- Schilfgebiet S. 16 f. 34, 41, 207
- Schnitzereien (Flachschnitzereien) S. 218 f., 255
- Schnitzereien (Stilrichtungen) S. 147–155, 254 f.
- Schnitzereien, Souvenirs (Handel) S. 151, 155, 342, 347, 355
- Schnitzlerhandwerk S. 147–157, 167, 254, 265, 284, 286, 314, 318, 325, 358, 368
- Schnitzlerschule S. 23, 151–157, 240
- Schnitzlerweg S. 330
- Schule (Basisstufe) S. 275 f., 363
- Schule (Computer) S. 273, 275
- Schule (Dorfschule) S. 93, 96, 114, 124, 141, 161, 248, 258–277, 283, 363, 367
- Schule (Handarbeitsklassen) S. 155, 271 f.
- Schule (integrative Förderung) S. 275–277
- Schule (Oberstufe, dreiteilig) S. 273, 275
- Schule (Primarschule) S. 130, 266–276, 363
- Schule (Privatschule) S. 265–266
- Schule (Sekundarschule) S. 130, 133, 267–277
- Schule (Spezialunterricht) S. 275–277, 363
- Schule (Turn- und Sporthalle) S. 50, 52, 248 f., 271 f., 275, 277
- Schulhäuser S. 23 f., 52, 93, 170, 207, 228, 233, 248 f., 258–277, 300
- Schullehrer S. 270, 272, 277, 283, 326, 357
- Schulmeister S. 85, 96, 101, 149, 178, 191, 198 f., 258–265, 268–270, 274, 283, 286 f., 309–311, 314, 345 f.
- Schutzwald S. 20, 32
- Schweizer Holzstil S. 211, 225 f.
- Seegärten S. 24, 57, 228–230, 236
- Seestrasse (Brienz–Interlaken) S. 19–24, 74, 180, 214, 293–295,
- Singende Schifferinnen (siehe: Musik, Gesang)
- Sittengericht S. 91–102
- Sittenmandate (Regierungserlasse) S. 90, 102
- Sittenpolizei (Heimlicher, Ehegöummer, Genisst-männer) S. 90, 94, 97, 99, 101
- Sonderbundskrieg S. 109
- Sonntagsentheligung S. 96
- Souvenirmarkt S. 148–155, 284–286, 314, 342–347, 353, 355
- Speicher S. 138, 142 f., 201, 220–225, 327
- Spiele, Spieler S. 90, 95, 102, 114, 122, 153, 164, 169, 178, 192, 197, 310, 318, 340, 358
- Sport S. 16 f., 102 132–134, 153, 169, 248 f., 272, 277, 318, 325–330, 364, 368
- Sporthalle S. 248
- Sprachatlas der deutschen Schweiz S. 333, 335
- Staatsstreich S. 109
- Stadtrecht, Burgrecht S. 76–79, 82
- Stammtafel S. 175
- Ständerbau S. 215, 218
- Steinadler S. 14
- Steinschlag S. 26, 48, 58, 141, 185
- Steinwild S. 14 f., 141, 154, 160, 304
- Steinzeit S. 65 f., 69
- Steuern S. 38, 76–81, 87, 108, 123, 237, 269, 366, 368
- Strafen (Folter und Todesurteile) S. 83 f., 89, 131, 198 f.
- Strafen (Gottesstrafen) S. 79, 84, 118
- Strafen (Bussen) S. 79, 84, 89, 91–102, 122, 176, 189–197, 200, 260
- Strafgericht, 1528 S. 89, 90, 189–192
- Strafgewalt S. 78 f., 87–92, 95 f., 101, 103, 108, 259
- Strasse (Brienz-Meiringen) S. 25, 29, 31, 32, 37, 292 f.

Strassen und Wege (Aarboden) S. 39, 40, 207
 Strassen und Wege (Brienz Dorf) S. 68, 150, 164 f., 206–227, 238–241, 246, 269, 280, 294, 296, 363
 Strassen und Wege (Brienzerberg, Axalp) S. 39, 174, 207, 241, 271, 296, 328–330
 Strassen und Wege (Unwetterschäden) S. 43–62
 Strassen, Wege (allgemeines) S. 39 f., 67, 125, 209, 262, 281, 292 f., 326
 Sturm (Lothar 1999) S. 47–49
 Sturm (Vivian 1990) S. 43–45, 50, 56 f., 233, 236
 Sumpfgebiet, Feuchtgebiet S. 16, 34–42, 207
 Suppenangebot, Suppenanstalt S. 104, 123, 133, 160, 183, 327
 Sust (siehe: Schiffstation)
 Swiss Cottage S. 225
 Swiss School of Violin Making S. 157
 Tabak, Tabakverbot S. 100 f., 118, 178, 192, 195
 Tagsatzung, Tagsatzungstruppen S. 79, 85, 124, 199
 Tagwerke S. 81
 Tanzen S. 102, 105, 114, 121, 163, 165, 178, 199, 318, 355
 Tierpark S. 47, 48, 133, 153, 304
 Tierzucht S. 14, 34, 66 f., 71 f., 145, 147
 Tod, Sterbealter S. 176–185, 191–195, 199
 Todesursachen S. 181, 185
 Töpferei S. 65, 67
 Totenregister, -führung S. 113, 175–178, 181–184
 Tourismus S. 41, 116, 123, 147–151, 214, 232, 263, 267, 281–305, 310, 313, 317, 322–330, 342, 364–368
 Trinkwasserturbine S. 21, 245
 Tunnel S. 21, 23, 228–230, 249, 300–302
 Tunnelaushubmaterial für Quaianlage S. 228–230, 300
 Übernamen S. 102, 108, 186–201, 255, 328, 357
 Umgang, Umgänger S. 123
 Unwetter (Gebäudeversicherung) S. 44, 49, 247
 Unwetter (Krisenstab) S. 45 f.
 Unwetter 2005 S. 50–62
 Unwetterkatastrophen S. 33, 43–62, 84, 244–247
 Urfehde S. 82
 Uri, Urner S. 73 f., 105 f.,
 Vaterschaftshandel S. 93 f.
 Verbauungen S. 15, 20, 22, 25–29, 32–37, 40, 58 f., 234
 Vereine S. 120, 121, 123, 132–134, 153, 156, 228, 246, 267 f., 272, 276, 327, 328, 368
 Vereine, Clubs S. 49, 120–126, 132–134, 152 f., 156, 169, 228, 246, 248, 267, 268 f., 271 f., 276, 327 f., 368
 Verfassung, Grundgesetz S. 104–109, 125, 260 f., 367
 Verkehr (siehe auch: Strassen und Wege) S. 281–304
 Verlegerfamilie Gossweiler S. 23, 168–170
 Verschwörung S. 81–83, 103
 Viehbestand (Grafik) S. 115
 Vivian (siehe: Sturm Vivian)
 Vögel S. 14–17, 42, 78, 150, 304
 Volksbefragungen S. 84 f.
 Volkserziehung S. 96–98, 101 f., 105, 124, 167, 169, 260, 232, 264, 267 f., 270, 273, 283
 Volksherrschaft, Demokratie S. 103, 109
 Vorsass S. 15, 78, 97, 135, 139, 222, 256
 Wachen, Wächter S. 97, 108, 118 f., 199
 Waffen, Waffenstillstand S. 65–68, 76, 90, 104 f., 136, 189, 195–199, 270
 Waffenverbot für Schulkinder S. 270
 Wahlmänner S. 104, 108
 Wahlrecht S. 36, 76, 81, 104, 258, 268 f.
 Währungen S. 370
 Wald (Besitz, Rechte) S. 75, 78–81, 125, 137, 186, 189–194, 197–200, 299
 Wald (Forstwesen) S. 15, 19–29, 32 f., 35, 40, 42, 45 f., 49, 50, 137, 140, 147, 230, 269, 281, 365
 Wald (siehe auch: Flösserei, Holzbeschaffung und Holzhandel)
 Wald (Übernutzung) S. 20, 32, 34 f., 136, 140
 Wald (Unwetter- und Tierschäden) S. 15, 19–21, 29, 44–49, 53, 140, 233
 Wald (Verschiedenes) S. 11–15, 20, 27, 28, 65, 68, 297, 310, 363
 Wappen, Hauszeichen S. 24, 64, 74, 80, 124, 153, 186 f., 199, 201, 254
 Wasserspiel S. 56 f., 235
 Wasserversorgung S. 16, 52, 140, 237–240, 244 f., 321 f., 365
 Weberei S. 65
 Web-TV S. 168–170
 Wege (Brienzergratseite) S. 11, 26, 29, 135, 140, 195, 256
 Wegleit- und Informationssystem (Quai) S. 56
 Wehrdienste S. 45, 49–53, 233
 Wein S. 78, 88, 94, 96, 116, 119, 145, 165, 183, 282, 286, 292, 313 f., 318, 322, 352
 Weltkriege S. 25, 130 f., 156–159, 163, 206, 232, 248, 271, 288–291, 295, 296, 300–302, 320–323
 Wildbäche S. 19–33
 Wildheueri, Bergheueri S. 11, 15, 22, 27, 135, 137, 140, 185
 Witwer, Witwen S. 23, 93, 128, 176 f., 181, 191 f., 197, 199, 285
 Zehnten S. 76, 79, 81, 84
 Zeichnen, Zeichenschule, -kurse S. 24, 151 f., 167, 211 f., 220, 223, 265, 358
 Zeitungen S. 54, 167–170, 232, 265, 272, 285, 294, 302
 Zentralismus, Einheitsstaat S. 104
 Zibrijen (Knabenspiel) S. 340
 Zierelemente (Hausbau) S. 213, 215–221, 225, 227
 Zinse (Bodenzinse u.Ä.) S. 73–78, 81, 87, 105, 108, 326
 Zivilschutz S. 46–54

Zölle S. 81, 104, 282, 288, 292, 307
Zugezogene (Ausburger, Hintersassen) S. 98,
123–125, 183, 193, 195, 333, 343
Zunamen (siehe: Übernamen)
Zwillinge S. 104, 184



Der Käsemarkt in Brienz. (E. G.)

Aus «Über Land und Meer» Allg. ill. Zeitung, Stuttgart 1859.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Anhang

Natur und Naturgewalten

- Bridel G.: Bericht über die Hasletalentsumpfung, Bern 1866
- Bridel G.: Gutachten
- Dasen Emil: Verbauung und Aufforstung der Briener Wildbäche, Bern 1951
- Gemeindearchiv Brienz: Protokolle des Gemeinderats und des Krisenstabes vom 28. Februar–11. April 1990
- Gebäudeversicherung des Kts. Bern: Angaben über Sturmschäden vom 27./28. Februar 1990 in Brienz
- Kasthofer Karl: Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Brünig, Prigel, Kerenzerberg, Flüela, den Maloja und Splügen, Bern 1825
- Kasthofer Karl: Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Susten, Gotthard: Bernhardin und über die Oberalp, Furka und Grimsel, Bern 1822
- Kienholz Hans: Bericht über die Trachtbachkatastrophe 1870/71
- Kurz G., Lerch Chr., Würigler A.: Geschichte der Landschaft Hasli, Meiringen 1979
- Naturschutzinspektorat des Kts. Bern: Verschiedene Angaben über die Jägglisglunte
- Nydegger Paul: Strömungen in Seen, Zürich 1976
- Niklaus Markus: Wildbäche und Lawinen am rechten Brienerseeufer, Jahrbuch UTB 1968
- Schmid Karl: Der Murgang des Lammbachs bei Brienz, Berlin 1896
- Schwellengenossenschaft Aarboden: Protokolle Staatsarchiv des Kts. Bern: Plan Topographique vom Lauff der Aar im Ober-Hasli Thal bis zum Brienter See, aufgenommen von A. Mirani 1764
- Vogt Hermann: Die Briener Wildbäche, Jahrbuch UTB 1978
- Willi Andreas: Die Korrektion der Aare und die Entsumpfung des Haslitals, Interlaken 1880
- Wyss Daniel: Bericht über die Trachtbachkatastrophe, Der Schweizerfreund, Jahrgang 1824
- Nachträge Neubearbeitung 2011:*
- Eidg. Forschungsanstalt WSL, Birmensdorf: Unwetterschäden in der Schweiz im Jahre 2005, S. 50–54
- Eidg. Forschungsanstalt WSL, Birmensdorf: Der Orkan «Lothar», eine Bilanz: Birmensdorf 2010, S. 47–49
- Einwohnergemeinde: Abstimmungsbotschaft vom 28.09.2008, S. 47–49
- Einwohnergemeinde: Buch «Die Veränderung», Brienz 2006, S. 50–54
- Gebäudeversicherung des Kantons Bern: Angaben über Schadenfälle und Schadenssummen, S. 44, 49
- Gemeindeverwaltung Brienz: Diverse Akten und Unterlagen, Protokolle des Krisenstabes 2005, CD mit Luftaufnahmen S. 50–54
- Mündliche und schriftliche Angaben der Herren Andreoli Andrea, Casagrande Roland, Moeri Daniel, Staeger Andreas, Weber Hanspeter, Wyler Paul u.a.

Bewegte Vergangenheit

- Tschumi Otto: Urgeschichte des Kts. Bern, Bern 1953
- Bandi Hans-Georg: Die Schweiz zur Rentierzeit, Chur 1947
- Archäologischer Dienst des Kts. Bern: Mappen Brienz, Brienzwiler, Gadmen, Interlaken, Meiringen, Unterseen
- Staatsarchiv des Kts. Bern: Archäologisches Hinweisinventar
- Stettler Bernhard: Studien zur Geschichte des obern Aareraums im Früh- und Hochmittelalter, Thun 1964
- Zinsli Paul: Das Berner Oberland als frühe alemannische Siedlungsstaffel im westlichen Schweizerdeutschen Sprachraum, Heidelberg 1965
- Feller Richard: Geschichte Berns, Bände I, II und IV, Bern 1946–1960
- Fontes rerum bernensium: Bände 2–10
- Buri Ernst, Schwanden: Staatsarchiv des Kts. Bern, Nachlässe
- Staatsarchiv des Kts. Bern: Ämterbuch Interlaken
- Graf-Fuchs M.: Sammlung schweiz. Rechtsquellen, Kt. Bern, Landschaft VI, Amt Interlaken/Unterseen
- Brülisauer J.: Sammlung schweiz. Rechtsquellen, Kt. Bern, Landschaft VII, Amt Oberhasli
- Kurz G., Lerch Chr., Würigler A.: Geschichte der Landschaft Hasli, Meiringen 1979
- Durrer Robert: Die Freiherren von Ringgenberg, Vögte von Brienz, Zürich 1896

- Voellmin Andrea: Holznutzungsstreitfälle am Brienersee 1030 und 1429, Zürich 1989
- Bierbrauer Peter: Freiheit und Gemeinde im Berner Oberland 1300–1700, Bern 1991
- Robé Udo: Berner Oberland und Staat Bern, AHVB 56, 1972
- Tobler Gustav: Zu den Oberländer Unruhen vom Jahre 1447, Anzeiger f. Schweizer Geschichte, 34. Jg. Nr. 2, 1923
- Staatsarchiv des Kts. Luzern: Kundschaft über Hensli Schumacher, Urk. 59/1129, 1130 und 1132
- Steck R. und Tobler G.: Aktensammlung zur Geschichte der Berner Reformation 1521–1532, Bd. I und II, Bern 1923
- Thommen Rudolf, Bern: Unterwalden und die Reformation im Berner Oberland
- Archiv der Kirchgemeinde Brienz, Chorgerichtsmanuale 1587–1647, 1646–1662, 1664–1695, 1695–1797, 1797–1828
- Lehmann Hermann, Grosshöchstetten: Notizen
- Schmidt Heinrich Richard: Dorf und Religion, Stuttgart, Jena, New York 1995
- Feller Richard: Geschichte Berns, Bände II und III, Bern 1953
- Jaggi Arnold: Welt- und Schweizergeschichte, Bern, 1942
- Junker Beat: Geschichte des Kts. Bern seit 1798, Band I, Bern 1982
- von Mutach A.F.: Revolutions-Geschichte der Republik Bern 1798–1815, Bern und Leipzig 1934
- Jörin E.: Der Kt. Oberland 1798–1803, Zürich-Selnau 1912
- Staatsarchiv des Kts. Bern: Akten Helvetik Oberland
- Gaudard A.H.G.: Die Oberländischen Milizen im März 1798, Separatdruck aus dem «Oberland»
- von Erlach R.: Zur bernischen Kriegsgeschichte 1798, Aktensammlung, Bern 1881
- Notizenbuch der Municipalität Brienz 1801–1802
- Dubi Chr.: Erinnerungen, Berner Taschenbuch 1856
- Wir Briener**
- Jaggi Arnold: Welt- und Schweizergeschichte, Band 2, Bern 1942
- Feller Richard: Geschichte Berns, Bände II und III, Bern 1953
- Junker Beat: Geschichte des Kts. Bern seit 1798, Bände I–III, Bern 1995
- Pfister Christian: Geschichte des Kts. Bern seit 1798, Band IV, Bern 1995
- Brändli Daniel: Historisch-geographisches Informationssystem BERNHIST, Datenedition (Tabellen von Michel Peter, Grosshöchstetten)
- Archiv der Kirchgemeinde Brienz: Chorgeichtsmanuale
- Thüring Samuel: Staatsarchiv des Kts. Bern, Pfarrbericht 1764
- Buri Ernst: Der Brienersee vor 150 Jahren, Pfarrbericht Johann Rudolf Nötiger 1780, Interlaken 1929
- Streich Albert: Fehnn und andri Gschichtleni in Brienzermundart, Bern 1948
- Gusset H.: Die Alpenwirtschaft, Interlaken 1856
- Kasthofer Karl: Bemerkungen auf einer Alpenreise, Bern 1822 und 1825
- Roth Alfr. G.: Der Sbrinz und die verwandten Bergkäse der Schweiz, Burgdorf 1993
- Reichen Quirinus: Auf den Spuren des Käses nach dem Süden, Bern 1989
- Schweizerische Käseunion AG: Die Alpkäserei und die Geschichte des Schweizer Käses, o. J.
- Schweizer Käseunion AG: Käsehandel – Käsekonsument – Käsekunde, o. J.
- Buri Ernst: Alt Tracht Brienz, Interlaken 1977
- Flück Peter: Die Kantonale Schnitzlerschule Brienz 1884–1984, Bern 1984
- Salvisberg F.: Die Holzschnitzerei des Berner Oberlandes und ihre Bedeutung, 1867
- Hösli Hansruedi: Geigenbau Brienz, Thun 1988
- Hösli Hansruedi: Geigenbau, Illustrierte Berner Enzyklopädie, Bd. Ç, Bern 1987
- Archiv der Geigenbauschule Brienz
- Gemeindearchiv Brienz: Gemeinderatsprotokolle
- Nachträge Neubearbeitung 2011:*
- Archiv «Jungfrau Zeitung /der Briener», Meiringen, S. 167–171
- Archiv Gemeinde Brienz S. 246 f.
- Archiv «Jungfrau Zeitung /der Briener», Meiringen, S. 246 f.
- Century Zeitung, Spezialausgabe «100 Jahre Medienhaus Gossweiler», Verlag Gossweiler Media AG, Brienz, 2007, S. 167–171
- Einwohnergemeinde Brienz/Mühlethaler Rolf e.a.: Pressemitteilungen «Neue Doppelturnhalle» 2009/2010, S. 248 f.
- Reise zu den Vorfahren**
- Archiv der Kirchgemeinde Brienz: Chorgeichtsmanuale, S. 178, 181. 191–200
- Burri E., Schwanden. Staatsarchiv Bern: Nachlass (70) Dokument vom 23. 1.1548, S. 199
- Chorgerichtssatzungen der Stadt Bern 1739/1743, S. 176, 183
- Familiennamenbuch der Schweiz: <http://www.hls-dhs-dss.ch/famn/?lg=d>, S. 189–200
- Gemischte Gemeinde Oberried, 2003: 700 Jahre Oberried, S. 189
- Graf-Fuchs M.: Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen, Interlaken/Unterseen, Aarau 1957, S. 193

- Historisches Lexikon der Schweiz, H.J. Leu, Allg. helvet. Eydg. Oder schweitz. Lexicon 13, 1752, S. 196
- Internet betr. Grossmann: www.Brienz.ch (Geschichte), S. 192
- König F.N.: Reise in die Alpen, Bern 1814, S. 182
- Michel Thomas, Brienz: Michels (Housellers) Familienkiste, S. 194
- Nöthiger Joh. Rud: Phisisch topographische Beschreibung des Briener Sees (von ca. 1780): GA OGG – Mss. Oek. Ges. 4°, 10/10, S. 182 f., 195
- Pfister Christian und Egli Hans-Rudolf: Historisch-Statistischer Atlas des Kts. Bern, 1750–1995, Hist. Verein des Kts. BE, Bern 1998, S. 181
- Pfister Christian: Klimaatlas der Schweiz. Bundesamt für Landestopographie, Wabern, 1984. Zehnjährige Mittel von Temperatur und Niederschlag in den Jahreszeiten; 14.4, S. 180
- Schelbert Urs peter: Bevölkerungsgeschichte der Pfarreien Freienbach und Wollerau im 18. Jahrhundert, Chronos Verlag, Zürich 1989, S. 147
- Staatsarchiv Bern: B IX 475 Turmbuch, S. 189
- Staatsarchiv Bern: BII 347, Bauernkrieg 1653, Entwaffnung der Briener, S. 189–192, 197–200
- Staatsarchiv Bern: Fach Interlaken, 24.9.1146, 14.4.1303, 28.4.1429, 7.5.1492, S. 186–194, 197–200
- Staatsarchiv Bern: Kirchenbücher Meiringen, S. 181, 194, 200
- Staatsarchiv Bern: Kirchenbücher Thierachern, S. 192
- Staatsarchiv Bern: Kirchenbücher von Brienz, 1559–1872, S. 175–201
- Steck R. und Tobler G.: Aktensammlung zur Geschichte der Berner Reformation 1521–1532, Bd. I und II, Bern 1923, S. 190, 192, 196
- Streich Albert: Briener Sagen, Bern 1978, S. 180, 188 f., 196
- Unser Dorf**
- Affolter Heinrich Christoph: Die Bauernhäuser des Kts. Bern, Band 1: Das Berner Oberland, Basel 1990
- Glabach Ernst: Der Schweizer Holzstil, Darmstadt 1868
- Glabach Ernst: Die Holzarchitektur der Schweiz, Zürich und Leipzig 1885
- von Graffenried Carl Adolf und Stürler Ludwig Rudolf, Schweizerische Architektur oder Auswahl hölzerner Gebäude aus dem Berner Oberland, Bern 1844
- Gugger Hans: Die Bernischen Orgeln, AHVB Band 61 und 62, Bern 1978
- Gugger Hans: Die Wiedereinführung der Orgel in den reformierten Kirchen an den Gestadten des Thuner- und Brienersees und im engen Oberland. Jahrbuch des UTB 1978
- Hunziker Jakob: Das Schweizerhaus, Band 7. Aarau 1913
- Huwyl er Edwin: Schweizerische Hausforschung, ein Beitrag zu ihrer Geschichte, Jahrbuch d. Schweiz. Freilichtmuseums, Brienz 1996
- von Känel Alfred: Historische Haustypen nördlich des untern Thunersees, Jahrbuch UTB 1970
- von Känel Alfred: Ofenhäuser und Speicher in der Gegend der Oberländer Seen, Jahrbuch UTB 1971
- Rubi Christian: Vierhundert Jahre Holzbaukunst im Berner Oberland, Jahresbericht des Bern. Heimatschutzes 1964
- Rubi Christian: Im Tal von Grindelwald, Band IV, das Wohnhaus und die Wirtschaftsgebäude, Grindelwald 1987
- Schweizer Jürg: Kunstführer Berner Oberland, Bern 1987
- Gemeindeverwaltung Brienz: Protokolle über den Quaibau 1911–1916
- Gemeindeverwaltung Brienz: Protokolle, Vernehmlassungen und Pläne über den Wiederaufbau des vom Orkan «Vivian» zerstörten Quais
- Gemeindeverwaltung Brienz: Akten und Pläne Wasserversorgung 1885–1888
- Gemeindearchiv Brienz: Gemeinderatsprotokolle und Protokolle von Gemeindeversammlungen
- Werren Peter und Regula: Drahtseilbahn zum Reichenbach, Stromerzeugung am Reichenbach, Meiringen 1999
- «Der Briener», verschiedene Jahrgänge
- Nachträge Neubearbeitung 2011:*
- Gemeindeverwaltung, Laterner Fritz: Gemeindebetriebe Brienz, Strom- und Wasserversorgung, Abwasserentsorgung ab 2000, S. 240 f.
- Kirche und Schule**
- Buri Ernst: Kirche Brienz, Kirchenrechtliches und Baugeschichtliches, Jahresbericht UTB 1940
- Buri Ernst: Ausgrabungen in der Kirche Brienz, Interlaken, «Hardermannli» vom 16.12.1939
- Buri Ernst, Schwanden: Staatsarchiv des Kts. Bern, Nachlass
- Staatsarchiv des Kts. Bern: Ämterbuch Interlaken
- Frutiger Christian: Wiederherstellung des romanischen Kirchturms von Brienz, Jahrbuch UTB 1955

Huggler Hans: Die Renovation der Kirche Brienz 1939/40, Jahrbuch UTB 1940
Gugger Hans: Die bernischen Orgeln, Bern 1978
Gugger Hans: Die erste nachreformatorische Orgel in der Kirche Brienz, schriftliche Mitteilung 1999
Wälti Thomas: Orgel Kirche Brienz, schriftliche Mitteilung 1999
Bichsel Friedrich: Erinnerungen an Heimat und Ferne, Brienz 1933
Curti Theodor: Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert, Neuenburg
Fuchs Ernst: 100 Jahre Sekundarschule Brienz 1869–1969, Brienz 1970
Gemeindeverwaltung Brienz: Protokolle, Abstimmungsvorlagen
Schneider Ernst: Die bernische Landschule am Ende des 18. Jahrhunderts, Bern 1905

Nachträge Neubearbeitung 2011:

Schule Brienz: Leitbild u.a. www.schule-brienz.ch, S. 275–277
Graf Regina: Neue Strukturen der Primarschule Brienz, PH Universität Bern/Brienz 2008, S. 275–277
Bähler Stefan e.a.: 100 Jahre Schulhaus Brienz Dorf, Brienz, 2003, S. 275–277

Verkehr und Tourismus

Amman Fred: Die Giessbach-Hotels, Jahrbuch UTB 1978
Berlepsch Hermann: Der Giessbach am Brienzersee und seine Umgebung, Giessbach 1876
Buri Ernst, Streich Albert: Beiträge zur Geschichte von Brienz, Brienz 1953
Ebel Johann Gottlieb: Anleitung auf die nützlichste und genussvollste Art die Schweiz zu bereisen, Zürich 1809

Hartmann Hermann: Das grosse Landbuch, Bern 1914
Kopp P., Trachsler B., Flüeler N.: Malerische Reisen durch die schöne alte Schweiz, Zürich 1982
Liechti E., Meister J., Gwerder J.: Die Geschichte der Schifffahrt auf Thuner und Brienzersee, Thun 1986
Meiners Christoph: Briefe über die Schweiz, Berlin 1785
Ober Peter: Interlaken und seine Umgebungen, Bern 1858
Spreng Hans: Das linke Brienzerseeufer – ein Gelände von nationaler Bedeutung, Jahrbuch UTB 1961
Volmar F.A.: La Belle Batelière, Jahrbuch UTB 1961
Wäber A.: Zur Geschichte des Fremdenverkehrs im engeren Berner Oberland, Jahrbuch SAC 1903/04
Wagner R.: Die Wasserheilanstalt am Giessbach, Giessbach 1886
Wagner S.: Eine Reise von Bern nach Interlaken, Bern 1805
Wollensack H.: Hotel, Pension und Kuranstalt Giessbach, Zürich 1897
Wyss Johann Rudolf: Reise in das Berner Oberland (2 Teile), Bern 1816/17

Brienz in Mundart und Malerei

Sprachatlas der deutschen Schweiz, Bern 1962 ff.
Schild Peter: Brienzer Mundart, I. Teil, Liestal 1891 (Dissertation Göttingen): II. Teil, 1894
Bourquin M.: Franz Niklaus König, Bern 1963
Geiser Bernhard: Johann Ludwig Aberli und sein graphisches Werk, Winterthur, 1923
Huggler Max: Der Brienzersee in der Malerei, Bern 1980

Hugelshofer Walter: Schweizer Kleinmeister, Zürich 1943
König-von Dach Ch., Johann Ludwig Aberli
König Franz Niklaus, Reise in die Alpen, Bern 1814
Ras Max (Herausgeber): Schweizer Maler, Glattbrugg 1976
Flück J.P.: Gedächtnisausstellung 1978

Nachträge Neubearbeitung 2011:

Stähli-Wegmann Hanna: Hans Stähli Biographie, S. 358–360
Wegmann Christoph, Stähli Eugen: Hans Stähli – sein Werk. Ausstellungskatalog 2010, S. 358–360

Gegenwart und Zukunft

Dräyer Thomas, Gemeindeschreiber und Mitarbeiter: Angaben der Gemeindeganzlei Brienz
Michel Andreas, Gemeindepräsident, und von Bergen Heidi, Präsidentin der Planungskommission: Stellungnahme

Bildernachweis

Anhang

Die unten aufgeführten Autoren haben die passenden Fotos, Zeichnungen und Darstellungen zur Illustration ihrer Aufsätze selber zusammengesucht. Weiter haben verschiedene Personen in verdankenswerter Weise Fotos für unser Buch zur Verfügung gestellt. – Bei gemalten Bildern haben wir natürlich den Namen des Künstlers darunter gesetzt.

Abplanalp Thomas, Brienz, S. 44, 45
BLS Schiffsbetriebe Thuner- u. Brienzensee, Thun, S. 287, 291
Brienz Rothorn Bahn AG, S. 303
Bundesamt für Landestopographie, Wabern, S. 140, 210 veröffentlicht mit Bewilligung vom 21.7.1999
Dräyer Thomas, Brienz, S. 367, 368
Egli Hans, Metzgerei, Brienz, S. 99
Elektrowerke Reichenbach Frey AG, Meiringen, S. 243
Kloster Engelberg, Fr. Niklas Raggenbass, Engelberg, S. 88
Ernst Peter, Brienz, S. 121, 191
Flück-Gander Flora, Brienz, S. 354
Flück Markus, Brienz, S. 338
Flück Martin, Kunstmaler, Schwanden, S. 356, 357
Fuchs Ruedi, Wildhüter, Brienz, S. 304, 305
Geigenbauschule, Archiv, Brienz, S. 156, 157
Prof. Dr. Gmür Rudolf, Bern, S. 93
Gossweiler AG, Archiv, Brienz, S. 98, 99, 132, 133
Dr. h.c. Gugger Hans, Ittigen, S. 211–227, 255
Gutscher Daniel, Bern, Brienz, S. 69, 70–72

Gygax Max, Bern, S. 11–22, 24–34, 36, 37, 41, 135, 137, 139, 141–144, 148 f., 151–155, 162–166, 206–210, 228–236, 259, 261, 263–266, 268 f., 271–274, 281, 283–291, 293 f., 296 f., 301, 303, 306–313, 316–324, 342, 344–354, 356 f.
Gyger Markus, Fotograf, Bern, S. 237, 286
Hirsch Gerhard, Brienz, S. 209, 231, 232, 237
Hösli Hans Rudolf, Brienz, S. 156,–158
Huggler Peter, Hotels Brienzburli/Löwen, Brienz, S. 283
Huggler Willi, Bildhauer, Brienz, S. 117, 151, 153
Kienholz Fritz, Dia-Sammlung, Brienz, S. 20, 114, 115, 144, 207
Kienholz Thomas, Brienz, S. 213–220, 222, 224–226, 361
Kunstmuseum Bern, S. 345, 346, 349
Kunz-Walz Wilhelm, Zollikofen, S. 353
Linder Peter, Leiter EWB, Brienz, S. 238, 241, 243
Lüber Christian, Brienz, S. 43, 46, 298
Michel Peter, Grosshöchstetten, S. 91–96, 99, 100, 113–118, 120, 121, 125, 127, 129–134, 145, 146, 325–330
Museum für Kommunikation, Bern, S. 39, 293
Nussbaumer Marc, Bern, 70–72
Perren-Roesti Ruedi, Brienz, S. 167–169, 171, 246–249, 275–277
Perren-Zurflüh Rudolf, Brienz, S. 73, 77, 88, 107, 239, 253, 256
Rehazek André, Bern, 70–72
Ruef Hans, Oberried, S. 332, 337, 338
Santschi Peter, Brienz
Kantonale Schnitzlerschule Brienz, S. 149, 154 f.

Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, Neg. Nr. CO-6805, S. 63
Staatsarchiv Bern, S. 36 f., 107, Faltblatt
Stadtarchiv Bern, S. 73
Staeger Andreas, Brienz, S. 248
Familie Streich Andreas, Brienz, S. 337
Trachsel Hansueli, Fotograf, Bremgarten BE, S. 368
Wälti Peter, Münsingen, S. 175–180, 182–185, 187, 188, 190, 191, 193, 194, 196, 201, 205

Unser Dank gehört auch den unbekanntem Berufs- und Amateurfotografen, deren Namen nicht ermittelt werden konnten.

Dank

Anhang

Am Mittwoch, den 1. Juli 2009, hat der Gemeinderat von Brienz einer Gruppe von vier Autoren den Auftrag erteilt, eine Neuauflage des 1999 erschienenen Heimatbuchs Brienz an die Hand zu nehmen, weil das Buch von 1999 vergriffen war und unser Dorf in der Zwischenzeit durch die Umweltkatastrophe vom August 2005 ein neues Gesicht bekommen hatte. Es war deshalb ein Bedürfnis aufzuzeichnen, was sich da wegen der Wasserbauprojekte, der Quaisanierung, des Neubaus des Feuerwehrmagazins und der Doppelturnhalle verändert hat.

Wir zwei Autoren, die schon am Buch von 1999 mitgewirkt hatten, Rudolf Perren-Zurflüh und Peter Michel, erklärten sich auf die Anfrage des Gemeinderats bereit, beim neu zu schaffenden Buch wieder mitzuwirken, äusserten aber den Wunsch, dass jüngere Kräfte als Mitarbeiter beigegeben würden. Diese fanden wir in Peter Wälti aus Münsingen und Ruedi Perren-Roesti aus Brienz.

Die neue Arbeitsgruppe übernahm und ergänzte Darstellungen aus dem alten Buch und fügte eine ganze Anzahl neue bei. Bei dieser Arbeit wurde sie unterstützt und beraten von der Gemeinderatspräsidentin Annelise Zimmermann und den Gemeinderäten Walter Flühmann, Peter Huggler, Toni Imfeld und Menk Lüthi. Wertvoll war auch die Hilfe von Gemeindeschreiber Thomas Dräyer und Thomas Michel vom Burgerrat.

Die Bürger haben die Erstellung des Buches mit einem namhaften Beitrag unterstützt.

Wichtig war für uns auch die aufwendige Arbeit der Firma Flotron AG, Meiringen (René Michel) bei der Erstellung der Karte mit den Flurnamen.

Ein Glücksfall für uns war, dass uns der Kantonsarchäologe Dr. Daniel Gutscher mit seinen Mitarbeitern Nussbaumer und Rehazek eine Arbeit über seine Untersuchungen auf der Axalp zum Abdruck zur Verfügung stellte.

Viele Beiträge der leider in der Zwischenzeit verstorbenen Max Gygax und Dr. Hans Gugger durften wir aus dem alten Buch übernehmen.

Sehr angenehm war die Zusammenarbeit mit der Thomann Druck AG und ihren Mitarbeitern.

Zum Schluss sei allen Personen gedankt, die mit Ratschlag, Auskünften, Daten und Bildern dazu beigetragen haben, dass das neue Brienzbuch vor Weihnachten dieses Jahres (2011) erscheinen kann.

Für die Autorengruppe
Peter Michel

